

Heinrich von Zethlmann.

Bischof Dr. Ferdinand Walter,

weil. General-Superintendent von Livland.

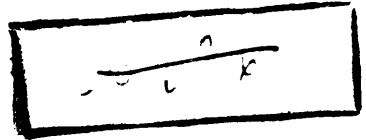
Bischof Dr. Ferdinand Walter,

weil. General-Superintendent von Livland.

Seine Landtagspredigten

und

sein Lebenslauf.



Nach Briefen und Aufzeichnungen.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1891.

~~~~~  
Alle Rechte vorbehalten.  
~~~~~

Est. A
Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

25567

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

I. Biographisches und Historisches.

	Seite
Einleitendes	3— 5
Litländische Beziehungen zu Deutschland	5— 72
1. Straßburg	7— 10
2. Jena und Würzburg	10— 21
3. Königsberg	21— 24
4. Jena und Heidelberg	24— 37
5. Würzburg und Berlin	37— 49
6. Berlin und Wien	49— 58
7. Berlin	59— 72
Aus dem Leben des Bischofs Walter	72—408
1. Die Schuljahre	73— 76
2. Die Universität Dorpat	77— 80
3. Schweden	80— 88
4. Die Universität Abo	88— 93
5. Der Hofmeister	93— 99
6. Die deutsche Reise und Berlin	99—110
7. Der Landprediger	111—125
8. Der Pastor von Wolmar	125—142
9. Das Landschulwesen	142—152
10. Das Kirchengesetz von 1832	152—158
11. Die Bauernbewegung von 1841	158—168
12. Der Eintritt in das General-Consistorium und der König von Preußen	168—173
13. Die Absetzung des Rector Umann und die Rettung der theologischen Fakultät von Dorpat	173—186
14. Der Glaubens-Verkauf von 1845	186—226
15. Der Fürst Suworoff	226—229
16. Aus deutschen Bädern	230—254
17. Die Generalsuperintendentur	254—269
18. Der Thronwechsel	269—276
19. Die Audienz bei Alexander II.	276—286

— VI —

	Seite
20. Aus der Seelsorge	286—299
21. Der Nachruf an den Baron Hamilkar Fölkersahm und die erste Landtagspredigt 1856	299—310
22. Die Petition der Ritterschaften von Ehtland und Livland um Glaubensfreiheit und die zweite Landtagspredigt 1857.	310—322
23. Die Bitte des Fürsten Suworoff um Religionsfreiheit 1858	322—329
24. Der Besuch des Thronfolgers, die Befreiung der Reflamirten und die dritte Landtagspredigt 1860	329—344
25. Die Abberufung des Fürsten Suworoff und die vierte Landtagspredigt 1862	344—358
26. Das Deutschthum in Livland und die letzte Landtagspredigt 1864 (Das Deutschthum S. 362. — Das Lettenthum S. 364. — Das Junglettenthum S. 366. — Die Russificirung S. 370.)	358—387
27. Privatleben	387—408

Zweiter Abschnitt.

II. Fünf Predigten zur Eröffnung der Landtage.

I. Am 22. November 1856	1— 18
II. Am 19. November 1857	19— 42
III. Am 21. November 1860	43— 62
IV. Am 12. Februar 1862	63— 83
V Am 9. März 1864	85—101

I.

Biographisches und Historisches.

Bald nachdem die letzte der fünf Predigten, die hier verbunden erscheinen, zur Eröffnung des Landtages in Livland am 9. März 1864 gehalten war, wurde ihr Inhalt durch die russische Presse als ein hochverrätherischer denunciirt. Obwohl der Druck der Predigt in landesüblicher Weise unter Bewilligung der geistlichen und weltlichen Censur, stattgefunden hatte und auch der buchhändlerische Vertrieb ungestört geblieben war, gab man in Moskau vor, durch diese Predigt einer Conspiration nach polnischem Muster auf die Spur gekommen zu sein, an deren Spitze der evangelische Bischof Walter, der Generalsuperintendent von Livland, stehe. Diese sollte damit umgehen, eine russische Provinz zu germanisiren, um sie Preußen in die Hände zu spielen, dessen neu erstehende Macht soeben unerwartet und beunruhigend in den politischen Gesichtskreis des slavischen Ostens trat.

Ein Satz jener Predigt, der dem Landtage die Schulbildung der bäuerlichen Bevölkerung als Mittel des Ausgleiches der im Lande hervorgetretenen nationalen Gegensätze an das Herz legte, war aus dem Zusammenhange herausgerissen, in seinem Wortlaute gefälscht, und dem Sinne nach völlig entstellt an die Presse berichtet worden. Gewandte Journalisten hatten ihn einem Publikum mundgerecht gemacht, dessen naive Unkenntniß aller livländischen Verhältnisse erforderlich war, um einer so undenkbaren Vorstellung den Schein des Glaubhaften und die Wirkung des Geglaubten zu geben. In Wahrheit handelte es sich um einen politischen Kunstgriff der übelsten Art, um die Verdächtigung eines von Grund aus loyalen Landes im Dienste panslavistischer Ideen.

Der besseren Einsicht leitender Personen konnte sich diese Sachlage nicht entziehen. Der erste Ansturm der Presse, die vom polnischen Aufstande her fanatisch erregt war, mochte zwar für einen Augenblick auch die nähere Umgebung Kaiser Alexander II. beeinflusst haben. Die Räthe der Krone mochten dann, trotz besserer Einsicht, den Zeitpunkt für nicht geeignet halten,

um mit der Autorität der Regierung an die Seite des Rechtes zu treten. Daß aber auch nicht der Schatten eines politischen Verdachtes auf einem Manne ruhen konnte, den der Kaiser selbst veranlaßte, freiwillig von seinem Amte zurückzutreten, den er im Genuße des von der Regierung verliehenen Einkommens beließ, und des Fortbestandes seines persönlichen Wohlwollens versicherte, — dieses konnte wohl Niemandem, der auch nur aus der Ferne mit dem Stil der inneren politischen Justiz in Rußland Bekanntschaft hatte, im allерmindesten zweifelhaft sein.

Was den Bischof Walter bewog, dem kaiserlichen Wunsche: er möge selbst um die Verabschiedung bitten, ungehäumt Folge zu leisten, wird im weiteren Fortgange Erwähnung finden.

Dieser Ausweg selbst freilich, der vorgeschrieben wurde, hat sich nur zu bald als eine jener unglücklichen halben Maßnahmen erwiesen, die sich in der Ueberstürzung des Augenblickes zu empfehlen scheinen, in ihren Folgen aber sich um so verhängnißvoller gestalten. So ist denn auch jene offenkundige Verleumdung des Landes in der russischen Presse seitdem nicht wieder verstummt und hat den Wechsel der Zeiten und Regierungen überdauert. Von einer ganz anderen Stelle aus, gegen die gesammte Geistlichkeit und den Adel des Landes gerichtet, ist sie neuerdings wieder hervorgetreten, indem einer der hohen russischen Würdenträger, der Oberprocureur des Synods, es nicht verschmäht hat, sie in sein Antwortschreiben an die evangelische Alliance aufzunehmen. In derselben Radtheit, in der sie der Journalist Katkow vor einem Vierteljahrhundert für sein leichtgläubiges und unwissendes Zeitungspublicum geschmiedet hatte, wird sie jetzt von einem einflußreichen Berather der Krone dem gebildeten Europa vorgetragen. Was man damals erfand, um einen Angriffspunkt gegen ein Land zu gewinnen, welches in die Geseßlichkeit und Treue seine Ehre setzte, das soll nun als geschichtliche Thatfache zur Rechtfertigung dienen für eine systematische Unterdrückung und Vernichtung der edelsten Lebensgüter des Landes. Hermann Dalton, früher reformirter Prediger in Petersburg, hat in seinem „Offenen Sendschreiben an Constantin Pobedonosceff“ mit eingehender Kenntniß der russischen Verhältnisse und in der Objectivität, die ihm seine Stellung außerhalb der lutherischen Kirche und der livländischen Lebenskreise ermöglichte, den Charakter dieses Treibens gekennzeichnet.

Durch glückliche Darstellung, schlagende Beweisführung und lautere Wahrhaftigkeit der Gesinnung ist es dem würdigen Manne gelungen, die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines weiteren europäischen Publicums jenen Vorgängen zuzuwenden. Möchte sich dieser beredten und zu Herzen gehenden Sprache auch dort das Ohr öffnen, wohin sie zunächst gerichtet ist, wenn

gerade die Pietät gegen das russische Reich den Verfasser zu dieser herben und rückhaltlosen Verurtheilung der gegenwärtigen Maßregeln in den Ostseeprovinzen nöthigt.

Auch Dalton beruft sich auf den klaren Wortlaut und Sinn jener Predigt. Es erschien daher angezeigt, dieses historische Aktenstück selbst in einem Neudrucke durch einen bekannten und um die baltische Geschichte und Politik der Neuzeit schon viel verdienten Verlag dem Urtheile solcher Personen zugänglich zu machen, die in allgemein protestantischem oder insbesondere deutschem Interesse jenen überaus traurigen Verhältnissen in Livland ihre Theilnahme nicht entziehen.

Es werden in dieser Ausgabe mit der inkriminirten Predigt vier andere verbunden, welche in gleichem Sinne die früheren Landtage eröffnet hatten, weil aus ihnen sich jene als die Frucht der fortschreitenden Entwicklung des Landes erweist. Diese fünf Predigten geben, zusammengefaßt, einen nicht unwesentlichen Beitrag zu dem geschichtlichen Bilde jenes Jahrzehntes freudiger Hoffnung, welche die Regierung Kaiser Alexander II. auch für Livland zu erfüllen versprach. Hinzugefügt ist den Predigten einiges biographische und geschichtliche Material aus den Aufzeichnungen und dem Briefwechsel des Bischof Walter, welches geeignet erschien, die Eindeutigkeit seines Charakters und seiner Handlungsweise bis auf jene letzte Predigt hin zu beleuchten. Wurde hierbei auf die geistige Entwicklung und die Familiengeschichte zurückgegriffen, so geschah es einmal, weil die Persönlichkeit Walters ganz in dieser Tradition wurzelt, andererseits in der Absicht, an dem Beispiele eines einzelnen bürgerlichen Hauses in Livland darzuthun, welcher Art und welchen Geistes die Beziehungen zu Deutschland thatsächlich waren, für deren Pflege man in Livland allerdings kein Opfer scheute.

Livländische Beziehungen zu Deutschland.

Der Bischof Walter stammte aus einem bürgerlichen Hause Livlands, dessen Vergangenheit sich nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht über die Lebenszeit seines Vaters zurück verfolgen läßt. Ob die Vorfahren aus Pommern über Schweden, oder aus Schlesien nach Livland kamen, ist ungewiß. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Familie schon dauernd in Riga ansässig, wo sie, mehrfach verzweigt, in verschiedenen bürgerlichen Stellungen lebt und in freundschaftlichen Beziehungen zu bekannten Geschlechtern der alten Handelsstadt, namentlich zu dem Hause des Rathsherrn Hollander steht. Der Kaufmann Wilhelm Walter schloß eine Ehe mit Margarethe Hedwig Helsing, der Tochter des Predigers an

der Jacobitkirche in Riga. Ein Sohn dieser Ehe, Johann Hermann Walter, geb. 22. Januar 1757, war der Vater des Bischofs. So betrat hundert Jahre später der Enkel wieder die Kanzel dieser alten Kirche Riga's. Ein Weiteres hebt sich nicht mehr aus dem Gewebe der Familienfage ab, die sich im Colonialleben schnell ausbildet, und meist wohl nur ein Ersatz für die Lösung vom konkreten heimischen Boden ist, den die romantische Neigung des Menschen hier auf Kosten der Geschichte in Anspruch nimmt. Je mehr aber die Erinnerung an die bestimmte geographische Situation früherer Wohnsitze schwindet, und die persönlichen Beziehungen zur Vergangenheit sich lösen, um so mehr sind es ausschließlich die allgemeinen und ideellen Bande der Sprache und Religion, überkommener Sitte und Geistesbildung, welche den Zusammenhang mit Deutschland aufrecht erhalten.

Die jüngere Generation der Familie wandte sich fast ausschließlich dem Universitätsstudium zu, und so ist denn auch das älteste Dokument in ihrem Besitze das Tagebuch einer Reise nach Deutschland und ein studentisches Album der Universität zu Straßburg.

Hierher führte den Vater des Bischofs der Beruf des Chirurgen, den er wohl nach Sitte der Zeit zunächst praktisch in Riga erlernt hatte. Eine höhere wissenschaftliche Ausbildung war damals innerhalb Livlands nicht ermöglicht. Die Universität Dorpat, welche Gustav Adolph stiftete, hatte die Schwedenherrschaft nicht überdauert, und das Versprechen ihrer Erneuerung blieb bis an den Anfang dieses Jahrhunderts unerfüllt.

Nur die Domschule in Riga hatte, seit dem Wirken Herder's an ihr, einen höheren Aufschwung genommen, und ihr ist es zuzuschreiben, daß der junge Chirurg eine tüchtige Schulbildung erhielt, wie seine fest ausgebildete Handschrift des Griechischen bezeugt. Im Jahre 1771 war er in die Sekunda dieser Anstalt versetzt worden, und da er unter den Abiturienten nicht aufgeführt ist, hatte er die Schule wohl schon früher verlassen, um praktisch seinem Berufe nachzugehen. Vielleicht hatten auch ungünstige äußere Verhältnisse hierzu gedrängt, ohne doch ein höheres geistiges Streben dauernd niederhalten zu können. Für das wissenschaftliche Studium war man in Livland ausschließlich auf die deutschen Universitäten verwiesen. Die Studienreisen nach Deutschland bieten die Grundlage für die höhere bürgerliche Stellung im Lande und bilden die entscheidende Wendung auf dem Lebenswege des Einzelnen. Auch in der Familiengeschichte ist die „Deutsche Reise“ ihrer Zugehörigen bei weitem das wichtigste Ereigniß; die Erlebnisse derselben werden als bevorzugter Stoff des Gespräches im Gedächtniß bewahrt und stets wieder in Erinnerung gebracht, sobald Verwandte oder Bekannte den gleichen Weg einschlagen oder mit frischen Ein-

drücken in die Heimath zurückkehren. Eingehende Briefe und Tagebücher werden regelmäßig während der Studienjahre nach Hause gesandt, laufen hier in engerem oder weiterem Kreise um und gewähren so wenigstens zeitweilig dem vorwiegend provinciellen Gesichtskreise eine directe Theilnahme an dem Leben und Treiben in der Heimath der Väter.

1. Straßburg.

Die Söhne der Familie Walter studiren nicht in dem nächstliegenden, damals von den baltischen Provinzen Rußlands aus viel besuchten Königsberg. Der Chirurg wählte Straßburg, die entfernteste der deutschen Hochschulen, und seine Söhne gehen später nach Jena, Heidelberg, Würzburg, Landshut, Wien und Berlin, je nachdem es die Entwicklung der Wissenschaft und der Beruf des Einzelnen wünschenswerth macht. Zu Schiff nach Lübeck und dann über Bremen, Hannover, Göttingen, Frankfurt ging die Reise 1777 nach Straßburg. Das Studium wird ungesäumt aufgenommen, die erforderlichen Hilfsmittel: Haller's Physiologie, Spielmann's Materia medica, Schaarschmidt's anatomische Tafeln werden angeschafft und in ernster Arbeit geht das akademische Triennium hin. Zugleich begünstigt der Ort die Aneignung der französischen Sprache, deren Kenntniß der ärztliche Beruf und die Theilnahme an den die Zeit bewegenden Ideen erfordert. Anfangs wird auch über alle Ausgaben sorgfältig Buch geführt, bald aber tritt öfter der Titel „Diversa“ auf, und die wirthschaftliche Methode weicht einer mehr studentischen Praxis. Die große Zahl der Freunde, die sich in Prosa und muthwilligen Reimen in dem studentischen Album verzeichnen, läßt erkennen, daß ein jugendfrisches akademisches Zusammenleben durch den Ernst des Studiums nicht zurückgedrängt ward.

Im Jahre 1780 kehrte der junge Arzt in die Heimath zurück und ließ sich zunächst in seiner Vaterstadt Riga nieder. Er trat im 23. Jahre in die Ehe mit Marie Elisabeth Walter, der Tochter eines Landmannes, des Besitzers eines kleinen Gutes, Waltershof, in der Nähe von Riga. Eine Verwandtschaft der gleichnamigen Familien lag nicht vor. Schon 1777, vor der deutschen Reise, war die Verlobung geschlossen worden und die freundschaftlichen Wünsche, welche Eltern, Geschwister und Unverwandte dem Scheidenden in das Taschenbuch schreiben, bekunden den frommen, religiösen Geist, der in diesem Hause herrschte. Mit rührender Unbehilflichkeit in Schriftzügen und Orthographie verzeichnet auch die alte Mutter der Braut, Dorothea Emerenzia Walterin, ihren Segensspruch. Der Zuwachs der Familie veranlaßte wohl den vermögenslosen jungen Arzt, Riga wieder bald zu verlassen und der gesicherten Praxis einer kleinen Landstadt den

Vorzug zu geben. Er ist 1783 in Wenden thätig und siedelt 1785 nach Wolmar über, welches dauernd die Heimath der Familie wird. In Petersburg ist 1785 das Kreisarzt-Examen abgelegt und 1786 nachträglich in Königsberg der medicinische Doctorgrad erworben. Bald verbreitete sich der Ruf des geschickten Arztes von Wolmar aus über das Land und eine ausgedehnte Praxis führte ihn auf häufigen Reisen, südwärts bis an die Thore Riga's und nach Norden zu über Dorpat hinaus.

Das Städtchen Wolmar liegt im Herzen des Landes und wird von der Straße durchschnitten, die Riga mit Dorpat und Petersburg verbindet und damals ausschließlich den weiteren Verkehr im Lande selbst und nach Deutschland vermittelt. Auf dem steil abfallenden Ufer der livländischen Na, auf einer vorspringenden Erhebung des Bodens, die der Ausfluß des Schwarzbaches und der Strom selbst begrenzen, zwischen alten Bastionen, tiefen Wallgräben und hochragenden Mauerresten des von den Russen zerstörten Ordensschlosses, errichtete sich der Arzt sein Heimwesen. Das kleine einstöckige Haus, nur mit Giebel fenstern an den beiden Schmalseiten und einer bescheidenen Vortreppe versehen, aus dem Kernholze benachbarter Kiefernwälder erbaut steht noch unverändert da; nur daß üppige Ranken wilden Weines es mit der Zeit ganz überzogen und alljährlich mit ihrem herbstlichen Purpur schmücken.

Diese engen Räume nahmen eine zahlreiche Familie auf und ein Geschlecht hochgewachsener Männer und Frauen ging aus den niedrigen Stuben hervor. Hier wurde auch Karl Anton Maximilian Ferdinand Walter, der nachmalige Bischof, als das dreizehnte unter den fünfzehn Kindern der Ehe, am 30. September 1801 geboren. Die Richtung seiner geistigen Entwicklung ward durch den Charakter des väterlichen Hauses und das Vorbild seiner älteren Geschwister bestimmt.

Der weitere Gesichtskreis und die freiere Lebensauffassung, die der Arzt aus Straßburg und von der deutschen Reise heimbrachte und dann in einer umfangreichen, menschenfreundlichen Thätigkeit ausbildete, die strenge Rechtlichkeit der Gesinnung und die allgemein anerkannte Tüchtigkeit in seinem Berufe sicherten auch der Familie in ihrem Lebenskreise eine bevorzugte Stellung: „Von unserem Vater ererbten wir Geschwister einen guten Namen, ein Gut, das uns mehr gefördert hat, als alle übrigen Erdengüter vermocht hätten, durch die wohlthollende Meinung und freundliche Aufnahme, die wir in den besseren Kreisen fanden.“ Hieran wurde dadurch nichts geändert, daß Walter 1793 seine Stellung als Kreisarzt verlor. Sie kam durch die Veränderungen in Wegfall, welche die Einführung der Statthalterchafts-Regierung durch Katharina II. auf allen Gebieten des provinciellen Lebens

zur Folge hatte. Es war der erste Eingriff, den Rußland in die bisher geachtete Autonomie that, welche dem Lande von Peter dem Großen für sich und seine Nachkommen bindend zugesichert war. Der Eingriff war scheinbar vorübergehend, denn Kaiser Paul stellte den alten Rechtszustand wieder her. Eine verhängnißvolle Praxis jedoch hatte schon in jener Zeit durch willkürliche Gesetzesauslegung in offener Verletzung des Landesrechtes Präcedenzfälle und Uebung gewonnen: die Zuweisung der Kinder gemischter Ehen zur griechischen Kirche. Nur auf dem Gnadenwege vermochten sich die zunächst betroffenen höheren Stände noch vor den üblen Folgen zu sichern, die sich später zum Verhängniß des Landes gestalten sollten. Das sociale Leben der kleinen Stadt und im Hause des Arztes wurde im Uebrigen damals von politischen Fragen wohl wenig berührt. Es war nur der Schatten, den spätere Ereignisse voraus warfen, der schon jetzt äußerlich auch diese Familie streifte.

Die heitere, für das Leben erschlossene und geistig angeregte Natur beider Ehegatten ließ sie die Honoratioren des Städtchens und den Adel der benachbarten Landgüter in ihrem Hause zu geselligem Verkehre sammeln, und die landesübliche Gastfreundschaft sicherte den Reisenden, welche die Stadt berührten, hier eine liebevolle Aufnahme, mancherlei Beziehungen in die Ferne vermittelnd.

Engere Bande des Vertrauens und erprobter Freundschaft schlossen sich in diesem Lebenskreise um Personen sehr verschiedener Stände und Berufe, und vererbten sich auch auf das jüngere Geschlecht. Namentlich eine geistig bedeutende und vortreffliche Frau, die Baronin Boye auf Lindenhof, fand in dem Arzte ihren treuesten Freund. Die Kinder beider Familien wuchsen in geschwisterlicher Zuneigung auf und in warmer Verehrung hingen die Söhne des Arztes stets an dieser würdigen Freundin des Hauses. „Braucht's denn noch geschrieben zu werden, daß wir unsere Baronin lieben, wie man nur lieben kann, und daß wir mehr als schändlich wären, wenn je ein anderer Gedanke uns in den Sinn käme! Tausendmal küß ich, sonst bei anderen Personen nicht mein Vergnügen, ungeachtet ihres Sträubens, für ihre guten Worte ihr die Hände.“ Als widrige Verhältnisse der edlen Frau das eigene Haus verleideten, fand sie in dem Heim des Arztes eine Zuflucht und bei seiner Wittve die liebevolle Fürsorge der Freundschaft.

Neben zärtlicher Liebe zu Eltern und Geschwistern ist auch ein lebhafter Sinn für treue, opferwillige Freundschaft allen Kindern des Hauses eigen geblieben.

Die Bedingungen der Entwicklung von Gemüth und Geist der Jugend waren unter diesen Verhältnissen ausnehmend günstige. Die größte Ein-

fachheit der Lebensweise, frühe Gewöhnung an Entbehrungen und persönliche Bedürfnislosigkeit, eine tiefe Frömmigkeit und unbedingte Pflichterfüllung boten die Grundlage ausgesprochener willensstarker Persönlichkeiten. Das gemeinsame Aufwachsen der zehn Geschwister, die das reifere Alter erreichten und sich zu sehr verschiedenartigen Charakteren ausbildeten, mußte um so mehr das Gemüthsleben bereichern, als das innige Verhältniß der Eltern und Kinder jede Entfremdung oder andauernde Mißstimmung ausschloß. Während vier Schwestern durch Ehe oder Beruf an das Städtchen gebunden wurden und den Brüdern auch über das Leben der Eltern hinaus ein warmes Heimathsbewußtsein sicherten, wandten sich diese mit großer Thätigkeit sehr verschiedenen Berufen und Studienkreisen zu und erweiterten den Gesichtskreis der Familie zu einem reichen, geistigen Leben, dessen Grundton weit über dem alltäglichen lag. Was schon das Zusammenleben der zahlreichen Familie in engerem Kreise zur Nothwendigkeit machte, wurde später zur Voraussetzung der bewußten Lebensführung: das Zurückstellen der eigenen Person unter die Hingebung an das Andere und Allgemeine. Alle sechs Brüder erwählten das Universitätsstudium und von sechs Hochschulen aus flossen so ihrem Lebenskreise Bildungselemente und Anregungen zu, die in lebhaftem persönlichen Verkehr ausgetauscht wurden. Drei unter den Brüdern sind Mediciner, zwei Theologen, der jüngste widmete sich der Philosophie.

2. Jena und Würzburg.

In den Jahren 1802 — 1805 befindet sich eine kleine Kolonie aus diesem Kreise in Wolmar auf der Universität Jena. Unter diesen Studenten ist auch der älteste Sohn des Arztes, Johann Wilhelm, geb. 31. Juli 1781. Er wurde in der Strenge der Pflichterfüllung und durch sein kindlich liebevolles Wesen das Vorbild der jüngeren Brüder. Er folgte dem Berufe des Vaters und fand jetzt in Jena, was jenen nach Straßburg führte, eine tüchtige medicinische Fakultät, die hier 300 Studierende zählte. Der erste Prediger in Wolmar, Probst Loder, war ein Bruder des Professors der Anatomie in Jena und sandte gleichzeitig seinen Sohn dem Oheim zu. Andere Schulfreunde nehmen denselben Weg, so daß sich unter den zahlreich in Jena studirenden Livländern und Kurländern sechs Wolmaraner (Loder, Walter, v. Bohe, v. Hartwiß, Brand und v. Jaernerstädt) zusammenfinden.

Die Reise geht am 21. März 1802 von Riga aus, in elf Tagen nach Königsberg, dann schnell nach Danzig, von hier in fünf Tagen

mit der ordinären Post nach Berlin und in zwei Tagen und Nächten mit der Extrapost nach Leipzig. „Erst von Berlin an war die Vegetation merklich vorge schritten und bekam alles mehr Leben. Je weiter ich kam, desto mehr Gärten fand ich, besonders im Sächsischen, wo ein ganz anderes Klima zu herrschen scheint. Zwei Meilen von der sächsischen Grenze liegt Wittenberg, und diese Stadt erschien mir mit ihren Obstgärten und Alleen von Obstbäumen, die nur dann und wann von anderen Bäumen unterbrochen werden, wie ein wahres Paradies; gegen Leipzig aber muß es verschwinden.“

Nachdem in Leipzig die erforderliche Garderobe besorgt ist, geht es an die Arbeit nach Jena. Hier stehen die studirenden Landsleute fest zusammen und halten ihren Kreis von den Auswüchsen des akademischen Lebens der Zeit möglichst frei. „Jedermann weiß hier, daß wir Livländer übereingekommen sind, uns gar nicht mit einander zu schlagen, sondern die etwaigen Streitigkeiten immer der Entscheidung der übrigen Landsleute zu überlassen. Nur mit Fremden muß man der eingeführten Sitte gemäß verfahren.“

Aber auch den Lebensgewohnheiten dieses weiteren Kreises der Landsleute schließt sich der junge Mediciner nicht enger an. „Nur einmal am Neujahrsabend besuchte ich honoris causa das Casino, in welchem alle Landsleute zusammentamen; aber da ich kein Tänzer bin, verschwor ich, um der langen Weile willen, das Wiederkommen.“ Auch bei den Händeln, welche bei Gelegenheit der Feier der Thronbesteigung Alexander's I. zwischen Livländern und Kurländern entstehen und zu einigen Duellen führen, versichert er die Eltern, nicht theilhaftig gewesen zu sein. Ein Kurländer sei scheinbar schwer verwundet worden und hätte im Verhöre dem Senat seinen Gegner genannt. Um diesen vor der drohenden Relegation zu retten, hätten sich nun sämtliche Landsleute als Duellanten angegeben und so ihre Absicht erreicht, aber auch das Gerücht veranlaßt, daß alle Livländer und Kurländer sich mit einander geschlagen hätten.

Für die Theilnahme an dem studentischen Treiben in Jena fehlte es wohl weniger an Neigung, wie an den erforderlichen Mitteln und Zeit. Die Arbeit, welche in den drei Studienjahren zu bewältigen war, ist in der That keine geringe. Die kleine Landstadt hatte nicht eine so gründliche Vorbildung gewähren können, wie sie der Vater auf der Domschule zu Riga fand. Um das Versäumte nachzuholen, werden neben den medicinischen Collegien zahlreiche Sprachstunden erforderlich. Im ersten Semester wird von 6—9 Mineralogie, Botanik und Osteologie bei Lenz, Batsch und Froriep gehört, dann folgten die französische Stunde und Fecttübungen bis 11 und vor dem Mittag Naturgeschichte bei Batsch. Nachmittags be-

schließen reine Mathematik bei Stahl und eine englische Stunde die Tagesarbeit. Im Wintersemester folgen auf die englische Stunde von 8—9 vier Stunden Anatomie und eine, physiologische Anthropologie, bei Loder und von 3—6 griechische, französische und lateinische Stunden bei Prof. Haller, Dr. Henri und Dr. Funke. Auch später wird schon von 6—7 am Morgen bei Eichstädt über Homer's Iliade gehört und in den letzten Semestern zum Englischen noch das Italienische hinzugenommen.

Hierzu kommt ein lebhaftes Interesse für das Zeichnen und Malen, welches zunächst ebenfalls im Dienste des Studiums ausgebildet und verwertet wird. Dann aber auch auf die Landschaft der Umgebungen Jena's Anwendung findet und die Liebhaberei der Zeit für das Silhouettiren zu theilen gestattet.

„Ich habe auch angefangen, im Zeichnen Unterricht zu nehmen, welches meinen Geldbeutel aber etwas stark angreifen wird. Ich hoffe zu Michaelis noch so viel Geld übrig zu haben, um die schönsten Gegenden in der Nähe besuchen und abzeichnen zu können. Das ist noch immer meine liebste Erholung, und sobald als ich Anatomie werde gehört haben, so will ich künftigen Sommer, um beides zu vervollkommen, anatomische Sachen zeichnen lernen, wozu sich jetzt schon gutes Glück zeigt. Denn als neulich der Geh. Hofrath Loder bei Roux einen Kopf, den ich eben gezeichnet hatte, sah und hörte, ich wäre Mediciner, ließ er mir seine Präparate, die ganz herrlich sind, zu künftigem Gebrauche anbieten. Hieraus hoffe ich in mehreren Stücken Nutzen zu ziehen.“

15. October 1802. „Aus den kleinen Reisen, die ich machen wollte, ist nichts geworden, theils weil mein Geld nicht so weit reichte, als ich dachte, theils weil ich noch einige Sommerkollegien zu repetiren hatte. Ich habe nämlich Osteologie mit Hülfe eines von Loder geliehenen Skeletts repetirt, die Mineralogie im Cabinet der hiesigen mineralogischen Gesellschaft, deren Mitglied ich für ein paar Thaler geworden bin, und die Botanik dadurch, daß ich gegen 600 Pflanzen, die ich den Sommer über getrocknet hatte, ordnete und mit Namen versah. Dies und die Reise nach Arnstadt sind meine Beschäftigungen während der Ferien gewesen.“

Später wohnte er in einem Hause mit dem Zeichenlehrer Roux und schloß mit diesem tüchtigen Künstler eine vertraute Freundschaft. Gern weilte er an freien Abenden in der Familie von Roux, und ein sauber ausgeführtes Portrait von der Hand des Freundes in Silberstiftzeichnung sandte er zur Erinnerung den Seinen heim.

Seine volle Hingebung aber nimmt das medicinische Studium in Anspruch. Ein fleißiger brieflicher Verkehr theilt dem Vater Nachrichten

über den Fortgang seines Studiums, Neuigkeiten aus der medicinischen Wissenschaft oder Angaben über den Gesundheitszustand der Gegend mit.

Die Resultate der Pockenimpfung werden mit lebhaftem Antheil ausgetauscht, neue Phantome von Froriep dem Vater empfohlen und Zeichnungen chirurgischer Fälle übersandt. Sehr dringend empfiehlt er dem Vater zu gastlicher Aufnahme einen heimreisenden Freund und Studien-genossen, seinen Landsmann Girgensohn. Wie mochte er ahnen, daß fünf Jahre später dieser tüchtige Mann dem Vater und ihm selbst als Arzt in Wolmar nachfolgen würde. Gleich am Anfange der Studien, 16. Juli 1802, schreibt er, offenbar nur nach Hörensagen, dem Vater: „Jetzt will ich Dir die hiesigen vorzüglichsten Professoren der medicinischen Wissenschaft, so viel ich weiß, nennen. Der erste ist unstreitig der alte Hofrath Stark, der außer anderen Collegien mit seinem Neffen, dem Dr. Stark, ein Klinikum leitet. Er ist der größte Praktikus in Jena und wird dem früher hier gewesenen Hofrath Hufeland sehr vorgezogen. Hufeland hat hier wenig Lob nachgelassen, so wie hier die meisten Professoren stärkere Brownianer sind als er, jedoch der alte Stark am wenigsten oder mit mehr Einschränkung als alle. Nun folgt dem Rufe nach Himly, ein starker Anhänger des berühmten Koeschlaub, der in Bamberg so viel Aufsehen machte, jetzt aber nach einem anderen Orte als Professor gegangen ist. Dieser Himly leitet mit dem Geheimen Hofrath Loder zusammen ein Klinikum (Loder ist so eitel, daß er sich über jeden ärgert, der mit ihm spricht und dies Wort vielleicht nicht vorsetzt). Himly ist auch ein guter Praktikus. Loder hingegen ist außer der Anatomie zu nichts zu brauchen, und seine Patienten sind so gut wie immer verrechnet. In der Anatomie aber hat er solche Fertigkeit, daß er auch bei den schwersten Nerven- und anderen Sachen nie ein Compendium mit sich nimmt. Er ist mit Stark Todfeind; letzterer soll aber die gegründetsten Ursachen haben. Ueberhaupt verträgt sich Loder fast mit keinem Professor der Medicin, und nur mit wenigen anderen Professoren. Himly ist einer der stärksten hiesigen Brownianer. Außerdem sind noch vorzügliche Professoren Froriep, Bernstein und Bretschneider.“ Nach eigener Anschauung ist er später namentlich von den Collegien Loder's, und den „herrlichen Vorträgen des jüngeren Professor Stark über Therapie und Chirurgie“ befriedigt, und bewundert die praktische Erfahrung und Tüchtigkeit des älteren Stark. Die Stark's führen ihn in die praktischen Disciplinen ein, die ihm besonders am Herzen liegen: „Jetzt erst lerne ich unseren lieben Vater immer mehr seiner medicinischen Geschicklichkeit wegen verehren, nachdem ich die Heilmethode der meisten hiesigen Aerzte habe beobachten können. Was giebt es unter den hiesigen

Professoren sogar noch für jämmerliche Leute, wenn sie den Kranken vor sich haben. Auf dem Katheder sind sie groß, aber wenn es ans Ausüben geht, stößt es bei vielen. Die beiden Stark's und wenige andere machen eine Ausnahme. Diese beiden haben aber auch fast alle Patienten in Jena und der Hofrath ließt der Praxis wegen fast gar nicht mehr."

Höchst abgeneigt ist er aller bloßen Theorie in der medicinischen Wissenschaft: „Außerdem giebt es hier auch noch eine philosophische Secte von Aerzten, deren Haupt Dr. Kilian ist. Sie ist aber sehr schwach und besteht fast nur aus ihm und einigen faulen Studenten, denen seine Methode die leichteste ist. So wird denn Nosologie und Therapie jetzt von einem Manne gelesen, der z. B. sagen kann: er brauche seine Patienten nicht weiter zu sehen; wenn er nur weiß, ob die Krankheit asthenischer oder sthenischer Art sei, so hat er schon genug, und dann giebt es nur zwei Mittel, die er denn auch jedesmal anwendet. Daß ich bei diesem Herrn Professor Kilian nicht zu hören brauche, bedarf wohl keiner Entschuldigung."

Auch das Eindringen der naturphilosophischen Lehren in die Medicin wird mit Mißtrauen angesehen. Das hindert jedoch nicht, der philosophischen Bewegung der Zeit aufmerksam zu folgen. Er hört 1803 in Jena eine Stunde täglich *philosophia transcendentalis et naturalis* bei Doktor Krause, 1804 in Würzburg von 7—8 des Morgens Naturphilosophie bei Schelling und wiederum in Jena im Wintersemester von 6—7 Morgens Philosophie bei Hegel. So treten in zwei Jahren drei große Philosophen in den Gesichtskreis des jungen Mediciners ein. Freilich glaubt er sich beim Vater dieser Absehwefung und Ausgabe wegen entschuldigen zu müssen: „Mit Recht wirfst Du mich tadeln, daß ich zum dritten Mal ein Philosophicum höre. Ich halte es aber für nöthig, um bei der jetzigen Wuth, alles a priori in der Medicin zu deduciren, die neuen Systeme theils verstehen, theils auch prüfen zu können. Wenn ich aber die Philosophie bloß für mich studieren sollte: so würde sie mir mehr Zeit kosten, und ohnedem ist dies abstrakte Zeug so nicht meine Liebhaberei." Bei einer so breiten Anlage und ernstern Auffassung des Studiums ist es begreiflich, wenn er versichert: „ich habe genug zu thun, so daß ich von früh bis spät immer beschäftigt bin, und mich nur durch die Verschiedenheit der Gegenstände erhole."

Zu einem so unausgesetzten Fleiße fühlte er sich nicht nur durch die Geldopfer verpflichtet, welche das Studium in Deutschland seinem Vater auferlegte, dessen große Familie den Erwerb immer mehr in Anspruch nahm, sondern auch durch die Stipendien und Unterstützungen, die er theils aus Riga durch Herrn von Fischer, theils durch Herrn von Löwenstern aus

Wolmarshof bezieht; denn das fremde Geld will er ausschließlich zum Studium, nicht aber zu Reisen und Vergnügungen verwenden. Sein Budget von 400 Thalern jährlich schränkt er vorsorglich um 100 Thaler ein, die er für den Abschluß der Studien in Dorpat bestimmt.

Anfangs wohnt er in Jena im Eydorf'schen Hause mit v. Boye und v. Hartwiß zusammen, um so nur einen Theil der Miethe zu zahlen. „Der Mittag kostet $1\frac{1}{4}$ Thlr. wöchentlich, die Möbles 12 Thlr. jährlich, Kaffee und Abendessen betragen zusammen so viel, wie der Mittag. Das Leben ist hier ziemlich wohlfeil und Aufwand in Kleidern wird hier auch nicht gemacht. Die Wäscherin bekommt 12 Thlr. jährlich, kurz, ich denke mit 300 Thlr. Ab. hier vollständig auszukommen. Von dem schlechten Essen wird hier zwar viel geschrien; es ist aber ziemlich gut von Geschmack, aber kraftlos. Es ist daher hier eine schlimme Sache, krank zu sein. Ich habe es an mehreren Bivländern bemerkt, daß sie sich, ungeachtet sie einen etwas kräftigeren Tisch sehr theuer bezahlen, nur sehr langsam erholen.“

Diese Vorausrechnung stimmte natürlich nicht ganz, und so bilden die nothwendig werdenden Bitten um Geldsendungen und die Versicherung, daß er nicht das Geringste verschwende, den einzigen Schatten, der auf diese glücklichen Jahre in Jena fällt. Denn der Zauber der Heimathlichkeit, den die Hochschule im Saalthal vor allen deutschen Universtitäten ausübt, verfehlte auch hier nicht seine Wirkung. „Die Gegend ist hier sehr schön. Jena liegt ganz im Thale, theils mit sehr schönen, aber auch mit ganz nackten Bergen umgeben. Die Stadt und die umliegenden Dörfer sind ganz von Obstgärten und Weinbergen bekränzt.“ Die rauschenden Vergnügungen ja selbst die Aufführungen der Komödien in Weimar werden nur selten mitgemacht, aber die Berge der Umgebung Jena's werden gern bestiegen, die Vogelschießen nicht verabsäumt und die Johannisfeuer, die sich den Bergen entlang ziehen, rufen ihm die Erinnerung wach an die heiteren Feiern dieser Abende unten im kleinen Garten des väterlichen Hauses in Wolmar.

Die freundliche Aufnahme, die er in den Familien von Roux und bei den Stark's findet, läßt ihn sich auch bald mit den Bewohnern des anmuthigen Ortes einleben und namentlich alle Vorgänge an der Universtität ganz im Interesse des Jenaer Patrioten beurtheilen. Die Erinnerung an die glücklichen Jahre, die er hier verlebte, vermochte später auch mit dem Andenken, das ihm seine Familie bewahrte, und dem Zuge nach Jena sind seitdem viele seines Namens gefolgt. Es war damals eine unruhige Zeit für die berühmte Hochschule, denn die Nachwehen von Fichte's Entlassung ließen Studenten und Professoren noch nicht zur Ruhe kommen. Himly

ging nach Göttingen, Voder 1803 nach Halle: „Für die Studirenden ist dies der größte Verlust, der Jena treffen konnte. Ueberhaupt ist der jetzige Zeitpunkt (August 1803) sehr wichtig. Die Entrepreneurs der Literatur=Zeitung, Schütz, Ersch und andere, die zugleich mit die geschicktesten Professoren in Jena sind, haben einen sehr vortheilhaften Ruf nach Halle bekommen und sollen nicht ganz abgeneigt sein, ihn anzunehmen, auf welchen Fall sie ihre Zeitungsexpedition auch dahin verlegen würden. Dies alles würde (wenn es geschieht) für die Universität ein sehr beträchtlicher Schade sein.“ 8. September 1803: „Hier ist jetzt alles in Unruhe, sowohl unter Professoren als Studenten. Voder benimmt sich gemein, indem er in alle Zeitungen setzen läßt, daß alle Professoren aus Jena gingen und dies leer und verlassen bliebe. Außer Voder geht auch der alte gelehrte Hofrath Schütz nebst Sohn und Dr. Ersch von Jena nach Halle. Jena verliert viel an diesen Männern, auch dadurch, daß Schütz die Literatur=Zeitung jetzt in Halle ausgeben will! Die Herzöge geben sich jetzt alle Mühe, theils den Schaden zu ersetzen, theils anderen zu verhüten. Mehrere Professoren, die auch weg wollten, haben Zulage. Es soll von Weihnachten an eine zweite Literatur=Zeitung hier in Jena herauskommen, deren Redakteur der größte Philologe Gichtstädt ist. Goethe selbst stellt sich an die Spitze der Unternehmung. Gott gebe seinen Segen. Von Gichtstädt, der schon an der alten fast alles that, und von Voß, der jetzt hier ist und starken Antheil nehmen will, läßt sich viel erwarten. Die Fonds, die theils der Herzog, theils Goethe u. giebt, sind größer als in der alten Zeitung. Auch Professor Stark soll einen Ruf nach Dorpat haben. Wenn der hinziehen würde, so bekäme Dorpat nicht nur den geschicktesten Mann, sondern sicher einen der besten medicinischen Lehrer, die es giebt, die hiesigen nicht ausgenommen, sowohl in der Chirurgie, als in innerlichen Krankheiten. Mit wahrer Freude und mit Nutzen würde ich dann noch in Dorpat studiren.“ — „Stark bleibt in Jena. Die Herzöge erkennen jetzt erst, was sie schon verloren haben, und wollen den Rest von guten Docenten nicht mehr weglassen, sondern wenden jetzt alles daran, um das Verlorene zu ersetzen.“

Im Herbst 1803 ist ein Landsmann, Brand, den Walter Monate lang gepflegt hat, an der Lungenschwindsucht gestorben. Auf Stark's Dringen soll eine kleine Reise Zerstreuung und Sicherung vor den Folgen der Pflege geben. Ohne bestimmten Plan wandert er nach Thüringen hinein, besichtigt die Schmelzwerke und Fabriken des Gebirges und faßt in Suhl den Entschluß, weiter bis an den Rhein vorzudringen. Ueber Meiningen und die fränkischen Berge geht es schon durch tiefen Schnee nach Fulda, von hier in drei Tagen nach Hanau und nach einem Aufenthalt in Frankfurt

mit dem Marktschiff nach Mainz; dann über Worms und Mannheim nach Heidelberg. „In dieser herrlichen und in aller Hinsicht schönen und gesegneten Gegend wurde bei der günstigsten Witterung auf dem Marsche mancher Schoppen Wein auf Vaters Gesundheit getrunken.“ Die Weinlese selbst vermag er nicht abzuwarten und schmerzlich bedauert er, daß Zeit- und Geldmangel ihn verhindern, nach Straßburg zu gehen, „um doch diesen für mich so äußerst interessanten Ort einmal gesehen zu haben.“ Zurück geht es dann den geraden Weg über Würzburg, Coburg, Saalfeld. In Würzburg orientirt er sich über die dortigen medicinischen Verhältnisse und entschließt sich nur ungern, auf des Vaters Wunsch, zum Sommersemester 1804 dahin überzusiedeln.

Die Reise geht zu Fuß, freilich nicht auf dem geraden Wege, sondern über Dresden nach Würzburg. „Ich habe nichts zu sehen vergessen, aber die acht Tage reichten kaum hin, um nur eine Uebersicht von den schönen Ueberbleibseln der Kunst zu bekommen, weit weniger, um sie kennen zu lernen. So viel als den meisten Reisenden, oder vielleicht auch etwas mehr hat mir Dresden und besonders die prächtige Bildergallerie genügt. Ich hätte es mir nie verzeihen können, einen Ort, dem ich so nahe war, und der in Hinsicht der schönen Künste der einzige in Deutschland und nach Rom und Paris fast der vorzüglichste auf der Welt ist, nicht gesehen zu haben.“

Auch die sächsische Schweiz wird durchwandert und dann nach Würzburg zur Arbeit zurückgekehrt. Auch hier trifft er einige Landsleute, Voder und Böckel, an. „Die Gegend ist schön und äußerst fruchtbar, man sieht nichts als Obstpflanzungen, Felder und vorzüglich viele Weinberge. Durch all' dieses bekommt übrigens die schöne Gegend viel Einseitiges.“ Nach seinem Aufenthalte in Jena findet er sich hier nicht befriedigt denn die angestrengte Arbeit läßt ihm nicht Zeit genug, um sich in so fremde Verhältnisse und Menschen hineinzufinden. Die Bayern und die erzkatholischen Franken sagen ihm wenig zu. „Wenn in Bayern noch was Geseheutes geschieht, so mag es wohl daher kommen, daß der Churfürst noch einige Pfälzer zu Räthen hat, welche mir als das munterste Völkchen in ganz Deutschland vorgekommen sind.“

„Die Professoren lieben hier allgemein das Courmachen, welches mir gar nicht behagen will, zumal ich noch keine anderen Staatskleider habe, als den einen Anzug, den ich mir bei meiner Ausreise in Leipzig machen ließ.“ An der medicinischen Klinik unter Hoven und Toman findet er manches auszustellen: „Sie setzen zu viel voraus, die Kranken werden zu schnell und kurz abgefertigt, so daß es unendliche Mühe kostet, zu begreifen,

weswegen dies oder jenes indicirt ist. Gefagt wird wenig oder nur selten etwas darüber.“ Um so mehr nimmt ihn die chirurgische Klinik durch ihre guten Einrichtungen und die Leitung der drei Siebold ein. Der Vater hat die chirurgische Klinik gemeinsam mit dem älteren Sohne Bartel, während der jüngere, Elias, der gynäkologischen Abtheilung vorsteht. Auch in Würzburg lebt er ganz dem Studium, und nur als Praktikant begleitet er ab und zu Siebold zu Operationen auf die umliegenden Dörfer. Auch die großen Ferien bleibt er am Orte, da er in den Kliniken nun viel zu thun findet und ein Privatissimum bei Elias Siebold nimmt. „Es studiren jetzt hier auch mehrere Russen, wovon ein Paar schon zu künftigen Professoren in Petersburg bestimmt sind. Es sind feine Leute, die wirklich mit vielem Nutzen studirt haben. Sie sind den Sommer in Paris gewesen, welches ihren Erwartungen aber nicht entsprochen hat.“ Nur acht Tage gönnt er sich zu einem Ausfluge nach Heidelberg und Mannheim, „um noch einmal von diesem schönen Paradiese und der Rheingegend Abschied zu nehmen. Welch' himmelweiter Unterschied, als zwischen Tag und Nacht, ist zwischen hier und dort. Am Rhein und Neckar habe ich nichts als frohe, heitere und gastfreie Menschen getroffen, die die Göttergabe des Weines mit Frohsinn genießen. Hier haben sie sehr guten Wein und sind zänkisch, mißtrauisch und brutal im höchsten Grade. Dieser fast durchgängige Charakter der hiesigen Bewohner, die hiesige Theuerung und die Schweinerei in den meisten Wohnungen und beim Essen machen es, daß man die fruchtbare Gegend und den Segen der Natur, der hier ist, weniger bemerken oder preisen kann, und daher denke ich gerade an den weniger fruchtbaren Norden mit seinen offeneren, liebevolleren Bewohnern zurück.“ Ganz leicht aber scheint ihm der Abschied von Würzburg, trotz dieses Mißbehagens, doch nicht geworden zu sein. „Ich bin länger hier geblieben, als ich wollte, welches ich aber um der Weinlese willen gethan habe, welches Fest ich in meinem Leben wohl nicht wieder sehen werde. Ich bin in mehreren Bergen gewesen und habe mit gelesen und noch mehr gegessen. Es ist doch etwas Röstliches, in einem Weinlande zu leben, besonders für die, welche diesen Segen recht genießen.“

Für den Winter noch nach Wien zu gehen, verzichtet er um der Kosten willen. Vor Halle, wohin ihn Reil als Praktiker und Loder ziehen, giebt er Göttingen den Vorzug. Aber schon nach kurzem Aufenthalt findet er hier in seinem Fach nicht die gewünschte Anleitung. „Richter und Wrisberg lesen nicht mehr. Der alte Osiander ist der einzige von den berühmten Leuten, der noch liest, aber auch er ist schon matt und sehr bequem. Was Himly dort ist, habe ich in Jena eben so gut und noch besser.“

So wird denn das letzte Semester wieder in Jena verbracht und Physiologie bei Schelver Klinik bei den Stark's, Succow, Adermann und Märtens gehört. „Adermann gefällt mir sehr gut. Er ist von offenem, sehr stolzem Charakter; dabei ist sein Vortrag frei und ungezwungen, und beim Krankenbette so weit von theoretischen Spitzfindigkeiten entfernt, als ich es noch bei keinem Professor gefunden habe.“ Auf Studien im neu eingerichteten Irrenhause mag er sich um der kurzen Zeit willen, über die er nur noch verfügt, nicht mehr einlassen.

„In Ansehung des gewöhnlichen akademischen Lebens bin ich wie auf einer ganz anderen Universität, so sehr hat sich Jena sowohl in Hinsicht der Professoren als Auditoren verändert. Ganz zum Schaden des guten Tones ist diese Veränderung nicht, wenn sie nur besteht.“ Vorzüglich die Praxis nimmt ihn jetzt in Anspruch: „Gleich beim Anfang meiner hiesigen Praxis starb mir ein Kind. Es hatte sich über und über verbrüht, und schon am zweiten Tage starb es. Ich muß gestehen, daß mich dies mehr angriff, als wenn ich zehn Kranke von meinen Mitpraktikanten hätte sterben sehen.“

Die praktische Thätigkeit bringt ihn in häufigere Beziehungen zu Stark und in freien Verkehr in dessen Hause: „Ein paar mal wöchentlich bin ich des Abends in einer kleinen häuslichen Gesellschaft, wo ich gewöhnlich sehr froh bin.“ Dieser Verkehr führte zu einer Verlobung mit der Tochter des Hauses, mit Luise Stark. Die Ehe ward durch den Tod verhindert. Luise Stark heirathete später den Professor Oken. Sie blieb stets, auch als Wittve noch, mit der Familie des Jugendgeliebten in freundschaftlichen Beziehungen.

Die Verlobung, die zum Eintritt in das bürgerliche Leben mahnt, und eine schwere Erkrankung seines liebsten Freundes, Guido v. Boye in Lindenhof, lassen ihn nun ungeduldig der Heimreise entgegensehen. Der Gedanke, in Deutschland zu bleiben, wird nie berührt. Hierzu war das Verhältniß zu den Seinen ein weit zu inniges und die Liebe zur Heimath zu lebendig in ihm. So wohl er sich in Jena fühlte, und so wenig fremd ihm vom väterlichen Hause her der Ernst der Arbeit und die deutsche Lebensauffassung war, so bleibt doch die Sehnsucht nach den Seinen in den drei Jahren stets wach. „Obgleich mir die Zeit in Geschäften und der liebevollen Gesellschaft von Hugo Boye und meinen übrigen Hausgenossen schnell vergehen sollte, so schwindet doch kein Tag, wo ich nicht an die frohe Zeit zurückdenke, die ich im zärtlichen Vaterhause verbracht habe. Diese Rückerinnerung macht mich aber nicht unthätig und mißvergnügt, sondern voll Freude: so liebevolle Eltern und Geschwister zu haben, wie

mancher meiner mitstudirenden Landsleute sie nicht hat, fühle ich mich zu jeder Arbeit stark.“ „Bald werdet Ihr wieder einen Tag der Freude bei Euch haben, nämlich Vaters Geburtstag. Könnte ich doch nur auf diesen einen Tag, der mir immer der wichtigste im ganzen Jahre war, zu Hause sein, um Vater wieder nach alter Art eine Zeichnung zu machen. Ich muß gestehen, daß mich im ganzen Jahre kein Tag so an die 200 Meilen erinnert, die zwischen uns sind, als gerade dieser.“ Wie an dem Elternhause, so hängt er auch treu an den Jugendfreunden: „Ich muß zwar sagen, daß ich hier manchen herrlichen Kerl zum Freunde habe, aber diese besonders: Hugo Boye und Hartwiß waren mir doch die liebsten.“

Auch den Doctorgrad will er nicht in Deutschland, sondern an der erneuten Universität Dorpat erwerben. „Vor meinem Examen in Dorpat ist mir gar nicht bange, denn je schärfer die Herren sind, desto bestimmter sind eo ipso die Antworten.“

Weit mehr beunruhigt ihn der bevorstehende Eintritt in das bürgerliche Leben und das Urtheil der Heimath über den nach dreijähriger Abwesenheit nun zum Manne gereift Zurückkehrenden. „Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, in drei Jahren die Medicin nur einigermaßen zu studiren, so sollte einem der Muth vergehen. Außerdem fordert der größte Theil noch, daß man eine sogenannte äußere Bildung erlangen soll, welche doch nur durch häufige Gesellschaften u. entsteht, und wer diese besucht, muß natürlich das Studiren vernachlässigen. Ich habe diese sogenannte äußere Bildung, vielleicht zu meinem großen Schaden, zu sehr vernachlässigt; non omnia possumus omnes. Die Deutschen müssen mich am Ende doch verbrauchen, wie ich bin. Es scheint als wollte ich mich durch diese Einleitung als einen plumpen Kerl annonciren, daher muß ich hinzufügen, daß Du, mein lieber Vater, mich wahrscheinlich in nichts verändert finden wirst.“ Im Sommer 1805 kehrt er nach Wolmar zurück, wird im November in Dorpat zum Doctor der Medicin promovirt und erhält im Februar 1806 eine gute Stelle mit 1000 Rubeln Gehalt als Arzt in Marienburg, die ihm den eigenen Hausstand in nahe Aussicht stellt. Im Februar 1807 aber erkrankt der Vater in Wolmar an einem schweren Typhus. Der Sohn eilt zur Pflege herbei, sieht aber den innig Geliebten schon am 6. März vercheiden. Er tritt nun selbst an des Vaters Stelle als Arzt in Wolmar und übernimmt die Sorge für die Zukunft der Seinen. Aber dieselbe Krankheit ergreift auch ihn, und am 13. April verliert die Mutter in dem ältesten Sohn ihre Stütze und den Versorger zahlreicher Geschwister. „Gut, unaussprechlich gut war er“, fügt ihre Hand

den Daten der Geburt und des Todes in dem alten straßburger Taschenbuche des Mannes hinzu.

Es muß ein böses Sterben gewesen sein, in welches dieses jugendstarke Leben auslief; denn noch 1832 schreibt eine seiner Schwestern: „Wie schwer erträgt der Mensch ein schweres Sterben der Seinen, wie schwer! Es vergeht wohl ein Viertel-Jahrhundert und noch bebt jeder Schmerzenslaut im Herzen, und sterben die Hände ab. Mein Vater im Himmel, wie danke ich Dir für die Dunkelheit, die unsere Zukunft überzieht.“ „Du hast wohl vergessen, daß es ein Todestag ist, auf den Du Deine Hochzeitfeier angesetzt hast“, mahnt sie zur selben Zeit den jüngeren Bruder. Die Mutter begrub den Sohn an der Seite des Vaters, dem er in dem sicheren Gleichgewichte seiner schlichten und tüchtigen Natur unter den Brüdern am nächsten steht. Er war gleich dem Vater für ein segensreiches, praktisches Wirken veranlagt und durch einen heiteren Sinn befähigt, das Glück des Lebens zu genießen. In den übrigen Brüdern tritt der Geist des Hauses einseitiger auf und in mehr charakteristische Formen sich ausprägend.

Die zwei Todesfälle haben die 27 Jahre ungetrübten Glückes dieser Ehe und Familie beschloffen. Der schmerzliche Ernst dieser Erinnerung und der sich anschließenden sorgenvollen Jahre wird nie ganz verwunden. Immer wieder durch neuen harten Verlust in das Gedächtniß gerufen, klingt er in der Weltanschauung der übrigen Geschwister nach, und bei aller Lebensfreudigkeit hat ihrer Keines sich durch einen irdischen Gesichtskreis befriedigt gesehen.

3. Königsberg.

Den Folgen, welche die Zukunft ihrer unmündigen Kinder bedrohten, hat die Mutter, die mit männlicher Kraft und klarem Geiste die Leitung des Hauses an sich nahm, zu begegnen gewußt. Ihr stand in dieser schweren Aufgabe ein Schwiegersohn, der Geistliche des Ortes, mit Rath und That zur Seite.

Die älteste Tochter, das zweite Kind der Ehe, Elisabeth Dorothea (geb. 15. Dez. 1782), war schon am 1. Nov. 1802 mit dem Prediger an der Kirche zu Wolmar, Johann Wilhelm Erdmann, in die Ehe getreten. Erdmann wurde nun der hülfreiche Beirath der Mutter und ein treuer, brüderlicher Freund der Geschwister seiner Frau. Er war in Lyck in Ostpreußen am 7. Juli 1769 geboren und hatte, schon früh nach Livland eingewandert, in Wolmar als Lehrer und Geistlicher sein Brot gefunden. Am 24. März 1788 in Königsberg als Student immatriculirt, hatte er hier seine Bildung in einer Zeit gewonnen, in welcher der Einfluß

Kant's auch die theologische Fakultät beherrschte. Kurz vorher war es, daß dem Theologen Schulz vom Minister verboten worden war, ein Collegium über Kant's Religionsphilosophie zu lesen. So ist es denn wohl auch ein Hauch Kantischen Geistes, der uns aus der tüchtigen, von Grund aus rechtschaffenen, aber auch etwas spröden und herben Natur Erdmann's anweht. Diese Klarheit aber und Pflichttreue, die ihn auszeichnet, war der Familie seiner Frau in dieser schweren Zeit gerade das Nöthigste, und das fremde Element, das ein objectives Urtheil herzubringt, bot dem stark ausgeprägten Familiengeiste ein wohlthätiges Gegengewicht, ohne selbst doch den hohen Werth so inniger Lebensbeziehungen zu verkennen. In diesem Geiste schreibt Erdmann seinem jungen Schwager, Ferdinand Walter, der sich in leidenschaftlichem Heimweh als Schüler aus Dorpat an ihn um Hülfe wendet:

„Liebster, bester Ferdinand.

Wäre die Liebe, die ich zu Dir hege, eines Zuwachsens fähig, so wäre Dein letzter Brief ein starkes Reizmittel dazu. Du entsaltest darin ein so rein kindliches und brüderliches Gefühl, daß man Dich durchaus schätzen muß. Ach, suche die Zuneigung zu den Deinigen mehr zu stärken als zu schwächen. Ich bin zwar wider die gar zu große Vorliebe gegen das väterliche Haus eingenommen. Allein meine Erziehung und meine Umgebung in meiner Mutter Hause war himmelweit von der Deinigen verschieden. Du hast eine zärtliche Mutter, die Nächte noch jezt für Euch alle in Sorgen durchwacht, und sich gewiß manches entzieht, um nur Euer irdisches Wohl zu begründen; Du hast Schwestern, die nur in ihren Brüdern und für einander zu leben scheinen. Bei mir war es anders. Meine Mutter konnte bei dem größ'ten Willen nichts thun, meine Schwestern konnten vielleicht meines Leichtsinns wegen nicht anders sein. — Genug, liebe mit ganzer Hingebung die Deinigen, sie verdienen es um Dich. Aber kämpfe auch aus allen Kräften wider die Schwermuth. Noch hast Du alle Mittel dazu in Händen; Du bist jung und Deines Seins in Dorpat Zweck ist: zu studiren. Daran denke, und der Aufenthalt wird Dir, wenn nicht lieb, so doch erträglich. Nehmen wir doch bittre Arznei ein, wenn nicht gern, so doch laut ärztlicher Verordnung. Du bringst nicht nur Dir, sondern allen Deinen ein nothwendiges Opfer. Zum Aufopfern sind wir ja leider in dieser Welt, und das Ende aller Hingebung ist die ewige Trennung. Zusammenbleiben können wir Menschen nie. Trennt uns nicht Nothwendigkeit, so oft die Menschen und zuletzt Freund Hahn.

Daher mache Dir, — glaube mir, ich spreche aus Erfahrung, man kann das, — Deinen Aufenthalt in Dorpat recht angenehm dadurch, daß Du, wenn

Du Zeit hast, spazieren gehst. Auf dem kleinsten Wege treffen wir Gegenstände, die uns oft nicht gleichgültig bleiben, und in den Jahren, in welchen Du stehst, ist die Gestalt der Welt so rosenroth. — Ich habe in Deinen Jahren Vaterland, Verwandte und, was Alles überwiegt, einen Freund verlassen müssen, und in fremden Gegenden Brot und Freunde und Gönner von Natur mit keinen glänzenden Talenten ausgestattet, ja sogar im Aeußern mehr zurückstoßend als empfehlend, aufsuchen müssen. Wie oft war ich gezwungen, meinen Wohnort zu verändern. Wolmar war mir tausendmal unangenehmer als Dir Dorpat, und doch sprach die höhere Macht: „Hier ist das Ziel Deiner Wandererschaft. Das kalte Grab haucht Dir entgegen.“ Also Bruder Ferdinand, ohne Dir zu schmeicheln: Ganz das Gegenstück von Dir, wurde ich ausgestoßen in die Welt, und habe doch manche Lebensfreude, wenn nicht reichlich, so doch spärlich gepflückt. Perfer et obdura, labor hic tibi proderit olim! — Zu Ostern kann ich Dich abholen lassen, wenn Du mir zeitig den Tag angiebst, wenn Du aus Dorpat abgeholt werden willst, und wenn Dir die Paar Bauerpferde nicht anstößig sind. Johanne Arminie schickt Dir eine Kleinigkeit zur Erheiterung, aber mit dem Beding, Du sollst Studentenfutter in sensu proprio dafür kaufen. Bald ein Mehreres, jetzt nur soviel, daß Dich kein Mensch mehr liebt als Dein

Erdmann.

Wolmar Pastorat 29. Januar 1818.“

Diese von festem Pflichtbewußtsein getragene und mit erstaunlicher Arbeitskraft ausgerüstete Persönlichkeit war in unablässigem Fleiße organisirend in dem kirchlichen Gemeinwesen Wolmar's thätig. Die Geschäfte, welche sonst zwei Predigern vollauf zu thun gaben, besorgte Erdmann meist ganz allein, und legte so die Grundlage für eine tüchtige geistige Pflege und Schulung der Gemeinde, namentlich des undeutschen Landvolkes, auf welcher sein Sohn und zwei seiner Schwäger diese Arbeit fortführen sollten.

Dem Beistande dieses vortrefflichen Mannes war es zu danken, daß die vermögenslos zurückgebliebene Witwe die schwere Aufgabe der Erziehung ihrer Kinder so vollständig zu lösen vermochte. Viel freilich von ihren Pflichten sich abnehmen zu lassen, lag nicht in dem Charakter dieser seltenen Frau. Von den Kindern waren noch neun am Leben. Die Töchter sind zwar schon herangewachsen und gehen, theils als Lehrerinnen an der Stadtschule thätig, theils im Hause beschäftigt, der Mutter hülfreich zur Hand; die fünf Söhne aber standen beim Tode des Vaters zwischen dem dreizehnten und dritten Lebensjahr. „Auf unserer Mutter lag die Sorge für fünf unerzogene Söhne. Bei sehr geringfügigen Mitteln hat sie mit be-

wunderungswürdiger Treue und Aufopferung dieser Pflicht genügt. Ihr verdanke ich die Scheu vor aller Unrechtllichkeit und Erniedrigung, und die Ehrfurcht vor Allem, das die Religion betrifft, die mir blieb und nicht vertilgt werden konnte, durch manche später erst dafür erkannte Gegenwirkungen von Lehrern und Professoren.“ Sie war eine Frau von großer Klarheit des Geistes, Festigkeit des Charakters und unermüdlichem Fleiße Ihre Hände waren nie müßig; mit der Lektüre, die sie unablässig festhielt, verband sie stets eine Handarbeit und oft noch die Beaufsichtigung und das Abfragen der lernenden Kinder. An Strenge in geeigneten Fällen durfte es freilich nicht fehlen. Einem Sohne, der schon Student war, und sich über die Enge seines Halskragens so demonstrativ beschwerte, daß dieser dabei zu Schaden kam, gab sie eine tüchtige Ohrfeige, mit der Mahnung: seiner Mutter Hände Arbeit in Ehren zu halten. Ohne eine Miene zu verziehen nahm dieser Beschämung und Zucht von der innig verehrten Mutter hin. Mit zärtlicher Liebe war sie ihren Kindern zugethan, aber ängstlich wachte sie auch darüber, daß sie die Ehre des guten Namens wahrten, den ihnen der Vater als einziges Erbe hinterlassen: „Den Jüngling hielt von mancher Thorheit, die in reiferen Jahren die Vernunft verhindert hätte, die Furcht ab, den reinen Namen zu beschimpfen. Diese Furcht brachte vornämlich auch der Abschied hervor, mit dem die Mutter mich aus dem Hause entließ: Vergiß nie, wie Du heißt!“ —

So gelang es der Frau, unter treuer Beihülfe der Freunde ihres Mannes, allen fünf Söhnen eine gleiche Ausbildung zu ermöglichen. Sie besuchten die Bürgerschule der Vaterstadt und bezogen dann das Gymnasium und die Universität in Dorpat. Bei Keinem von ihnen aber ließ die Mutter es bei diesem unbedingt Nothwendigen bewenden. Alle sandte sie nach dem Vorbilde des Mannes und ihres ältesten Sohnes zur Vollendung ihrer Studien nach Deutschland.

4. Jena und Heidelberg.

Die Ereignisse zwischen 1805 und 1814 hatten Livland nicht unmittelbar berührt. Nur vorübergehend, veranlaßt durch die vorzeitige Einäscherung der Vorstädte Riga's, glaubte man, der Eroberer werde die Straße des gewöhnlichen Verkehrs nach Petersburg nehmen, die ihn dann auch durch das Städtchen Wolmar hätte führen müssen. Die bedrohlichen Gerüchte und die Vorkehrungen, die man bereits zum Flüchten der Frauen traf, erregen den patriotischen Eifer der Knaben im Hause des Arztes auf's Höchste. Heimlich schaffen sie ein altes Gewehr auf den Thurm der Kirche, um von hier aus den unten vorbeiziehenden Corssen zu treffen. Später

kommen die Kriegslieder Körner's abschriftlich durch Freunde aus Deutschland in den Besitz der Brüder, und das Bewußtsein, dem großen Reiche zugehörig zu sein, welches so viel zur Entscheidung der Geschicke Europa's beitrug, macht sich auch in der Jugend Livland's geltend. Zahlreich haben die Söhne des Landes unter den Fahnen des Reiches gekämpft und Unglück und Ruhm mit ihm getheilt; ein gemeinsames, verständliches, großes Interesse bringt von selbst die entlegensten Theile des Reiches einander näher.

Zu Anfang des Jahres 1814 tritt der zweite der Brüder, nunmehr der älteste Sohn der Witwe, seine Studienreise nach Deutschland an. Er hat später den größten Einfluß auf die geistige und religiös-sittliche Entwicklung seines jüngeren Bruders Ferdinand ausgeübt. Hermann Piers Julius Walter (geb. 15. Februar 1794) hatte in Dorpat sich der Theologie gewidmet und sucht nun eine weitere Ausbildung und Lehrer einer anderen, als der rationalistischen Richtung Dorpat's auf deutschen Universitäten. Er ist eine körperlich zarte, feelsich empfindsame und nach Innen gewandte Natur, zugleich aber mit einer ungewöhnlichen Schärfe des logischen Verstandes begabt, so daß er geistig seine Brüder alle weit übertrugte. Diese widerstreitenden Kräfte der Seele in Einklang zu setzen bedarf es harter Kämpfe des Gedankens und des Gewissens, die ihm den Weg zum theologischen Berufe ebnen und offen erhalten. Ein enger Anschluß an gleichbeseitete Naturen wird als Bedürfniß lebhaft empfunden, aber die rastlose Arbeit an sich selbst steht der unbefangenen Hingabe und Mittheilung nach außen vielfach hindernd im Wege. Jede Theilnahme und Freundlichkeit fällt hier auf den dankbarsten Boden, aber auch der Widerstand und Mißerfolg lasten tief und schmerzlich auf dem Gemüthe, dessen Reizbarkeit körperliche Leiden erhöhen. Er ist weder eine glückliche noch eine liebenswürdige Natur im gebräuchlichen Sinne des Wortes, aber große Vorzüge des Geistes und des Charakters heben sie über diese Wünsche und Anforderungen hinaus. Nur schwer reißt er sich von dem Freundeskreise in Dorpat los und tief bewegt nimmt er von der „lieben, unaussprechlich geliebten Mutter und allen Lieben in Wolmar“ Abschied. Die Reise fängt schlecht an, denn in Riga mußte er sich als Theologe dem General-superintendenten Sonntag vorstellen, den er in sehr ungnädiger Stimmung antrifft. Sonntag, der Stubengenosse Fichte's in Pforta, hatte mit dem Philosophen den Grundzug seines Wesens, die rücksichtslose Energie der Wahrhaftigkeit gemein. Er hatte sich durch sein kraftvolles Eingreifen in alle Verhältnisse um die fortschreitende Gesittung Livlands die höchsten Verdienste erworben. Sonntag war das Vorbild, dem später auch Ferdinand Walter in dieser Stellung in der Auffassung seines Amtes folgte.

Er erfreute sich einer allgemeinen Verehrung und stand auch in enger freundschaftlicher Beziehung zur Baronin Boye in Lindenhof. Sonntag war aber auch der überzeugungsvolle Vertreter des Rationalismus in Livland, und in seiner heftigen Natur wenig geneigt, anderweitigen Bedürfnissen ein Verständniß entgegen zu bringen. Der junge Theologe trifft Sonntag auf der Treppe seines Hauses, im Begriffe eine Reise anzutreten, wird aber dennoch veranlaßt, mit ihm in sein Zimmer zu treten: „Hier aber fing er an dergestalt grob zu werden, wie ich es nicht habe glauben wollen, daß ein Mensch es leicht sein kann. Er zog satirisch lächelnd, dann grob polternd über mein Hinausreisen her und redete wirklich Unfinn. Und als ich ihm nur wenig, aber doch genügend, diese Albernheiten beantwortet hatte, so fing er über Studenten überhaupt, und über Dorpat'sche Professoren dermaßen zu schimpfen an, daß mich's wirklich erschreckte. Im Schimpfen zog er sich wieder an und empfahl sich, indem er mir im Weggehen rieth, wann ich wiederkäme, mit dem Candidatenwerden nicht zu zögern, weil das nicht gut wäre! Und ich ging — ich, den er noch expreß heraufgeholt hatte, um mich herunter zu machen!“ Für dieses Mißgeschick entschädigen den Reisenden die in Riga anwesenden Dorpater Commilitonen. Sie haben sich bei dem Kaufmann Sengbusch, der seinem studirenden Sohne eine Etage des Hauses zu diesem Zwecke eingeräumt hat, zu einem Abschiedscommerß versammelt. „Ihr glaubt nicht, wie mich diese Freundschaft der Dorpat'schen Brüder rührte, und wie es mich noch mehr bewegte, als ich bereits mit blutendem Herzen von manchem lieben Jungen Abschied genommen hatte, sie im Wegfahren noch einmal wiederzusehen. Sie versicherten mir alle, sie müßten doch ihren alten Bruder begleiten und führen nun noch 10 Werst mit mir.“ Ebenso ist er unererschöpflich in Danksayungen für die Liebe und Herzlichkeit, mit welcher ihn befreundete Familien in Mitau aufnahmen.

Die Reise ging zu Lande, über Memel nach Berlin und Jena. Den 12. Januar brach man von Mitau auf und den 16. wird die preußische Grenze bei Polangen passirt. Mit schmerzlicher Wehmuth erfüllt ihn schon der Gedanke, in einer anderen Provinz, in Kurland, und nur noch durch die heilige Na von Littenhauen getrennt zu sein, und nun gar den russischen Grund und Boden zu verlassen. Bei jeder Vermehrung der Entfernung von der Heimath fällt sie ihm auf das Neue schwer auf das Herz. Von Memel aus geht es über das Eis des Haffes mit einem Schaakener recht gut nach Königsberg. „Von dieser Stadt hatte ich mir einen durchaus falschen Begriff gemacht. Sie ist keineswegs unbedeutend, auch gegen große Städte betrachtet, und um ein Hübsches größer als Riga. Das Theater

ist einzig schön (ich meine das Gebäude), denn die Schauspieler sind abschœulich schlecht.“

„Von Königsberg reisten wir über Elbing nach dem sonst so schönen Danzig. O! wie das aussieht, könnt ihr gar nicht denken. Die herrlichen und großen Vorstädte sind alle in Trümmern; selbst die Alleen hat man nicht geschont, und besonders jene einzig schöne Allee, die in's Kloster Oliva führt, ist total zerstört. Eine große Menge dieser in vier Reihen stehenden alten Linden ist abgehauen und verbrannt, ein noch größerer Theil aber, was am meisten empört, bloß behauen und so verstümmelt, daß die Bäume nur noch Palissaden gleichen. Und in der Stadt selbst sind in allen Straßen noch Spuren der Belagerung zu sehen. Fast kein Haus ist da, in dem nicht wenigstens einige Fenster entzwei sind, manche haben gar keine mehr, ach und ganze Straßen stehen ja auch in der Stadt nur noch im Schutt, besonders die Straße in der Nähe der Magazine, auf welche sieben Wochen lang immerwährend Bomben geworfen sind, bis sie endlich abbrannten. Traurig und niedergeschlagen geht ja auch jetzt Alles herum. Danzig, sonst freie Reichsstadt, war eben als wir dort waren, als dem preußischen Königreiche einverleibt erklärt. Heute las ich das Nähere darüber in den hiesigen Zeitungen. Die Danziger sollen vor Freude jubeln, preußisch geworden zu sein.“

Von Danzig geht es mit der ordinären Post langsam, aber oft in äußerst interessanter, wechselnder Reisegesellschaft weiter über Stolpe, Göslin, Stargard nach Berlin, das sie am 14. Februar erreichen. „Berlin ist schön, sehr schön, das ist wahr: wie klein und unbedeutend erscheinen mir die übrigen Städte. Herrliche Straßen und so viele geräumige Plätze, unter denen wohl der Wilhelmsplatz der schönste sein möchte, auf dem fünf Statuen der ersten Helden aus dem siebenjährigen Kriege in weißem Marmor in kolossaler Figur stehen. Sie sind schöner als die übrigen Statuen in Berlin, die des großen Kurfürsten ausgenommen, die ganz einzig ist und auf einer Brücke steht. Das Theater ist nun wirklich ein herrliches, und wo Zffland Director ist, läßt sich schon etwas erwarten. Ich habe „Die Schuld“, ein Trauerspiel von Müllner, geben sehen, und dann die Oper „Don Juan“ im königlichen Opernhause und im Theater außerdem ein Ballet. Wie schön alles executirt ward, könnt ihr nicht glauben.“

In Berlin trifft er zu seiner Freude auch wieder mit Landsleuten zusammen. „Zu den sechs Curländern, die hier studiren, vier Herren von Kleist, Bagge und Becker, gesellten sich noch von Russen Major Graf Sievers und Rittmeister Worms, die hier auch ganz Studenten sind. Bei

Bagge kamen wir alle zusammen und haben nicht wenig auf unseres Alexander's Gesundheit getrunken. Becker hat mich Nachmittags auch zu Huseland in's Collegium geführt. Ich habe ihn wohl recht gern, den großen Mann, gesehen; was ich aber bei Weitem mehr gewünscht und wonach ich mich ordentlich gesehnt, war einmal Fichte zu sehen; — aber das ward mir nicht zu Theil. Dieser seltene Philosoph ist 12 Tage vor meiner Ankunft beerdigt. Er war plötzlich gestorben. Es hat mir sehr, sehr um ihn leid gethan; ersetzt wird wohl seine Stelle nicht mehr." Von Berlin geht es früh des Morgens fort, weil man des Nachts die sächsische Grenze nicht passiren kann, nach Leipzig und Jena. Hierher zog ihn neben der Erinnerung an den Bruder das milde Klima des Ortes und sein theologisches Studium. Bald ist auch er im Saalthale heimisch, und selbst Heidelberg, das er auf einer Rheinreise im Herbst 1814 besuchte, vermochte ihn zunächst noch nicht von Jena zu lösen.

Aber der von schweren religiösen Kämpfen eingenommene Jüngling findet doch auch hier nicht die Ruhe, nach welcher er sich aus tiefster Seele sehnt. Das Bewußtsein des Alleinseins und der Verlassenheit vermag selbst alle Freundlichkeit, die ihm in Jena zu Theil wird, nur auf kurze Zeit zurück zu drängen. Der Rationalismus, der ihm in der Dorpater theologischen Fakultät entgegengetreten war, hatte wohl den kindlichen Glauben, den er aus dem Elternhause mitbrachte, erschüttert, und die tiefe Frömmigkeit seines Gemüthes drängte nun nach einem Auswege aus diesem Widerstreite des Herzens und des Verstandes. Noch im Januar 1815 klagt er bitter über das Ausbleiben von Briefen der Seinen, da er in Jena „jezt besonders so allein stehe und sich so fürchterlich verlassen vorkomme“ „Ich bin gestern (1. Januar 1815) sowohl als die Weihnachtsfeiertage fortwährend auf Thee's und Abendessen geladen gewesen, und so froh alles um mich den Weihnachten und den Neujahrsabend feierte so war ich doch nicht im Stande, mir einzubilden, es sei wirklich Weihnachten, denn der Gedanke: Ihr verlebtet diesen Tag wie einen gewöhnlichen, Ihr feiertet diesen Tag nicht mit, — zog mir den Tag, trotz aller Weihnachtsgeächter, trotz aller brennenden Lichter, zu einem gemeinen Wochentage herab. Den 6. und 12. hingegen will ich in Jena feiern, recht mit ganzer Seele feiern, will nur an Euch, meine Lieben in Livland, denken und an Euch schreiben.“

„6. Januar: So weit war ich, als ich vom Schreiben abgerufen ward. Ich kam denselben Tag nicht mehr dazu und den anderen Morgen ging ich nach Hummelsbryn, wo ich schon vier Wochen nicht gewesen war. Wie froh und wie schön ich diese Zeit da verbrachte, dafür mag Euch

zeugen: daß ich statt einen Tag, vier Tage da blieb und erst heute wiedergekommen bin.

12. Januar 1815. Heil, Glück und Segen zum neuen Jahr! Du meine liebe, gute Mutter. Bin ich doch heute das einzige Deiner Kinder, das schriftlich diesen Wunsch bringen muß, und nur mit herzlichster Liebe Euer gedenkend es beginnen kann, dies neue Jahr, welches ihr Uebrigen alle, Liebe gebend und empfangend, vereint und deshalb muthiger begrüßt. Doch auch ich sehe, was das Allgemeine betrifft, muthig hinaus in's neue Jahr, fest in mir tragend die Ueberzeugung, Gott habe in diesem Jahre auch dem ängstlichsten Zweifler fest in's Gemüth gezwungen die Ueberzeugung: er lasse uns nie allein in der Noth. Ist's nicht ein Freudejahr geworden, dieses vergangene Jahr, das ohne Gottes übersehengliche Barmherzigkeit ein furchtbares Leidensjahr hätte werden müssen. Möchte doch auch das neue Jahr entsprechen den Wünschen aller Edlen! Möchte menschlicher Unverstand doch nicht verderbend von sich stoßen die von Gott ihnen gesandte Hülfe! — Wie hast Du sie denn verlegt, diese Neujahrsstunde? Ich habe sie allein auf meinem Zimmer erwartet, zum ersten Mal, seit ich denken kann, allein, und zum ersten Mal in einer solchen Stimmung. Er mußte einmal schwinden, wohl weiß ich's, dieser Sinn, mit dem ich sonst ein solches Fest beging. Aber so wie wir, wenn gleich auch eine Geißel über die Menschheit kommen mußte, dennoch Wehe! ausrufen über den, der die Geißel ist, — so möge Gott denjenigen vergeben, die mir meine früheren Gedanken weggeißelt haben. — Mutter, gute Mutter! verstehe mich nicht falsch, ich bin nicht unzufrieden und klage nicht; aber wenn ich auf mich selbst sehe, und sehe zurück, so ergreift mich ein so wehmüthiges Gefühl als wenn ich eines Todten gedächte! Ach, und sehe ich denn nicht zurück auf so vieles Abgestorbene in mir! Doch nicht mehr, nicht mehr hiervon! Mag auch Alles absterben, meine Liebe für Euch wächst darum immer mehr; und je mehr fest geträumte Stützen zusammenfallen, desto fester und inniger klammere ich mich an Euch, ihr meine lieben Lieben! Mutter, ich kann nicht mehr schreiben; und ist mir die Brust gleich zum Springen voll, so drängt sich's mir eben darum so gewaltig, daß ich nicht zu beginnen weiß. — Auch sollten ja diese Zeilen Dir nur zeigen, daß ich mit Euch das Jahr begonnen. Lebe wohl, Mutter, recht, recht wohl! Es betet für Dich inbrünstig Dein Sohn.“

„25. Februar 15. Wieder ein Jahr ist dahin und wohl eines meiner schönsten Lebensjahre, denn wohl muß ich gestehen, daß der freie Genuß von so vielem Herrlichen und Schönen im lieben Jena mehr als aufwiegt meine Körper- oder Seelenleiden in diesem Jahre. Aber doch immer ist

ein Jahr dahin, und immer weniger Hoffnung dorthin zu gelangen, wonach meine Seele verlangt.“

„Der Himmel giebt uns ja in diesem Jahr ein köstliches Jahr! Wir haben jetzt schon vollkommenes Maiwetter. Der Flieder und die Korneliuskirschen sind schon in Blättern und alles Uebrige steht schon in Knospen. Das Gras wird grün und überall blühen schon die Frühlingsblumen. Vor acht Tagen schon sah ich ackern und kletterte Mitte Februar auf den Bergen umher, wo überall schon Lerchen schwirren und man mit der Luft einathmet den Hauch junger Blätter und Knospen.“ Auch dem geselligen Verkehr in Jenaer Familienkreisen, der ihm durch die Beziehungen seines Bruders erschlossen wird, giebt er sich gern hin. Seine musikalische Begabung und Mittheilungsfähigkeit in Prosa und Versen lassen ihn als Gast bei geselligen Vergnügungen gern gesehen sein.

„Luise und Oken leben recht fröhlich, und das macht mich denn auch — ruhig wenigstens. Frau von Einsiedel behandelt mich sehr freundlich und steht wohlthätig vermittelnd zwischen mir und dem Oken'schen Hause. Sie wie Rour mit seiner Frau und Luise Vogel grüßen auch alle die Meinigen.“

Der wissenschaftliche Verkehr bringt auch ihn in das Haus von Stark, da er in dessen Sohn einen Fachgenossen findet. „Er ist Theologe, obgleich er Doctor der Philosophie geworden ist, und ein lieber Mensch, dem seine Wissenschaft am Herzen liegt. Er liebt schon in Jena Collegia, geht aber zu Ostern nach Berlin, und dann verliere ich auch diesen einzigen mir näher stehenden männlichen Bekannten.“ Das Semester über nimmt ihn die Arbeit ganz in Anspruch. Er ist in das Prediger-Seminar getreten und meint hier, wo Männer wie Schott und Marezzoli die Arbeiten leiten, viel gewinnen zu können. In den Ferien fesseln ihn die Bücher an den Studirtisch, und es vergehen Tage, an denen er keinen anderen Menschen als die Aufwärterin spricht. Unter den Professoren tritt er persönlich nur Rötke näher. Mit diesem tüchtigen und frommen Manne trifft er öfters in Hummelsheim, bei der liebenswürdigen Frau von Ziegefar, zusammen, wohin er an Sonn- und Festtagen gern hinauswandert. Frau von Ziegefar war aus Eßland gebürtig und bot in ihrem gastfreien Hause dem jungen Landsmann eine heimatliche Aufnahme. In diesem geistig angeregten Kreise wurden die Fragen des Tages und der Zeitgeschichte lebhaft erörtert und musikalische, religiöse und wissenschaftliche Interessen gepflegt. Auch die Gäste aus Jena liefern hierzu in Mittheilungen und kleinen Vorträgen öfter ihren Beitrag.

Die Zustände in Deutschland nach den Kriegsjahren sind nicht die

erireulichsten. Die streng rechtliche Denkart des jungen Theologen fühlt sich durch vieles verlegt und niedergebrückt. Die sittliche Verwilderung äußert sich in schweren Verbrechen, und zahlreiche Hinrichtungen, auch in der Nähe Jena's, bringen die Bevölkerung in Aufregung. Die moralische Lage der Gesellschaft, namentlich des weiblichen Geschlechts in den größeren Städten, erschreckt ihn auf's Tiefste, und die politischen Rechtsfragen der Zeit erregen ihn zu heftigem Widerspruch.

„Es herrscht in Deutschland und in den besten Theilen von Deutschland, in Preußen und in Norddeutschland überhaupt, eine Gesetzlosigkeit im Denken und Handeln, wie sie eine solche Zeit, wie die lehtvergangene, auch nur hervorzubringen im Stande sein mag. Die herrlichsten Menschen, die ich in der hiesigen Gegend kenne, die mit so köstlichem Sinn für ihr Vaterland begeistert sind, und die, um auf meine nächste Umgebung in Jena zu kommen, in so herrlichem, in's Leben eingreifendem Geiste die Wissenschaft treiben, können es nicht begreifen, wie Mittel, die zur Erreichung eines guten Zwecks meinethalben nothwendig sein mögen, für sich dennoch moralisch schlecht sein können. Und so urtheilen sie von den jezigen Angelegenheiten Europa's bis auf kleinliche Studentenangelegenheiten herab. Eine Kraft ist in den Deutschen durch diese Zeit aufgeregt, — lange Zeit kannten sie keine in sich, — das Bedürfniß ist da, sie zu gebrauchen; daher soll sie nun allein herrschen und gelten. Doch nicht mehr davon, sonst komme ich nicht zu Ende.“ — In solchen letzten und höchsten Fragen bewegten sich wohl auch vielfach die Gespräche in Hummels'hain, und führten öfter zu kleinen Vorträgen und Aufsätzen über die berührten Themata. Zu diesem Zwecke wird wohl auch im Februar 1815 von Walter eine Abhandlung niedergeschrieben, welche die wahre Versöhnung des weltlichen und christlichen Geistes erörtert. In einer solchen Versöhnung erkennt er die geistige Aufgabe der neuen Zeit, und dieses Ziel, um dessen wissenschaftliche Rechtfertigung sich seine eigenen Arbeiten bewegen, sieht er im Gebiete der Dichtung von Goethe erreicht. „Laßt uns die Starke nicht verkennen, wenn wir das Zeichen des Kreuzes nicht gleich an ihnen bemerken. Laßt uns ihr heiliges Feuer nicht herabwürdigen unter das geborgte Lämpchen der Frömmigkeit, womit so mancher Gute wohl seinem Nächsten wie sich selbst einen köstlichen Schein auf den nächtlichen Weg werfen mag, aber doch nicht wie jene, — das Finstere selbst — von innen heraus zum Leuchten bringt. Zu jenen Streitern der Wahrheit gehört auch Goethe. Niemand hat so wie er das Unzulängliche der gemeinen Weise, gut und böse zu trennen, und die daraus entspringende Lieblosigkeit und Verfehrtheit der Urtheile beleuchtet. Was die Welt tadelt, was sie lobt, führt er so an

uns vorüber, daß jede Moral daran zu Schanden wird und nichts Erträgliches übrig bleibt als das Christenthum. Ganz in dem Sinne, den ich in unserer Zeit zu erkennen glaube, geht bei ihm nichts vom Christenthum aus, — aber alles strebt von den verschiedensten Punkten in wunderbarer Uebereinstimmung dahin zurück. Ob diese Richtung ihm so bewußtlos war und noch so bewußtlos ist, als sie oft in seinen Dichtungen erscheint, — wer wollte es entscheiden? Und was kann erfreulicher und überzeugender für die immer ewige Wahrheit sprechen, als gerade das Absichtslose dieser Richtung.“ Die wissenschaftliche Lösung dieser Fragen konnte einer so ernsten und wahrhaften Natur nur die harte Arbeit eines Studiums geben, welches die ganze Kraft seines Geistes in Anspruch nimmt und schon dadurch den Frieden erfüllter Pflicht in die Seele trägt.

Das Vorbild einer solchen Geistesarbeit fand der junge Theologe in einem tiefen Denker und ausgezeichneten Lehrer, in Karl Daub in Heidelberg. Daub hatte selbst in sich auf theologischem Boden die philosophische Entwicklung der Zeit von Kant zu Schelling und Hegel durchgemacht. Unter Daub's Einfluß, dessen „christliche Dogmatik“ nach Aufzeichnungen im Colleg, auf das genaueste ausgearbeitet wird, gewinnt Walter eine tiefere Auffassung des Verhältnisses von Philosophie und Glauben, die es ihm ermöglicht, seiner eigenen Lebensarbeit eine religionsphilosophische Richtung zu geben. „Unsere Zeit mit ihren, — ich weiß nicht ob mehr unwissenschaftlichen als ungläubigen — Glaubensstreitigkeiten soll mich hieran nicht hindern.“ Die Einführung in eine größere Arbeit, die er plante, widmete er 1819 unter dem Titel: Glauben — Vernunft; Glauben — Wissen — Wissenschaft, „aus tiefster Achtung und Verehrung“ seinem Lehrer Daub. Sie schließt mit der Ueberzeugung: „Daß Karl Daub's Judas Ischariot, mit seinen geistvollen Darstellungen des Reiches und Principes des Bösen, den Grund zu einer Religionsphilosophie gelegt und daß durch die Ausführung dieses Werkes — wozu Gott uns Allen bald verhelfen möge! — nothwendig Licht und Klarheit über die ganze Religionsphilosophie verbreitet werden muß.“ Er schlägt selbst zunächst eine von Daub abweichende Richtung ein, indem er sich mehr an „die geistreichen Schriften Kant's und die älteren Arbeiten Fichte's hält, in denen er noch nicht das Evangelium Johannis construirt und, die Offenbarung commentirend, sein eigenes System vernichtet“ Die Arbeit zeigt eine nicht unbedeutende Schärfe und Selbständigkeit der Gedankenbewegung in freier eindringender Dialektik. Mit Daub hat auch Walter sich später mehr unter den Einfluß Hegel's gestellt, indem er unablässig an seiner religiösen Weltanschauung

fortarbeitete. Sie hat ihm nie völlig genügt und ihm stets schwere Seelenkämpfe gekostet; aber das sichere Bewußtsein, sich in den Schranken des Endlichen der Wahrheit anzunähern, gab ihm die Kraft der Ueberzeugung, die sein Beruf erforderte.

Nach der Rückkehr aus Deutschland wurde Walter Prediger in Rodenpois, in der Nähe Riga's. Er folgte hier einem Vetter seines Vaters im Amte, das er wiederum an dessen Sohn übertrug, als er 1825 nach dem Tode Erdmann's nach Wolmar ging. Trotz der Zunahme der körperlichen Leiden unter der großen Arbeitslast dieses Pfarramtes, gelang es ihm, durch hingebende und gewissenhafte Seelsorge die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde in hohem Maße zu gewinnen und seine gedankenreichen Predigten, von denen 1830 einige im Druck erschienen, ließen ihn Anerkennung in weiteren Kreisen seiner Heimath finden. Er folgte 1830 dem Rufe in die Professur der praktischen Theologie nach Dorpat, die ihm eine seinen wissenschaftlichen Arbeiten günstigere Lebensführung gestattete.

Schon als Pfarrer in Rodenpois hatte er in lebhaftem persönlichen und brieflichen Verkehr mit seinem jüngeren Bruder Ferdinand gestanden und war bemüht gewesen, durch seinen Einfluß und wissenschaftliche Berathung die Bedenken zu heben, welche diesen von der theologischen Laufbahn abschreckten. „Dafür maßgebend, ob man Theologe werden kann oder nicht, ist die Stellung zur Bibel; ob man daran glaubt, was sie lehrt; nicht aber ob das, was in ihr steht, mit irgend welchen Ansichten, die man zu haben meint, übereinstimmt. Solche theologische Ansichten oder vielmehr nicht-theologische Nicht-Ansichten, fallen von selbst fort bei gründlicher Arbeit. Sich mit solchen Einwürfen nicht zu begnügen, sondern sie mit der reinen Dialektik zu beleuchten, das ist das Wesentliche.“ Marheineke's Schriften werden um der Gründlichkeit der geschichtlichen Arbeit willen dem Bruder empfohlen, hingegen wird von de Wette's Dogmatik abgerathen, denn: „die Aussicht, wenigstens einen spekulativen Gewinn dabei zu haben, wird gar ärmlich befriedigt, da Fries, an sich eben nicht reich, hier noch ärmer wieder zu finden ist. Ich glaube, das fällt mir bei Fries ein, daß Dir, wenn Du künftig Zeit haben wirst, Hegel großen Nutzen bringen wird, schon seiner durchweg reinen Dialektik wegen, die nicht als Richterin anerkennen wollen, wohl nicht viel weniger heißen möchte, als: die Vernunft überhaupt nicht als Richterin anerkennen.“ Auch in Dorpat ist es vorzüglich die religionsphilosophische Seite der Theologie, welche er zu pflegen sucht. Selbst rein philosophische Disciplinen, wie die philosophische Propädeutik, werden in den Kreis der Vorlesungen gezogen. Er suchte die Studirenden aus der Schule Kant's, die durch Fätsche

in Dorpat ausschließlich vertreten war, zu den neueren Systemen hinüberzuführen, und den Mangel, so viel in seinen Kräften lag, zu beseitigen, daß hier ein so wichtiges Moment, wie die Hegel'sche Philosophie, aus der geistigen Entwicklung ausfiel.

Unter seinen Collegen steht er persönlich dem Ostpreußen Kleinert am nächsten, der unter Herbart, Lobed und Olshausen in Königsberg studirt hatte, und dessen Entwicklung, von dem Einflusse Neander's und Hengstenberg's ausgehend, sich immer mehr Daub und Hegel zuwandte. Mit Sartorius ermöglicht die gegenseitige Achtung, auch bei sehr abweichender Richtung, ein freundliches und fruchtbares Zusammenwirken. Mit der neu aufgefrischten lutherischen Orthodorie fehlt ihm freilich die geistige Fühlung: „Die ersten Nummern dieses Jahres in der evangelischen Kirchenzeitung sind weit ärger als alles früher Gegebene, und wenn Dich schon der Aufsatz: „Die Obrigkeit betreffend“, durch seine geniale Logik verlezt hat, so wirfst Du in dem Aufsatz, mit dem Hengstenberg selbst das neue Jahr beginnt, erst recht erfahren, wohin der Mensch kommen kann! Doch genug von solchem Zeuge.“

So ausgesprochen Walter zu den vielfältigen Gegenständen Stellung nimmt, welche die Universität bewegen, so erwarb ihm doch seine unbeugsame Rechtllichkeit und allgemein anerkannt wissenschaftlicher Charakter, unterstützt von einer auf tiefe Menschenkenntniß gestützten Lebensklugheit, schon in wenig Jahren eine sehr geachtete Stellung.

„26. November 32: Mein Leben besteht jetzt fast bloß im Arbeiten, da aber diese Arbeiten mir immer viel Freude machen, so ist es ein ganz erfreuliches Leben. Ich habe große literarische Sachen vor, aber noch wenig davon hinter mich gebracht. Wenn Gott mir das Leben erhält und dann Gesundheit und ein einigermaßen ruhiges, sorgenfreies Leben, Zeit und Kraft giebt, so denke ich wohl etwas nicht Uebles hervorzubringen, und hoffe namentlich, daß in Deutschland ein Paar Arbeiten von mir gute Aufnahme finden sollen. Welchen Genuß hat mir das Lesen des Solger'schen Nachlasses gemacht, ja ich stehe nicht an zu behaupten, daß mir eine solche Tiefe der Speculation mit solcher Vollendung der Form noch nicht vorgekommen ist. Ich lese die beiden Bände jetzt Abends zum zweiten Mal und kann nicht aufhören, mich über sie zu freuen. Auch will ich Dich auf Göschel's Aphorismen aufmerksam machen. Scheue die Mühe nicht, diese Schrift, selbst wenn Du sie schon gelesen hast, nochmals durchzugehen. Ich habe sie jetzt zum vierten Male gelesen und sehr viel durch sie gewonnen. Auch die zerstreuten Blätter von Göschel suche zu erhalten. Die Lehre von der Strafe und Genugthuung ist ausnehmend schön. Mit Kleinert

geht es recht gut, die bedeutenden Veränderungen in ihm sind ganz reine, selbständige Entwicklungen und Folgen seiner wissenschaftlichen, namentlich philosophischen Studien. Dem ist doch Hegel viel geworden! In wissenschaftlicher Beziehung steht er mir hier in Dorpat wohl insofern am nächsten, als hier das Minimum von Differenz stattfinden möchte, was zwischen zwei sonst doch sehr verschiedenen Leuten möglich ist.“

„In wissenschaftlicher Beziehung habe ich durch das Lesen der philosophischen Propädeutik in diesem halben Jahre mehr als in Jahren gewonnen, und bin wohl auch mit dem, was ich zu haben gemeint habe, zuletzt zu einer Klarheit gelangt, deren ich mich wohl sehr freue. Ich habe es auch schwer bezahlen müssen, nicht nur mit fast zu gewaltigem Arbeiten und einer Anstrengung des Leibes und Geistes, wie ich sie mir nicht zum zweiten Mal zutraue, sondern auch mit der Nothwendigkeit, mich Angriffen und Behandlungen Preis zu geben, die mir schier an die Knochen und mehr als an die Knochen gegangen sind. Und ich habe doch in diesen Angriffen noch nicht das gewonnen, was ich gewinnen müßte; was ich um so schmerzlicher fühle, als meine Stellung von Freunden so sehr gelobt wird, während in der That nur das an ihr lobenswerth ist, daß ich mich negativ verhalte, das heißt keine groben Mißgriffe mache, weil ich keine Griffe mache, sondern alles an mir geschehen lasse, wie es eben kommt. Das ist aber offenbar doch nicht genug, und ich sage es mir wohl tagtäglich, und doch will's noch nicht anders werden.“

„Ich habe nun doch so vieles durchgeführt, wie es selbst meine nächsten Freunde nicht für möglich gehalten, und kann gar nicht anders, als gestehen, daß meine Mühe und Noth dadurch vollkommen belohnt ist. Ich begreife es selbst nicht, wie bei den Spannungen und Intriguen, die jetzt stattfinden, meine Stellung eine so glückliche hat bleiben können, und wünsche nur, daß die Besetzung der Professur der theoretischen und praktischen Philosophie mir nicht diese Stellung verschiebt. Hier treten wirklich so große Kollisionen ein, daß selbst mein Zurückziehen und mehr passives Verhalten nicht im Stande ist, die Sache zu ändern, weil in denen, die activ sind, man doch immer mich sieht.“

Wie die theologische Stellung des älteren Bruders auf Ferdinand Walter einen maßgebenden Einfluß ausübte, so wurde auch seine streng ernste Auffassung von Recht und Gesetz, die dem jungen Prediger gelegentlich eine herbe Rüge zukommen ließ, für die rechtlich-politische Stellung bestimmend, an welcher später unverbrüchlich festgehalten wird. Ferdinand Walter hatte sich in einem, der Sache nach zwar völlig zweifellosen, aber durch ein Versehen der Behörden verfahrenen Rechtsfalle, in dem es sich

um andere Personen handelte, geneigt gefunden, in eine Umgehung der Gesetzesform zu willigen. Diese Versuchung lag um so näher, als die höchsten Instanzen der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit selbst, wie das in Petersburg wohl keine Seltenheit war, auf diesen Weg hingewiesen hatten. Der Bruder hingegen urtheilte hierüber anders: „So wenig Du von den eingeschlagenen Wegen schreibst, so konnte ich doch a priori wissen, daß es unrechtliche und gefährliche sein müssen. Ich bedauere nur, daß Du — da Du einmal schreibst — nicht früher geschrieben hast, als die einleitenden Schritte zu dieser That, deren staatsbürgerliche Verwerflichkeit jedem Unbefangenen einleuchten muß, noch zu vermeiden gewesen wären. Mir blieb nun nichts übrig, als zu versuchen, Dich von der Theilnahme an solcher That abzuhalten. Was meinen Wunsch, Dich betreffend, angeht, so brauche ich Dir darüber nichts zu sagen, auch das wohl nicht, daß Du gleichsam aufgefordert sein wirst, gut zu machen, was schlecht gemacht ist. Ich wenigstens fühle eine solche Schuld und würde, falls ich nicht glaubte, daß es sich so freundlicher machte, selbst abtragen. Mein armer Kopf ist mir so schwer, — das Herz will nicht allein die Bürde tragen. Und warum? Ach Du wußtest ja wohl, daß Du, mir so etwas mittheilend, es aufgeben würdest, — darum erfuhr ich nichts!“

Ferdinand Walter hat diese ernsten Worte, wohl die ersten und letzten dieser Art, die der Bruder an ihn richtete, nie vergessen. Das Gesetz wurde auch für ihn die feste Schranke, mit der er dem Reize, den jede Gefahr für ihn in sich trug, und der Neigung, sich im Dienste Anderer kein Maß zu setzen, zu begegnen hatte.

Am 28. Februar 1834 starb Kleinert in seinem 32. Jahre an einem Lungenübel, an dem auch Walter litt. In herzlichen Worten ehrte er noch in einem gedankenreichen Nekrolog das Andenken dieses vortrefflichen Mannes, für dessen fördernde Freundschaft er sich zu höchstem Danke verpflichtet fühlte. Auch seine Tage waren gezählt. Im Herbst wohnte er noch der ersten livländischen Synode bei, auf der sich sein Einfluß durchgreifend geltend machte, die aber auch den Eintritt einer neuen und schweren Zeit für die Kirche Livlands bezeichnet. An den lebhaften Discussionen, welche die Lage der Kirche hervorrief, nahm auch Ferdinand Walter so regen Antheil, daß er sich die brüderliche Censur: eines Ritters, zwar ohne Furcht, aber nicht ohne Tadel, zuzog. Diese Arbeiten auf der Synode, die in sehr ungeeigneten Räumen versammelt war, förderten das Leiden, dem Walter am 14. Dezember 1834 im 41. Lebensjahre erlag. Schon im Jahre 1831 hatte er lektwillig verfügt, daß keines seiner Manuscripte, das nicht zu vollem Abschluß gebracht war, sein Leben überdauern dürfe. Seine Arbeit

war ihm so sehr Gewissenssache, daß er nur dem ganz Ausgereiften ein Fortwirken wünschte. So blieb dieses reiche Leben, das von einer rastlosen wissenschaftlichen Arbeit erfüllt war, in seinen Wirkungen nur auf die persönlichen Anregungen beschränkt, die Angehörige, Schüler und Freunde von ihm empfangen.

Zu seinen liebsten Studienfreunden von Dorpat her gehörte Ullmann. Er wurde sein Nachfolger in der Professur zu Dorpat. Er gewann an der Universität eine Stellung, wie sie vielleicht auch Walter bei längerer Lebensdauer zugefallen wäre. Ullmann war es bestimmt, gemeinsam mit dem jüngeren Bruder seines verstorbenen Freundes, auf den er das Wohlwollen und die Treue seiner Gesinnung übertrug, an der Spitze der vaterländischen Interessen zu stehen, als an die Stelle religiöser Kämpfe in der Freistadt des Geistes durch eine rohe Politik kirchliche Verfolgungen traten, welche die sittlich-religiöse Existenz zahlreicher Menschen vernichteten.

5. Würzburg und Berlin.

Im Jahre 1818, am Anfange März, bewegte sich ein Wagen mit 7 Pferden bespannt, durch den Sand der kurischen Hehrung langsam Königsberg zu. Seine Insassen, oder richtiger seine Begleitung zu Fuß, waren acht Dorpater Commilitonen, unter ihnen zwei jüngere Brüder des Theologen Walter. Beide waren Mediciner, hatten ihr Studium in Dorpat beendet und nur die Promotion hinausgeschoben um hierfür noch den Besuch deutscher Universitäten zu verwerthen. Obwohl die Brüder zwei Jahre im Alter auseinander standen, so hatten sie doch ihre ganze Ausbildung gemeinsam gefunden und nun auch durch das Examen glücklich beendet. Destere schwere Erkrankungen hatten den Aelteren zurückgehalten, während der Jüngere ein Bild der Kraft und Gesundheit, mit leichter Auffassung von Natur ausgestattet, so rasch fortschritt, daß ein eiserner Fleiß und die strengste Gewissenhaftigkeit erforderlich war, um ihm zur Seite zu bleiben. Ein besonders enges Freundschaftsband hatte sich um diese beiden, auch in allem Uebrigen sehr verschiedenen Brüder geschlungen. Trat dort zur Liebe die tiefste Achtung hinzu, die dem selbstlosen und lauterem Charakter des Aelteren gezollt ward, so wurde hier die Zärtlichkeit zu einem fast väterlichen Stolze gehoben, zu dem die glücklichen Vorzüge des Geistes und die Mannes-schönheit des Jüngeren berechtigten.

Pierz, Friedrich, Hermann, Udo Walter, geboren 7. October 1795, der ältere Bruder, giebt schon von Königsberg aus einen gewissenhaften Bericht über die Erlebnisse der Reise durch Kurland, wo zu viel Schnee, und durch Preußen, wo zu viel Sand und Schmutz war. Peinliche Ge-

nauigkeit in der Erfüllung jeder Pflicht und Rücksicht, und daher auch große Ordnungsliebe sowie ungeduldige Festigkeit bei Vernachlässigung derselben, sind ihm schon früh eigen und geben ihm vorzeitig jene ernste Bestimmtheit des Willens, die sein später in der Heimath ausschließlich geläufiger Name „der alte Piers“ ausdrückt.

Dem Charakter nach steht er seinem Bruder Julius, dem Theologen, am nächsten, aber eine feste Selbstbeschränkung auf ein erreichbares, durch unmittelbare Erfolge befriedigendes Lebensziel, läßt ihn die strengste Gewissenhaftigkeit mit freundlicher Güte des Herzens in einen nach Innen wie nach Außen hin beglückenden Einklang bringen. War der Bruder der Entwicklung seines Geistes körperlich erlegen, so brachte ihm die Arbeit, die sein Leben wurde, Genesung von demselben Leiden, das seine Jugend bedroht hatte.

Die Liebhaberei der Jagd hatte sein Auge früh in der Auffassung der Natur geübt und das medicinische Studium seinen Geist auf die Außenwelt gewiesen. Er findet kein Bedürfniß in sich, seine praktisch religiöse Gesinnung mit der Wissenschaft zu vermitteln. Auch seine hervorragenden Tugenden sind praktischer Natur; neben aufopfernder Pflichttreue eine von zarter Rücksicht geleitete Freigebigkeit und Noblesse der Denkart. Die Seite des Willens und des Gefühls haben in diesem Leben durchaus die Führung. Er ist der einzige der Brüder, der keine philosophische Schulung auf Universitäten durchmacht, alle Reflexion läuft seiner Natur zuwider, seine rechte Hand wußte nie, was seine Linke that. Dem praktischen Leben gegenüber ist noch der Siebziger ein Kind, Glück und Freude haben noch immer das Strahlende des Weihnachtsbaumes, Leid und Unglück werfen ihn sattsungslos nieder, für das Schlechte fehlt jedes Verständniß.

Das Interesse an der Natur und die Liebe zum Gartenbau lassen ihn auch auf der Reise den Wechsel von Klima und Bodenform, der Vegetation und Fruchtreife aufmerksam beachten.

Ueber den schlechten Weg, abscheuliche Gasthäuser, ungenießbares Essen und unhöfliche Wirthte, hilft die gute Laune der Reisegesellschaft hinweg, und mit Staunen erfüllt ihn die Sandwelt, in die sie auf der kurischen Nehrung gerathen. „Weiß Gott, wir haben bei uns Sand genug, Riga liegt ja ganz von Sand umgeben, aber solche Sandflächen und Sandberge hatte ich mir nicht geträumt. Von Memel an bis zur nächsten Station, über drei Meilen, ist auch nicht ein einziger Baum zu sehen. Wir gaben alle darauf acht, konnten aber nicht einen einzigen entdecken; nichts als auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Sand, der sich zuletzt zu un-

geheuren Sandhügeln aufhäuft. So geht es von Station zu Station, nur sie sind von Wald umgeben.“

Als die Wüste aufhört und sie endlich in einen Wald kommen, ist dieser durch einen Sturm vor einigen Wochen fast ganz vernichtet. „Es hatte etwas Furchtbares, wenn man einen großen Theil des Waldes liegen fand, ungeheure Bäume aus der Wurzel gerissen oder wie Ruthen mitten durchgebrochen, und die Häuser überall umgerissen.“

So bot Preußen den Reisenden gerade kein sehr freundliches Willkommen. In Königsberg wird das Theater erbärmlich besetzt, aber das Gebäude doch schön gefunden. Der Naturforscher Carl Ernst von Baer wird aufgesucht und frohe Stunden der Erinnerung an Dorpat werden mit ihm verlebt. Auch Burdach besuchen sie, und bei Professor Hagen finden sie eine herzliche Aufnahme, da sie ihm Grüße gemeinschaftlicher Verwandten überbringen.

In Berlin trennten sich die Wege der Brüder, da der jüngere hier Hütten baut, während den älteren besondere Liebhabereien für einzelne Fächer seiner Wissenschaft und das südlichere Klima nach Würzburg führen.

Auch Piers Walter hatte, den älteren Brüdern folgend, den Weg nach Würzburg über Jena genommen. Hier hatte er Oken besucht und sich in die Jenaer Kreise so gut eingelebt, daß ihn Würzburg anfangs sehr fremd und wenig ansprechend berührt.

„Von Jena aus ging es zu Fuß über Rudolstadt, Saalfeld, den Thüringer Wald und Coburg nach Bamberg; aus dem Frühlinge des Saalthales in den tiefen Winter des Gebirges, durch mächtige Tannenwälder, abwechselnd mit freien Ausblicken auf die weißen Häupter des Schneekopfes und des Inselsberges. In Coburg und Bamberg blühten die Aprikosen und Pfirsiche.“ Aber schon in Bamberg, wo er drei Tage verweilt, fühlt er sich, ohne bestimmte Beschäftigung, allein, verlassen und gelangweilt. In Würzburg wird das Quartier in sehr guter Lage, ganz neben dem Julius-Hospitale gewählt, so daß nur der Hof zu überschreiten ist, um in die Collegia zu gelangen, und das Fenster eine Unterhaltung mit dem nebenan wohnenden Landsmann Dyrsen ermöglicht. Ein zweiter Bekannter, Siemwald, der schon länger hier ist, macht ihn mit Würzburg bekannt und führt ihn in die Harmonie ein, wo alle politischen Zeitungen Deutschlands ausliegen. Auf den Wunsch des Curators, des General-Commissärs des Würzburger Kreises, Affeld, werden „die drei Russen“ durch den Prorector Doellinger vorgestellt. „Wir mußten in hohem Staat, am hellen lichten Tage, mit kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, wie die Narren durch die ganze Stadt laufen, wurden

aber dafür auch sehr freundlich aufgenommen und zu Gesellschaften ein für allemal geladen. Sogar die freie Benutzung seiner ausgezeichneten Privat-Bibliothek stellte der Curator uns auf das liebenswürdigste anheim.“

Die wissenschaftliche Arbeit tritt in der kleinen Stadt ganz in den Vordergrund der Interessen. Vier Collegia, später noch ein fünftes, werden belegt, obwohl der Eindruck, den die Professoren auf ihn machen, nur ein gemischter ist.

„Der Chirurg Textor scheint zwar ein sehr geschickter Arzt, aber sehr ängstlicher Operateur zu sein, der mit unendlicher Langsamkeit vorgeht. d'Outrepont ist ein sehr geschickter Mann aber gewiß kein gebildeter gelehrter Arzt. Gingegen findet Friedreich zwar allgemeines Lob, ist aber durch seine große Kränklichkeit sehr in seinen Geschäften gehindert. Die Bibliothek der Universität ist im medicinischen Fache sehr mangelhaft, aber die Heilanstalten sind groß, fast zu groß. Einige sind ganz vorzüglich gut, andere könnten um vieles besser sein, um mit gehörigem Nutzen besucht zu werden; in mehreren herrscht ein verfluchter Schlendrian, der wohl grobe Routiniers, aber keine ordentlichen Aerzte bilden kann.“ Auch gefallen ihm persönlich einige der Lehrer gar nicht; aber der Eifer, mit dem er sich dem Studium hingiebt, läßt diese Klagen bald verstummen und wohl auch die Bedeutung der ausgezeichneten Männer, denen er später warmen Dank wußte, tiefer würdigen. Auch die Gegend und das Leben hier wollen ihm anfangs nicht zusagen. „Es erscheint mir hier alles ruhiger als in Jena, die Menschen zurückhaltender, und die Gegend, deren Schönheit sich zwar muthmaßen läßt, ist jetzt, wo die Weinberge noch nicht grün sind, durch die kahlen baumlosen Berge ringsum unbeschreiblich trübe, todt und einörmig. Die Stadt selbst ist alt, hat einige sehr schöne Gebäude, ist aber so irregulär gebaut, hat so viele schiefe, enge, krumme Gassen, daß es sehr schwer hält, sich zu finden.“

Auch der anbrechende Frühling befremdet ihn: „In Liebling wird alles so schnell grün, geht alles sozusagen mit Gewalt dem Frühling zu, hier geht alles so langsam. Ihr seht wohl, daß ich mit meinem Leben hier gar nicht zufrieden bin.“

Dazu kommt der Mangel an Freunden und die Sehnsucht nach den Seinen, die sich in langen fragenreichen Briefen ausdrückt. Die ungeduldig erwarteten Nachrichten bleiben oft aus, weil sie zuerst nach Berlin an Bruder Hermann gehen, und dieser es mit der Uebersendung nicht grade eilig hat, geschweige denn selbst zu schreiben gedenkt. „Von Hermann habe ich einen langen Brief gehabt! vier ganze Zeilen hat er in das Couvert hineingeschrieben, in welchem er mir Cure Briefe schickte. Von Hermann habe ich nie was Besseres erwartet.“ Diese Stimmung ändert sich aber

mit der anbrechenden schönen Jahreszeit. „Schon die Obstdlüthe der Pfirsiche, Aprikosen und Birnen entzückte mich, nun vollends gar die Weinblüthe, die von den Bergen ringsum und von den Häusern in der Stadt ihren Wohlgeruch über die ganze Luft verbreitet, so daß der Wind volle Ströme von Duft einem zuführt. Nur in den jungen Birkenwäldern habe ich im heimischen Frühjahr ähnliches erlebt, aber wie viel lieblicher und angenehmer ist doch der Weinblüthenduft.“ Jetzt geht dem Gartenfreunde das Herz auf, er nimmt den lebendigsten Antheil an den Interessen des Landes, an der Hoffnung auf ein Weinjahr, so gut wie 1811.

Zu Pfingsten wird eine Fußtour über Wertheim, Erbach und den Odenwald nach Heidelberg gemacht, und hier mit den Landsleuten, die sich in Jena von ihm getrennt hatten, mit v. Engelhardt, v. Struß und Leopold von Holst ein frohes Wiedersehen gefeiert. „Vier Tage war ich da, die schönsten, die ich in Deutschland verlebt habe.“ Das Klima Würzburgs, das Leben in der freien Luft und stärkende Fußreisen haben seine Gesundheit gekräftigt, vielleicht dem drohenden Lungenübel überhaupt Einhalt gethan. So einsam es ihm nach der Rückkehr auch wieder in Würzburg zu Muthe wird, die Jahreszeit läßt ihn die gute Laune nicht mehr verlieren und je mehr sich das Semester dem Ende zuneigt, desto wohler fühlt er sich an dem Orte, den er nun bald verlassen soll.

Die Wärme steigt immer mehr, die Kirichen sind überreif, schon Anfang Juli giebt es Birnen die Fülle und Aprikosen auf allen Straßen zum Verkauf. „Auch die Weintrauben werden schon weich und sind in so großer Menge vorhanden, daß sich Niemand erinnern kann, ein so fruchtbares Jahr erlebt zu haben. Pflaumen, Zwetschen und Pfirsiche sind noch nicht reif, werden aber schon erwartet. Daß mir diese Obstmenge recht behagt, könnt Ihr Euch wohl vorstellen.“ Auch für die Lebensform des Süddeutschen erschließt sich seinem unmittelbaren Empfinden doch ein gewisses Verständniß. „Hier in Würzburg und überhaupt in ganz Baiern ist in dieser Zeit (Juni) ein ungeheures Leben. Die neue Constitution wurde vor kurzer Zeit hier mit großem Pomp bekannt gemacht und wird nun auf alle nur mögliche Art, durch Bälle, Concerte, Eß- und Trinkgelage gefeiert. Mich interessirt das nur wenig, aber ich sehe den frohen Leuten sehr gern zu. Es herrscht hier überhaupt ein äußerst fröhliches, munteres Leben, worin wir uns erst gar nicht finden können. In Dorpat war es zwar nichts Seltenes und ich war daran gewöhnt, in großen Gesellschaften, wo viel getrunken wurde, manche Studenten über die Schnur hauen und sich einen ordentlichen Haarbeutel anlegen zu sehen; aber hier fiel und fällt es mir sehr auf, daß das nicht sowohl beim Studenten als bei dem

Philister der Fall ist. Zuerst erschrak ich wirklich, als ich auf einem Balle die meisten Professoren lallen hörte und kreuzbeinig gehen sah, und dabei waren sie so kreuzfidel, als ob sie nun erst in ihrem rechten Elemente wären. Eben (14. Juni) komme ich von einem großen Schmause, den die Bursche der Constitution gaben. Alle, selbst der Curator, waren durch den Wein so fidel geworden, daß ich mich sehr amüßirt habe, alles aus den eigentlichen Weinländern gebürtige so atout zu sehen, während wir Ausländer, die wir den Wein fast nur als Karität tranken am meisten vertrugen und daher ganz nüchtern nach Hause gingen.“ Das Semester geht nun zur Reize, und obwohl die Collegia erst Ende August geschlossen werden sollten, reisen doch schon viele Studenten ab. Den 10. August hören auch die Vorlesungen auf und die Rückgabe der Bücher an die Bibliothek macht selbst das Arbeiten unmöglich. Alle Bekannten sind schon in den Ferien, und auch für ihn naht nun, nach der Semester-Arbeit, die Verwirklichung der lang ersehnten Rheinreise. Vorsorglich hat er schon vor Monaten den Wechsel auf Mitte August bestellt und erwartet nun mit Ungeduld tagtäglich sein Eintreffen.

„Da jetzt schon so viele weggehen, wird es mir so enge, wie dem Zugvogel, ich möchte so gern mit und doch muß ich noch warten. O ginge es doch schon über alle Berge; da wird man freier, heiterer und frischer. Wenn man so zu Fuß geht, die ganze Welt einem offen steht, man sich um nichts zu bekümmern hat, dann erst genießt man das Leben so recht.“ Ob er das nächste Semester in Wien, Bonn, Erlangen oder gar der Gesundheit wegen in Pavia zubringen soll, wird derweil reiflich überdacht. „Allein in Pavia, in einem Lande, wo selbst die Sprache mir fremd ist! daraus wird nichts.“ Am lockendsten erscheint es ihm, mit dem Bruder im Herbst in Regensburg zusammenzutreffen, und so die Donaufahrt an die Rheinreise knüpfend, für den Winter nach Wien zu gehen. Der Frühling soll ihn dann wieder in die Heimath bringen. „Daß ich, so sehr es mir hier in Deutschland gefällt, dennoch mit Vergnügen an die Zeit der Rückreise denke, das ist etwas, was ich vor meiner Reise kaum glaubte.“ Aber aus diesen, in die Ferne schweifenden Gedanken wird er durch die harte Wirklichkeit in die Gegenwart zurückgeführt, durch das Ausbleiben des sicher erwarteten Wechsels.

Vom 24. August an verzeichnet er seine wachsende Ungeduld täglich in einem Briefe, den er doch wieder nicht abschicken will, bevor er das Geld erhalten, denn nützen kann das Schreiben ohnehin nicht, da 8—9 Wochen bis zur Antwort vergehen und er auf keinen Fall die Mutter unnütz in Sorge bringen mag. Es mögen selten so naturwahre Klagen in

dieser freilich nichts weniger als seltenen Kalamität laut geworden sein, denn hier hatte sie eine Persönlichkeit betroffen, die ihr nach keiner Richtung hin gewachsen war. Schon vor Monaten schrieb er: „Der bloße Gedanke, ich könnte einmal hier in der Fremde ohne Geld sein, macht mich ganz kalt überlaufen.“ „Jetzt ist alles verreist, und ich muß hier sitzen, weil mein Geld noch lange nicht angekommen ist! Weiß Gott, jetzt weiß ich kein einziges vernünftiges Wort zu denken, ohne daß mir der verwünschte Wechsel in den Kopf käme.“ Selbst bei der harmlosen Wendung: Wie geht es denn Euch? durch die er das leidige Thema des Briefes zu unterbrechen sucht, kommt es ihm gleich in den Sinn: wie gern er jetzt ginge. „Jedesmal daß ich jetzt nach Hause komme, hoffe ich Briefe zu finden und gehe daher immer mit etwas stärkeren Schritten die Treppe herauf, damit meine Wirthin mich ja ankommen hören und mir den Brief bringen soll; aber vergebens ist jedesmal meine Hoffnung, vergeblich greife ich die Füße und Stiefel an.“

1. September. „Heute ist ein Posttag, heute glaubte ich doch einen Brief zu bekommen, aber wer nicht geschrieben hatte, das wart Ihr gewesen! Ich glaubte, ich würde dadurch lernen, geduldig sein, aber so ungeduldig wie jetzt, bin ich doch in meinem ganzen Leben nicht gewesen.“

2. September. „Heute bin ich schon ganz allein, täglich verschwinden mehr! In der Kneipe, wo früher 30 aßen, sind nur noch 6, und auch die verschwinden in dieser Woche, wo ich dann wahrscheinlich mit ein paar ganz alten Philistern zusammen essen werde.“

6. September. „Jetzt wird es am Ende doch zu lang, daß das Geld ausbleibt. Wer steht mir dafür, daß das Geld überhaupt jetzt bald kommt? Dann kann ich nicht einmal nach Wien! Freilich ist der Gedanke fürchterlich: was werde ich anfangen, wenn das Geld noch lange ausbleibt? Hier ganz allein, ohne Geld und ohne Aussicht, welches zu bekommen!“

10. September. „Aber gewiß, ich muß den Brief abschicken, damit die gute Mutter doch erfährt, daß ich ohne Geld bin; ich bekomme es dann doch immer noch früher, als wenn ich mit dem Briefe noch zögere. Lebt alle recht wohl, jetzt kann ich wohl mit Recht sagen, fröhlicher als ich, das wünscht von ganzem Herzen Euer Euch immer liebender Piers.“

In all der Angst und peinlichen Besorgniß vergißt er doch den Bruder nicht: „Was wird Hermann anfangen, wenn er sein Geld auch so spät erhält, da er nicht allein, sondern mit mehreren reisen will!“ Diese Sorge war freilich wenig angebracht, denn der Bruder war nicht der Mann dazu, auf Geld zu warten.

Raum war dieser Brief der Verzweiflung aus Würzburg abgegangen,

so war das Geld da. „Ich wünschte jetzt wirklich, daß einige Confusion im Postwesen eintrete, damit dieser Brief früher zu Euch kommt, als der, den ich heute Morgen abschickte.“

Der Wechsel war rechtzeitig an den Bruder nach Berlin gegangen, dieser aber war mit dem früheren Semesterschlusse schon über alle Berge und sendet das Geld nun aus Dresden, wo er es postlagernd antrifft, nach Würzburg.

Die Sachen sind längst gepackt und voll Jubel über die Erlösung aus aller Pein geht es nun doch noch auf die so ernstlich gefährdet gewesene Rheinreise. Strom auf und ab wird die herrliche Gegend durchstreift und der Besuch der benachbarten Heilquellen und Badeorte in medicinischem Interesse nicht verabsäumt. Weitere Pläne werden aufgegeben und für den Winter Berlin bevorzugt, welches der Heimath schon näher liegt und die Gesellschaft von Freunden sichert. In Berlin wird die Arbeit mit neuem Eifer aufgenommen, die Wohnung in der Friedrichstraße, nahe dem Thor, aber auch nahe den Kliniken bezogen und die Dissertation abgeschlossen, um in Dorpat durch nichts aufgehalten zu werden. Die Aussicht, die ihm die Mutter brieflich eröffnet, noch länger in Deutschland zu bleiben, benimmt ihm förmlich den Kopf vor Freude: „Ich war in den dritten Himmel gehoben, tanzte und sprang dabei, so daß mich die Uebrigen alle auslachten.“ Aber die Bedenken, welche die Mutter doch auch nicht verschweigen kann, sind für ihn sofort bestimmend. Der Gedanke, durch frühere Heimkehr dem Bruder ein längeres Reisen zu ermöglichen, schließt alles Zögern aus. „Bald darauf wurden meiner Freude die Flügel abgeschnitten, daß ich ehe ich mir's versah, mit aller meiner Herrlichkeit auf der Erde saß und so nüchternen Muthes das Ganze überdachte. Da muß ich denn freilich selbst gestehen, daß es besser, ja in mancher Rücksicht nothwendig ist, daß ich zurückreise und meinem bisherigen frohen freien Leben Adieu sage.“

„Hier giebt es zu guter Letzt Arbeit vollauf. Ich besuche viele Kliniken, die mir freilich viel Zeit und viel Geld kosten, aber es ist das Letzte, nachher muß ich allein für mich dastehen, und so darf ich hierbei ja weder Zeit noch Geld sparen. Wir treiben uns in den Collegien herum und arbeiten den ganzen übrigen Tag zu Hause. Nur an Sonn- und Festtagen kommen wir bisweilen bei einem oder dem anderen zusammen. So sind mir auch die Weihnachtsfeiertage vergangen, ruhiger und stiller wie in meinem ganzen Leben. Hätte Hartmann nicht von einem Kranken ein Duzend Flaschen Wein bekommen, die wir zusammen austranken, so hätte man wohl kaum glauben sollen, daß es Festtage waren, so still war es unter uns. Das einzige Vergnügen, das uns bisweilen aufmuntert, ist das

Theater, wohin wir jedoch auch nur dann gehen, wenn einzelne ganz vorzügliche Stücke gegeben werden.

Die Rückreise soll nicht wieder durch das „fürchterliche Ostpreußen“ gehen, sondern zur See und über Rügen, dessen Natur ihn besonders anzieht.

„Ueber das, was ich zu Hause thun werde, will ich mir nicht den Kopf zerbrechen. Es wird doch wohl irgend wo eine Stelle sein, wo man eines Arztes bedarf, und ich glaube, ich bin fleißig genug gewesen und habe so viel gelernt, daß ich eine Stelle annehmen kann.“ Mit dem Ablauf des zur Reise bestimmten Jahres kehrt er in die Heimath zurück, promovirt in Dorpat und läßt sich als zweiter Arzt in Wolmar nieder. Hier wirkte seit des Waters Tode der Kreisarzt Girgensohn, in dem Walter nicht nur einen lebenswürdigen Freund und Kollegen, sondern auch einen anregenden Genossen für wissenschaftliche Interessen findet, die dieser ausgezeichnete Mann bis in sein höchstes Alter mit jugendlichem Eifer pflegte. Nur durch eine Willkür des Rectors hat sich die Berufung Girgensohn's für eine Professur in Dorpat 1828 zerschlagen. Auch Piers Walter war Arzt aus tiefster Neigung und durch seine Persönlichkeit in seltenem Maße für diesen schweren Beruf veranlagt. Sein Schwestersohn Eduard Erdmann, Professor in Halle, der ihm persönlich schon in dieser Zeit sehr nahe stand, charakterisirt ihn, auf sein Leben zurückblickend, mit den Worten: „Von der Zeit an, wo in dem Studirenden die Lust am Waidwerk fast zu einer bedenklichen Leidenschaft wurde, durch die Zeit hindurch, wo ich den durch vieles Studiren im Wagen und durch Nachtwachen erschöpften Arzt, Hand anlegen sah an ein Spielwerk der Knaben, weil sie bei der Anfertigung zu lässig waren, bis zu der Zeit, wo der von der ärztlichen Thätigkeit Zurückgezogene sich durch Uebersetzen in einer fremden Sprache übte, zeigt sich der eine und selbe Piers, dem Nichtsthun das Schrecklichste war, schrecklicher fast als ein verkehrtes Thun. Dazu kam zweitens das Festhalten des einmal Ergriffenen. Es hat etwas Prophetisches, wenn der kleine Knabe erklärt, er wolle und werde ein Doctor werden, und alle Erinnerungen der älteren Schwestern, die Vorbereitung zu einem solchen Berufe sei der Mutter zu kostspielig, damit beantwortet wurden: ich werde ein Doctor werden. Wie die Mutter geworden ist, was sie wollte: die Mutter tüchtiger Söhne, so ist er, der Mutter wahrer Sohn, ein Doctor geworden, und was für einer, weiß das ganze Land. Solche Festigkeit aber gab ihm ein dritter Zug, der gleichfalls von der Mutter stammt, der Glaube an das, was er als das Wahre erwählt und ergriffen hatte. Jene Abrahams-Zuversicht, mit der die Mutter in die Zukunft blickte, in der sie schauen werde, was sie zu verwirklichen beabsichtigte, sie war es, die ihn zum glücklichen, überall wie ein Engel begrüßten Arzt

machte. Er glaubte nicht an sich, sondern an seine Kunst, ein Widerpiel zu den Vielen heut zu Tage, die an ihr so leicht irre werden, an sich aber nie.“ Aus seiner eigenen Brust aber entsprang Piers Walter die herzliche Menschenfreundlichkeit, die keiner Worte bedurfte, weil sein ganzes Thun von ihr getragen war, die jedem Kranken, der ärmsten Bauernfrau in Wolmar wie der Großfürstin in Petersburg das Bewußtsein gab, im Arzte sich einem Freunde anzuvertrauen. Das Leiden und Genesen des Kranken war sein eigenes Wohl und Wehe. Der Schritt, mit dem er von der Pragis heimkehrend sein Haus betrat, die Haltung, in der er zu Wagen oder Schlitten die Straßen der Stadt durchfuhr, ließen sich mit Sicherheit, Unheil oder Hoffnung verkündend, deuten. Ueber das Krankenzimmer hinaus, welches freilich nur die eine sich gleichbleibende freundliche Theilnahme sah, hielt der Zwang nicht an, den seine leidenschaftliche und unmittelbar empfindende Natur nur widerwillig ertrug.

Schon den 20. Februar 1828 schreibt eine der Schwestern: „Piers hat die so viele Wochen ununterbrochene tägliche Angst um den operirten Schmidt, er hat ihm dreimal die Pulsader unterbunden, ganz krank gemacht. Er hat sehr starke Leberschmerzen und meinte selbst, wenn es noch lange währe, so ginge er ganz zu Grunde.“

Den 30. März. „Nun Schmidt, an dem Piers die angstvolle Operation nun doch zum Glück beendet hat, gesund ist, ist Piers es auch.“

Das war und blieb der Pulsschlag seines Lebens bis in sein hohes Alter hinauf. Als er die Universität als Mediciner bezog, meinte sein Lehrer: es sei ein Wahnsinn, daß ein Sterbender sich in der Zergliederungskunst übe. Er hat in einem Leben voll Mühe und Arbeit alle seine Geschwister hinscheiden gesehen und ist mit neunundsiebenzig Jahren gestorben. In Wolmar lebte er zunächst nur seinem Berufe und der Hülfsleistung, welcher die Seinen in Rath und That bedurften. Er erbaut sich neben dem väterlichen Hause ein geräumigeres Heim und umgiebt es mit geschützten, terrassirten Gartenanlagen, in denen er zur Erholung den Spaten führt, seines Obst und Blumen zieht, ja selbst Weine, nach Würzburger Erinnerungen, aus Obst und Beeren keltert. Erst als auch der jüngste seiner Brüder die deutsche Reise hinter sich und sein auskömmliches Brod gefunden hat, gründet er den eigenen Hausstand. Er schloß 1828 eine überaus glückliche Ehe mit Elisabeth Közner, deren Vater aus Danzig nach Livland gekommen war. „Haßt du dich aber auch von Herzen gefreut, daß der Altkchen auch einmal an's Heirathen dachte“ schreibt die Schwester, die auf diesen Entschluß nicht mehr zu hoffen wagte, obwohl der Bruder erst 33 Jahre zählte. Freilich blieb die Ehe nicht ohne schwere Prüfung und Leiden.

Seine drei ältesten Kinder starben ihm in rascher Folge fort, so daß sein Haus nach reichem Familienseggen wieder ein kinderloses wurde. Der Bruder schreibt am 31. Januar 1832: „O, Gott weiß, was ich gern hingäbe, wenn ich dem armen, schon durch die ersten Verluste vom fröhlichen Menschen zum Greise gewandelten Vater diesen, ach schwereren Schmerz hätte ersparen können. Der arme Piers soll umhergehen wie ein Greis, der seine Stütze verlor, wankend und jammernd, daß es den Stein erbarmen möchte. Ach, er steht mir in seiner kläglich gebeugten Gestalt so lebhaft vor der Seele, daß mir's zu weh wird, um weiter zu schreiben. O gäbe Gott Piers nur von den Schmerz lindernden Thränen, die meinen Augen entströmen, die Last des schrecklichen Verlustes würde gemildert, Fassung ihm eher möglich sein. Ach armer Vater, arme Mutter. So ganz allein wieder!“ — Nur das reiche Glück, welches ihm aus den später geborenen Kindern erwuchs, lichte allgemach den Schatten, der sich über die ersten Jahre der Ehe verbreitet hatte. — Seine ärztliche Thätigkeit in Wolmar, vorzüglich einige glücklich ausgeführte schwere chirurgische Operationen, zog die Aufmerksamkeit auf ihn, so daß er dem Rufe als Professor der Geburtshülfe und Chirurgie nach Dorpat folgte. Hier hat er vierzig Jahre als Lehrer und als Arzt eine segensreiche Thätigkeit entwickelt. In strengster Wahrhaftigkeit und Selbstbescheidung lehrend, unablässig in seiner Wissenschaft mit emsigem Fleiße fortschreitend, hat er zahlreichen Schülern, mehreren Generationen von Ärzten, das Beispiel einer ebenso menschenfreundlichen wie streng ernsten Auffassung ihres Berufes gegeben. Eine ausgebreitete Praxis, die er neben seinem Lehrberufe übte, ermöglichte ihm nicht nur ein großes gastfreies Hauswesen zu führen, in welchem die Söhne der Verwandten und Freunde während ihrer Universitätsjahre eine Heimath fanden, sondern auch überall, wo ihm Noth und Elend entgegentraten, der Freigebigkeit und Hülfsbereitschaft seines Herzens zu folgen. Er blieb stets der gesuchteste Arzt der Armen, der zu jeder Stunde des Tages und der Nacht dem Nothleidenden gern in seine Hütte folgte. Je mehr seine Familie anwuchs, fünf Söhne und drei Töchter belebten ihm das Haus, um so mehr wurzelte sein ganzes Wesen in Dorpat ein, und selbst den Geschwistern fiel es schwer, ihn zur Erholung ab und zu nach Wolmar zu locken. Immer nur auf die kürzeste Zeit, und auch dann nur mit Unruhe und Sehnsucht im Herzen, entschloß er sich, Beruf und Haus zu verlassen und die feste geordnete Thätigkeit zu unterbrechen. Auch in Dorpat gehörte seine Mußzeit, ein Stündchen täglich um Mittag oder am Abend, seinem kleinen Gärtchen an. Für Kinder und Bekannte schmachhafte Früchte zu ziehen, hier und da eine Leidende mit einigen Blüthen zu erfreuen, sich am Gedeihen seiner Gewächse zu laben,

war der Genuß, den ihm alljährlich der Sommer brachte, die Erholung in friedlicher Beschäftigung inmitten eines aufregenden Berufs.

Nur einmal trat die Aufforderung an ihn heran, seinen Wohnort zu wechseln, aber ein solcher Entschluß war schon damals für seine Natur unmöglich. Er wurde im Jahre 1846 vom Großfürsten Michael wiederholt nach Petersburg entboten, um die Behandlung seiner Frau zu leiten. Der jüngere Bruder, Ferdinand Walter, war zur Zeit hier anwesend und berichtet darüber:

28. Januar. Eben kam Piers an. Er sieht gesund aus und ist vom Großfürsten, dessen Geburtstag heute ist, und der Piers auf seinem Zimmer besuchte und in Schlafrock und Pantoffeln antraf, sehr freundlich begrüßt worden.

31. Januar. Gestern war ich mit Piers den Abend bei Hoffmann. Der Großfürst hat ihn wieder in seinem Zimmer besucht und ist überaus freundlich in seiner Dankbarkeit gewesen. Das ist ganz angenehm, wenn es nicht die gerechte Furcht erregte, er werde das Bleiben wieder vorschlagen. Wäre Piers jünger, so könnte er darauf eingehen, nicht um seines Vortheils willen, sondern um dem Großfürsten und seiner Frau ihre große Freundlichkeit zu vergelten. Nun aber hindert ihn nicht nur seine in Dorpat gesicherte Stellung, — sondern das Leben hier ist ihm zu gespannt und angreifend: und ich halte, so gern ich ihn dem Kaiserhause und der Familie des Großfürsten dienen sähe, es für Recht, wenn er bei der Weigerung bleibt. Es ist doch traurig, daß so Hochgestellte vermissen, was sie haben könnten, wenn sie nicht so hoch wären. Nermere könnten zum Arzte hinziehen, dem sie vertrauten. An Piers Stelle soll Petersenn herkommen, das freut mich. Ein honetter Mann thut hier Noth.

Die Großfürstin bot Piers an, mich auch in's Palais zu nehmen, denn sie habe gehört, daß sein Bruder auch in Petersburg sei. Natürlich verbat das Piers gleich. Du kannst aber daraus die Freundlichkeit ersehen, mit der sie ihm begegnet. Piers bleibt, bis er Petersenn eingeführt und die Großfürstin von sich abgewöhnt hat, die täglich unter seiner Cur sich wohler befindet und täglich sammt ihrem Mann freundlicher wird. Ihm ist das Herz gehörig schwer dabei, und auch der Großfürst hat sehr freundlich über ihn gesprochen. Risseleff aber sagte gestern zu Seidlitz, der auch auf seinem Abschied besteht: die Livländer haben eine Monomanie nach Livland; — so auch dieser verrückte Doctor aus Dorpat. Solche Anerbietungen und — er bleibt in Dorpat! Mandt hat den vierten Stern bekommen; den hätte er auch nächstens — und doch! Das soll nicht Verrücktheit sein!

Am 10. Juni 1869 feierte er in Dorpat sein 50jähriges Doctor-

jubiläum. Von seinen 14 Geschwistern konnte diesen Tag nur noch ein Bruder mit ihm begehen, und auch dessen Leben zählte nur noch nach Wochen. Den Winter darauf legte er seine Praxis nieder und hatte die Freude, das Vertrauen seiner Patienten auf seinen Sohn sich übertragen zu sehen. Ein zweiter Sohn war Justizbeamter in der Stadt, der älteste ein tüchtiger und begüterter Landmann geworden, ein weiterer folgte dieser glücklich beschrittenen Bahn und der jüngste lag dem medicinischen Studium ob. So durfte er sich unter der Pflege einer liebevollen Gattin und seiner Töchter eines reichen und ruhigen Abends seines Lebens erfreuen und des Glückes, auch jetzt noch nie eine Stunde müßig zu sein. Schon umgab ihn eine große Zahl von Enkeln, als er in eine Krankheit verfiel, die nach Monaten schweren Leidens ihm die heiße Sehnsucht erfüllte, seinem Gotte und den hingegangenen Lieben wieder verbunden zu sein. Ein günstiges Geschick schloß sein Auge, bevor über seine in voller Manneskraft stehenden Söhne ein ähnliches Sterben einbrach, wie es einst die Reihe der Brüder gelichtet hatte. An seinem Grabe sprach im Namen der Universität einer seiner letzten Schüler, ihm einer der liebsten, gewiß einer der ausgezeichnetsten unter ihnen. Professor Bergmann hatte ihm mit der zartesten Sorgfalt eines Sohnes in seinem Leiden Beistand geleistet und gab nun auch in warmen Worten des Dankes seinem alten rechtschaffenen Lehrer die Ehre.

Von den Geschwistern hat nur Piers Walter seine Ruhestätte nicht in der Heimath seiner Familie gewählt. Der alte Gottesacker in Wolmar, der seine Eltern und Geschwister aufnahm, war überfüllt und geschlossen. Mächtige Bäume beschatteten hier meist schon vergessene Gräber. Auf dem neuen Friedhofe aber schloß schon eine andere, jüngere Generation, die ihm nicht mehr heimisch war. So blieb er denn in Dorpat, wo jedes Kind ihn kannte, „den alten Piers“

6. Berlin und Wien.

Der bürgerliche Charakter der Familie brachte es mit sich, daß die Lebensziele, die in ihr verfolgt werden, mögen sie nun in begrenzt realer oder mehr idealer Richtung liegen, doch stets unter den Gesichtspunkt der Arbeit und unerläßlichen Pflichten treten. Auch die einzelnen Persönlichkeiten tragen bei allem Jugendmuth und aller Lebensfreudigkeit, doch diesen Grundzug des Ernstes, der auf dem Ueberwiegen der Charaktertugenden über die Talente des Geistes beruht. Selbst die äußere Erscheinung der Geschwister, ein hoher Wuchs meist hagerer Gestalten, eine scharfe, oft strenge Profilbildung der Gesichter, der vorwaltende Ausdruck des Auges zeigt mehr eine charakteristische als auf das Ebenmaß gehende Bildung, mit der sich eine

rasche, oft ungestüme Form der Bewegung und sprachlicher Mittheilung verbindet. Ein Sonntag zu den Werktagen wurde dem Hause durch den vierten Bruder zu Theil, den eine gütige Freigebigkeit der Natur mit reichen Gaben der Amuth des Geistes und Körpers und mit einer vornehmen Leichtigkeit der Lebensführung beschenkte.

Hermann Alfred Walter wurde 1797 am 12. Mai geboren und auch nur durch den Frühling des Lebens führt ihn sein Weg. Er wurde der Mittelpunkt allen geselligen Lebens in der Familie, der Stolz der Mutter und Schwestern, von den jüngeren Brüdern bewundernd aus respectvoller Ferne verehrt.

Eine unererschütterliche Gesundheit räumte hier alle äußeren Hemmnisse hinweg, die auffällige männliche Schönheit erleichterte persönliche Anknüpfung und geselligen Verkehr, denen wiederum ein feiner Sinn für gemessenen harmonische Formen und Empfindlichkeit gegen die kleinen Belästigungen des Lebens, gegen Staub und Hitze, Luftbeschaffenheit, Unordnung und Unsauberkeit in jeder Gestalt, sehr bestimmte Grenzen setzten. Diese Anlagen hätten freilich in den beengten Lebensformen der Familie mancherlei Anstoß gefunden, wenn nicht die Gewöhnung einer äußerst einfachen Erziehung an Bedürfnislosigkeit und der glückliche Humor einer heiteren Gemüthsstimmung sie mehr auf die erfreulichen Seiten des Lebens hingewiesen hätten.

Die Gabe des Humors theilt er mit einer der Schwestern, der er auch dem Herzen nach besonders nahe steht. Während hier aber in schwieriger und drückender Lebenslage, jene Gabe zu einer Freistätte der Empfindungen und Gedanken, einer Quelle der Kraft für manches schwere Verzichteten wird, gereicht sie dem Bruder nur zum Schmucke des Lebens, das ihm seine glückliche Veranlagung ohnehin in jeder Richtung geebnet hatte. Hermann Walter war in Allem anders, als die übrigen Brüder und das giebt ihm schon früh im Hause eine gewisse Ausnahmestellung. Was die Geschwister in schwerer Arbeit und beharrlichem Fleiße erringen fließt seiner leichten Auffassung im Spiele zu. Was die Herzen der Geschwister so lebhaft bewegt, daß es bei jeder Gelegenheit rüchhaltlosen, oft stürmischen Ausdruck findet, die Zärtlichkeit gegen die Mutter, ist hier mehr eine selbstverständliche Voraussetzung, der schon ein freundliches Scherzwort Genüge thut. Wenn die Mutter im Kreise der Kinder die Ankunft der Studenten aus Dorpat zum Weihnachtsfeste erwartet, ist Niemand im Zweifel, wen er zuerst begrüßen wird. Die Hausthür wird stürmisch aufgerissen, Hut und Mantel fliegen zur Seite und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit schließt der ältere Bruder Mutter und Geschwister in die Arme. Erst nach einer Weile tritt

eine zweite Gestalt in die Thür, die sie aufrecht nicht zu durchschreiten vermag und mit sonorer Stimme: Ihr da, Leuten, klopf mir doch den Schnee vom Mantel! kündigt sich Bruder Hermann an, der doch nun erst die volle Freude des Festes in's Haus bringt. Auch von der deutschen Reise pflegt er brieflich nicht viel zu berichten, obwohl die gedrängten Notizen seines Tagebuches mit großer Genauigkeit und sicherem umfassenden Urtheil sich auf die Einzelheiten von Land und Leuten, Kunst und Industrie erstrecken, und er seine Studien mit aller Gewissenhaftigkeit verfolgt. Nur um mit den Seinen zu plaudern und auch nicht gar häufig entschließt er sich zum Abfassen von Briefen. Schon in Königsberg fügt er nur wenig Worte dem Berichte des Bruders bei: „Wozu ich auch schreiben soll, da Piers schreibt, sehe ich nicht ein. Ein Lamentabile über diesen elenden Theil Preußens, den wir gesehen haben, anzustimmen, fühle ich mich wenig geneigt, da ich mit Hoffnungen hinaus ziehe. Daß Voigt sich wie ein Gott betragen hat, versteht sich von selbst, und doch hätte ich dem herrlichen Kerl beinahe noch weniger zugestanden. Das wäre eine liebliche Geschichte gewesen, wenn wir diese Tour, bei solch malitiösem Wege, mit einem andern Fuhrmann gemacht hätten. Gott gebe nur, daß er nicht zu großen Nachtheil hat, denn Vortheil hat er gar keinen von dieser Reise; er freilich schlägt das an, daß er Königsberg gesehen hat.“ Von Königsberg geht es mit der ordinären Post auf so schlechten Wegen weiter, daß sie mitunter nur 5 Meilen in 24 Stunden zurücklegen. „Ueber die so oft beschriebenen und beschwiegene Eigenthümlichkeiten dieser Reise, namentlich über die berühmte Mannigfaltigkeit der Gesellschaft kann leider keiner von uns urtheilen, da wir 8 Dorpatenser den ganzen Wagen einnahmen.“

28. März. „Daß ich, der ewige große Deklamator gegen das Bleiben in Berlin, nun doch hier bin, wird Dich, liebe Mutter, und die anderen lieben sich ehrlich Nährenden (nach dem Bibelspruch) recht in Harnisch bringen. Warum ich hier bleibe? Je nun! Nicht etwa, weil es mir hier gefällt, ganz im Gegentheil — ich habe aber auf der langen, langen Reise Zeit genug gehabt, den alltäglichen gewöhnlichen Satz auszuklauben, daß man im Grunde allenthalben was lernen kann, umsomehr also noch in Berlin, wo Alles, was medicinisch ist, en gros betrieben wird. Dazu, denke ich, hat nicht wenig beigetragen, daß ich eine gewisse Scheu gegen das Reisen um diese Jahreszeit mit nach Berlin brachte. Was Berlin und seine Merkwürdigkeiten anbetrifft, so geht's mir damit beinahe wie Ferdinand mit Dorpat, ich finde nichts zu groß, nichts zu schön oder kostbar. Doch stellt sich schon allgemach einiges beurtheilende Talent bei mir ein und ich tagire

schon mancherlei sehr schön, was mir früher ganz gleichgültig war. Schon darum ist es mir lieb, daß ich hier bleibe.

Sehr habe ich mich gefreut, doch noch so zeitig hier angekommen zu sein, obgleich nicht so früh, daß ich den kühnen Gedanken, Charfreitag in Dresden zu sein, hätte ausführen können, da ich Gründonnerstag Abends hier ankam. Am Freitag nämlich gab Zelter durch seine Kunstakademie theils, theils durch andere Dilettanten Jesu Tod von Graun. Man denke sich ein sehr gutes und sehr eingeübtes Corps von über 300 Personen von Zelter dirigirt, und eine Solostimme von der herrlichen Milder-Hauptmann gesungen! Weiß Gott, ob ich je wieder dergleichen höre; das ist eine göttliche Sängerin!“

12. Mai. „Der Frühling ist ganz herrlich! Alles hat geblüht oder blüht noch, die Bäume sind noch mit ihrer frischen Farbe belaubt, während man im Sommer kaum Blätter erkennen soll, was man an manchen Stellen schon jetzt sieht, wo der Wind stark ist. Denn meine beiden Antipoden, die ich schon zu Hause so fürchtete, Hitze in der Stadt und Staub, sind in großem Grade hier vorhanden. Berlin hat nämlich die liebliche Eigenthümlichkeit, mehr Staubwolken zu haben als Luft (wennschon es sehr hell gebaut ist) und mehr Schutt in der Luft als auf den Straßen (obgleich letztere durch — Gott weiß, wessen Vorliebe, dick mit Schmutz und allen Erdarten belegt sind). Dadurch wird dann bei etwas Trockenheit — Wind ist immer vorhanden — Alles, was gefärbt ist, einfarbig; so bekommen alle Röcke eine Farbe und zugleich werden sie auch dadurch noch sich gleich gemacht, daß sie gleich schnell verderben. Wie aber die Augen bei solchem Staub leiden, das ist ganz unerhört. Am besten freilich wäre es, man könnte ohne Augen ausgehen, so aber — entbehrt man noch der Brillen — bleibt einem nur das Schließen der Augen übrig und gegen alle Berliner Ecken — die aber zum Glück sehr abgeschliffen sind — anzurennen. Und dabei wird täglich zur Charité hinausgelaufen und in der ärgsten Hitze um 11 wieder zurück, um dann um 1 und 2 Uhr wiederum, jedesmal 10—15 Minuten, auf dem heißen Pflaster zu trampeln! Meine Collegia bestehen nur in Kliniken. Um 7 Uhr fange ich an, herumzugehen und um 2 Uhr wird mein letzter Hospitalbesuch geschlossen. Hat man so 6—7 Stunden nur unter Kranken zugebracht, so ist theils die Ekstase gar nicht zu verkennen, theils die Arbeitscheu sehr deutlich sichtbar. Dafür aber ist der ganze Abend mein. Mich tröstet nur der Gedanke, daß der Mediciner in Berlin jetzt mehr findet, als irgend andwärts. Freilich kostet der Schatz hier auch was Honettes, denn für Kliniken allein 65 Rthlr. zu zahlen in einem Semester, ist ziemlich derb! Leider ist auch alles

Anderer hier viel theurer als in Dorpat. Bücher heißt es, sind billiger. Ja wohl, das sind sie; das ist aber eben das Unangenehme, denn wie groß ist eben deswegen die Versuchung, sich welche anzuschaffen und hernach die Rechnung des Buchhändlers! Wäre es nicht vielleicht möglich, mir mein kleines rothes Cigarrenbüschchen zu schicken, wenn anders noch die beschriebenen Papierstückchen darin liegen! Es ist eine lange Arbeit zu meiner Dissertation, die ich vergessen habe."

Obwohl er selbst nur selten den Seinen schreibt, ist er sehr empört, wenn ihm mit gleicher Münze gezahlt wird oder nur wenig Worte der Schwestern ihm zukommen.

„Daß Clementinens Brief noch in keiner Zeitung steht, kommt bloß daher, weil ich nicht recht weiß, in welche ich ihn rücken soll; ich denke nämlich, er gehört wegen seiner Elegance theils der eleganten Welt, theils wegen der aufklärenden und erleuchtenden Gedanken der hiesigen Leuchte an, und in letztere hätte ich sie zweifellos setzen lassen, wäre das Uebrige, was darin steht eines solchen Aufsatzes nur irgend werth; — so aber leuchtet er nur in meiner dunklen Tasche und finsternen Geisteszuständen. Ob sich die Planeten und Fixsterne und ihre Kinder, die Jahreszeiten, um uns kümmern werden? Ich zweifelte daran, als ich herkam und Schneegeästöber und Hagel und Frost mit den schönsten Sommertagen abwechselten; ich werde daran zweifeln, wenn — obgleich das Wetter herrlich ist — unser Aufenthalt in Deutschland nicht einmal Menschen, geschweige denn ewige Gestirne, von ihrer faulen Bahn abbringen kann und sie bewegen, den geringen Substanzverlust an ihren Fingern beim Reiben von Briefpapier nicht in Anschlag zu bringen."

„Vor wenigen Wochen erst kamen Nachrichten — wenigstens Worte — von mir an bei Euch, und schon bringt der Postillion neue! Alle Beiworte, die der Faulheit verwandt sind, habe ich also vollen Grund, mir zu verbitten!

„Wie geht es Euch? Möchtet Ihr doch Alle meine Gesundheit Euch zum Vorbilde nehmen, denn ich muß gestehen, ich halte jetzt große Stücke auf Gesundheit, besonders auf sichtbare. Ich kann nur bestätigen, daß ich ewig gesund und ein und derselbe bin; das ist ja so alt wie ich selbst, also noch Dinge aus dem vorigen Jahrhundert. Was mich anbetrifft, so vergäße ich sicher, wäre ich nicht zufällig Mediciner, den Begriff der Krankheit und mich selber. Ich schlafe, esse, trinke, gehe, sehe, höre und denke bisweilen, alle übrigen Vermögen in mir ruhen, und ich bin doch neugierig, was aus denen werden soll." Neben den medicinischen Studien ist es vorzüglich die Naturphilosophie von Schelling, Oken, Steffens und Schubert, die seine

Theilnahme auf das Lebendigste in Anspruch nimmt. Er überschickt dem philosophisch gesulten Bruder, dem Theologen, eine Abhandlung über die Ursachen des Alters und des Todes, in der er sich mit voller Freiheit und Beherrschung der Gedanken in dem Ideenkreise dieser Richtung bewegt. Auf die Bedenken, die der Theologe hier dem Mediciner gegen dergleichen Theorien erhebt, antwortet er ganz in dem souveränen Bewußtsein der Zeit: „Ich bin noch zu jung und zu wenig ruhig, um einen angenehmen Fußweg zwischen himmelhohen Bergen zu gehen, bloß weil die Berge hin und wieder schlüpfrige Stellen haben; lieber zwanzigmal ausgeglittsch, als das leichte Klettern auf effektischem Wege.“

In den Herbstferien wird eine Fußreise mit zwei Freunden, mit Bruger und Vaerens durch Schlesien, Böhmen, die sächsische Schweiz nach Dresden unternommen. Zunächst geht es von Berlin nach Breslau, wo sich ihnen noch der Pole Malsch anschließt. „Die Reise war meist ganz schrecklich schlecht, in der Neumark nichts ringsum als Fläche und Sand und dabei brannte die Sonne von oben und durch die beständige Chaussee auch von unten, daß wir bisweilen zu vergehen glaubten. Der Vortheil fand aber dabei statt, daß wir das Fußreisen lernten in Gegenden, wo wir an der Aussicht nichts durch unsere Müdigkeit verloren.“ Bei aller Einförmigkeit der Gegend aber wird das Einzelne genau beobachtet und in Raststunden und Nachtlagern unter Scherz und allerhand kleinen Begegnissen die gute Laune nach den Strapazen wieder aufgefrischt. Das schlesische Gebirge läßt denn alle Mühe durch die Neuheit seiner Eindrücke vergessen. „Hatten wir auf der letzten Tour schon schöne Gegenden gehabt, so verschwand das Alles vor diesem Wunderlande, das gleich bei dem imposanten Paß von Wartha mit all seinen herrlichen Bergen vor uns lag!“ Ueber ein Monat geht im Wandern hin, das in Dresden ausläuft. Hier findet er Briefe von der Mutter und nimmt sogleich Gelegenheit, sie zeitig auf das Zukünftige vorzubereiten, da ihm schon jetzt klar geworden ist, wie das eine, für Deutschland bestimmte Jahr, nicht für seine Pläne ausreichen werde.

„In Deinem Briefe erwähnst Du, daß Du mir Ostern das Reisegeld schicken willst! Ist das wahr? oder ist's ein Schreibfehler statt Michaelis? O jerum! was soll das werden! Die Nachricht hat mich in die schrecklichste Angst versetzt; ist es wirklich ganz und gar nicht anders möglich? Es wäre doch höchst traurig; es würde mich auch gar nicht so überrascht haben, wenn ich nicht die — wie ich jetzt sehe — höchst sonderbare Idee immer gehabt hätte, daß ich bis Michaelis würde bleiben können. Es ist mir gar kein anderer Gedanke von ferne in den Sinn gekommen,

und alle meine Studien- und Reisepläne werden dadurch auch gänzlich umgeworfen.“

Nachdem in Dresden einige Zeit der Kunst gelebt worden ist, soll es für den Winter nach Landshut gehen; aber enttäuscht durch den Ort und von den Vorlesungen unbefriedigt, bricht er bald wieder auf und reist weiter nach Wien.

3. December. „Keiner weiß, was ihm das Beste ist, ich am wenigsten. In Landshut suchte ich das Heil der Welt und fand einen — wenngleich vortrefflichen — Chirurgen! Da Landshut für Chirurgie zwar frappant viel, für keinen andern Zweig der Medicin aber auch nur etwas leistet, so folgte ich Deiner ursprünglichen Meinung: ich sollte nach Wien gehen. Von Regensburg ging es die Donau herab und die Reise wurde durch niederen Wasserstand und Herbstnebel von 6 auf 12 Tage ausgedehnt. Durch das öftere Anlegen reisten wir übrigens mit dem Marktschiffe beinahe so angenehm, wie mit einem expreß gemieteten Extrschiffe. Die Ufer sind schön und können sich im Sommer in ihrem Grün nicht besser darstellen, als jetzt bei den mannigfaltigen Farben des Laubes. Die Gegenden von Passau bis Linz, diese Städte selbst, die vielen herrlichen Burgen, die an den Schwedenkrieg erinnern oder sonst interessant durch historische Beziehungen oder die rege Phantasie der Volksagen wurden, die prachtvollen Klöster, deren Erbauer, wie fast immer, die schönsten Stätten sich wählten, die grotesken Umgebungen des Strudels mit den Felskapellen, zertrümmerten Burgen und schroffen Felswänden, zwischen denen und spitz vorragenden Klippen die brausenden Wellen das Schiff mit Blitzesschnelle fortreißen — alles dieses wird mir immer im Gedächtniß bleiben. Aber doch habe ich mich ge freut, als ich an Ort und Stelle war. Denn eben das Furchtbare der bergigen Ufer, was anfangs ein so frappanter und erhabener Anblick ist, wird späterhin durch die große Gleichförmigkeit ermüdend. Die Art des Schiffs selbst, ohne Segel, die durch Pferde und selbst Menschen langsam und beschwerlich stromaufwärts gezogenen Schiffe, die man an den bekannten ruhenden Dönen schon in der Ferne erkennt — das Alles macht einen so tristen verstimmen den Eindruck, daß selbst die vielen Weinberge und Wingerhäuschen einen trüben Anstrich bekommen, und man sich freut, wieder auf freundlichem Boden zu sein und Menschen zu sehen, die nicht bloße Lastthiere sind.

So sitze ich denn jetzt hier in dem mächtigen Wien, und freue mich täglich mehr darüber, daß ich hier bin. Nach dem zu urtheilen, was ich bis jetzt gesehen habe, scheint mir zwar Berlin für den Mediciner viel wichtiger und nützlicher zu sein; aber auch Wien hat sein Gutes. Wir sind jetzt unserer 4 oder 5 Landsleute, genug, um nicht im Topf zu leben.

Um den Hauptvorthail, den der hiesige Aufenthalt durch die vielen Kranken und somit auch Todten gewährt, — ich meine die Privatissima — zu genießen, ist es eine große Erleichterung, daß die Universitätsanstalten, so wie es auch bei anderen öffentlichen Dingen hier der Fall sein soll, so human einem Jeden ohne Geld offen stehen. Freilich, mehrere andere Privatissima, die ich hier nahm, sogen bedeutend, wenn nicht an mir, doch am Beutel, man könnte sie wohl Goldigel nennen. Unvermeidlich war es, einige Bücher anzuschaffen; mit Instrumenten, zögere ich noch.

Es hat schon etwas geschneit und friert tüchtig und regnet besonders viel, was uns Medicinern, die wir Tag um Tag über das freie Glacis in die Stadt laufen müssen, ganz absonderlich lebenswürdig dünkt.

Es giebt wohl wenig Orte, wo sich die Nationalität eines Volkes so rein ausspricht wie hier, und interessant in der Hinsicht ist auch eines von den hiesigen fünf Theatern, wo der größte Unsinn in Originalwerken, vorzüglich aber Parodien aller Stücke, die auf den ernsthaften Theatern mit Beifall gegeben werden, mit viel Kunst ganz im Dialecte des hiesigen Volkes dargestellt werden. Ich habe selten in meinem Leben so viel gelacht, als das eine Mal, da ich dort war!"

Unter fleißiger Arbeit wird das halbe Jahr verbracht und der Entschluß Wien zu verlassen und an die Heimreise zu gehen, wird immer schwerer und von Woche zu Woche hinausgeschoben. Ein Ausflug nach Salzburg ist zu lochend und zudem liegt die Dissertation für Dorpat noch ganz im Argen: „Ueber die große Arbeit! Es thut mir jeder Augenblick leid, den ich damit hinbringen muß. Ich wünschte nur, ich hätte den ganzen Plunder in Dorpat nicht noch vor mir. Die Geschichte ekelst mich an in vielfacher Hinsicht und vielleicht bin ich ein Narr gewesen, und schwer ist's aufzuhören, was man ist."

Im Juli verweilte er noch immer in Wien.

Aus Vorzicht ist schon das Geld für die Rückreise nach Berlin geschickt worden, aber auch das führt nicht so einfach zum Ziele.

Berlin, 4. September 1819. „Um ein gutes Stück näher bin ich denn doch schon Euch gekommen, hier scheint mir aber die Welt mit Brettern vernagelt und aller Ausweg, wäre es auch ein Rückweg, verschlossen. Erschrick nicht, liebe Mutter, das Geschehene ist nicht mehr wieder gut zu machen! Daß ich von Euch zu Hause kein Geld erwarten kann, weiß ich sehr wohl; ob ich aber sonst welches bekommen werde und wo, das weiß ein Anderer besser als ich. Daß ich hier noch viel weniger bleiben als die Reise antreten kann, sehe ich auch ein. Wovon ich hier lebe? Von Freundschaft und Pump! Letzteren denk ich mit den 25 Thalern zu bezahlen, die

für mich hier lagen und jetzt eine Ferienreise machen. Was es aber am Ende werden soll, das weiß ich jetzt am allerwenigsten; denn es ist mir noch nie geglückt, 100 Rthlr. zu finden, und wo ich das nöthig hatte, am allerwenigsten. Bisweilen wird mir doch etwas bange dabei und beden ich nun gar, daß 25 Rthlr. keine Ewigkeit dauern, dann — seh ich mich schon von allen Furien der Wuth, Armuth und Wehmuth geplagt! Es geht schon dem Winter zu und von oben bis unten beschneit, mit Pelzschuhen und Handschuhen werde ich mich wohl hineinwälzen müssen in Eure Arme. Denn daß ich einmal kommen werde, ist ziemlich klar, das Wann ist nur der Gegenstand der Untersuchung. Du wirst wohl einsehen, daß ich bei solch bewandten Umständen mich noch nicht genauer auslassen kann, ob ich über Windau oder Tuckum reise oder nicht. Wie groß mag jetzt schon die Zahl meiner Neffen und Nichten sein? Ich komme mir erschrecklich altväterisch vor bei der Menge Menschen, die schon alle Onkel zu mir sagen können, und daß es ja geschehe, will ich schon besorgen. Ich weiß ja selbst, was für imponirende Empfindungen an diesen Ausdruck geknüpft sind, die dem bloßen Vornamen verloren gehen und nur mit Mühe durch gravitatisches Betragen wieder errungen werden können.“

Der Eintritt in das beschränkte bürgerliche Berufsleben mußte dieser frei angelegten Natur mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Nach der Promotion in Dorpat lebt er 1820 bei den Seinen in Wolmar. Um sich für jede Stellung bereit zu machen, nimmt er neben seinen philosophischen und medicinischen Studien auch Stunden im Russischen.

„Was meine Medicin betrifft, so ist ihr immer noch nicht Gelegenheit gegeben worden, irgend auf einem Wege sich auszuleeren. Ein Arzt, der nicht producirt, Recepte für den Apotheker oder für den Geist, leidet an einer ansteckenden Krankheit; befreit er sich nicht bald von dieser *materia peccans*, so wird er auch bald sichtlich krank werden. Ich leide schon viel an Durchfällen, den wahren Antagonisten von Einfällen.“

„Wunderst Du Dich vielleicht darüber, daß ich um die Hospitalstelle in Rebal mich noch nicht beworben habe? Bin ich doch aber noch selbst nicht im Reinen, ob es der Satan ist oder eine gute Stimme, die mich zum Aufschub treibt; in ein paar Wochen denke ich wenigstens mehr zu wissen und vom Wissen zum Handeln überzugehen.“

Im Jahre darauf nimmt er die Stelle eines Arztes in Lemsal, dem kleinsten der kleinen Städtchen Livlands an und muß sich nun in die nach jeder Hinsicht sehr bescheidenen Verhältnisse schicken.

„Ich lebe hier so fort, d. h. wie ein Bär im Winter, schlafe viel und zehre an meinem eigenen Fette, da andere Wege mir abgehen. Ich

hoffe nun wohl, daß es nicht so bleiben werde, bin aber bis jetzt in der That nur ein jämmerlicher Appendix zu einem Menschen und Arzt gewesen, und stand doch schon auf dem Punkte, alles verloren zu haben. Denk Dir die Geschichte! mein erster wichtiger Kranker fiel in einer Gegend vor, wo allein ein paar Häuser schon früher mich zum Arzt gewünscht hatten, von ihm wußten Stadt und Land und zweimal stand er auf dem Punkt, zu sterben! Wie mir zu Muthe war, kannst Du Dir denken, da es wirklich gar nicht mehr die Frage war, daß — starb er — mit meiner hiesigen Praxis es ein Ende hatte; und gleichgültig war es mir in der That nicht. Diesmal aber half der Himmel und der Kranke ist in der Besserung. Ist es aber erhört, daß Geschäfte, wie die des Arztes sind, so hazardirt erscheinen können; es hat mich, ungeachtet des glücklichen Ausganges, recht betrübt gemacht, daß von einem Faden — scheinbar — mein ganzes Glück abhängen konnte!“

So wenig auch dieser enge Wirkungskreis seinen Neigungen und Gaben entsprechen mochte, so erwarb er sich doch bald durch praktische Pflichttreue und Thätigkeit volle Anerkennung. Auch das schönste Erdenglück durfte er sein nennen, als 1822 ihm die Schwester seines Freundes Bandau die erste Liebe eines jungen Mädchenherzens schenkte. Aber schon die Hochzeitsfeier warf einen Schatten auf diese Ehe. Seine Schwester schreibt 1832: „Ich denke noch mit Betrübnisß daran, wie 14 Tage nach unserer Mutter Tod, Hermanns Hochzeit war. Es war nicht anders möglich, sie waren schon aufgeboten; die fernern Verwandten und Freunde schon eingeladen; aber es war gar zu traurig. Die wenigsten von uns wohnten der Hochzeit bei, der Bräutigam war so tief betrübt, und der ersetzte Hochzeitstag war ihm sehr schmerzlich.“ Ein halbes Jahr darauf, im Anfange 1823 befiel den jungen Arzt der Typhus, und früh, mit dem vollen Lebensglücke der Jugend zählt er seinem Berufe die Schuld. Wie 1807 dem Vater, so war auch der Mutter ein Sohn nachgefolgt, jetzt der blühendste und hoffnungsreichste unter den Brüdern. Die Geschwister waren von Wolmar zum Kranken geeilt und der ältere Bruder stand rathlos als Arzt am Sterbelager seines Lieblings. „Wahrlich, eine schwere Hand ruht auf uns! (schreibt Ferdinand Walter als Student aus Ubo). Wohl hatten wenig Familien sich einer so heiteren Aussicht zu erfreuen, wie wir noch vor einem Jahre. Eine Mutter, die mit innigster Liebe uns auferzog, war der Mittelpunkt unter vier Töchtern und fünf Söhnen; alle erwachsen, zum Theil schon Eltern. Und jetzt — ich gäbe viel darum, jetzt bei Euch sein zu können. Ach! und wenn ich da sein werde! Und nun alles so anders sehe, als ich es verließ!“

7. Berlin.

Der jüngste Sohn des Hauses, Anton Wilhelm Guido Walter (geb. 1804, 30. December) trat seine Reise nach Deutschland früher als sein älterer Bruder Ferdinand an. Er wuchs mit dem Sohne seiner Schwester, mit Eduard Erdmann, gemeinsam auf. So nahe standen sich Oheim und Nefse im Alter, daß gelegentlich der eine von der Großmutter, der andere von seiner Schwester Nahrung empfing, und diese sonderbare Milchbrüderschaft setzte sich in ein Freundschaftsverhältniß fort, das sie in gemeinsamen Schul- und Studienjahren verband.

Guido Walter war ein körperlich schwächliches Kind und später so schnell in die Höhe gewachsen, daß er alle Brüder zurücklassend, gewöhnlich als „der Lange“, oder „der lange Herr“ bezeichnet wurde. Er war eine fromme, kindliche Natur, die in ihrer selbstlosen heiteren Sinnesart sich gern in engen Beziehungen der Freundschaft bewegte, und um ihrer anspruchlosen Liebenswürdigkeit willen von allen geschätzt und gesucht ward. Den 23. Juni 1823 wurde er in Dorpat als Studirender der Theologie immatrikulirt und trat in die Landsmannschaft der Livonia ein, aber schon im October 1824 verließ er Dorpat, um sich in Berlin dem Studium der klassischen Philologie und Philosophie zu widmen. Auch Erdmann führte sein theologisches Studium nach Berlin zu Schleiermacher. Die Reise geht über Rimmerfatt, Memel und Königsberg und am 25. November wird er in Berlin in der philosophischen Facultät inscribirt. Zahlreiche Collegienhefte beweisen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Reife der Auffassung er hier zwei Jahre über seinen Studien oblag. Er hörte griechische Literaturgeschichte, Metrik, über Platon, Pindar, Sophokles bei Boeckh, über griechische Syntax und Aristophanes bei Bernhardt, Geographie bei Ritter, Pädagogik bei Schleiermacher und Aesthetik, Logik, Geschichte der Philosophie bei Hegel.

In zwei Richtungen find damals in Berlin die über das Fachstudium hinausgehenden Interessen der Jugend concentrirt, in Hegel und im Theater.

„Hier in Berlin habe ich abermals und allemal, so lange Deutschland Deutschland bleibt, die zwei Meteore Stieh und Hegel und jetzt in diesem Augenblicke die volle Liebe zu Dir, mein lieber, lieber Walter“, schreibt einige Jahre später an ihn sein Studiengenosse Gaye, ein junger Philologe aus Holstein, der ihm in Berlin zu enger Freundschaft verbunden ward.

Da die Briefe Guido Walters aus jener Zeit sich nicht erhalten haben, so treten hier die ausführlichen Berichte ergänzend ein, welche Gaye dem Freunde nach dessen Abgang von der Universität, über den Kreis ihres

Berliner Zusammenlebens und die gemeinsamen Interessen sendet. Während Erdmann sich in Berlin schon ganz dem philosophischen und theologischen Studium widmet und Guido Walter die Philosophie nur neben seinen philologischen Fachstudien betreibt, steht die enthusiastische Natur Gays, noch ohne festen Lebensplan, ganz unter dem Einfluß der Bewegungen der Zeit, vornehmlich der gewaltigen Wirksamkeit Hegels. Gay setzte den Verkehr mit seinem Freunde in tagebuchartigen Briefen noch mehrere Jahre über fort. Diese Briefe zeigen den ausgezeichneten Mann, dessen reifes Schaffen im Dienste der Wissenschaft von der Hand eines Freundes, der ihm in den besten Lebensjahren zur Seite stand, geschildert ist*, noch in der vollen Gährung eines jugendlichen und hochsinnigen Geistes. Gay war auch befreundet mit seinem Landsmann Trendelenburg, der in Berlin promovirte und durch Gay auch mit Walter in Beziehung trat. Während Trendelenburg aber bald darauf als Lehrer mit dem Naglerschen Hause nach Frankfurt übersiedelt, blieb der Kreis der Studiengenossen in Berlin bis 1828 unter Gays Führung ziemlich unverändert bestehen. So findet ihn auch Ferdinand Walter vor, als er 1827, schon in reiferen Jahren stehend, der Gesellschaft beitritt. Es gehörten außer Erdmann, Guido Walter, Gay, noch der Ansbacher Meyer, später Gymnasiallehrer in Nürnberg, zu dem Kreise und einige Livländer und Estländer, die mehr vorübergehend sich in Berlin aufhielten: Luther, v. Holst, Märtens, Bruker, Sohben, Hesse, Gahlnbäck, Hippinus, W. Sielmann, Wold. Walter, J. Muetzel, Dienemann, Fr. Broß. Ferdinand Walter schreibt darüber: „Um uns nicht im Arbeiten zu stören, haben wir mit den übrigen Landsleuten nebst Gay und Meyer den Sonntag zum Aneiptage festgesetzt. Da kommen wir denn, nachdem wir Vormittags in Schleiermachers Kirche gewesen sind, Nachmittags zusammen, lesen mit vertheilten Rollen, schwätzen dies und das, sagen einander im verfluchten Zettelspiele gar zu scharfe Wahrheiten, wie man sie sonst wohl Grobheiten nennt, und bringen beim Schwätzen und Streiten, Singen und Trinken, einen sehr wohlgemuthen Abend zu.“ Gay berichtet: „Gelesen haben wir recht viel und viel Gutes. Wir singen mit Schillers Karlos an und endigten mit Goethes Tasso, der Fortgang ist wenigstens der Idee gemäß und führt zum rechten Ziel. Dazwischen fielen andere Sachen: Wallenstein, Tell, Egmont u. s. w. und es ist dann manches nebenher über Schiller und Goethe geredet. Auch wurden viele schöne

* A. v. Reumont: Biographische Denkwürdigkeiten nach persönlichen Erinnerungen. Leipzig 1878.

Lieder gesungen, ganz köstliche Sachen, z. B. Freiheit die ich meine, Vaterlandsjöhne, traute Genossen 2c."

Das Gespräch bewegt sich über alle Gegenstände in den Formen Hegel'scher Dialektik, über die gegenwärtige Lage Deutschlands, jede neue Rolle in der sie die Stiche entzündet, den Charakterunterschied der Livländer und Ehstländer oder einzelner Personen aus dem vertrauten Kreise der Genossen. Man sucht sich über sich selbst, das Studium, die allgemeinen Lebensfragen und bedeutenden Tagesereignisse im Austausch der Meinungen klar zu werden und übt mit dem einzelnen allzu vorschnellen und scharfen Urtheile gern Nachsicht. Den neu Zutretenden freilich befremdete dieser offener Ton: „Daran werde ich mich überhaupt hier erst gewöhnen müssen, daß man sich scharfe Grobheiten im Spiele, aber ernstlich gemeint zuschanzt; sehe das aber Gabe, bei so tüchtiger Tüchtigkeit nach, und freue mich über ihn von ganzem Herzen. Nur ganz kurz will ich Guido's Geschmack loben, den er gehabt, da er sich Gabe zum Freunde ausgesucht. Einer der schönsten Köpfe, die ich je sah! Welche Stirn und welch' Auge! Das ist nur Aeußeres, sagt Ihr; nein, das ist nirgend ohne ihm Angemessenes. Er behagt mir sehr gut, nur ist er mir noch gegen Andere zu scharf und absprechend“, schreibt 1827 Ferdinand Walter, und Gabe hat in seinen Briefen an den Freund von jeder einzelnen Person des Kreises eine liebevoll eingehende Charakterzeichnung entworfen. Den Hauptstoff aller Unterredungen bildet die Philosophie, namentlich in ihrer Anwendung auf Kunst und Theater. Die Politik ist auf die studentische Sympathie mit der Burschenschaft und das Schwärmen für Deutschlands Zukunft beschränkt, und die gegenwärtige Zerrissenheit des Vaterlandes sucht Gabe den baltischen Freunden als nothwendige Entwicklungsstufe nach Hegel verständlich zu machen: „Deutschland ist gerade um dieser Zerrissenheit willen qualitativ weiter als Livland, das diese Zerrissenheit nicht kennt, und zum Theil durch die Stellung zu Rußland nicht kennen kann. Diese Zerrissenheit kennen, wie Du mir ja auch oft erzählt hast, die Dorpater Studenten nicht, und daher das gemüthliche Leben unter uns in Berlin, daher seid ihr aber auch alle ohne ein eigentlich politisches Leben. In Berlin kann sich kein burschenschaftliches Leben machen und da giebt es demnach kein schöneres, als wir es geführt haben.“

Der ganze Zug der Ideen, welche die Freunde in Berlin bewegten, hat die Zeit der burschenschaftlichen Bewegung bereits im Rücken und mit einer anderen Politik noch nichts gemein. Er ist ganz und gar auf ein ideelles Ziel gerichtet; aber er bezeugt doch auch auf das deutlichste die

eminent erweckende Wirkung, welche Hegel's Persönlichkeit und Lehre gerade auf das politische und staatliche Denken Deutschlands ausübte.

„Ich schreibe Dir einiges als unserem Bekannten, anderes als meinem trauten Genossen in der Wissenschaft, das dritte als meinem für alles wahrhaft Große begeisterten Bruder, das Ganze aber Deiner Eigenthümlichkeit, Dir dem alten Walter, meinem herzlieben Freunde.“

„Dieses Gemüthvolle des Zusammenlebens fehlt uns jetzt in Deutschland nur zu sehr, und es tritt gar oft eine fragenhafte Zerrissenheit selbst unter den besten Freunden ein. So aber, daß in dieser doch auch das Wahre sich zeigt, nämlich das Prinzip der Burschenschaft, das durch die Zerrissenheit hindurch, in der es sich jetzt noch zum Theil befindet, zur Liebe zurückkehrt, aber zur Liebe, welche durch diesen Kampf hindurch gegangen ist. Dieser Kampf kann aber dann zu Zeiten so abscheulich werden, wie ich eben gesagt habe; ist er aber durchgemacht, so muß die gemüthvolle Ruhe wieder bei uns einkehren, welche eben der Kampf noch unmittelbar ist. Diese Zerrissenheit hat dann auch im damit eng verbundenen politischen Leben, auf der einen Seite die falsche Kannegießerei über das geschichtliche Leben der Völker unter den Burschen erzeugt, welche sonst nicht einen Finger für die Freiheit dran setzen konnten, auf der anderen Seite aber die ärgste Demagogie, welche ihr Leben für eine Freiheitsidee gleichgültig in die Schanze schlägt (doch bei verfehltem Zweck unbändig große Seelen!). In der Mitte stehen die herrlichen Erscheinungen, welche beharren in Jugendsinn und wahrhafte Politik erfaßt haben, in der sich praktisches und philosophisches Leben ganz und gar durchdringt.“ „Die Lust, welche ich trinke, ist ja lautere Freiheitslust, weil ich mit Hegel unter einem Dache wohne. Die Stube selbst liegt nach Osten, so daß der köstliche Mond mit allen Sternen mir in diesem Augenblicke ins Zimmer sieht. Neben meinem Bette hängt die Luise, (unsere Luise) ziemlich schlecht gemacht, aber im ganzen doch edel, wenn auch ihrem wahrhaft unendlichen Adel bei weitem nicht entsprechend; es hat auch zum ersten Male ein Rauch gelebt. Ueber dem Pult hängt der alte Seume, ein wackerer Kerl. Links davon Rubens; verdient er's nicht auch? wenn nicht so sehr seiner Malereien wegen, doch um seines echt deutschen sinnenden Gesichtes willen. Ueber Seume Lord Byron, er führt in gutem Sinn den Reihem des Mysticismus an zwischen zwei mehr verständigen Leuten. Ueber Rubens Michel Angelo, weil er ein Heros ist, der Bahn brach dem größten Geiste, und weil der Kerl so gottvoll satanisch, wie ein rasender Roland, aussieht. Und endlich unten die, welche Namen nicht nennen, die Stiche. Sie ist auch in schönem Rahmen eingefast, wie früher der Jahn.“ So ist unter Hegel'schem Einfluß die Stiche an die Stelle von

Jahn und dieser in ein mehr pietätvolles Dunkel zurück getreten. „Die Stich darf nur als Julia dargestellt werden und zwar in dem Augenblick der höchsten Wonne, als sie zu Lorenzo kommt, um sich mit Romeo zu vermählen. Sie ist schwarz gekleidet mit dem weißen Schleier. Ja schwarz muß es sein, ernst, aber so ernst, daß die ganze Fülle ihrer Jugendlichkeit das ernste Schwarz nur anzieht als züchtig stille Frau, nicht als Trauer. — Es geht nun einmal nichts darüber! Sie ist die größte Dichterin, die es giebt, denn Produciren und so Reproduciren ist ganz und gar identisch. — Sie ist nun einmal nicht zu fassen wie andere und mir geht es mit ihr wie mit Rafael, entweder Er ganz, wenn auch nur im Gemüthe, oder gar nichts, wenigstens nicht eine armselige Bemerkung über ihn. Aber mit Hegel und mit Goethe geht es mir ebenso, gewiß aus dem Grunde, weil diese vier Leute Geist, und zwar Einen Geist haben! Ich kann nur allen denen, die dieses alles Schwärmerei nennen, dies kalte krasse Wort des Schyloß sagen, welches er der Gnade verbenden Porzia antwortet: ich kann's nicht finden! Wenn ich mir das so vor die Seele rufe, wie es mir mit dem Auffassen der Burschenschaft, mit Hegel, Goethe und der Stich jedesmal so gegangen, so könnte mein Muth fast erschüttert werden. Mir sind Hegel, Goethe und die Stich, drei ihrer Substanz nach, durchaus gleiche Individuen, nur der Form nach verschieden.“

Der Oper gegenüber ist alles in Sontagianer und ihre Gegner getheilt und mit Leidenschaft schlägt sich Gaye zu den letzteren. Weit höher als die Sontag schätzt er die Milder und von dem Concertgesange der Catalani ist er entzückt: „Weißt Du noch bei Hegel in der Aesthetik, als er von dem In sich hineinsingen der Italiener sprach! Wahrlich, so ist ihr Gesang, wenn auch sehr potenzirt, es ist doch der einfache Ton ihres Volkes. Das ist ganz etwas anderes, als die italienische Vankelsängerei der Sontag. Das ist etwas wahrhaft Großes, es erhebt wirklich wie eine gute öffentliche Volksrede, welche urkräftig aus dem Herzen fließt.“ Unter den Schauspielern wird vor allen Wolff und nächst ihm Kott aus Wien bewundert; weniger unbedingt befriedigt ihn Devrient: „Er gab den Richard so, vieles war schön, im Ganzen aber war es nicht die shakspearische unendlich reiche Gräuelfgestalt. Bosheit ist noch nicht Höhe; jene gehört wohl für Franz Moor, aber nicht für Richard, der überdies ganz im Heldenthume wurzelt. Der Held fehlte auch; denn für ihn ist Devrient's Persönlichkeit nicht bedeutend genug. Dann geht ihm bei seinem scharfen, spröden Wesen die einschmeichelnde Rede ab. So waren Momente vortrefflich, aber das Ganze durchaus nicht shakspearisch. Es fordert das Stück auch einen durchaus kräftvollen Mann, der seine ganze Bedeutsamkeit legen kann in

die Worte: ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für ein Pferd! Das ging alles spurlos vorüber. — Ich sah nun bald darauf zum ersten mal seinen Franz Moor, aber das ist eine ganz andere Rolle, da ist er vollkommen Meister, und hat so meine Erwartungen bei Weitem übertroffen. Hier hat er sich zu mäßigen (was ihm überall fast zu empfehlen ist), im Richard mäßigt er sich zu sehr, und dies sicherlich am unrecchten Plaze.“

„Gans schreibt Recensionen über die Müller aus Wien im Conversionsblatt. Er ist sehr für sie eingenommen, überschätzt sie aber offenbar. Er klatscht bei jedem Witz und thut alles Mögliche, um Partei zu bilden, und daher traue ich Raumer in dieser Hinsicht mehr.“

Neben diesen alle verbindenden Interessen der Bühne treiben die Einzelnen noch mancherlei Dinge für sich, womit sie dann die Unterredungen im Freundeskreise bereichern. Erdmann und Gaxe lesen Hinrichs' Vorlesungen über den Faust, Kleist's Rätchen von Heilbronn und Uhland's Ernst von Schwaben, und Gedanken hierüber werden der Gewohnheit gemäß nun auch brieflich dem Freunde mitgetheilt. Gaxe arbeitet in Hegel's Phänomenologie und in Luden's Deutscher Geschichte: „Wahrhaftig die Bücher liegen nebeneinander, aber wenn Luden sich nicht zu drehen verstünde, so würden sie sich schwerlich vertragen. Doch im Ernste, ich bin mit Luden wieder ausgesöhnt; seine Vorrede zur Deutschen Geschichte ist wahrhaft edel und in bescheidenem Hochgefühl geschrieben.“ Weniger sagte ihm später der persönliche Eindruck von Luden zu: „Ich hospitierte in der neuesten Geschichte, aber unbefriedigt und in Erwartungen enttäuscht; denn im Vortrage ist seine Repräsentation der Geschichte nicht würdig genug.“ In der Lectüre begeistert ihn Novalis: „Es ist ein herrliches Frühlingsleben in ihm und ein Buch, das man nebst Jakob Böhme, Schenkendorf und Schelling immer im Frühling lesen sollte.“ „Schellings köstliche Abhandlungen über die Freiheit, Philosophie und Religion, und von dem Verhältniß der Natur zu den bildenden Künsten“, werden mit Eifer studirt. „Schelling ist wirklich schwer, gerade weil er mehr im poetischen Gewande und damit in der Darstellung einhergeht, weil ihm offenbar das dialektische Moment fehlt. Das ist ein entsetzlicher Fortschritt von Hegel. Schelling kann schwerlich zur Reife bringen, mich bringt er oft so weit, daß ich wohl das Buch an die Wand teilen möchte; doch es geht nicht — denn es ist nur geliebt.“

„Die Philosophie steht im Allgemeinen durch die Hegel'sche Logik vollendet da; in der Hineinbildung aber der Logik in die anderen Sphären ist ja noch entsetzlich viel zu thun. Die Wissenschaft wird sicherlich nicht gefördert, wenn die Schüler jetzt wieder lehren, was der Meister doch soeben

am besten gelehrt hat; daher hat z. B. Henning auch keine Bedeutung und sollte eigentlich nicht Professor sein; denn nützt er auch im Einzelnen diesem oder jenem Studio dadurch, daß er die Sachen etwas leichter vorträgt (oder eigentlich verwässert, ist es nicht beinahe so?), so ist doch der Wissenschaft dadurch kein Dienst erwiesen. Hinrichs steht offenbar viel höher, auch Ganz. Dieser liest ein Publicum über neueste Geschichte, er hat bis 450 Zuhörer und befriedigt sicherlich. Er ist überhaupt ein geistreicher Kerl und einer der besseren Hegelianer, denn bis jetzt nennt vieles Volk sich nur so. Er verbindet mit philosophischem Geist jugendliche Kraft und Frische, strebt mehr nach einem wahrhaft schönen Vortrag, als daß er ihn schon besäße, dieses Streben aber belebt seine Rede. Der Kerl bekümmert sich um Alles, geht viel in's Theater, schreibt viel Recensionen, schreibt Bücher und doch glaube ich nicht, daß er viel arbeitet. Die Collegia bei Hegel waren schön. Die Philosophie der Weltgeschichte war natürlich stark besucht; mich hat sie weniger interessirt als die Encyclopädie. Aber das Einzelne ist mir freilich oft wild durch den Kopf gegangen. Die letzte Stunde namentlich, in der er auf die neueste Zeit kam, hat mich damals sehr verstimmt, und ich glaube, es würde längere Zeit dazu erforderlich gewesen sein, mich mit ihm auszuföhnen, wenn ich dieses Colleg zuerst gehört hätte. Er redete gar gewaltig davon: wie der Liberalismus in Europa unter der Firma aller Nationen Bankrott gemacht habe, wie Deutschland der Revolutionäre nicht nöthig habe &c. Ich wußte freilich, daß dieses vorkommen würde, als ich es aber aussprechen hörte, da ging es mir tief in's Herz wie Messerstiche. Daß Hegel, als solcher, so etwas sagt, kann für sich bestehen, er begreift das Leben viel tiefer, als daß ihm der leere Liberalismus, wie er gewöhnlich leer ist, sollte genügen können. Daß er es aber ausspricht in einem solchen Colleg, von so vielen Schwächlingen gemischt, die so ohne alles politische Leben sind, thut mir um die Jugend selbst herzlich leid. Der Niebuhr hat denn auch seinen gehörigen Stoß gekriegt; Hegel kann und muß dies, denn er spricht es sicherlich nicht aus, ohne die Sachen gründlich zu kennen, und daß er es sagt, und auf diese gelehrten Forschungen nichts giebt, ist eine ungeheure Großartigkeit in einer Zeit, wo Alles so hin auf den Niebuhr schwört."

"In den größeren Collegien, der Logik u. s. w., da steckt die Tiefe, der ungeheure Weisheitsborn. Die Form, die Dialektik, mit einem Worte, das System, ist ungeheuer vollendet, und kann, wenn dieses überhaupt etwas vermag, zur Reife bringen. Je mehr ich mich aber mit dem Hegel beschäftige, je mehr begreife ich, daß zum völligen Verstehen eine entsetzliche Erfüllung, Durchbildung unseres Selbst gehört. Alles Schaffen in der

Wissenschaft wird am Ende in späteren Jahren uns blos dazu dienen, uns für ihn zu erfüllen und so ihn uns näher zu bringen.“ Ist so Hegel die dominirende Macht im Geiste der Freunde, so werden doch auch die speciellen philologischen Interessen, die Gaye mit Walter theilt, nicht bei Seite gesetzt. Boedth freilich wird Gaye schon zu exklusiv philologisch, da er sich immer mehr zur kunstgeschichtlichen Seite hinneigt; aber durch Lachmann erschließt sich ihm eine neue, viel verheißende Welt: „Das Althochdeutsche ist schwer, im Mittelhochdeutschen sind aber ganz wunderschöne Sachen, in denen das Gemüth des Mittelalters sich wundervoll abspiegelt. Walter von der Vogelweide, Hartmann von der Aue! Versuch es doch mit ihnen, Du wirst Dich sehr heimisch und wohligh bei ihnen fühlen. Es ist ja so ein eigenartiger Duft auch in den Nibelungen, nicht wahr? Vielleicht wird auf diese Weise das deutsche Sprachstudium wieder neben den alten Sprachen seinen gebührenden Platz einnehmen, es wäre wohl sehr zu wünschen.“

Mit ungetrübtem Glücksgeföhle sehen die Freunde auf diese Berliner Zeiten zurück.

Gaye schreibt 1. Januar 1828: „Ich habe das alte Jahr lieb, wie mich selbst, denn es ist bis dahin das schönste Jahr meines ganzen Lebens gewesen. Es liegt wenig Unangenehmes auf seiner Bahn, wo es liegt, ist es überwunden und verschwunden; aber die herrliche Freude, lauter gottverherrlichende Rosen, lauter schönes Abendroth, lauter Morgendämmerung oder Sonnenaufgang ist geblieben, das Schönste, die Erinnerung an unser köstliches winterliches Zusammenleben, das Erstarken und Zumeikommen, und die Herrlichkeit des gesammten deutschen Volkes in Kunst und Wissenschaft, an Hegel, Eich und Goethe!“

Einen Monat später schreibt Walter von Reval aus an seinen Freund Bandau, der als Landwirth in wirthschaftlichen Interessen nach Deutschland geht:

„Glück auf die Reise, und diesen Brief auch mit! Heute höre ich durch Clementine, Du fangest als ächter Nomade Dein Hirtenleben mit Wandern an, — Gott segne Dich, mein lieber Jakob, — und bescheere Dir bald die bunten Böcklein und auch eine Rahel obendrein! Kommst Du selbst nicht nach Berlin, so adressirst Du den Brief wohl an Ferdinand, denn ich weiß nicht, wo Gaye wohnt, — kommst Du aber hin, so grüß und küsse jeden Winkel, und noch mehr, jeden Menschen von mir, — küsse Schleiermacher auf seinen Buckel und Gaye auf seine Augen, und ganz Berlin auf seinen Mund, das Theater. Stecke aus meinem ehemaligen Zimmer den Kopf hinaus, und erzähle mir nachher, wie jetzt von da oder

vom Kreuzberge der Himmel aussieht, — man kann da wohl den Himmel offen sehen, auch wenn man bloß hinter seinen Büchern sitzt, besonders aber, wenn einem Andere die Thür dazu zeigen, und solcher Pfortner gibt es ja in Berlin so Manche.“

Wie Gabe, so ist auch Erdmann in Berlin ganz unter den Einfluß Hegel's getreten, nachdem er in Dorpat durch Carlblom mit Schleiermacher vertraut geworden war. „Es wäre undankbar, wenn ich Schleiermacher mich nicht verpflichtet fühlte, vielmehr bin ich ihm durch Bande der Liebe eng verbunden, und verehere ihn wie einen Vater, ist er mir das doch in Beziehung auf die Wissenschaft wirklich gewesen. Er hat mich zuerst zum Studium der Theologie begeistert. Und wenn ich seine Fahne verließ, geschah es doch nur, weil mir Besseres geboten ward. Die Liebe hindert nicht, seine Meinungen zu verwerfen. In den herrlichen Vorlesungen Hegel's fand ich Alles, was ich nur je erhoffte. Dieser bewunderungswürdige Mann (Doctor mirabilis) ist es, den ich schlechthin meinen Lehrer nenne, denn er hat mich nicht nur in die Philosophie eingeführt, sondern auch aus der Lehre Schleiermacher's heraus und auf den rechten Weg gebracht.“

In den Pfingsttagen 1825 wird ein Ausflug nach Rügen gemacht und am 30. August in Gesellschaft von Gabe und Brod eine Fußreise durch Schlesien, Böhmen und die sächsische Schweiz angetreten, welche den ganzen September in Anspruch nimmt. In voller Jugendlust werden die wechselreichen Eindrücke der Reise aufgenommen, die sie denselben Weg führt, den 10 Jahre früher der Bruder Hermann gewandert war, dessen Namen sie überall in den Fremdenbüchern auffuchen.

Im Jahre darauf schließt das Collegienheft über Griechische Literaturgeschichte bei Boeckh: „Geendigt oder vielmehr nicht geendigt vor der Schweizerreise am 31. Juli 1826, valeas Boeckhi!“

Diese Reise bildet den Schluß der Studienjahre, dauert drei Monate und führt über Berlin zurück in die Heimath. Es wurde schon vor dem Semesterschlusse aufgebrochen, um auf anderen Universitäten noch einige berühmte Lehrer in der Arbeit zu treffen. In Leipzig wird bei Hermann im Theokrit hospitirt: „Hermann hat einen hübschen lateinischen Vortrag ohne Breite aber auf reine Wortkritik und Metrik beschränkt. Das Bedeutendste und wobei er sich am meisten aufhielt war die Conjectur $\alpha\iota\gamma\alpha\pi\tau\iota$ (oder $\kappa\alpha\iota\ \alpha\iota\gamma\alpha\pi\tau\iota$ — ? denn Hermann und hernach auch Hand, also wohl überhaupt die Sachsen sprechen $\alpha\iota = \eta$ aus), — sie entzündete sich, d. h. sie entflammte wurde feuerroth, nämlich beim Namen des $\Lambda\iota\chi\alpha\varsigma$, da doch eigentlich $\lambda\iota\chi\alpha\varsigma$ nur genannt war. Sein Aeußeres war anders, als ich es mir gedacht: Ein altmodischer Frack, enge Hosen,

Reiterstiefel mit langen Sporen, ein kleines Männchen, ein etwas eingeschrumptes, aber markirtes Gesicht, dünnes Haar, dünne feine Stimme, — aber rasche Rede. Die Zuhörerschaft betrug etwa 60.“

Von Leipzig geht es weiter auf Jena zu. Bei Rügen wird Gustav Adolphs Grabstein aufgesucht: „Zwischen zwei großen Pappeln, die anderen sind in der Schlacht 1813 verbrannt, und 6—8 kleinen Bäumchen, aus einfachem rohem Granitstein ein Kreuz! Wunderbare Gedanken überkommen einen: Ein Fremder aus Norden starb für Deutschlands Geistesfreiheit! Mir fielen Gays Worte und ein schwerer Kampf in der Zukunft ein. Gott gebe ein gutes Ende.“

In Rippach wird die Nacht zugebracht und dann geht es, da Harnisch auf einer Schulreise nach Breslau und Berlin von Weißenfels abwesend ist, ohne Aufenthalt durch das Saalthal nach Jena.

Im Burgkeller werden die Berliner Freunde Lerow und Danzel aufgesucht, die mit Gaye in burschenschaftlicher Verbindung standen, und in ihrer Gesellschaft die Dörfer und Bierstaaten bereist, bis der Tag im Burgkeller endet. Am Morgen geht es in etwas marodem Zustande zu Ofen und mit diesem zu Stark's, wo sie in heiterem Kreise den Mittag einnehmen. Dann zieht man in größerer Gesellschaft auf die Friesnitz, indem sich Frau Professor Schott, Danzel und Professor Baumgarten ihnen anschließen. Hier giebt es ländlichen Tanz und lange Gespräche mit Ofen, der sich etwas docirend über die Berge und Bäume, Napoleon's Feldzug und vieles andere verbreitet. Der Abend fällt wieder dem Burgkeller zu. Tags darauf wird bei Hand mit wenig Befriedigung im Pindar hospitiert. Zu Mittag werden bei Ofen die üblichen akademischen Gespräche geführt, über die Zuhörer, über Gedanken die auf dem Katheder kommen und die Thätigkeit der Privatgelehrten. Nachmittags hört er bei Fries: „Er las privatissime über Psychologie, sein Vortrag ist trocken und etwas monoton, er hat ein sehr sanftes Gesicht und besonders liebevolle Augen. Er behandelte das Kapitel von der Zurechnung, von den Hindernissen und Förderungen des freien Willens. Es klang alles höchst verständig, obwohl nicht eben sehr philosophisch; das Kapitel ist freilich ein schlimmes. Zudem war bei Friedrich II. in der deutschen Geschichte, aber es gab getäuschte Erwartungen. Er machte jede Witze, darüber scharrten die Studenten, er wurde böse, meinte, so etwas sei ihm noch nie geschehen 2c.“ Am Abend wird mit Stark's die Runzburg besucht und im Dorfe der berühmte Bierkuchen gekostet.

Nachdem Erdmann in Jena mit ihm zusammengetroffen ist, geht es gemeinsam auf die weitere Reise, zunächst über den Wald nach Coburg

und Nürnberg. Hier wird in der lebenswürdigen Familie des Pädagogen Raumer, bei dem auch Wackernagel eben zu Gast ist, der Abend mit Gesang und lebhaften Gesprächen über Schul- und Erziehungsfragen zugebracht. Die Donau hinunter, durch Tyrol, die Schweiz, über Heidelberg und Jena, führt sie der Weg wieder nach Berlin. Den 8. November wird von Berlin Abschied genommen und die Rückreise über Königsberg angetreten. Das Jahr 1827 über lebt Walter bei den Geschwistern in Wolmar und arbeitet zum Oberlehrerexamen, welches im Winter für die alten Sprachen und das Deutsche rühmlich abgelegt wird. Die Schwester beklagt sich: „Der lange Tagennichts sagt von dem Leben bei uns in Wolmar, es gehe hier immer nach dem Alten: viel Arbeit, viel Sorgen, mitunter Langeweile und ein bißchen Spaß.“

Im Januar 1828 tritt er eine Inspectorstelle an der Domschule in Reval an: „Ich gäbe viel drum, liebster Ferdinand, wenn ich Dein Gesicht sähe, wenn Du die Datirung liest, — und wenn Du vollends nun von mir hörst, daß ich hier fest bin, — fest wie der Schiffer auf der Sandbank. Denke Dir nichts gar zu Urges bei diesem Vergleich, er entsprach mir so, und noch Manches der Art wird mir wohl entsahren, so lange ich mich hier noch so schmähsch einsam vorkomme. So sitze ich denn hier seit vorgestern und der Gedanke will mir noch immer nicht vertraut werden, daß ich nun so ganz fest, so ganz allein, und so weit von all' unseren Lieben bin. Lieber Ferdinand, wie wird man doch verwöhnt, wenn man so lange Zeit daheim sitzt wie ich es gethan habe. Dies Jahr, das ich in Wolmar gelebt habe, war wohl ein ganz herrliches Jahr; das erste nach langer Zeit, das ich so ganz ungestört und con amore dort lebte, und nun wohl auch das letzte. Sieh mich nun an, ich bin ein entseßlich geselliges Thier, ich glaube, ich werde manches im Leben ertragen können, das Alleinsein gewiß am schwersten, und nun bin ich hier in einer ganz fremden Stadt, in der ich keinen einzigen habe, gegen den ich recht vom Grunde meiner Seele sprechen könnte.“ Das reichliche Einkommen, das ihm die Stelle sichert, gestattet wenigstens zum Ersatz, die schönsten Pläne für die Zukunft zu hegen und an den Bruder die stolze Weisung zu richten: ihn hinfort als seinen Rothschild zu betrachten. Im Winter 1828 zieht ihn das erste Jubiläum der Universität nach Dorpat, wo er herrliche Tage im Kreise der alten Kommilitonen verbringt.

Im Herbst 1830 aber giebt er die Stellung in Reval auf, weil die Sorge für einen Pflegesohn, den er angenommen hat, eine eigene Häuslichkeit erfordert. Er zieht einstweilen zu seinem Bruder Julius nach Dorpat, um sich wissenschaftlich weiter auszubilden. Mit seinem Bruder Ferdinand,

der inzwischen Prediger in Neuenmühlen geworden ist, wird fleißig korrespondirt und durch Gaye's Briefe die Erinnerung an Berlin wach erhalten. „Ich arbeite jetzt Sanskrit und deutsche Grammatik und höre Physik, Mineralogie und Geographie. Das sind sehr schöne Collegia und Engelhardt, der uns in der Mineralogie privatissime vornimmt, ist sehr liebenswürdig. Im künftigen Semester bleibe ich noch hier, es ist hier zu schön. Wie die Leute hier sich äußern und zeigen, glaube ich sicher auf die erste vakante Oberlehrerstelle rechnen zu können. Es geht mir gut, zu thun habe ich und mache mir noch mehr zu thun, vielleicht zu viel. Sechs Stunden gebe ich den hiesigen Armeniern und lerne dafür von ihnen Armenisch, drei Stunden einem Studiosus der Philologie in Tacitus und Plato. Das alles ist sehr schön, ich lerne viel dabei und wünsche, es könnte immer so bleiben. Mein übriges Leben ist auch gut, ich verkehre mit Studenten und Professoren.“

Die Sommerferien 1831 bringt er in Wolmar bei seinem Freunde Erdmann zu, der jetzt hier das väterliche Pfarramt bekleidet. Bei schlechtem Herbstwetter wird nach Dorpat zurückgekehrt und eine Erkältung, die ihm die Reise zuzieht, wirft ihn aufs Krankenlager. Bald gehen besorgnißerregende Nachrichten von Dorpat und Wolmar dem Bruder nach Neuenmühlen zu.

Dorpat, 10. September. Ich schreibe Dir heute, um Dir zu sagen, daß unser Guido an einem Nervenfieber schwer darnieder liegt. Die ersten Tage meinte Sahmen, der ihn behandelt, es könne vielleicht mit einem starken Gichtanfall vorüber gehen; seit heute erklärt er es für ein bedenkliches Nervenfieber. Hilf uns beten, daß das Leid womöglich vorüber gehe.

Dein Julius.

Wolmar, 11. September.

Mein lieber Ferdinand!

Ich hatte Dir heute einen langen frohen Brief zugebracht und schreibe Dir nun einen recht betrübten. Unser Guido ist schwer erkrankt. Wanka Erdmann kam diese Nacht nach Piers und fuhr gleich nach ein paar Stunden mit Minna nach Dorpat zurück. Eine Stunde später fuhren Piers und Clementine hin. Sonntag nach der Kirche will Eduard Erdmann auch hin. So wie jetzt um Guido, waren wir im vorigen Winter um Dich in Sorgen und Gott half, er kann auch jetzt ja helfen.

Deine Auguste.

Dorpat, 13. September. Am Freitag Abend 11 Uhr kamen Piers und Clementine. Minna war schon um 9 Uhr mit Wanka angekommen. Piers er-

klärte die Krankheit gleich für einen ausgebildeten Typhus und hatte wohl im ersten Augenblick schon keine Hoffnung. 31 schwere Stunden sah er ihn noch leiden und am Sonntag um 6³/₄ Uhr hatte er ausgerungen. Mein Gott! Wie wir uns arm fühlen, weißt Du ja selbst. Gott helfe uns allen. Meine Seele ist überaus betrübt.

Dein Julius.

Wolmar, 14. September. Ich habe dir Nachricht von Guido versprochen — ach, was muß ich schreiben! Gestern früh ist auch er hingegangen. Ach Gott, ach Gott, was mußten wir erleben.

Deine Auguste.

Es war der dritte Bruder, der in voller Manneskraft der Krankheit erlag, die ihnen auch den Vater genommen hatte. Einige Monate darauf schreibt eine der Schwestern an die Braut von Ferdinand Walter: „Wie innig würde unser geliebter Guido sich Gutes Glückes freuen! Ach er, mit seinem frommen, kindlichen Gemüth, er hätte Dir seinen Jubel so klar an den Tag gelegt, daß Dir das Herz für uns alle aufgegangen wäre. Ach, daß das Seine nicht mehr schlägt.“

Noch über ein Jahr lang ließen Briefe von Gaye an den Freund aus Italien und Griechenland ein, der letzte ist aus Corfu vom 16. März 1833 datirt. Sie wurden mit den früheren Briefen aufbewahrt, die Walter selbst sorgsam behütet hatte; denn für ihn war Berlin gewesen, was dem Freunde nun Italien und Griechenland bot. Auch nur neun Jahre war es Gaye vergönnt, den Freund zu überleben; aber sie reichten ihm hin, um in einem glücklichen Leben im Dienste der Forschung, geliebt, geehrt und unterstützt von zahlreichen Freunden und Gönnern, mit rastlos fleißiger Hand seinen Namen auf das ehrenvollste in der Geschichte der Wissenschaft zu verzeichnen. Freilich das Ziel seines Strebens hat auch er nicht erreicht; denn sein Carteggio bietet nur einen Theil des geschichtlichen Materials dar, welches er in emsiger aufreibender Arbeit in den Städten und Klöstern Italiens sammelte und in Florenz herausgab, um darauf erst seine kunstgeschichtliche Darstellung zu gründen. In ihr nur wäre die volle Kraft seines Geistes zu Tage getreten, der in seltenem Maße mit einem reichen Wissen geistvolle Auffassung und Schärfe des Gedankens zu verbinden verhiess. Beim Abschluß des dritten Bandes seines Werkes entsank der ermüdeten Hand des kranken Mannes die Feder. Reumont berichtet über sein Ende:

„Am 26. August saß ich bei Vieusseux, als Mr. Graufurd mit der erschütternden Kunde eintrat, daß Gaye in seiner und seiner Frau Gegenwart soeben verschieden sei, ohne Todeskampf, ohne Ahnung seines herbeieilenden Endes. Sogleich ging ich mit dem Freunde nach der benachbarten

Wohnung. Er lag halb angekleidet auf dem Bette, das Gesicht mit einer Leinwand bedeckt. Tag's darauf zeichnete Kirkup sein Bildniß, welches ich als ein Geschenk bewahre. Seine Züge waren fein geschnitten und edel, blaue Augen, hohe Stirn, schon spärlich werdendes hellbraunes Haar. Er war von Mittelgröße, mehr zart als kräftig gebaut, aber ausdauernd und keine Anstrengung scheuend. Nur auf sechsunddreißig Jahre hat er sein thätiges Leben gebracht. Er ruht unter den Cypressen des schönen Friedhofs der Katholiken, der damals neben dem zu den Fiesolanerhügeln hinauf-führenden Wege an der Stadtmauer der Porta Pinti lag, heute nach Abtragung von Mauer und Thor, eingeschlossen ist in das erweiterte Florenz."

Den Erinnerungen an das Mannesleben, welche ein Freund aus dem Süden nach Deutschland heimbrachte, gesellten sich hier einige Zeilen aus dem umfangreichen Tagebuche, welches im äußersten Norden des deutschen Geisteslebens das Andenken des Jünglings wach erhielt.

Aus dem Leben des Bischofs Walter.

Das reiche Lebensglück und das viele Leid, welches in 25 Jahren der Familie zugemessen war, gewann den nachhaltigsten Einfluß auf die seelische Entwicklung des sechsten Bruders.

Ferdinand Walter führten die frühesten Erinnerungen der Jugend, das eben erwachende Bewußtsein des Knaben, an das Grab des Vaters und Bruders, in die Zeiten schwerer Bekümmerniß und Sorgen des Hauses. Unter dem Eindrucke des Todes der Mutter und eines zweiten Bruders reift der Jüngling schnell zum Manne, und als er die Braut heimführt und sein eigenes Hauswesen begründet, hat er den Verlust des jüngsten Bruders zu beklagen, den die Mutter als ihr Vermächtniß ihm an das Herz gelegt hatte. Ferdinand Walter fand keinen Altersgenossen in der Familie, mit dem er gemeinsam hätte aufwachsen können. Seine Entwicklung ist daher weit langsamer aber auch vielseitiger und weniger naturbestimmt als bei seinen Brüdern. Die Kräfte des Gemüthes sind schon reich ausgebildet, ehe der Geist seine volle Reife zeigt; auch sind nicht einzelne Seiten des Temperamentes und des Geistes, oder Talente in dem Grade hervorstechend, daß sie ihn zu charakterisiren vermöchten. Die Mischung und die Beziehung der Seelenkräfte zu einander, ihr gemeinsames Wurzeln in einem weit und tief angelegten Gemüthsleben, ihre unmittelbare Befruchtung aus dieser Quelle, giebt seiner geistigen Bildung ihr starkes und lebensvolles Gefüge. Als Knabe gilt er wohl eher als einer der minder begabten unter den Brüdern, und er selbst erkannte stets auf das Freudigste an, wie weit ihm sein Bruder Julius und sein Schwesterjohn

Erdmann an Verstandesschärfe überlegen seien. Auch in praktischen Dingen den Rath seiner Geschwister zu empfangen und auf ihn zu achten, ist er von früh auf gewöhnt und bleibt stets mit ihnen in ungetrübtem innigem Verkehr. Im Jahre 1832 schreibt Piers Walter an die Braut des Bruders: „Wir können es wohl mit Recht sagen, und mit frohem Herzen werden auch Sie darin einstimmen, Ferdinand ist sehr gut, Ferdinand ist sehr tüchtig.“ Und wenn der völlig gereifte Mann den Wahlpruch unter sein Bild setzt: „So viel der Mensch liebt so viel lebt er“ — so ist damit der innerste Kern seines Wesens und auch die leitende Kraft seiner Entwicklung benannt. „Nicht lieben zu können“ schreibt er 1845 seiner Frau, „halte ich für das größte Unglück des Menschen und fürchte, daß das schwerlich in einem Verhältniß gelernt wird, wenn es nicht in allen Verhältnissen uns durchdringt. Ich wenigstens würde schwerlich Dich so heiß lieben, wenn ich nicht schon als kleiner Junge die Schwestern und die Brüder, mehr als sie es je ahndeten, geliebt hätte. Habe ich doch schon 1812, als die Schwestern flüchten sollten, stundenlang am Ufer der Na, oben am Fall gesessen und geheult. Ich wußte das nur nicht zu sagen und zu zeigen und habe dadurch manche Freude entbehrt.“

Dieses Sagen und Bezeugen gelernt zu haben, das wurde die Kunst, mit der er sein Leben ausbaute. Jene unmittelbare Herzlichkeit im weichen Kindesgemüth blieb auch dem Manne stets eigen und gab ihm die Macht über die Seelen der Menschen. Aber sie hat hier nicht mehr die Gestalt der Leidenschaft und des Affektes sondern bildet die beharrliche Stille der Seele, das Feld, welches die Saat des Geistes aufnimmt und ihm Früchte trägt zu seiner Zeit.

1. Die Schuljahre.

Der Knabe ist körperlich kerngesund und überaus stark und derb beanlagt. Die heftige Leidenschaftlichkeit des Empfindens ist hier bloß der Ausdruck der Kraft, nicht einer besonderen Reizbarkeit der Nerven; von diesen mochte er auch später nie etwas hören. Nur sehr allgemach und mit viel Kraftaufwand gewinnt der bewußte Wille in ihm die Herrschaft, die er dann freilich auch in voller Sicherheit ausübt. Sein Temperament ist ausgesprochen sanguinisch, von allen Eindrücken wird er stark und schnell erfaßt, namentlich im Zorn fährt er leicht auf; aber ohne eine Spur zu hinterlassen ist, wenn die Vernunft gesprochen hat, der Sturm abgestillt und die natürliche Gutherzigkeit wieder in Kraft. Die Richtung seiner Natur bleibt auch später eine durchaus naive; es drängt ihn nicht sowohl über das Leben zu denken, als seine Gedanken zu leben. Daher bleiben

auch frühe Eigenheiten des Knaben, Gewohnheiten des Mienenspieles und der Gebärde bis in das Alter beharren. Das Vorschieben der Unterlippe, mit dem die Schwestern das Kind aufziehen, ist auch beim Manne ein sprechender Ausdruck des Nachdenkens oder energischer Willensentschlüsse. Freudige Rührung und lastender Kummer nehmen ihm nach wie vor das Wort, lassen ihn die Lippen fest geschlossen in sich verstummen und den umflorten Blick in die Ferne richten. Schon früh treibt ihn das überschüssige Kraftgefühl zu allerlei asketischen Uebungen an, um Ausdauer und Abhärtung des Körpers oder die Willensstärke zu erproben. Auch später behält ein solches auf die Probe setzen seiner Arbeitskraft durch Bewältigung großer Geschäftsmassen in kurzer Zeit, für ihn seinen Reiz; es gab immer Wochen, in denen er sich kaum zum Essen die nöthige Ruhe gewährte.

Sehr gegen sein männliches Bewußtsein wird der Knabe zuerst von den Schwestern in der Mädchenschule unterrichtet und ist auf das Höchste beglückt, als er auf seine Bitten in die Bürgerschule seiner Vaterstadt kommt, die von den Lehrern v. Holst, Mittelstraß und Leipolz geleitet wurde. „Vornehmlich zu Danke verpflichtet ward ich jedoch dem Lehrer Pruzing, um der liebevollen Fürsorge willen, die er in jeglicher Richtung für seine Schüler trug.“ Außerdem nimmt sich sein Schwager Erdmann der Ausbildung des Knaben auf das Freundlichste an, ihn in den Wissenszweigen fördernd, in welchen die Schule einer Ergänzung bedurfte. Zwischen dem reifen Manne und dem Knaben bildet sich schon durch diesen Verkehr ein sehr inniges Verhältniß aus, in welchem er später von dem unermüdlischen Fleiße und der Gewissenhaftigkeit, womit sein väterlicher Freund des geistlichen Amtes waltete, dauernde Einwirkungen erfährt. Den Maßstab, nach dem er seine eigene Arbeitskraft regelte, hat er diesem Vorbilde entlehnt. Obwohl das Lernen ihm saure Mühe kostet und auch der Jugendmuth oft genug überschäumt, lautet das Abgangszeugniß von der Bürgerschule im Gesamturtheil „Vortrefflich“ und entsprechend in allem Besonderen. Mangel an Fleiß oder Lässigkeit im Erfüllen von Pflichten ist durch die mütterliche Erziehung hier wie bei den Brüdern von vornherein ausgeschlossen.

Der Abschied von der Heimath, den der Besuch des Gymnasiums in Dorpat erforderlich macht, fällt dem leicht erregbaren Gemüth des Knaben unüberwindlich schwer. Das Aufwachen in so innigen Beziehungen zu zahlreichen Familiengliedern, das freie Leben in der kleinen Landstadt, welches die Liebe zur Natur, den Antheil an Garten und Feld, Wald und Strom, früh entwickelte, hatte seinem Heimathsgefühl einen reichen Inhalt gegeben, der nun bei dem äußerlichsten Anlaß das schmerzliche Vermissen stürmisch

wachruft. Hieran vermochte nur wenig zu mildern, daß er in Dorpat in die Pension zum Director des Gymnasiums, Rosenberger, einem vortrefflichen Manne kommt, mit dessen Familie ihn hinfort ein enges Band der Freundschaft verknüpft. „Rosenberger hatte nicht nur durch seine liebevolle Behandlung, sondern auch vornehmlich durch seine philosophische Tiefe, durch die er sich in Dorpat auszeichnete, auf meine moralische und intellectuelle Bildung viel Einfluß.“ Aber das Heimweh überfällt den Knaben plötzlich mit so großer Gewalt, daß es aller Anspannung des Willens und der ernstesten Vorstellungen der Seinen bedarf, um ihn davon abzuhalten, bei Nacht und Nebel zu entlaufen. Die größere Stadt imponirt ihm gar nicht, Wolmar behält stets den unbedingten Vorzug vor dem Embach-Athen. Auch diese Zustände eines überwältigenden Heimweh's reichen weit über das Knabenalter in das Leben des Mannes hinauf und ergreifen auf weiteren Reisen und bei dauernder Abwesenheit von Hause seine Seele mit derselben ursprünglichen Gewalt, die ihn aus Dorpat zur Mutter zieht. Sorgfältig hat der Knabe schon hier in Dorpat jeden Zettel von Kinderhand, den er aus der Heimath erhält, jeden Brief, der ihn der Liebe der alten Mutter versichert, aufbewahrt, und ebenso pietätvoll hat er später die Briefe seiner Geschwister und Freunde gesammelt.

Die Mutter schreibt 1814:

Mein guter, mein lieber Ferdinand, ich werde mich sehr freuen, wenn Du gut nach Hause gekommen bist und keinen Verdruß gehabt hast, schreibe mir doch. Wenn Du mir immer einen kleinen Brief schreibst, so kann Guido und Eduard auch schreiben, und einer giebt es auf die Post und zahlt, und das nächste Mal der Andere und dann der Dritte, so kommt es ihm weniger. Ich wollte Euch gern eine Ausgabe ersparen, da ich weiß, was Alles kostet. Gott segne Dein Bemühen und laß Dir es immer wohlgehen. Grüß doch Alle bei Euch, so wie Dich Alle von hier herzlich grüßen, insbesondere Deine Dich sehr liebende treue Mutter. Walter.

Mein geliebter Sohn!

Daß du gesund bist, hat uns sehr erfreut, und mehr konnte Clementine in der kurzen Zeit, die sie in Dorpat war, nicht wissen. Daß du einen Sommerrock und viele andere Sachen brauchst, das weiß ich, und wenn Du hier herkommst, so wird das hübsche Zeug schon fertig sein, was jetzt beim Weber ist; so habe ich sehr hübsches Hosenzug auch schon für dich liegen. Daß Du zu Fuß gehen willst gefällt mir gar nicht, wie wird es Dich angreifen. Doch wie ihr wollt. Der Herr führe Dich in meine Arme. Die Sorge Euch nicht wiederzusehen wird lebhafter, denn ich bin

nicht gesund, und wie Clementine nach Hause kam, hatte ich eben einen Anfall von Ohnmachten, oder wie der Doctor sagte, Schlaganfall gehabt, bis er gefunden ward und häßliches, sehr entzündetes Blut abließ. Und nun bin ich wohl, bis auf Kleinigkeiten. Werde gut, mein Sohn, wenn wir uns dann einmal hier nicht wiedersehen, so treffen wir uns vor Gottes Thron, und ich kann dann mit Dank zu Gott sagen: Hier, Herr, find, die du mir gegeben hast! Also wiedersehen werden wir uns. Lebe wohl und liebe Deine treue Dich sehr liebende Mutter. Walter.

Auch auf dem Gymnasium war sein Verhalten tadellos. „Namentlich dem vorzüglichen Oberlehrer Girgensohn verdanke ich hier die Liebe zur griechischen Literatur“ Die Vertrautheit mit dem Geiste des Alterthums wird die bleibende Grundlage seiner geschichtlichen Denkweise und sichert ihm in der Wissenschaft wie im Leben eine freie univervelle Auffassung. Im Griechischen so wie im Deutschen, in der Geschichte und im Zeichnen rühmt ihn die Censur am meisten, mit der er zu Johannis 1819 in die Oberprima kommt. Wohl um seiner besonders lebhaften Theilnahme an der vaterländischen Geschichte willen hatten ihm die Kameraden auf der Schule nach dem großen Ordensmeister Walther von Plettenberg diesen Beinamen gegeben. Die Ferien im Sommer 1819 benutzte er dazu, die Heimath in weiterem Umkreise kennen zu lernen, indem ihn eine Fußreise über Hochrosen, Lemsa, Peterskapelle Segewold zum Bruder nach Rodenpois führt. Es werden Skizzen von geschichtlich denkwürdigen Orten genommen, neu aufstoßende Pflanzen gesammelt und botanisch bestimmt und in Rodenpois mit dem Bruder eingehende Gespräche über Glaube und Liebe und andere religiöse und philosophische Gegenstände geführt. Das Leben in der Natur war schon jetzt und bleibt stets seine liebste Erholung; noch in seinem Todesjahre schreibt er: „Verabsäume die Möglichkeit nicht, Dich des Südens zu freuen und den Sinn für die Wunder der Natur auszubilden. Auch das bietet Schätze, die Motten und Rost nicht anrühren.“ Im Herbst 1819 gestatten wiederum einige Feiertage einen Ausflug nach Heiligensee und Odenpäh in der Nähe Dorpatz. Durch diese Bekanntschaft mit den landschaftlich oder geschichtlich bedeutsamen Gegenden des Landes erweitert sich schon früh sein örtliches Heimathsgefühl zur Vaterlandsliebe; aber diese gilt freilich zunächst noch einem wesentlich geographischen Begriffe. Die geschichtliche Seite des Heimathsbewußtseins ist romantisch und gehört der Vergangenheit an. Von den Ruinen der Ordensschlösser führte kein Weg in die Gegenwart, in das bürgerliche Leben seines Vaterhauses hinüber; hier bedurfte es noch einer anderweitigen Vermittelung.

2. Die Universität Dorpat.

Am 20. December 1819 hält Walter als Abiturient die erste griechisch gesprochene Abgangsrede am Gymnasium zu Dorpat: Lobpreis der Sprache der Hellenen; und Tags darauf wird er als Studirender der Theologie inscribirt. Zwei Jahre liegt er hier unter wenig günstigen Verhältnissen theologischen Studien ob. „Ich wurde durch die damalige Besetzung der theologischen Fakultät zum Selbststudium gezwungen; in den orientalischen Sprachen verdanke ich indeß der Gelehrsamkeit des Dr. Hezel und der freundlichen Hülfe des Professor Henzi viel. Mein Studiren war meistens theils ein fleißiges Sammeln von Kenntnissen und Materialien im Felde der theologischen Disciplinen und mangelte einer rechten Leitung, die in dieser Zeit wohl vornehmlich Noth that.“

Die Studien sind jedoch keineswegs auf das theologische Fach eingeschränkt, sondern von Anfang an auf eine allgemeine Weltkenntniß gerichtet. Er besucht fünf philosophische Vorlesungen bei dem Kantianer Jäsche und nimmt an den dialectischen Uebungen Antheil. Die Philosophie blieb stets das treue Geleite seiner theologischen Entwicklung. Bei Ledebuhr wird Botanik und Zoologie, bei Engelhardt Geographie gehört. Die hier erworbenen Kenntnisse verbinden dem Naturgenuß ein sachliches Interesse und stets ist er später auf seinen Reisen, die sich von Lappland bis zu den Pyrenäen erstrecken, bemüht, sich auch geologisch und botanisch in den Gegenden, die er berührt, zu orientiren. In die italienische Grammatik und Erklärung des Dante führt ihn Raupach ein, in die arabische Grammatik und Rumismatik und das Hebräische Hezel und Henzi. Hieran schließt sich der Cursus der theologischen Vorlesungen, bei Gwers: Dogmatik, Ethik und Einleitungen, fünf kirchengeschichtliche Collegia bei Segelbach, fünf aus der praktischen Theologie bei Boehlendorf und dreizehn Exegetika bei Henzi, Hezel und Boehlendorf.

Seine Ansichten über Gymnasialbildung und theologisches Studium spricht er später (1859 und 1862) dahin aus: „Mathematik und alte Sprachen sind beide die Vorstufe der Logik, und Logik wieder das Mittel, jedes Studium gründlich treiben zu können. Die Mathematik führt ein in die Verstandeskategorien, ohne die kein selbstständiges Denken möglich ist, ob sie auch nur das Zeit- und Räumliche beherrschen. In vernünftigem, das Uebersinnliche vernehmenden Denken leiten die alten Sprachen (Lateinisch und Griechisch) vornehmlich an, und an sie geschlossen alles Sprachstudium und die Geschichte. Denn Sprache und That sind die Aeußerungen des

idealen Denkens; in der Sprache und der Geschichte darum lernt man die ewigen Gedanken Gottes erkennen und nachformen.“

„Für das Universitätsstudium ist die erste Aufgabe, sich gelehrtes Material zu sammeln, ohne das man nie selbstständig studiren kann. Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte, welcher Schule der Lehrer auch angehört, hat der Theologe zu hören ohne eigene Kritik und zu lernen in verba magistri. So kommt man zum Material. Darauf erst taugt die eigene Kritik und Selbstständigkeit wird so nur vorbereitet. Sichere Exegese ist des Theologen unentbehrlicher Grund und Boden; sonst muß er auch fürder in verba magistri schwören, oder er geräth in eine philosophische Richtung des Studiums, die ihn scheitern macht, d. h. in eine, in der er ohne strenge Consequenz der Gedanken, allmöglichen Phantasien unter dem Scheine philosophischen Denkens verfällt. Auf die Exegese folgt dann Kirchengeschichte und Philosophie und damit hat man die Hauptfaktoren für den Theologen. Alles Uebrige sind nur Folgerungen aus diesen Grundlagen für den selbstständigen Theologen. Die Lebenssicherheit, die es mit dem unmittelbaren Glauben zu thun hat, ist ein Anderes, sie wird von der Wissenschaft gehoben und bereichert, aber nicht positiv hervorgerufen. Zu der bringt das Leben, meist schweren Weges, wo sie uns nicht zu Theil ward und blieb vor und trotz allem Wissen.“ Somit waren in Dorpat zunächst nur die Grundlagen für die theologische Ausbildung gewonnen worden.

Dem studentischen Leben in Dorpat giebt er sich mit der unbefangenen Heiterkeit seiner jugendfrischen kraftvollen Natur hin und genießt das kameradschaftliche Treiben in vollen Zügen. Schon am 5. Januar 1819 schrieb er an den Bruder nach Würzburg einen langen Brief, angefüllt von allerlei Studentengeschichten, dem man in jeder Zeile die Wonne des Vorblickes und die Pein der Schulbank anfühlt: „Wäre ich schon Student, so wollte ich Dir solcherlei mehreres erzählen, z. B. weshalb sich Freitag mit Räverling geschlagen und eine sehr entstellende Schmarre in Kreisgestalt über beide Lippen bekommen. Auch würde ich Dir weitläufig erzählen können, wie Wilhelm Kleinenberg und noch ein Paar letzters zwei Kosaken ganz mürrisch prügeln.“ Das Leben der Studirenden in Dorpat ist damals noch wenig organisiert und bewegt sich in Freundeskreisen, die sich mehr oder weniger zufällig zusammenfinden. Sein Inhalt ist meist eine harmlose Lustigkeit des Zusammenlebens, die sich gelegentlich in mancherlei Streichen und Späßen, oft freilich auch recht derben, ausläßt und dann wohl auch zur Bekanntschaft mit dem sehr väterlich verwalteten Karzer führt. Auch Walter hat für einen jugendlichen Muthwillen einige Tage dort zugebracht.

Eine wenig kunstvolle Malerei aus jener Zeit führt einen derartigen Spaß vor, einen Sturmmarsch, den vierzehn Studenten in humoristisch improvisirter Bewaffnung und Costümierung gegen den Krug von Kambi ausführen, weil er ihnen die Verabreichung weiteren Bieres verweigerte. Voran der General auf den Schultern von Walter, des längsten und stärksten unter ihnen, dann die Officiere, ein Musiccorps und eine bunt bewaffnete Sturmcolonne. Aus Kleidung, Gestalten und der ganzen Auffassung spricht derselbe noch etwas knabenhaft = jugendliche Geist, den alle Aufzeichnungen der Zeit verrathen. Nichts lag diesen Studenten ferner, als die Politik und Fragen des bürgerlichen und staatlichen Lebens. Nur zu feierlichen Commercen etwa wurde in schulbiger Ehrerbietung des Kaisers Alexander gedacht, wie dann die Strophe des bekannten Liedes hier gesungen ward:

Leert die Gläser, schwenkt die Hüte
Auf des besten Kaisers Wohl!

Diese Auffassung des Studentenlebens behielt die Universität Dorpat dem Wesentlichen nach stets bei, und auch Walter erkannte gerade hierin einen außerordentlich großen Werth. Er schreibt 1863: „Das wünschte ich Euch wohl sehr, daß ihr, wie es bisher in Dorpat gottlob möglich war, aller Politik der Staaten fremd bliebet, und Euch genügen ließet an der Welt des Studenten, in der er durch Wahrheit und Rechtlichkeit unter den Kameraden und durch Fleiß im Studium sich zu stählen hat, einmal als Staatsbürger gesunde Politik zu treiben.“ Mit Aerger erfüllt ihn ein Angriff in der baltischen Journalistik gegen die Universität am Anfang der sechziger Jahre, der den Vorwurf erhebt, sie bleibe den großen Errungenschaften des öffentlichen Lebens der baltischen Provinzen fern. „Ich habe schon zwei Jubiläen der Dorpater Universität mit erlebt und fühle mich meiner Studienzeit in Dorpat noch so sehr zu Danke verpflichtet, daß ich bis in die neueste Zeit das Dorpater Universitätsleben mit demselben Interesse verfolgt habe, mit dem ich es von seinen ersten Anfängen an kennen zu lernen bemüht gewesen bin, als ich selbst Student war. Wie es mit Freude in unseren Provinzen bemerkt ward, daß die Athene am Embachstrande bewegungslos blieb, als auf den übrigen Universitäten des Reiches sich krankhafte Bewegungen hervorthaten, — so muß es uns schmerzen, daß unsere Publicisten sich dem Geiste der russischen Publicisten nicht gleich fern gehalten, wie Dorpat dem der russischen Universitäten. Der Professoren Sache ist es nicht, nach politischen Errungenschaften zu jagen, sondern die junge Generation wissenschaftlich tüchtig vorzubilden für die Zeit, da sie ins politische Leben einzutreten berufen wird. Was diese dann erringt, ist der Professoren Ehre, ist das Zeugniß über deren Treue und

Tüchtigkeit. Ebenso ist es der Studenten Sache nicht, zu politisiren. Das politische Treiben ziemt ihm, wenn er durch seine Studienzeit gereift ins bürgerliche Leben eintritt. Als Student ist er eben Student und nichts Anderes. Selbst die Geselligkeit der häuslichen Kreise findet bei dem nicht Raum, der schwärmt, hier für seine Wissenschaft und deren geistbildende und kräftigende Arbeit, und dort für das charakterbildende corporelle Treiben unter den Cameraden, — das sein organisatorisches Talent entwickelt und unter Ernst wie Scherz, hier gehorchen, dort regieren lehrt im Kreise der Studentenwelt. Das Schöne und Gesunde im Dorpater Studentenleben war eben dieses sich Genügenlassen am Studentenleben und das gänzliche Fremdsein allem politischen Treiben. Das wurde nur in solchen Zeiten gefährdet, da man die nach außen hin freie Bewegung, die dem Studenten und seinem Alter Noth thut, beschränkte. Wer das ihm nimmt, um ihn zum Ekel erregenden Geschwätze unserer Tage über die nicht verstandenen Aufgaben der Politik anzuleiten, der verdirbt ihn und damit das öffentliche Leben der Zukunft.“ Im Rahmen dieser Auffassung bewegte sich auch das weitere Studentenleben Walters in Dorpat; aber das hinderte nicht, diesem eine festere Form nach außen und einen ernstern idealen Inhalt zu geben. Zu solchem Bemühen begeisterten ihn die Eindrücke, welche er von einer Reise nach Schweden im Sommer 1820 heimbrachte.

3. Schweden.

Auf Schweden, welches ganz außerhalb des Gesichtskreises und der Reiseziele der Brüder gelegen hatte, führten Ferdinand Walter neben seinem Interesse für die geschichtliche Vergangenheit der Heimath, mancherlei mehr persönliche und zufällige Beziehungen. Sein liebster Freund in Dorpat, Wilhelm Fowelin, stand noch in Familienverbindungen mit Schweden und die eigenen genealogischen Nachforschungen hatten Walter auf die Vermuthung geführt, auch seine Vorfahren wären aus Schweden nach Livland gekommen. Ueberdies hielt sich damals in Wolmar ein Rittmeister Klöversköld auf, dessen Erzählungen weitere Anregungen bieten mochten, wie er denn auch die Reisenden reichlich mit Empfehlungen für sein gastfreies Vaterland ausstattet. Den Dorpater Studenten lag ohnehin die schwedische Zeit Livlands durch den Stifter der Universität, den Heldenkönig Gustav Adolph, nahe, so daß sich auch noch sieben weitere Genossen der Unternehmung anschließen. Vorzüglich aber ist es wohl das Interesse an der nordgermanischen Sage und Poesie, welches der Jugend eine unbekannte romantische Welt zu erschließen versprach, was den Plan zur Reise treibt. Auch in späteren Jahren hielt Walter die Edda in hohen Ehren und die

Sehnsucht nach „der Heimath der mächtigen Helden der Vorzeit“ giebt er damals selbst als den Grund dieses Reisezieles an. Durch Arndt, Accerbi, v. Buch und La Tofnay hat man sich über das Land sorgfältig orientirt, schon lange heißen die Theilnehmer unter den Cameraden nur noch die Schweden und auch das Stadtgespräch nimmt an der Unternehmung lebhaften Anteil, als am 8. Mai die Commilitonen die Reisenden in feierlichem Aufzuge durch die Straßen zum Petersburger Thore hinaus geleiten.

Schon auf der Wanderung durch Estland spürt Walter eifrig Erzählungen und Sagen des Volkes nach und verzeichnet einige Bruchstücke aus dem Gedichte Kalevi-Poig nach der mündlichen Ueberlieferung der Landleute. Das alte gut erhaltene Ordensschloß in Oberpahlen wird mit patriotischem Interesse besichtigt und dann geht es an weiten Sümpfen hin, über den steinigten Boden Estlands nach Reval. Den 15. Mai besteigen sie das Schiff und nach kurzer Fahrt zwischen Himmel und Wasser gleiten sie durch die finnischen Scheeren den Aurasfluß hinauf nach Abo. Das *vivat academia*, das sie anstimmen, lockt die dortigen Commilitonen herbei, und in dem Senior der Wiburgschen Landsmannschaft Europäus wird ein Schulfreund erkannt, der ihnen herzliche Aufnahme bereitet. Drei Tage werden in rasch geschlossener Freundschaft theils in der Stadt, theils auf den Scheeren commercirend verbracht. Die offene, biedere Weise der Aboer Commilitonen sagt den Burtschen aus Dorpat ausnehmend zu, sie sind bald mit den dortigen Interessen vertraut gemacht und nähere persönliche Beziehungen werden zwischen den Einzelnen angeknüpft.

„Die Studenten sind mit ihrer Stellung in Abo äußerst zufrieden. Ihr Kanzler ist Nicolai Powlowitsch durch dessen Vermittlung ein Conflict der Studenten und Kosaken durch Verlegung der Regierung nach Vorgo ausgeglichen ward. Die Studenten stehen wieder unter dem Unversitätsgerichte, genießen ihre Freiheit nach wie vor. Sings auf den Straßen ohne daß es Jemand unter sagt. Finnland hat noch alle seine Freiheiten, und die Constitution wird treulich gehalten (die ersten hundert Jahre sind freilich noch nicht vorüber). Auf der Bibliothek sprachen wir auch den — Tengstroem, den Verräther Finnlands, dessen Sohn, ein sehr vorzüglicher Mann, Bibliothekar ist.“ Die wärmste Begeisterung erregen in den Dorpater Gästen die nationalen Dichtungen von Bellmann. Seine lustigen Schwänke, die er am Hofe des Königs vollführt hatte, bevor er nach Abo verbannt ward. leben noch in aller Munde, und seine Lieder werden mit Vorliebe von den Studenten gesungen. Dem Urtheile Arndts über den Dichter wird voller Beifall gezollt: „Der versteht ihn nur halb, dem die Natur nicht ein gleiches Organ für Musik gab, nach seiner Com-

position zu singen und zu spielen, was er dichtete; Musik und Dichtkunst sind hier innig mit einander und erklären sich nur durch einander. Nie dachte er daran, seine Gedichte zu sammeln und aufzubewahren. Sie waren die Kinder fröhlicher Augenblicke, der unmittelbaren Eingebung und die Musik strömte dazu aus seiner Leher. Seine Freunde bewahrten diese, und sammelten jene endlich, und erhielten von ihm die Melodien dazu und gaben sie in zwei Bänden heraus. Bellmann trieb sich auf der niedrigsten Stufe des Lebens, aber nicht niedrig herum. In dieses Leben hinein stellt er seine hohen Ansichten. Des Dichters edler Sinn spielt immer mit Contrasten, weil nur diese ihn wach erhalten; aber die höchste Einsicht und Treue, die zartesten Töne der Empfindung, das süßeste Anschauen der Natur muß er wider seinen Willen aussprechen und tönen lassen. Es wird nie gelingen, Bellmann jemand begreiflich zu machen, der die schwedische Nation und das Tieffte des nordischen Charakters nicht begreift.“

Als sie abreisen, verzeichnen die neuen Freunde ihre Namen in die großen Maserköpfe der Pfeifen, und als die Fahrt schon begonnen ist, legen noch zwei Boote mit Professoren und Studenten an und übergeben ihnen feierlich Bellmanns Leher, um sie seinem als Pfarrer in Schweden lebenden Sohne zu überbringen. Die Reise nach Stockholm, auf der sie auch einige Aboer Studenten begleiten, dauert bei ungünstiger Witterung fünf Tage und am 23. Mai landen sie mit G. M. Arndts Ausruf: Endlich in Schweden! dicht vor dem königlichen Schlosse. Mit dem Gaudeamus und einigen anderen Burschenliedern wird das Land begrüßt, und das Ufer, ja selbst das Gärtchen vor dem Schlosse, füllen sich mit Neugierigen, welche der Gesang und die in ihren glänzenden goldgestickten Uniformen prangenden fremden Mäusenöhne anziehen. Die großartige Scenerie der Königsstadt hat die hoch gespannten Erwartungen weit übertroffen und in dieser gehobenen Stimmung werden nun auch die Eindrücke aufgenommen, welche Land und Leute ihnen überreich zuführen. „Wie unbeschreiblich schön sind diese Inseln, Halbinseln, Felsen und Berge, alle in der prachtvollsten Birken-, Eichen- und Tannengruppirung ringsum und in der Stadt. Und die Stadt selbst, wie überraschend die langen Reihen collossaler Häuser, die vielen Kirchtürme und Schösser und Alles zusammengedrängt auf einen Haufen; denn die Holme, auf denen Stockholm erbaut ist, sind nicht flach, sonderu bestehen aus Felsen und Bergen.“ Gleich am ersten Tage wohnen sie einer großen Truppenrevue vor dem Könige und dem Kronprinzen bei. Schon die Aufstellung der Regimenter, „alle sehr wohl gewachsen, meist lange schöne Leute, die Uniform nach französischer Art“, macht einen großen Eindruck. „Ihr Exerciren ist in den Augen dessen,

der die russische Armee hat exerciren sehen, schlecht; aber es ist doch ein ganz anderes Ding mit dem Soldaten hier. Man sieht ihm den Menschen und dazu den freien Menschen an, der von tyrannischer und unmenschlicher Behandlung seiner Oberen nichts weiß und jetzt noch nicht vergessen kann, daß der vorige König seine Soldaten prügeln ließ. Der ganze Platz ist von hohen Felsen umgeben, die sich jetzt gerade sehr wohl ausnahmen, denn sie waren aufs Bunteste geschmückt mit Damen und Herren von allen Ständen. Man sah keinen Platz unbefetzt und jaß Stockholms ganze Blüthe war hier versammelt. Man kann wohl Blüthe sagen, denn sehr schön sind die Schweden sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes in der Regel. Die schönste Farbe der Gesundheit ziert ihre Gesichter und guter unverborbener Wuchs ihren Körper. Prächtigt nun nahm es sich aus, als der König voran mit dem Feldmarschall, und die übrigen Generale, unter ihnen durch seine Schönheit ausgezeichnet Oskar, der Kronprinz, durch den ganzen Kreis auf und nieder sprengten auf ihren edlen Rossen. Der König ist wohl schon zwischen 40 und 50 Jahre alt, ein schöner Mann. Er hat eine große römische Nase, ist von mittlerer Größe, dunkler Farbe, mit schwarzem krausen Haar, kurz er hat eine ganz südliche, französische Gesichtsbildung und ein sehr lebhaftes Auge. Oskar dagegen ist schon, was die Farbe betrifft, eine ganz nordische Erscheinung. Er mag wohl 22 bis 24 Jahre alt sein, hat einen guten Wuchs, herrliche Farbe, schwarzes Haar, eine schöne Römernase, trägt einen Stuchbart und Zweifelbart, und ist überhaupt wohl ein sehr schöner Mann. Ob er, was den Geist anbetrifft, seinem Vater gleich kommen wird, mag die Folgezeit lehren. Nach Beendigung der Revue eilte Alles in die Stadt und der König, dem wir dort begegneten, grüßte uns sehr freundlich. Ich glaubte, als ich nach Schweden kam, mehr Unzufriedenheit als Zufriedenheit mit dem Könige zu finden, da sich auswärtige Mächte zu thun machten, das alte Königshaus wieder auf den Thron zu bringen. In allen Ständen aber, mit Ausnahme vielleicht des vornehmsten und mächtigsten Adels, der übrigens mit keinem Könige zufrieden war, sondern selber herrschen will, findet man eine Liebe und Anhänglichkeit an Carl Johann, wie sie wohl in wenig Reichen die Herrscher besitzen mögen. Ueberall, — sage ich, und ganz ohne Ausnahme findet man dies, und daher der glückliche Zustand des Landes. Und denkt denn niemand an das alte Königshaus? Das ist, sagen sie, schon ausgestorben, und wir können Gott danken, daß der letzte König abgesetzt ist.“ Dieses harmonische Verhältniß, in welchem er hier das Volk zu seinem Herrscher findet, macht den tiefsten Eindruck auf den Jüngling. Die Idee der Monarchie, ja des Staates überhaupt hat durch diese Eindrücke in

Schweden in seiner Seele erst eine concrete Gestalt gewonnen. Er hat immer sehnsüchtig darauf gehofft, selbst in eine solche Stellung zu seinem Herrscher treten zu können, und als sich diese Hoffnung zu erfüllen schien, sich rückhaltlos diesem Bewußtsein hingegeben.

Nächst dem Verhältniß von Volk und Herrscher erfüllt ihn das Militärwesen des Landes, die allgemeine Dienstpflicht und die hierdurch bedingte Stellung des Soldaten zum Publikum mit Bewunderung. „Ich habe sogar gesehen, wie Zuschauer, die in das Gedränge gerathen waren, von den Soldaten durch die Glieder gelassen wurden! Woher kommt das? Weil der Soldat nicht so getrennt ist von den übrigen Ständen und von Jedem freundlich behandelt wird, und weil überhaupt das Volk frei ist und keine üble Behandlung von Hohen und von Niederen ertragen würde.“ Wie ein Stück aus der Sagenwelt der Vorzeit berührt ihn die Verbindung der Swearne, die in Erinnerung an die alten Wifingerfahrten sich zu einer Art Seekriegsspiele auf dem Malarjee oder dem Meere für einige Tage im Jahre mit zahlreichen Fahrzeugen der Gesellschaft einzuschiffen pflegen, um theils jeemännischen Uebungen, theils heiterer Geselligkeit zu leben. Einer Rückkehr dieser Swearne um Mitternacht, in langer Schiffslinie mit Laternen an den Masten, unter Gesang und von Musikchören begleitet, von zahllosen Rähnen der Uferbewohner umschwärmt und allerseits von Völlerschüssen begrüßt, wohnt er mit Entzücken in Stockholm bei. Die politische Stimmung des Landes ist im Uebrigen noch durch die letzten Kriegsschicksale bestimmt. „Die Schweden verloren auch jetzt wieder durch diese beiden Reiche, Rußland und Dänemark, mit denen sie von jeher im Hader lagen. Ist's also zu verwundern, wenn überall Russen und Dänen, ihnen nächst dem Teufel die unliebsten Gäste sind.“ Weit wichtiger wurden für Walter die Eindrücke, die er auf der Reise im Lande von der Stellung der Stände zu einander, namentlich aber von den Verhältnissen der bäuerlichen Bevölkerung gewann. Von Stockholm aus geht es zunächst nach Upsala. Hier wird er von einem Studenten um der Aehnlichkeit willen, die er mit einem Verwandten habe, angesprochen. Der Student führte den Namen Winblad=Walter und erzählte ihm, einer seiner Vorfahren sei vor langer Zeit von den Russen gefangen genommen, und im letzten Kriege habe sein Vater in Finnland einen Walter gesprochen, der von jenem abstammte. Diese Begegnung befestigte Walter in seiner Vermuthung, auch durch Familienbände dem Lande verbunden zu sein, das ihn ohnehin vielfach heimisch anmuthete. Mit den schwedischen Commilitonen geht es nach Alftupala hinaus, an die Erinnerungsstätte der Sagen und Königswahlen der Vorzeit. Von Begeisterung gehoben wird hier die Stärke des

jungen Schweden beim Becher zu nicht geringem Nachtheil erprobt. Nach Besichtigung der Schmelzwerke von Dannemora wandert man die Dalel entlang über Fahlun nach Elfdalen, wo sie der Probst Roselius freundlich aufnimmt. Die allgemeine Gastfreundschaft, der sie in Schweden, namentlich auf den Pfarrhöfen begegnen, bereichert das Behagen der Reise und gestattet die ländlichen Verhältnisse näher kennen und ihren Werth schätzen zu lernen. Der starke, selbstbewußte Bauernstand, die angesehene Stellung der Geistlichkeit und das bewußte Zusammenwirken der Stände für das Wohl des Ganzen stellt sich als ein Ideal des inneren politischen Lebens dar, das schmerzlich an manchen schweren Uebelstand der heimischen Verhältnisse gemahnt. An politischen Gegensätzen fehlt es freilich auch hier nicht in dem Maße, als es den ersten Eindrücken nach geschehen hatte. Auf der Rückreise verstimmt ihn ein Gespräch mit dem Capellan Blomberg in Mora über Gustav IV so tief, daß er es verschwört, hinfort von schwedischer oder einheimischer Politik zu reden. In Fahlun liest er in der Zeitung den Bericht über die That Sands. Als er am 23. Juni nach gewohnter Weise einen Johannisstraus windet, überfällt ihn das heftigste Heimweh, und eine elegische Stimmung läßt ihn nun nicht mehr frei.

In Philippstadt giebt es einige Tage Aufenthalt, ein Ball wird mitgemacht und als er des Morgens darauf weiter wandert, wird er vor der Stadt von einer Gesellschaft von Damen aufgehalten, die hier den Gesundheitsbrunnen trinken und ihren Tänzer nicht ohne Abschied fortziehen lassen. Er muß mit ihnen unter viel Scherz und Lachen das heilkräftige Wasser kosten wird aber dann auch belohnt, indem sie unter den Tischen Wein und Erfrischungen hervorholen und sich ein kleines Abschiedsfezt gestaltet. In diesem Kreise trifft er ein junges Mädchen an, dessen tief leidender Ausdruck seine Theilnahme fesselt. „Ihre schönen Gesichtszüge waren blaß, ihr Wuchs schlank und mittlerer Größe, und ein Schleier von Wehmuth umhüllte ihr ganzes Sein. Sie schien an unserem Gespräche Anfangs nicht theilzunehmen, erst als ich meiner Freude lebhaft Ausdruck gab, nun bald zu dem edlen Volke der Westgothen zu kommen, da suchte ein herrliches Licht aus ihren Augen. Bald aber füllte sich ihr Auge mit Thränen, sie entfernte sich, und die Freundinnen schüttelten den Kopf. Wir hatten den Faden des Gespräches verloren und ich empfahl mich. Bald darauf fuhr meine Fremde an mir vorbei und winkte mir freundlich den Abschiedsgruß zu. Ich sah sie noch vor einem naheliegenden Landgütchen anhalten und freute mich dessen, denn sie gehörte nicht in die Stadt, ihre schöne Seele bedurfte anderer Nahrung. Man braucht nicht mit jedem Menschen in nähere Verbindung zu treten, um ihm ins Herz zu blicken. Es ist oft ein

einzigster Blick hinreichend um den Werth des Menschen zu erkennen und besonders bei dem Weibe, wenn es noch rein und edel ist. So erging mir es mit ihr. Erst später erfuhr ich, daß ich mich nicht getäuscht, daß sie noch eine von den Wenigen war, die das wahre Freundschaftsgefühl in ihrer Brust nährten und bewahrten. Durch ein Opfer, das sie einer Freundin brachte, um sie zu beglücken, ward sie unglücklich.“ Derselbe Tag bringt noch ein holdes Begegniß in Molkem. Hier bittet er die Gastwirthin um Bereitung einer heimischen Speise, einer Schüssel dicker Grütze. Da die Frau ihn nicht recht versteht, ruft sie ihre Nachbarin, die Frau Bruckspatron Walle herbei. Diese fordert ihn nun sehr freundlich zu sich zum Abendbrot auf und verspricht, das gewünschte Mahl zu bereiten. Hier aber wird er durch eine Richte des Hauses in Feuer und Flammen gesetzt. „O! Mathilde Walle! Ein herrliches Mädchen. Der Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht ist mein! Leb wohl Mathilde! Ewig wohl! Einziger Abend! Den 27 Juni verließ ich mit schwerem und unwilligem Herzen das Thal, das mir einen der schönsten Tage meines Lebens geboten hatte. Vergiß mein nicht! Ich gedenke Dein!“ Die nächste Nacht wird beim Grafen Fröhlich zugebracht, der sie zum Lachsfang eingeladen hat, bei welchem 135 Fische auf einen Zug gewonnen werden. Dann geht es nach Carlstadt am Wenersee und dem Ufer entlang über Amal durch reizlose Gegend, die ihn so lebhaft an Livland erinnert, daß ihn wieder das Heimweh ganz übermannt. „O Geschwister, Mutter, Verwandte, welche Sehnsucht fühl ich zu Euch. O Vaterland, Livland, hier erst fühl ich so recht, wie ich Euch liebe.“ Von Wenersburg und den Trollhättas-Fällen fährt er zu Schiff nach Gothenburg. „So stelle ich mir die Rheinfahrt vor. Anfangs schießt die Elbe durch Berge und Felsen, die mit den schönsten Laubbölgern bewachsen sind. Wohl alle hundert Schritte sieht man Häuser, die sich allerliebst ausnehmen. Wie herrlich die Besitzer hier leben! Wild schießt der Strom von einem Wasserfall zum anderen und bricht sich Bahn durch die Berge. O wie unendlich mehr genösse ich das Alles in Eurer Gesellschaft, meine Geschwister, Ihr theuren Seelen! Eure Abwesenheit macht mich unendlich traurig, und ich will meine Rückkehr möglichst beschleunigen. O fände ich ein Schiff in Stockholm, das seine Segel spannte nach Riga! O Vaterland, wie wird das Herz mir klopfen, wieder dir mich nähernd. Gott! Gott! hilf mir dahin.“

Die Rückreise nach Stockholm nimmt den ganzen Juli in Anspruch und läßt ihn genauer über die ländlichen Verhältnisse sich unterrichten und namentlich das Volk in Westgothland schägen lernen. „Sie haben den Charakter von Bewohnern der Ebene, aus der das Land größtentheils be-

steht. Der Troß und die Kühnheit der Wald- und Bergbewohner Schwedens scheint ihnen zu fehlen. Sie sind ein armes, biederer Volk. Man findet besonders viele blonde und überhaupt wohlgebildete Leute. In keiner Provinz Schwedens habe ich so viel schöne Kinder und so schöne Weiber und Jungfrauen gesehen. Sie haben etwas Sanftes und Weiches in ihrem ganzen Wesen und vorzüglich schön gespaltene, große, blaue Augen, voll Schwärmerei und Poesie.“ Auch hier werden die Sitten und Sagen des Volkes genau beobachtet, namentlich über die Feier der Weihnacht und die schwedische Sage vom Blockberg (Blakulle = blauer Hügel) Notizen gesammelt. Zu Norrköping wird wieder länger verweilt und in einem Kreise von Schwedenborgianern verkehrt, in den er durch einen „allwissenden und höchst geheimnißvollen Deutschen“ eingeführt wird.

Das Resultat dieser Reise faßt Walter zehn Jahre später dahin zusammen: „Von großem Einfluß auf meine moralische Ausbildung war 1820 eine Reise nach Schweden und die Berührung mit einem nicht nur fremden, sondern freien und glücklichen Volke. Auch zu unserer Bauern Bildung und glücklicheren Stellung Etwas beizutragen, war ein Entschluß, mit dem diese Reise uns Alle bereichert hatte. Mein Entschluß, Landprediger zu werden, gewann so an neuem Reiz. Diese Richtung ward noch bekräftigt durch eine 1821 unternommene Reise nach Fellen, wo ich eine mir bisher ganz fremde höhere Stellung des pädagogischen Treibens durch Holst und Hollander kennen lernte und lieb gewann.“ Damit ist auch das Bindeglied gefunden, welches sein livländischer Patriotismus bedurfte, um mit den Aufgaben der Gegenwart Fühlung zu gewinnen. Der theologische Beruf tritt auch in Zukunft Walter ausschließlich unter den Gesichtspunkt des Landpredigers, als dessen erste Pflicht die Bildung, Schulung, das Wohl der bäuerlichen Bevölkerung seiner Heimath erscheint. Für Schweden behielt er stets eine warme Pietät und mochte nie in die Verurtheilung der schwedischen Herrschaft in Livland einstimmen. Noch 1869 sagt er in Anmerkungen zu Harleß*) Geschichtsbildern: „Und doch hatte der schwedische Generalgouverneur Häftner Recht zu sagen, daß zum Besten des Landes (wenn auch nicht des Adels) die Verfassung geändert worden war. Schweden nahm eben den übermüthigen Adel, der des Landes in seiner Selbstsucht nicht achtete, in Zucht. Es that, was der Adel zu thun versäumte, ja dem sich dieser widersetzte. Es nahm ihm nicht nur allen unrechtmäßigen Besitz in Livland; es schützte die armen Bauern

*) Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Von Dr. W. G. Adolf von Harleß. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1869.

und Bürger im Lande, schaffte bessere Justiz und Gesetze, gründete und befohl zu gründen Schulen, stiftete die Universität, förderte und gestaltete die evangelische Kirche, und in derselben die erste ehstnische und lettische Bibelübersetzung, Katechismus und Gesangbuch, Kirchenordnung und Liturgie. Schweden sorgte also wirklich für's Beste des Landes, und erst als die Reduction der Güter den livländischen Adel auch traf, trat auch er in scharfe Opposition und erzwang die Aufhebung der für Livland schädlich wirkenden Verfassung. Die Lösung von Schweden war allerdings Seitens des Adels berechtigt, weil die ihm zuerkannten Privilegien verletzt waren.“ Auch in der Beurtheilung der Reduction schreibt er der schwedischen Regierung die geringere Schuld zu und tritt in allen Einzelheiten der Auffassung dieser Verhältnisse bei Harleß entgegen, welche ihm von einem principiellen Gegensatz zum Staatskirchenthum beeinflusst erscheint.

4. Die Universität Abo.

„Eine andere Folge jener Reise nach Schweden war mein regeres Leben im Studentencorps. Die Liebe zu allem Gemeinsamen und Vaterländischen hatten wir in Schweden in seltenem Maaße kennen gelernt. Das Aufopfern alles Irdischen um einer höheren Idee willen, war mir, wenngleich über die Maaßen mystisch und entstellt, doch sehr aufregend in einem Kreise Swedenborgianer entgegengetreten, die ich bei Norrköpping kennen lernte. Den Mangel an gemeinsamem Interesse und dem ideelleren Leben, der allerdings damals in Dorpat vornehmlich stark war, sahen wir nun in unserem eigenen Partikularismus begründet. Diesen in seiner Wurzel zu bekämpfen bildeten wir eine „allgemeine Studentenverbindung.“ Walter giebt sich dieser Idee einer allgemeinen Burschenschaft mit aller Begeisterung und Opferfreudigkeit hin; aber so groß auch die persönliche Befriedigung ist, die er in der Freundschaft und Achtung bei seinen Gesinnungsgenossen durch diese Bemühungen gewinnt, die Sache selbst gedieh hier zu keinem dauernden Leben. Er mußte schon jezt die Erfahrung machen, daß die Bedingungen eines Gemeingeistes, wie er ihn in Schweden schätzen lernte, sich nicht zugleich mit der Idee auf die Heimath übertragen ließen. Die Geschichte hatte den drei Provinzen, ja selbst Stadt und Land in ihnen, zu verschiedene Gesichte zugewiesen, das Leben hatte sich in jeder zu abgeschlossen gestaltet, als daß der Gedanke der Zusammengehörigkeit auch nur für die studirende Jugend einen faßbaren, lebenskräftigen Inhalt gewinnen konnte.

„Die dadurch entstandenen Reibungen und Mißheftigkeiten mit der Universitäts-Behörde hatten, wenn auch viel störenden, so doch wesentlich vortheilhaften Einfluß auf Selbsterkenntniß und Charakterfestigkeit;“ aber

eben sie führten doch dazu, daß die allgemeine Burschenschaft aufgehoben wurde und nun unter den Studirenden selbst so verschiedene Ansichten über die Stellung sich geltend machten, die man zur Behörde einzunehmen habe, daß Walter ein ferneres Bleiben an der Universität mit seinen Rechtsbegriffen für unvereinbar erkannte. Er ging mit seinem Freunde Fowelin zur Beendigung des akademischen Trienniums nach Ubo. Für seine Lebensrichtung aber ist dieses, auf ein Allgemeineres gerichtete Streben bestimmend geblieben. Der Partikularismus in jeder Gestalt, mochte er sich als das Landsmannschaftswesen auf der Dorpater Universität, als Provinzialismus im baltischen Leben, als Klein- und Großstaaterei in Deutschland, als politische Parteiliebe und als Nationalitätsprincip, oder in der Kirche als Pietismus oder ConfeSSIONalismus geltend machen, fand in ihm keinen Widerhall und wenn es Noth that einen entschlossenen Gegner. Das Verlassen der Heimath wurde ihm um seiner alten Mutter willen überaus schwer, da ihr zunehmendes Leiden ein Wiedersehen in Frage stellte. Sie schreibt:

20. Sept. 1821.

Mein geliebter Sohn!

Kommt kein Rückfall, so kann ich noch für Dich leben; doch auch sterbend segne ich Dich und bete zu Gott, Er möge dich geleiten. Ich wollte Dir in einigen Zeilen selber sagen, daß es etwas besser ist. Führt Bogt, so bringt er Euch einen Spann Butter und einen Schinken. Lebe wohl! auch wenn ich nicht mehr sein sollte, denke mit Liebe meiner. Sieh auf den Jüngsten, als mein Vermächtniß. Habe Geduld und Liebe und denke mit Liebe Deiner alten, Dich sehr liebenden Mutter.

Walter.

In acht Tagen reisen sie über Petersburg und Wiburg durch ungeheure Steinmassen, Heidekraut und Tannenwälder nach Ubo, wo sie am 14. Februar 1822 inskribiert werden. Um den Abschluß des Studiums zu beschleunigen, wird nun der Arbeit, namentlich der Vertiefung in Kant, jede Rücksicht geopfert. Sein von der Natur mit gewaltiger Widerstandskraft ausgestatteter Körper, dem er aber auch übermäßige Entbehrung und Abhärtung zumuthet, beginnt darüber ernstlich zu leiden. In Folge der Ueberanstrengung tritt ein Blutsturz ein und nöthigt endlich zum Einhalt. Die Mutter ist in äußerster Sorge und bittet ihn, im Sommer heimzukehren und bei der Regierung um den Erlaß des letzten Semesters nachzusuchen. Zu beidem mag er sich aber nicht entschließen. Ein Erlaß sei für ihn, nach den Dorpater Vorgängen, nicht zu erwarten, und den Schein der Oppositen, dem er sich dort durch sein Dringen auf Recht und Billigkeit

und sein sich nicht Beugen unter die Schlechtigkeit ausgeübt habe, wolle er wenigstens dadurch gut machen, daß er aus Ubo die akademische Auszeichnung der Doctorgrades heimbringe. So mußte denn die Mutter die Hoffnung des Wiedersehens aufgeben.

„Mein geliebter Sohn! Ich habe Dich mit Fowelin erwartet und sehe nun, daß Deine Gründe recht sind, wenn auch mir ein Wunsch dadurch nicht erfüllt worden. Gott erhalte Dich nur gesund. Daß ich Dich sehr innigst liebe, ist ja wohl was Altes und bleibt so lange ich lebe. Gott gebe, daß wir uns nach sechs Monaten wiedersehen und gut. Gelig,

Deine treue Mutter Walter.

Auch dieser Wunsch sollte nicht mehr in Erfüllung gehen, es war der letzte Brief, den sie an den Sohn richtete.

Die Pfingsttage bringen eine kleine Erholung in Gesellschaft von Freunden durch eine Ausfahrt auf die Scheeren, auf das Landgut des Senators Hüfänger. Hier wird das Studium von Kant's Kritik der Urtheilskraft beendet, die reiche Flora der Insel gemustert und mancherlei an Sagen verzeichnet, die sich an diese Fels- und Wassermwelt knüpfen. Den 13 Juni wird ein Examen bei der theologischen Facultät in den Elementarfächern der Theologie absolvirt. Nun aber bedarf es einer durchgreifenden Erholung, die eine Nordlandsreise gewähren soll. Sie wird mit einem Freunde, Axel Laurell, unternommen und führt zunächst der Küste des bottenischen Meerbusens entlang nach Torneo. „Schon zwei Meilen von Torneo sahen wir die Sonne bis auf ein Viertel die ganze Nacht. Am Abend des 24. Juni um 11^{1/2} Uhr standen wir auf dem Aba Saga, dem höchsten Berge der Gegend. Hier versammeln sich seit den ältesten Zeiten Leute aus den verschiedensten Ländern, wie die in den Fels gehauenen Namen zeigen, um das wirklich schöne Schauspiel der nicht untergehenden Sonne zu sehen. Auch jetzt waren Deputirte verschiedener Völker hier zu finden. Man möchte fragen, was denn eigentlich das Schöne ausmache, das diese Sonnennacht vom Tage unterscheidet? Es wird doch wohl die so ganz besondere Beleuchtung sein, welche durch die aus den Flüssen aufsteigenden, eine vorzügliche Strahlenbrechung bewirkenden Nebel bedingt war. Es wogte vor unseren Augen ein Meer von Edelsteinen, nicht etwa einige Minuten, wie beim Sonnenaufgange bei uns zu Hause, sondern von 11 bis 4 Uhr. Dazu kam die völlige Stille der Nacht, die das Ganze schauerlich machte. Namentlich schön war es eine Viertelstunde vor dem niedrigsten Sonnenstande, als der ganze Himmel klar war bis auf eine dunkle, schwarze Wolke, an deren unterem Rande die Sonne ihre Strahlen

feuerroth durch die Wolke war, jedoch so, daß die Röthe von einem Nebel gedämpft erschien. Dazu der lebhafteste Widerschein der Sonne in den beiden Flüssen, den man wirklich sehen muß, um ihn sich vorzustellen. Wir blieben bis 3 $\frac{1}{2}$ Uhr zusammen. Die Rückfahrt unter den vielen, mit mancherlei Volk gemischten Rähnen, aus denen Gefänge erschallten, war sehr angenehm."

Von Torneo aus geht es dann den Fluß aufwärts, in der Absicht, bis an das Nordcap vorzudringen. Aber die Strapazen der Reise, die ohne jede Verproviantirung angetreten wurde, sind größer, als es für eine Erholung dienlich erscheint. Bald giebt es nur noch Gerstenbrot, Butter, Milch und an der Sonne getrocknetes Renthierfleisch, während den Marsch die Müdenschwärme von Tag zu Tag unerträglicher machen. Daher begnügen sie sich, den Onnastunturi Berg (68,2°) zu besteigen, um wenigstens einen Ausblick auf das Hochgebirge zu gewinnen. „Rings umher sieht man Bergketten, von denen die nördlichen der norwegischen Fjeld die höchsten sind, dazwischen liegen die vielen Seen und Flüsse und die Wohnungen der Menschen wie Kartenhäuser.“ In den benachbarten Morästen und Wäldern werden noch einige Lappen-Horden besucht und dann geht es nach Torneo zurück, ganz erfüllt von den Eindrücken einer so großartigen Natur. Nach einem Aufenthalt auf dem Landgute der Familie Laurell, der zur Repetition der Naturgeschichte für das Examen gebraucht wird, kehrt er am 25 Juli nach Ubo heim. „Ich höre schon, daß meiner hier ein Brief mit schwarzem Siegel harret. Von wem? Noch habe ich ihn nicht, und weiß nichts; Gott gebe, daß es nichts Bekanntes sei.“ Mit dem Tode der Mutter schließt die sorgenlose Zeit der Jugend ab.

In Ubo hatte er ausschließlich sprachliche Collegia, Schwedisch bei Ohnson, Syrisch bei Tengström und bei Arvidson die Erklärung Dante's gehört, im Uebrigen aber philosophische und naturwissenschaftliche Studien getrieben. Das philosophische Doctorexamen sollte diesen Studien den Abschluß geben, da die theologische Prüfung in der Heimath hätte wiederholt werden müssen.

Am 10. December wird die Candidatenprüfung in der Philosophie mit 13 Stimmen bestanden. „Was ich mehr, was ich weniger meinen Erwartungen gemäß fand, lohnt sich nicht zu berühren.“ Die Prüfung erstreckte sich auf theoretische und praktische Philosophie, Naturgeschichte, Physik, Literaturgeschichte, allgemeine Geschichte, Orientalische Literatur, Griechische Literatur, Eloquenz. Hiermit war die Zulassung zur Promotion gegeben. Im Januar reichte er eine wissenschaftliche Arbeit als Dissertation ein: *ad psalmum secundum commentarius*. „Ich hatte mit großer

Arbeit endlich meine Gradual-Differtation abgeschlossen und brachte sie dem Professor der orientalischen Literatur zur Moderation, der mich der Censur wegen schon warnte. Die Arbeit fand denn auch nicht den Beifall der Facultät: Ich ward geladen und man fragte mich: Kennen Herr Candidat unsere Constitutionen? Ja, so viel ich ihrer bedarf. Kennen Sie die Confectio Augustana und Concilium Upsalense, an welche Sie durch jene versprochen haben Ihr Lebenlang zu hängen?

Da half mir, wie vorauszusehen war, nichts, und meine Differtation bekam das imprimatur, ausgenommen die ihnen anstößigen Stellen, die aber leider die Hauptsache im ganzen Dinge waren. Ich habe mich, wie natürlich, sehr ungern entschließen müssen, das nachgebliebene Flickwerk aufzustützen, um nicht ganz ohne Differtation zu bleiben. Möcht's lieber unterlassen!

Das wäre also ein fehlgeschlagener Versuch! Ist vielleicht auch recht gut: denn man ist noch jung und kann wie in allem Uebrigen auch (wenn ich es gleich nicht glaube) in seinen Meinungen sich ändern — und so hätte mir dieser Querstrich einen Dienst erwiesen! Ist's nicht, nun so ist ja nicht aller Welt Ende, und wo jetzt halbe Beweise ständen, könnten später ganze treten. Julius wird mit mir unzufrieden sein, aber, weiß Gott, ich kann nicht anders.“

Diese Verstimmung ward zur tiefsten gemüthlichen Niedergeschlagenheit durch die Nachricht vom Tode seines Bruders Hermann, die er im Februar erhält.

Die philosophische Arbeit hatte ihn dem theologischen und religiösen Vorstellungskreise mehr und mehr entfremdet und auch das unmittelbare Leben des Gemüthes ist in dem einsamen Studium in Abso ohne Pflege und Anregung geblieben. Er ist in Gefahr, sich in seinem eigenen Wesen zu entzweien, und dieser Zustand wird ihm durch den Verlust der Mutter und des Bruders in seiner ganzen Rathlosigkeit bewußt.

„Ich stehe jetzt allein in der Welt, und gerade jetzt allein, wo mehr als sonst meine vor dem Abgrund der Zukunft schwindelnden Sinne einer Stütze bedürfen. Die holde Zeit, da für dich gesorgt ward, ist vorüber; du sollst selbst sorgen für dein Brod, und sollst wirken! Und was? Es soll und muß etwas werden! Wenn nicht für mich, doch für Andere! Wenn ich nur nach Griechenland könnte! Dort fände ich Genesung im Kampfe, ich würde mein Leben theuer verkaufen.“ Es war zunächst nur möglich, von der Grundlage der philosophischen Ueberzeugungen aus in das Leben hinaus zu sehen, und sich darnach das Ziel zu setzen.

Er spricht sich 1828 über diese Entwicklungsphase dahin aus:

„Durch den Tod meiner Mutter und eines erwachsenen Bruders, durch das stillere, eingezogene Leben mit ernstem Studium verbunden, gereift, kehrte ich 1822 im Mai, vom fröhlichen Jünglinge zum ernststen Manne geworden, im strengsten Sinne Kantianer, in's Vaterland zurück. Kant war der erste Mensch gewesen, der so unbedingt vollen Einfluß auf mich ausgeübt, und mich zu einer festen, bewußten Stellung in religiöser wie in jeder Hinsicht brachte. Bin ich nun gleich nicht mehr Kantianer, — sofern man nur die Kantianer nennt, die da stehen bleiben, bis wohin der Meister vorgegangen — so weiß ich ihm doch mein Lebenlang Dank, daß er in intellektueller Rücksicht auf mich einen Einfluß ausübte, wie noch Keiner gethan und wohl auch Keiner mehr thun wird.“

5. Der Hofmeister.

Schon im Januar 1823 hatte sich Walter von Ubo aus an seinen alten Lehrer Hermann in Dorpat mit der Bitte um Ermittlung einer Hauslehrerstelle gewandt. Anfang März reiste er von Ubo über Petersburg der Heimath zu. Das nächste Jahr verbringt er theils in Wolmar, theils bei seinem Bruder in Rodenpois in theologischen Studien, um auch nach dieser Seite hin durch eine Prüfung an der kirchlichen Behörde wenigstens zu einem äußeren Abschluß zu gelangen. Das Studienzeugniß aus Dorpat sagt: „Seine übrigens tadellose Führung bedurfte nur einer obrigkeitlichen Rüge durch eine Carzerstrafe wegen eines jugendlichen Muthwillens. Obwohl er an den philosophischen Conversatorien und Disputationen, sowie an den dogmatischen, catechetischen und Disputativ-Übungen im theologischen Seminar thätigen Antheil genommen hat, kann das Conseil über seine erworbenen theologischen Kenntnisse nicht urtheilen, weil er sich keiner Prüfung hier unterzogen hat.“ Am 12. Januar 1824 erhält er, nach abgelegter Prüfung durch den Generalsuperintendenten Sonntag die Candidatur des livländischen Ministeriums für eine deutsche Predigerstelle und die *venia concionandi* für das Lettische unter der Bedingung des Attestes eines Predigers bis zum Examen in dieser Sprache. Nur das entschiedene Zureden, ja unbedingte Fordern Sonntags, dem er seine religiösen Bedenken rückhaltlos vorgelegt hatte, vermochte ihn dazu zu bewegen, den theologischen Beruf nicht voreilig aufzugeben, sondern durch eine weitere Bedenkzeit sich frei zu halten. Er blieb Sonntag für die große Freundlichkeit, mit der er auf seine Persönlichkeit eingegangen war, zeitlebens von Herzen dankbar. Der sicheren Menschenkenntniß dieses ausgezeichneten Mannes war es wohl nicht verborgen geblieben, wie entschieden hier die Anlagen auf den Beruf des Geistlichen

hinwiesen und so erhielt er der Kirche Livlands einen Diener, der dazu bestimmt war, einst ihre Leitung in seinem eigenen Geiste weiterzuführen.

„Meine Kantische Stellung konnte mir nicht genügen. Ich las Dogmatiken; doch behagte mir keine, bis ich Daub's Theologumena fand. Diese stellte ich sehr hoch. wenn meine Ansicht auch keineswegs die seine war. Aufmunterung und Beihülfe im theologischen Studium verdankte ich zum ersten mal einem Anderen, meinem älteren Bruder Julius, Pastor zu Rodenpois.“ Der überlegenen geistigen Bildung und Schärfe des Bruders gelang es ihm klar zu machen, wie wenig die kritische Betrachtungsweise Kant's das eigentliche Wesen des religiösen Geistes treffe und wie sehr sie der Ergänzung durch weitere Studien bedürftig sei. Er hatte den Plan, ihn unter Erdmann's Leitung in das geistliche Amt in Wolmar einzuführen: „Wird Erdmann wieder gesund, so wirst Du bei seinem Fleiß und seiner Treue in allen Geschäften viel Zeit für Dich haben.“ Zunächst aber war es Ferdinand Walter nur vergönnt, dem theuren Manne während seiner Krankheit in den Amtsgeschäften zur Seite zu stehen. Die Anstrengung aller Kräfte, mit der Erdmann stets zu arbeiten gewöhnt war, führte zu einem raschen Verfall seiner starken Natur, der schon im Mai 1824 sein Leben im 55 Jahre beschloß. Hiermit scheiterte auch der Plan des Bruders, und es wurde nothwendig, auf einem neutralen Gebiete zunächst wieder dem praktischen Leben näher zu treten und die theologischen Studien einstweilen nur nebenbei weiter zu führen. Dazu bot sich eine sehr günstige Gelegenheit in der Stellung eines Lehrers im Hause des Landrath von Sievers auf Heimthal, in der Nähe des Städtchens Fellin. Der Entschluß, in einer abhängigen Lage in das Haus eines livländischen Edelmanns zu treten, fiel Walter nicht ganz leicht. Der gesunde persönliche Stolz, den er der Erziehung im Vaterhause verdankte, war durch den Einfluß Kant's noch gefestigt worden, hatte ihm aber mit den berechtigten Seiten des Gegensatzes, in welchem damals die bürgerlichen Kreise Livlands zum privilegierten Adel standen, auch mancherlei Vorurtheile zugeführt. Dem dreijährigen Aufenthalte in dem ausgezeichneten Hause von Heimthal verdankte er ein auf reiche eigene Erfahrung gegründetes Urtheil über die geschichtlichen Aufgaben und die Bedeutung des grundbesitzenden Standes seiner Heimath, welches ihm auch nach dieser Seite eine Stellung über den Parteien ermöglichte und ihm die Wohlgefinnten im Lande verband, wo er sie auch finden mochte. Er war selbst eine von Grund aus bürgerlich angelegte Natur und besaß keine Zuneigung oder Vorliebe für exklusive Kreise und Formen des Lebens. Auch als ihm später die Möglichkeit geboten ward, den Adel zu erwerben, machte er davon keinen Gebrauch, da er das

für seine Person für ganz bedeutungslos ansah. Aber eben deshalb erkannte er gern und voll die Vorzüge an, welche anderen Ständen durch ihre besonderen Lebensbedingungen zugänglich werden. Ein Trogen auf Bürgerthum und die Anfeindung des Adels erschienen ihm nur als Mangel des Selbstbewußtseins und Nichtachtung der eigenen Standesehre, welche die Anerkennung der anderen Stände einschließt. Erst diese Stellung gewährte ihm ein geschichtliches Verständniß des Landes und ließ ihn wohlthätig zur Hebung des Gemeingeistes wirken.

Die lehrende und erziehende Thätigkeit im Sievers'schen Hause entwickelte die bedeutende pädagogische Anlage seiner Natur und gewährte ihm eine so tiefe Befriedigung, daß er, vorübergehend wenigstens, den Gedanken hegte, sich ganz dem Berufe des Erziehers zu widmen. Aber auch seine theologische Stellung wird in der Arbeit an praktischen Lebensaufgaben und durch Verkehr mit tief religiösen Männern dieses Kreises eine lebendigere, einem eigenen Gemüthe entsprechendere. „In Heimthal blieb ich drei Jahre, sie wurden mit zu den reichsten meines Lebens. Die pädagogische Beschäftigung, die ich lieb hatte und noch lieber gewann, da ich sie in der Nähe von Holst und Hollander treiben konnte, nahm meine ganze Zeit in Anspruch. Aber ich bekam doch hier, was mir kein theologisches Compendium bieten konnte, durch die ausgezeichneten Männer Berg, Holst, Dehn, Karblom und Sievers, durch deren Umgang und oft nur einzelne hingeworfene Worte ich manches Hinderniß meiner theologischen Stellung, woran ich lange vergebens gearbeitet hatte, leicht überwand.“

Das schöne Familienleben, das in dem Hause herrschte, das Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, verband ihn mit seinen Zöglingen auf das engste und ließ ihn liebevoll auf die einzelne Individualität eingehen. „Amalie ist ein ganz wundernettes Kind Vernünftigkeit und Possirlichkeit sind hier gemischt wie ich sie noch in keinem Kinde fand. Das rein Natürliche braucht nicht derb zu sein. Es ist auch Zartheit dem Menschen natürlich — und wo sie nicht geweckt wird, besonders bei Mädchen — ist durch diese Vernachlässigung schon das Kind nicht mehr natürlich.“

Auch die äußeren Verhältnisse und die nähere Bekanntschaft mit dem Landleben sprachen ihn an: „Es liegt ein eigener Reiz für den Gelehrten darin, über das Leben und Treiben und über die speciellsten Einzelheiten des Landmannes solche Aufschlüsse zu bekommen, die ihm eine ganz neue Seite vom Leben der Menschheit aufdecken. Die Kenntniß des Lebens einer Dorfgemeinde hat eine weit herrlichere und ergößlichere Seite, als man ahnen mag.“ Er weiß sich in die Psychologie und Moral des Volkes hineinzufinden, den Unterschied wohl zu beachten, den es zwischen dem

Stehlen von Hafer und Roggen macht, und so vom Einzelnen aus ein Verständniß für dasselbe zu gewinnen. Auch die äußere Umgebung dieses sorgsam gepflegten Familienbesitzes sagt seinem lebhaften Naturfinne zu. „Einen selten großen Charakter hat die hiesige Belaubung. Linden, Ulmen, Rüstern, Eichen, Tannen nnter einander geben ein herrliches Aussehen. Keine Ansicht giebt es, deren Schönheit nicht hervorstäche; noch fand ich keinen Ort, wo ich eine Anlage vermißte.“ Noch im Jahre 1868, als er Heimthal zum letzten Male besuchte, schreibt er: „Hier ist's herrlich schön und mir thut es leid, daß Du Heimthal nicht auf Deiner Reise nach Deutschland hast kennen gelernt, um zu sehen, daß wir, auch an den schönsten Punkten der Erde, uns der Heimath nicht ganz zu schämen brauchen.“

Wie gut er sich in den Erzieherberuf zu finden wußte, geht nicht nur aus der dankbaren Anerkennung „der vollen Treue in der Ausübung der Pflichten und des seltenen Eifers“ hervor, die er bei Sievers findet, sondern auch aus der guten Meinung, welche ein so erfahrener Pädagoge, wie es Hollander war, durch eigene Anschauung hier von seiner Leistungsfähigkeit gewann. Noch 1827 richtet er brieflich an ihn nach Berlin die Auforderung, mit ihm gemeinsam die Leitung einer Erziehungsanstalt zu übernehmen: „Ich wünsche mir Keinen lieber als Dich hierher, selbst Deinen Bruder Guido nicht, der mir doch sonst der liebste wäre! Die Hauptfrage bleibt für Dich doch immer die: Finde ich da einen Wirkungskreis, in dem es möglich ist, zur Ehre Gottes zu arbeiten. Das Pensionsleben ist, wie Du selbst weißt, eben nicht ein gar zu erfreuliches und am wenigsten vielleicht dem, der es am ehrlichsten meint, wenn nicht etwa der Gedanke Freude macht, wenigstens alles gethan zu haben, was die Kräfte erlaubten. Darauf kommt es aber wohl weniger an, ob man ein angenehmes, sogenanntes gemüthliches Leben führt, als vielmehr darauf, ob es auch Gott wohlgefällig ist. Ich für mein Theil gestehe Dir, daß ich wohl meine, wir beide könnten was zusammen schaffen, und mich daher eine abschlägige Antwort von Deiner Seite gewaltig niederdrücken würde. Besuche doch den alten Jahn und grüß ihn herzlich von mir. Er wird sich meiner ganz sicher erinnern und Dich ebenso sicher freundlich aufnehmen, und Dich wird's gewiß in Deinem ganzen Leben nicht gereuen, bei ihm gewesen zu sein. Wie ich ihm zugethan bin kannst Du ihm erzählen, Du weißt ja Alles. Grüß auch im grauen Kloster meinen früheren Lehrer Gustav Köpfe (den Alten) und sag ihm, daß ich es für eine der größten Wohlthaten, die Gott mir erwiesen hat, ansehe, daß er mich in seine Schule geführt hat.“ Walter war es inzwischen jedoch immer mehr zur Klarheit geworden, daß sein Lebensberuf im geistlichen Stande liege, und er lehnte

daher diese vertrauensvolle Aufforderung ab. Auch hatte ihn die veränderte Zeitrichtung und die Kenntniß des preußischen Schulwesens den Segen einer staatlichen Regelung und Leitung dieser Dinge einsehen lassen. Hollander schreibt:

21. März 1828. „Wie schmerzlich und selbst unerwartet mir Deine abschlägige Antwort war, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich hatte aber mein Auge auf Dich geworfen nicht allein, weil Du mir vor vielen Anderen lieb warst, sondern auch weil Du mir vor allen Andern, die ich kenne, geschickt schienst, den Platz auszufüllen, den auszufüllen mir trotz aller Bemühungen nicht gelingen will. Bei dieser Ansicht von Deinem Geschick zum Lehrer kann's Dich nicht wundern, wenn mir Dein Entschluß Prediger zu werden, höchst unerwartet kam, und, ich kann es nicht leugnen, einen etwas unangenehmen Eindruck auf mich machte, da ich Dich einen Stand mit einem anderen vertauschen sah, zu dem Du meiner Meinung nach weniger berufen schienst. Ich selbst erkenne so gut wie Einer die Unzweckmäßigkeit der Einzelschulen und gebe ihren Werth nur für gewisse Zeitumstände zu. Sind sie nun für unser Land gegenwärtig überflüssig? Die öffentlichen Schulen sind nicht nur mangelhaft, sondern wahrhaft schlecht, nicht sowohl die höheren, als vielmehr die unteren. Was ist denn aber für die Folgezeit zu erwarten? Evers ist, wie Du weißt, noch immer der Allvermögende in der Schulcommission. Er ist Staatsrath und, wie die Welt sagt, möchte er noch höher steigen. Der Kaiser hat auf seiner Reise die Schulen besucht. Das Riga'sche Gymnasium soll er zu eng befunden und eine Summe zu dessen Erweiterung bewilligt haben. Beim Eintritt hat er sich über die jungen, hübschen Leute gefreut und es laut ausgesprochen. Dann hat er angefangen mit ihnen russisch zu sprechen, und da sie schlecht bestanden sind, ihnen erklärt: sie könnten Griechisch und Lateinisch lernen, aber Russisch müßten sie vor allen anderen Dingen verstehen, sonst könne er sie nicht gebrauchen zu Dienern und Soldaten. Also dazu schicken wir unsere Kinder in die Schule; ob sie sonst zur Ehre Gottes erzogen werden, davon ist nicht die Rede, überhaupt spielt der liebe Gott heute eine sehr untergeordnete Rolle. In Reval in der Domschule haben die Jungen besser Russisch verstanden, dafür sind sie auch gleich so belohnt, daß mehrere ohne Wissen der Eltern in die Garde aufgenommen sind. Uebrigens kann man, glaube ich, durchaus nicht leugnen, daß der Kaiser guten Willen hat, mag er nun so vorgehen aus welchem Grunde er wolle, und gehörig geleitet ließe sich wohl manches Gute von ihm erwarten, da er in Darreichung der Mittel für solche Zwecke nicht karg ist.“ Er bittet nun Walter einen Lehrer für ihn von Harnisch zu gewinnen: „Ich fürchte, Harnisch würde anstehen, auf einen bloßen Brief eines wildfremden Menschen

jemand in diese fernern Lande zu weisen. Ich hielt es für besser, daß Du, dessen ganzes Wesen und dessen Bekanntschaft mit dem Schulfache vertrauens-erweckend ist, Dich in Person an Harnisch wendest. Warum sollte sich nicht eine junge tüchtige Kraft finden, die in die Fremde ginge, um unter den unterdrückten Landsleuten einigen guten Samen zu streuen. Vor allen Dingen aber sei er frisch, fröhlich und fromm.“ Leider mißlang auch dieses, denn Harnisch konnte Niemanden hergeben, da seine Zöglinge in Preußen leicht eine erwünschtere Anstellung fanden. Walter trat aber hierdurch mit Harnisch in Beziehungen, welche später für das livländische Volksschulwesen von Wichtigkeit werden sollten. Hollander hatte die Mission, welche eine Privatlehranstalt in Livland zu erfüllen hatte, durchaus richtig erkannt. Die Anstalt zu Birkenruhe erhob sich, trotz aller Widerwärtigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, von kleinen Anfängen unter der Leitung dieses vortrefflichen Mannes zu einer Blüthe, in der sie durch mehrere Decennien die beste Schule des Landes war. Walter blieb Hollander stets in unbedingtem Vertrauen und warmer Freundschaft verbunden; aber auch Hollander erkannte später wohl, daß die Entscheidung so die richtige gewesen war. Seine Söhne vertraute Walter der pädagogischen Einsicht des Freundes an, und in der schwersten Stunde im Leben Hollander's, als ihm zwei blühende Töchter und deren Freundin vor den Augen der Mutter entranken und sie selbst, die Hülfseleistende, kaum dem Tode entriffen war, da gelang es nur der tiefen Seelenkunde des geistlichen Freundes, den erstarrenden Schmerz der Eltern in die Thränen der Ergebung zu lösen: „Nur Drei in diesem Grabe! Nur Drei? Und waren denn nicht ihrer Fünf am Rande der Ewigkeit?“ so begann die erschütternde Grabrede am 23. Juli 1847.

Einstimmig in den letzten Zielen und in den Lebensfragen des Vaterlandes, war die Auffassung der concreten Verhältnisse in beiden Männern doch oft eine sehr verschiedene, so verschieden als die Verhältnisse waren, unter denen sie die bestimmenden Eindrücke in Deutschland gewannen. Hollander hatte 1816 bis 1820 in Jena und Berlin studirt, und in frühem Lebensalter waren die burschenschaftlichen Ideen von dem Freunde Sand's, dem Verehrer Jahn's und Schüler Schleiermacher's in der ganzen Nachhaltigkeit der Jugendeindrücke aufgenommen worden. Noch 1828 schreibt er: „Könntest Du mir nicht die officiellen Akten über die demagogischen Umtriebe mitbringen? Ich könnte daraus doch vielleicht einiges über den einen oder den anderen meiner Freunde erfahren, ob und wie fern sie auch betheiligt sind.“ Auch in dem ehrwürdigen Greise lebten diese Erinnerungen in der Gestalt der reinsten Ideale fort und wirkten durch ein Leben voll Aufopferung getragen, kraftvoll und veredelnd auf den Geist der Jugend ein.

Ganz andere Eindrücke sollte Walter in Deutschland gewinnen, der es als gereifter Mann kennen lernte und dasjenige nur zu befestigen und wissenschaftlich zu vermitteln hatte, was als bestimmende Macht schon in ihm lebte.

Walter hatte das concrete praktische Leben in seinen reich verzweigten bürgerlichen Beziehungen schon in dem Hause von Sievers kennen und schätzen gelernt. Er fühlte sich aus der idealen Isolirung des pädagogischen Wirkens zum bürgerlichen und staatlichen Leben hingezogen. Auch das Bedürfniß nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der bürgerlichen Stellung machte sich geltend: „Es ist etwas von Stolz in mir, daß wohl dem Vaterlande selbst zu jeder öffentlichen Anstellung ich mich könnte anbieten, auch ohne irgend Hoffnung zu hegen; aber keinem Privatmann auch bei viel Aussicht.“ Auch das Anziehende des eigenen Erwerbes hatte er als Hauslehrer schon erfahren und das Studium in Deutschland soll ihm die Möglichkeit hierzu wieder erschließen: „Verliebe Dich (schreibt er um diese Zeit dem jüngeren Bruder) nur zunächst in Dein Amt, in das Süße, das jeder Beruf und seine Pflichten für uns haben. Schmeckt Dir Dein selbst erworbenes Brod dabei, so kannst Du Dir vorstellen, wie mir in Heimthal so wohl gewesen ist. Es hat das Letzte wirklich mehr als man, ehe man's hatte, glaubt, und nicht nur so lange es neu ist, eigene Würze.“

6. Die deutsche Reise und Berlin.

„Nachdem ich drei Jahre lang Lehrer gewesen war, und mich im Theologischen nur mit Luther und den ihm folgenden Theologen bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts beschäftigt hatte, trat das Bedürfniß nach freiem Studium zu stark wieder hervor, als daß ich länger hätte Lehrer bleiben können.“

Der Zeitpunkt war auch äußerlich günstig. Der ältere Bruder nahm in Wolmar Erdmann's Stelle ein, der jüngste hatte seine Studien in Berlin beendet und sollte bald in das bürgerliche Leben eintreten, und die jüngste Schwester hatte sich kürzlich mit einem vortrefflichen Manne, dem Freunde ihrer Brüder, mit Dr. Karl Bandau, verlobt. Auch die erforderlichen Mittel waren in den drei Jahren des Hauslehrerthums erworben worden.

Zunächst soll eine längere Reise, vor dem Aufnehmen neuer Arbeit, Erholung und Erfrischung gewähren. Sie wird zu Schiff nach Kopenhagen angetreten, aber durch Stürme und widrige Winde dauert die Fahrt vom 6. bis zum 31. Juli, so daß die Schwestern in Wolmar schon in der größten Besorgniß sind: „Es giebt Sorgen um Kleinigkeiten mehr als nöthig

ist; aber solche Sorgen um die Brüder, das sind wirkliche Sorgen und machen ganz mürbe.“

„Die Stadt Kopenhagen zeigt noch viele Spuren von den Feuerbrünsten von 1797 und 1801 und der Blokade von 1807. Am Walle des Norderthores stecken noch Bomben von 1807 auf denen man die goldene Inschrift liest: Zeugen englischer Freundschaft.“

Zum ersten Mal tritt hier in Kopenhagen auch die bildende Kunst in seinen Gesichtskreis, zu deren Auffassung er bisher nur durch das offene Auge für die Natur vorbereitet ist. „In der Akademie sind Thorwaldsen selbst, Ingemann, der König Friedrich VI. und seine Gemahlin die einzigen Originale; wozu noch erwartet wird im nächsten Jahre ein kolossaler Christus, der in Rom große Bewunderung erregt. Die übrigen Stücke sind nur Gipsabgüsse, aber doch herrlich den Meister zeigend. Ein Hirtenknabe ganz einzig. Wie bei den griechischen Statuen überhaupt, so ging es mir auch mit dem Torso des ruhenden Herkules. Das wenig Geheilte und Polirte ließ etwas Herbes erwarten. Beim genaueren Betrachten aber entfaltet sich Einem an solchem Stück der Kunst höchste Stufe. Herrlich sind die Muskeln des gebogenen Leibes gegeben.“

Mit der größten Genauigkeit wird jedes neue Kunstwerk, das er kennen lernt, verzeichnet und ein sorgfältiges Register der Sehenswürdigkeiten in den Schlössern Kopenhagens den Seinigen überliefert. Was man heute im Bädeler liest oder nicht liest, wurde damals erfragt, meist aber mit eigenen Augen gesehen.

Nicht weniger als die Kunstschätze entzückten ihn die Umgebungen Kopenhagens, vor Allem die Wälder auf Seeland: „Die Bäume weit auseinanderstehend sind herrlich belaubt und gruppiert und mächtig groß. Mir wurde hier verständlich, wie leicht eine deutsche Natur darauf verfallen konnte, ihre Gottheit in solchen Wäldern dunkel anzubeten.“

Von Kopenhagen geht es nach Holstein. „Am 7. August betrat ich zuerst deutsche Erde und deutsche Schwelle. Es ist einem ganz wohl dabei. Das ist doch ein bebautes Land, Feld an Wiese und Wiese an Feld, das sind Pferde und Kühe! Holsteiner! und die Milch verleugnet das Vieh nicht. Ein grades und freundliches Volk und Alles geht wohlgemuth, denn es ist gesegnete Ernte.“ Von Kiel wandert er über Plön nach Gütin. „Hier ging ich zu Tischbein. Leider ist der alte Meister geistesabwesend, wie einige Gespräche, die ich mit ihm hatte, auch ohne der Töchter Hinweis mich's gelehrt hätten. Seine Töchter sind werth, unter seinen Bildern zu stehen, liebliche und freundliche Mädchen. Sie öffneten uns die Zimmer mit seinen Gemälden, von denen er, wie er sagte, keines noch veräußert

habe. Vielleicht glaubte er es eben, wie nach einer Stunde, daß er sein schönstes Bild morgen nach Oldenburg senden werde. Röstlich sind die Blumen- und Frucht- und Vogelstücke; weniger gefielen mir anfangs seine menschlichen Gemälde, bis ich die besten zu sehen bekam und dann wieder alle durchging.

In Lübeck wird der Einzug Christi in Jerusalem von Overbeck, und ein altes Altargemälde, namentlich die Huldigung der Hirten auf der linken Thür desselben bewundert, „O, solche Maria konnte nur ein Deutscher malen, solche nur kann einem Deutschen genügen.“ In Ottenfen wird das Grab Klopstock's besucht und in Wandsbeck des trefflichen Claudius gedacht: „Es that mir wohl sehr wehe, daß ich ihn nicht mehr in Wandsbeck sehen durfte und dies Städtchen erschien mir nun ohne Seele zu sein; besonders ging es mir auf dem Kirchhofe selbst so. wo ich ganz allein an Claudius Grab saß und seiner Werke lebhafter als sonst gedachte.“ Ueber Hamburg Celle, Braunschweig wandert er zum Harz: „Ja wahrlich es ist schön auf Gottes Bergen! Ich bin lauter Freude! Freilich ist meine Freude still und hat einen Anstrich von Wehmuth, aber sie ist innig und gut; o wäre Ihr doch eine Sekunde bei mir!“

„Hier in München habe ich Ofen besucht, der allein ist, da seine Frau noch in Jena blieb. Man sagt hier, er habe schon gedroht, weg zu gehen, wenn der König, der in den Gagen sehr knausern soll, ihm nicht mehr geben wolle. Ofen selbst, der mich sehr freundlich aufnahm, sagte davon nichts.“ Mächtig ergreifen ihn die reichen Kunstschätze der Stadt. „Was ist's doch um einen großen Maler, um einen großen Bildner überhaupt, was um jeden Künstler für eine herrliche Sache! Hier kann man wohl inne werden, wie arm man ohne alle Kunstanlage ist. Doch nicht gehadert, auch meine praktische Laufbahn wird mir manches Herrliche bieten. Sind wir doch alle Bildner und suchen zu wirken und zu schaffen nach dem Idealen, das uns vorsehwebt; ist's nicht mit dem Pinsel oder Bogen, so mit dem Wort und wohlthuernder Hand. Schaffet auch Bilder im Leben, und so lebendige und so beseligende!“

Dann geht es in das Gebirge nach Tyrol und der Schweiz: „Ich mache die Reise in die Schweiz mit wenig Zeit und Geld, aber mit langen Weinen und wenig Bedürfnissen nach dem, was ich zu Hause eben so gut haben kann! Ich habe noch 24 Louisd'or in der Tasche und hoffe damit wohlbehalten nach Berlin zu kommen. Unter den Tyrolern ist hier allgemein die Stimmung gegen Hofer: es wäre theuer zu stehen gekommen. Wir besuchten des Sandwirths Gasthaus, wo seine geadelte Mutter nicht viel Freude zu haben schien darob, daß sie seine Mutter war.

Weiterzu wird indeß die Stimmung für ihn besser.“ Die Reise führt ihn über Meran, das Stilszer Joch nach Bormio, dann nach St. Moritz und über den Julier, den Lago Maggiore, den Simplon und die Javoyer Berge an den Genfer See. „Der Waadtländer ist lebendig, wie der Franzose, und es ist wohl eine Freude, den Menschen so wahrhaft ganz lebendig zu sehen.“ Durch die Berneralpen geht er, dem Schulwesen überall seine Aufmerksamkeit zuwendend, nach Straßburg. „Als ich durch die Stadt zur Universität wanderte, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie oft wohl Vater als Studiosus denselben Weg gegangen sein mochte. — Hier erfuhr ich, daß wir endlich mit den Türken Krieg haben.“ In Karlsruhe erhält er die Nachricht vom Tode Sonntag's. „Mag man Vieles auch von ihm sagen können — er war mir doch sehr lieb, und ich glaube, schwer wird's halten, einen würdigen Nachfolger und einen, der ihn ganz ersetzte, zu finden.“ Der Rhein wird mit einigen Landsleuten gemeinsam bereist und dann mit erschöpfter Kasse und durch mancherlei Entbehrungen während starker Strapazen angegriffen, der Weg über Jena nach Berlin genommen. „Von Weimar ging ich mit Dr. Madelung nach Jena. Es liegt gar hübsch in einem von Anhöhen umgebenen Kessel; man wird hier ganz heimisch. Den anderen Tag zu Mittag traf ich die Oken, eine liebe Frau, die mir sehr behagte. Nachher kam Kiefer und seine gewiß einmal sehr hübsch gewesene und lebhaft, aber ich glaube auch gelehrte Frau (geb. Keil). Wir blieben bis vier zusammen, allerlei besehend und besprechend. Frau Oken führte mich zu ihren Bruder Karl, dessen nette Frau, geb. Martin, mir, nachdem wir eine Weile freundschaftlich geschwätzt hatten, das Versprechen abnahm, ihren Mann morgen früh noch zu besuchen. Die alte Frau Stark, die ich bei der jüngeren Tochter traf, war sehr freundlich und verlangte durchaus, daß ich nochmals nach Jena käme, was ich ihr auch halb und halb versprach. Carl Stark behielt mich am anderen Tage zwei Stunden bei sich und zeigte mir unseres Bruders von ihm selbst gemaltes Bild, das in seiner Stube groß an der Wand hängt. Dann machte ich mich zu Frau von Ziegefar nach Draßendorf auf, wo sie eben weilte, und wurde von ihr und ihrer Schwester sehr gütig aufgenommen. Ich ging von dort mit Otto Ziegefar und Deutsch nach Jena zurück und war den Abend wieder wohlgemuth bei Oken.“

Den 31. October ist Walter in Berlin und wird in der theologischen Facultät inskribirt. Er wohnte Anfangs mit Erdmann zusammen in der Luckwaldtei, Bischofsstraße 17, am neuen Markt, 4 Treppen hoch, in einem damals schon traditionell gewordenen Vivländer-Quartier. Auch dem Kreise, in welchem hier sein Bruder Guido verkehrt hatte, schließt er sich an und tritt

namentlich zu dem Ansbacher Meyer in engere freundschaftliche Beziehung. Im Uebrigen läßt ihn sein reiferes Alter und auf bestimmte Ziele gerichtetes Studium nicht in dem Grade als die jüngeren Studenten in die Interessen aufgehen, welche den Kreis bewegen. Das Theater lernt er erst in Berlin kennen, und ist viel zu sehr von dem neuen Eindrucke beherrscht, um die Neigung zu fühlen, sich den Genuß durch Reflexionen zu verbittern; der Philosophie Hegel's hingegen steht er, durch ein gründliches Studium Kant's vorbereitet, kritischer als die Freunde gegenüber. Auch andere Personen aus dem Kreise gehen jetzt mehr ihren besonderen Zielen nach, so daß Gage darüber klagt: das Zusammenleben sei nicht mehr ein so inniges, wie in den vorausgehenden Jahren. „Selbst mit Deinem Bruder habe ich, schreibt er an Guido Walter, recht persönliche Bekanntschaft nicht gemacht. Wir kennen uns recht genau, sind nicht blöde vor einander, ich achte alles an ihm, was ich von ihm kenne, nur darüber geht es nicht hinaus; denn, wie gesagt, persönlich sind wir uns nicht nahe gerückt, weil ich ihn dafür zu beschäftigt halte. Sonst — aufrichtig, ich mag ihn am liebsten von Allen, weil ich den wahren frischen Geist, und dich zum Theil wieder finde. Ueberhaupt kommt es mir vor, je näher dem Stamme Deiner Familie, desto mehr auch meinem Herzen nahe.“ Der jüngere Bruder ist Gage so befreundet worden, daß er auch später keinen Ersatz mehr für ihn findet. Noch 1830 schreibt er aus Rom: „Es billigt gewiß Niemand so sehr Deinen Schritt, Neval zu verlassen, als ich, wie ich denn keinen unter allen meinen Bekannten einer so durchaus edlen Aufopferung fähig halte. Daß ich Dir die reine Wahrheit sage, weißt Du, ich sage sie um so lieber und offener, als ich mir selbst ähnlichen Ebelmuth nicht zutraue. Mir ist noch immer unvergeßlich, wie Du Dich in Dorpat mal des Fuhrmanns wegen geschlagen hast. Die Erinnerung an diese unbedeutende Geschichte spiegelte sich aber rein und wahr ab in Deinem Entschlusse, die Stelle aufzugeben.“ In den philosophischen und Kunstinteressen findet Gage zunächst in Erdmann, später in Trendelenburg durch die Hegel'sche Philosophie geschulte Genossen. „Die anderen Livländer, schreibt er im August 1828 an Erdmann, studieren den Hegel zu familienhast, wie denn hierin überhaupt ihre Stärke liegt. Die Kunst ist ein Hauptmoment in meinem Leben und Du bist einer, mit dem ich mich über solche Sachen ordentlich aussprechen kann. Hier ist jetzt der Frankfurter (Trendelenburg) der Einzige, welcher auf die Sache etwas mehr eingeht und so liegen wir deshalb viel zusammen. Er ist überhaupt ein vortrefflicher Kerl und ich wünsche mir, und er wünscht es auch, daß wir hier in Berlin als Philister leben könnten. Ich strebe durchaus wieder

einst nach Berlin zurück, und will hier lieber Schuster, als anderswo Lehrer sein.“

Ferdinand Walter fand für die kurze Zeit, die ihm in Berlin zugemessen war, zu bestimmte Aufgaben vor, um sich dem freundschaftlichen Verkehr oder dem Theater, ja selbst Hegel in gleichem Maße hinzugeben. Die Lebensordnung ist ganz nach dem Studium bestimmt: „Kurz vor 6 Uhr wird aufgestanden und bis 7^{3/4} gearbeitet. Dann geht es zu Schleiermacher, während Eduard bis 11 zu Hause arbeitet. Bei Schleiermacher wird zwei Stunden nachgeschrieben, daß mir der Daumen darob vertaucht. Von 10—11 Uhr wird in einem leeren Hörsaal gearbeitet. Von 11—12 tractirt mir Henning, bisher nicht genügend, Hegels Logik. Im Vortrage ist er der Beste von Allen, denn die übrigen sind in nachlässigem Vortrage wahr —. Von 12—1 liest Hegel Geschichte der Philosophie, — jetzt eben (14. December), ich glaube rein aus Malice gegen Schelling, „Die Armut der Philosophie“ — wohl besonders köstlich, da in diesem Fache noch nichts Tüchtiges da ist, abgesehen davon, daß nichts so Tüchtiges. Von 1—2 folgt Neander's Charakteristik des apostolischen Zeitalters und Patristik; beides gar nette Vorlesungen. Da ich bisher nicht nachschrieb habe ich durch Schlafen mitunter davon verloren; dem werde ich aber einen Niegel vorchieben. Du siehst, meine Schlafsucht hat sich noch nicht gegeben, mehr schon meine Gßsucht; denn gehe ich um 2 Uhr in das Speisehaus, wo ich die Anderen zum Theil noch beim Billard finde so kann ich mein zwar nicht leckeres, doch ganz passables Mittagseßßen à 4 Sgr. nicht mit Stumpf und Stiel verzehren und komme doch ganz beschwert, meist wohl vom verflucht kaltgährigen Berliner Weißbier nach Hause. Von 5—6 höre ich Hegel noch einmal eine ganz herrliche Vorlesung, Psychologie und Anthropologie, hermuffeln. Sonst habe ich den Nachmittag für mich. Das klingt aber nach mehr als es ist; denn von 3—5 sind höchstens zwei Stunden und von 6^{1/2}—9 nie 2^{1/2} Stunden zum Arbeiten, so daß ich wohl viel um etwas mehr Zeit gäbe und Eduard recht beneide um den schönen freien Morgen. Extra ist zu bemerken, daß, wenn Sachen zu sehen sind wie: Phädra (Stich) Julia und Romeo (Stich), Tarkred (Sontag), Lear (Devrient) wir ganz entzückt an herrlichem Spiele und köstlichem Sange uns erbauen. Oder wenn einmal ein heller freundlicher Tag ist, wie er mir in diesem Nebelloche erst einmal begegnet ist, — gehen wir spazieren und erfreuen uns wie in Italien unter Myrthen und Cypressen, leider nur im Treibhause des Thiergartens, an Pfeife und Trinken.“

„Die Stich ist wahrlich solch' Teufelsweib, daß mich's nicht Wunder nimmt, daß Pierz über sie entzückt ist. Spielte sie schon als Phädra so

daß mir die Haare zu Berge standen, so war sie doch als Julia noch köstlicher, und ich hätte, als sie so wunderschön in Schleier gehüllt das späte Rendez-vous ihm im Garten gab, sie wahrlich küssen mögen, so lieblich war sie; und wie sie „Amen“ sagte, ging's mir doch durch Mark und Bein. Und dann Debrient ganz fürchtbar als Lear. Da sitzt der Wahnsinn! Brrr! — „Ihr müßt Geduld haben mit dem alten schwachen Mann!“ — o! das geht ja wie ein Dolch in's Herz. Dafür gebe ich doch gern der Sontag schönen Gefang hin, — und wollte, ehe ich mich bei solchen Stücken stören ließe, auch die wunderherrlichsten Leipziger Oper-Decorationen wegschaffen. Schade nur, daß Wolff fortwährend heiser ist! Ich soll schon aufhören; denn Gage ist da, und wir wollen zum Lesen des Prinzen von Homburg.“

Die Anstrengungen und Entbehrungen aber, die er sich auf der Herbstreise zugemuthet hatte, wurden durch diese ganz entgegengesetzte Lebensweise bei schwerer geistiger Arbeit nicht ausgeglichen. Mitte December erkrankte er an den Mäfern und an sie schließt sich ein so heftiges gastrisches Fieber, daß er sich auf das Schmerzlichste in seinen Studien gestört findet und sich zum ersten Male ernstlich leidend fühlt. „Die Collegia zu versäumen, ist wohl fast ebenso schwer (fast, weil ich der Anderen Feste als Surrogate finde), als daß ich heute nicht in's Theater fuhr. Die Stich tritt — wohl zum letzten Mal vor ihren Wochen — auf, und zwar, seit ich hier bin zum ersten Male als Maria Stuart. Gestern versäumte ich die Ausstellungen zur Weihnacht, vorgestern den Freischützen, morgen den Wallenstein. Gestern Abend sah ich aus meinem Fenster und rund um den Markt, an dem ich wohne, schimmerten in den Häusern die Weihnachtsbäume. Das Volk war viel zu sehen und die singenden Chorknaben mit ihren langen Manteltragen und Dreimaßern erinnerten mich wie immer an Luther. Ich hätte gewiß, wäre mir das Ausgehen nicht verboten gewesen, mir einige von ihnen auf das Zimmer geholt, um ihnen einen Weihnachtsbaum zu machen; so aber ging's halt nicht.“

„Zu Guerer Weihnacht hatten die Andern bei Sielmann den Baum und die Geschenke aufgestellt. Ich freute mich wohl, dachte aber doch mehr an Euch und an das Hauptingredienz, das hier fehlte, die Kinder. Ein Weihnachtsabend ohne Kinder ist wenig werth und noch weniger, wenn man ihn feiert, wenn alle anderen Werktag haben und keine Weihnachtsgesichter einem sonst entgentreten. Das Weihnachtliche hört auf und wird eine Gedächtnißfeier an die Heimath.“ Die Krankheit läßt inzwischen so wenig nach, daß die Collegia für den Januar weggelassen und Horn consultirt werden muß. Kaum ist er endlich selbst in der Genesung, so befällt

einen Verwandten, Woldemar Walter, ein tödtliches Lungenübel und ruft ihn als den Nächststehenden zur Pflege. Der treue Beistand, den er selbst durch die Landsleute erfahren hat und nun auch in dieser Pflege bei ihnen findet, ruft ihm den Werth solcher Zusammengehörigkeit und selbstloser Gesinnung in das Bewußtsein. „Namentlich Sielmann weiß ich nicht genug zu danken, da er sich mir in dieser Zeit ganz unbändig lieb gemacht hat.“ Er sucht sich durch einige Reflexionen nach Hegel den Begriff dieser gemüthlichen Noblesse zu exponiren, die er an seinen Landsleuten meint in besonders hohem Maße rühmen zu dürfen.

„Ich meine unter dem nobel Gemüthlichen eines. das nicht nur das arme Ich fest und lieb zu halten weiß und alles nur um dessen Willen, — sondern eines, das im Allgemeinen sich gern ergeht und im Höhen; das mit Liebe umfaßt und dafür Alles giebt, — nicht mehr opfert mit Widerstreben und Ueberwinden. Ich meine dieses, wenn auch von unserer Seite in Beziehung auf den Grund meist unbewußte und darum oft in grellen Widersprüchen erscheinende, mehr Durchdrungensein aller Lebensverhältnisse von dieser herrlichen Seite des Christenthums. Daß wir Alles haben mögen um seiner selbst willen und jedes andere Bestimmende abweisen, weil wir wo nicht klar wissen, so doch ein dunkles Bewußtsein davon haben, wie eine Erinnerung, daß dies dasselbe sei mit dem Haben um Gottes Willen und zur Ehre Gottes.

Ich meine, daß wir auf diesem Standpunkte, sei es immerhin, weil meist unbewußt, uns auch nicht zuzurechnen, doch eher einer Wissenschaft uns ergeben um ihrer selbst willen, oder dessen wozu sie, in ihr selbst seiend und selbst drin seiend uns führt. Lieben um der Liebe willen, U lieben um U's willen, u. s. w. auch in den untersten Regionen, wobei freilich leider uns gar oft es geschieht, daß wir uns selbst darin verlieren, weil wir uns nicht in klarem Bewußtsein darin bewegen. Der Andere hingegen meidet gern solche Klippen, oder, wie er meint, Phantasien. Er hält an dem Handgreiflichen fest, was er sich selbst auch ist; berechnet was er thut und lernt klug, daß er das höchste Ziel nicht verfehle, sein Selbst. Er personificiert den trüben einseitigen Verstand und wird sich bei dem vielen Berechnen doch am Ende verrechnen, weil er die höhere Integrale nicht kennt. Nicht will ich ihm damit das Gemüthliche absprechen; doch ist es mehr das, was Hegel so gern niederdrückt, als was ich, als uns angeborene Idee in dem Livländischen finde und liebe. Ich überschätze unsere Landsleute nicht, und habe mich zu ihrer Genügsamkeit auch in dieser Richtung, die sie eben bleiben läßt nur in der Sphäre des Gefühlslebens und halben Bewußtseins, nicht auch geschlagen.“

Das, was er hier an den Freunden rühmt, mochten die Schwestern mit weniger Billigung an ihm selbst genügend kennen. Die eine meint: „Ferdinand, der immer bei der Hand ist, unnütze Opfer zu bringen, wenn er sie auch nachher als solche erkennt und bereut“ und die andere benutzte die zugänglichere Stimmung der Krankheit, um ihm ernstliche Vorstellungen zu machen: „Ich meine dies Losstürmen auf Deine sonst kräftige Natur, dies sich's abdarben, damit Du wie Erösus händevollweise weggeben kannst, wo es vielleicht weniger Noth thut als Dir selbst; dies jämmerliche Abhärtungssystem, das für unsere Winter gar nicht berechnet war, und dergleichen Sünden mehr!“ Diese opferfreudige Selbstlosigkeit aber ist es, die nun immer mehr in den Mittelpunkt seiner Persönlichkeit tritt und ihm die Herzen der Menschen gewinnt. Da die Krankheit jede ernstere Arbeit verbietet, beschäftigt er sich mit der Lectüre von Jean Paul's *Levana*. „Es ist ein gar nettes Buch von ganz seltenem Reichtum, obwohl Richter, wenn er in dieser Form schreibt, nie so viel Reichtum entwickelt wie sonst. Habe Guerer Kinder oft beim Lesen gedacht und thue es noch und habe mir manches scharfe: Du Gesel, warum lasest du die *Levana* nicht eher! für meine Hofmeisterzeit überreicht.“ Auch von den Freunden wird Jean Paul eifrig gelesen und Gabe gibt ausführliche Analysen der einzelnen Charaktere im *Titan*. Durch Krankheit und die Störung seiner Arbeiten herabgestimmt fühlt sich Walter von der eng bürgerlichen Welt der Muse Jean Paul's angeheimelt und sehnt sich auch selbst darnach, in einer bescheidenen Lebensstellung Befriedigung zu suchen. Er bewirbt sich um die Stelle eines Unterbibliothekars in Dorpat. Das Amt wurde ihm nicht zu Theil; aber er hat noch oft in seinem Leben mit Wehmuth an diesen idyllischen Traum der Berliner Krankenstube zurückgedacht.

Das eigene üble Befinden und der Tod seines Verwandten haben indeß seine Gedanken in theologischer Richtung weiter geführt, und so sehr ihn Hegel andauernd und zunehmend mit Bewunderung erfüllt, sieht er sich doch genöthigt, die Selbständigkeit des religiösen Gebietes ihm gegenüber zu wahren.

„Hegelianer bin ich noch nicht, wenngleich Hegel's *Collegia* mir sehr behagen. Daß vornehmlich seine weniger abstrakten *Collegia*, d. h. nicht die *Logik*, mir zusagen, liegt bei mir nicht, wie wohl gewöhnlich, daran, daß man über die konkreten und empirischen Stoffe den Gang überhaupt und die Uebergänge weniger beachtet, als man in der *Logik* zu thun gezwungen ist. Es liegt darin, daß mir seine Schätzung des Ganzen und der einzelnen Momente, des Konkreten derselben, allerdings als die wahre erscheint und darum mich so sehr anspricht. Freilich erscheint die Art, wie

er von Einem zum Andern geht und zu verbinden sucht, was schon da war und von ihm an seiner Stelle gewürdigt ward, gezwungen, — *tempora mutantur captusque in illis*. Darum hoffe ich, daß Manches im Hegel mir noch klarer und eingänglicher werden wird. Ganz sein Schüler indeß werde ich nicht, der nur einen Meister hat, mit dem dieser aber nicht stimmt, mag er's gleich behaupten, er stimme! Denn Behauptung bleibt das Exegesiren einzelner Schriftstellen gegen die bisherige Exegese, wenn man nicht durch Vollständigkeit derselben, darin diese einzelnen Stellen so schön passen als Momente, wie eines Ganzen Glieder — das Recht erstritten und erworben hat. Mir scheint bisher die Exegese, auf die er seine Einstimmigkeit mit der Schrift stützt, eine schlechte. Auf diesem Standpunkte, der mich den Hegel als auch einen Menschen und als den Menschen ansehen läßt, wie jeden Menschen, so sehr ich den Hegel in Sinn und Achtung trage, — muß mich die Art doch ennuyiren, mit der seine Schüler (in dem Sinne könnte ich es schon von keinem Menschen werden) nicht den Philosophen des Absoluten, sondern den absoluten Philosophen feiern. Doch Brüderchen, darüber mündlich oder schriftlich weiter, wenn ich länger und mehr diesen Philosophen werde kennen gelernt haben. Eines freilich hat mir Hegel schon an Schleiermacher verleidet: dessen räsonnirende Art.“

Auch das Verhältniß zu Schelling, über welches damals gerade vielerlei im Munde der Zuhörer umging, läßt ihn wohl nicht ganz unter den Bann der Persönlichkeit des großen Mannes treten. Dazu kam, daß Schleiermacher, namentlich durch seine Predigten, einen sehr bestimmten Einfluß auf sein religiöses Leben gewann, indem er ihn nicht nur durch seine tiefe Frömmigkeit in der innersten Lebensrichtung befestigte, sondern ihm auch das bleibende Vorbild für die Wirksamkeit des Geistlichen wurde. Nach dieser Seite bedurfte die strenge verstandesmäßige Schulung, die er an Kant durchgemacht hatte, am nothwendigsten einer Ergänzung, und hier blieb der Einfluß Schleiermacher's bestehen, auch als in späteren Jahren die begrifflichen Bestimmungen Hegel's den Vorzug gewannen. Mit warmer Liebe und Dankbarkeit gedachte er stets seines großen Lehrers in der Theologie, und noch in seinem letzten Lebensjahre 1868 schreibt er aus Dorpat: „Schleiermacher's Geburtstag ward in der Aula durch eine Rede Maurenbrecher's gefeiert. Daß seine Bedeutung für die Kirche nicht genügend und auch wieder mangelhaft vornehmlich aus seinen Reden an die Gebildeten zc. begründet ward, habe ich weniger dem Festredner, als den dazu mehr berufenen Theologen vorgeworfen, von denen keiner sprach, auch am Sonntage keiner seiner erwähnte. In der Aula war ich der Einzige aus der Zahl

seiner einstigen Schüler. Hätte ich nicht die ganze Woche vorher das Zimmer und zum theil das Bett hüten müssen, dann hätte ich von dem Zurückziehen der Theologen gehört und mich wohl Maurenbrecher als Theologe angeschlossen. So ging es nicht an."

An Hegel fesselt ihn vornehmlich die streng logische Arbeit des Denkens und die lebensvolle Auffassung von Staat und Geschichte. „Ich habe wieder einmal Schelling's Bruno gelesen. Indeß kann ich nicht leugnen, daß ein fixirter Denkformalismus, wie der Hegelsche, mir lieber ist als das nur scheinbar klarere und der allgemeinen Bildung nahbare Raisonement ohne feste Kategorien.“ Hegel's Lehre von dem die Weltgeschichte beherrschenden Vernunftgesetz verbindet sich ihm mit dem religiösen Vertrauen, welches er zur Güte und Weisheit des göttlichen Weltregimentes hegt zu einem tiefen und überzeugungsvollen Optimismus, der seine Arbeit im Großen wie im Kleinen trägt und der Ausdruck seiner eigenen seelischen Beanlage ist. Im Sommersemester 1828 hörte er noch Logik, Natur- und Geistesphilosophie bei Hegel, praktische Theologie und Dogmatik bei Meander. Weder in der Theologie noch in der Philosophie Hegel's führt ihn der kurze Aufenthalt in Berlin zu einem Abschluß, er findet hier nur den Boden und die Richtung für seine religiöse und philosophische Entwicklung, in der ihn später der Verkehr mit seinem Bruder Julius unterstützt und das eigene andauernde Studium weiter bringt.

Durch eine Brunnentour, die er im Sommer in Berlin braucht, wieder ganz hergestellt, verwendet er den Herbst noch zu einer pädagogischen Reise durch Preußen, und das Königreich sowie das Großherzogthum Sachsen. Auf diesem Wege lernt er die Helden der Pädagogik, Harnisch, Fröbel, Ropf, Langenthal persönlich kennen und gewinnt durch eigene Anschauung ein Verständniß für die Organisation des deutschen Volksschulwesens, welches er später im Dienste der Heimath verwerthet. Durch einen längeren Aufenthalt in Dresden gewinnt er diese Stadt und ihre Umgebung ganz besonders lieb, und die Wanderung durch Thüringen führt ihn auch zum zweiten Male nach Jena. Hier hatte er das Glück, vor seiner Abreise aus Deutschland auch noch dem größten seiner Söhne zu begegnen. Bei Frau von Wolzogen trifft er ganz unvorbereitet einen Mann, der so überlegen in Erscheinung und Wort mit Humboldt eine Unterredung führt, daß er ganz erschreckt und voll Staunen die Hausfrau um Aufschluß ersucht, die ihn nun selbst lachend dem Gewaltigen zuführt. Vierzig Jahre später schreibt er: „In dem Hause der Wolzogen bin ich oft gewesen und habe dort auch Goethe kennen gelernt. Ich habe Jena und Thüringen

auch noch sehr lieb; von meinen Freunden dort lebt freilich wohl keiner mehr.“

Der Eindruck, den Walter von Deutschland gewonnen hat, ist nicht im Besonderen durch Berlin oder Preußen, sondern durch den allgemeinen Inhalt des deutschen Lebens, in Wissenschaft und Kunst, im häuslichen und öffentlichen Verkehr, wie er ihm in Sachsen so gut wie in Preußen entgegentrat, bestimmt. Er gehört in dieser Beziehung noch ganz der älteren Generation an und hält an der Vorstellung auch später fest, nach der Deutschland noch nicht in erster Linie Preußen ist. Dessen vergewissert, daß er in Deutschland nicht in der Fremde gewesen,ehrte er, zugleich auch in der Liebe zur Heimath gekräftigt, in diese zurück. „Ich lebte ein Jahr in Berlin. Großen Genuß und reiche Schätze für meine intellectuelle Bildung boten mir hier Schleiermacher und Hegel. Was ein reges wissenschaftliches Leben, nicht eines einzelnen Menschen, sondern einer Universität, eines Volkes sei, lernte ich in Berlin erst kennen, wie die Macht schägen, die es auf jeden ausübt, der die Wissenschaft nur irgend liebt.“ Ganz anders wirkte schon damals ein freilich auch längerer Aufenthalt in Berlin auf solche Personen ein die, wie Gaye, in dem politischen Leben Deutschlands aufgewachsen waren. Er schreibt 1829 aus Schleswig: „Nur da, nur in Preußen, schlagen dem Norddeutschen, wenn er sich kennt, die Pulse für's Vaterland. Ach, wir Burschenschaftler hatten entsetzlich viel vom Vaterland geredet, gefaselt, geschwätzt, ich wo möglich noch mehr als jeder Einzelne; ich mag auch gewußt haben, was es hieß, ein Vaterland haben, aber versubjectivirt hatte sich damals dies Wissen nicht. Die Leonore von Holtei, aber in Berlin gesehen, hat mich nachher auch den Klang des Namens im innersten Herzen wiedertönen lassen. Der Preuße hat ein Vaterland, und hat auch Ursache, es zu lieben — doch jenes Paar, das österreichisch oder bairisch sich nennt, — ja, was ist davon viel zu sagen. Und doch können die Bayern sich ja noch kreuzen und segnen, gegen uns — Lappländer. Der Preuße und der Bayer (denn der muß ja wohl mit), welcher sein Vaterland nicht liebt, ist ein Lump; bei Anderen dürfte das Gegentheil in Deutschland wohl verzeihlich sein. Ich glaube, daß für mich Berlin in Bezug auf ganz Preußen das wirkt, was Paris für jeden Franzosen, und daß wenn die Zeit kommt, wo: An dem Ufer steh' ich lange Tage, das Land der Preußen (kannst auch Römer sagen), mit der Seele suchend, Berlin davon Dreiviertel des Interesses sich vindicirt, wie mir bei dem Namen Shakespeare auch immer die Julia zuerst einfällt, und bei dem Namen Etich auch immer die Julia.“

7. Der Landprediger.

Im November 1828 kehrte Walter mit dem Entschlusse, Landgeistlicher zu werden, in die Heimath zurück. Am 8. März 1829 erhält er die Candidatur des Civl. Ministeriums durch den General-Superintendenten Berg. Schon im April ergeht gleichzeitig die Aufforderung an ihn, sich in Wolmar und in Neuermühlen bei Riga um ein Pfarramt zu bewerben. Da in Wolmar Eduard Erdmann die Stelle antrat, ging Walter nach Neuermühlen und ward am 20. Oktober in der Jakobikirche in Riga ordinirt und am 8. November als Prediger von Neuermühlen und Westroten bestätigt. Am 30. Oktober schreibt der General-Superintendent Berg aus Petersburg an ihn. „Theuerster Bruder! So nenne ich Sie nun, da Sie denn endlich die Weihe erhalten, mit aller Freude meines Herzens und wünsche Ihnen Glück zu dem angetretenen Amte. Gott segne Ihren Ausgang und Eingang! Amen. Erhalten Sie mir und den Meinigen Ihre Liebe. Sie sollen uns immer ein recht lieber Freund und Nachbar sein. Wohl nicht früher, als wenn die Verchen aus fremden Landen wieder nach Livland zurückkehren, komme auch ich wieder dahin. Die Natur unseres Geschäftes ist von der Art, daß nichts übereilt werden kann, aber ich hoffe, daß man mit der Arbeit wenigstens im Ganzen zufrieden sein wird. Leben Sie wohl, Ihr Freund Berg.“

Während dieser würdige Mann noch 1829 guten Muthes in die Zukunft sieht, erschien 1832 das neue Kirchengesetz für die Lutheraner Rußlands, dem wohl auch jene Arbeiten in Petersburg gelten mochten, welches dem Protestantismus in Livland seinen geschichtlichen Rechtsboden entzog. Auch der Lebensgang Walter's wurde hierdurch weit von der Bahn verschlagen, die er sich vorgezeichnet hatte und die ihn jetzt zur Idylle von Neuermühlen führte.

Durch einen Ring von bedeutenden Landseen, Flußläufen, Wiesenflächen, Kieferwäldern und Sanddünen auf eine Entfernung von etwa zwei Meilen von der Stadt Riga getrennt, auch abseits von der Landstraße und nur auf beschwerlichen Sandwegen zu erreichen, liegt der Pfarrhof von Neuermühlen in völliger Einsamkeit dicht an dem Ufer des Weißen-Sees. Der Nachfolger Walter's in diesem Pfarramt, sein würdiger und treuer Freund Probst Döbner, hat seine Wirksamkeit in Neuermühlen geschildert*). Döbner schreibt 1854 bei Uebersendung einer neuen Auflage seiner „heiligen Ge-

*) Bischof Dr. Ferdinand Walter, General-Superintendent von Livland. Ein kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Mit Portrait. 1870.

schichten": „Sie sind auf demselben Boden gewachsen, auf dem Du einst wirktest. Du verließest die Dir lieb gewordene Gemeinde, ich trat hinein. Die Gemeinde wurde mir lieb, sehr lieb, und wie konnte es anders sein, da sie die Liebe zu Dir auf mich übertrug. Diese Stimmung, die ja nothwendig eine wohlthuende sein mußte, hat auf die Abfassung des vorliegenden Buches bedeutenden Einfluß geübt.“ So vermochte denn Döbner auch jenes stille Wald- und Seeleben in den warmen Tönen zu schildern, in denen es stets in der Erinnerung des Freundes stand. Er berichtet: „Walter war 27 Jahre alt, als er aus Deutschland zurückkehrte, in voller männlicher Kraft, Frische des Gemüthes und voll geistigen Lebens; schlicht, mild, anspruchslos; ungemein genügsam in seinen Lebensbedürfnissen und von unbegrenztem Wohlwollen, wie es sich auch in seinen Mienen abspiegelte. Die ersten Jahre im Hirtenamte prägten sich tief in seine Seele und waren ihm so lieb, daß sie ihm die angenehmsten Erinnerungen bis in sein Alter boten. Sie bildeten die Idylle in seinem Leben, übten aber auch unverkennbaren Einfluß auf seine ganze pastorale Ausbildung.

Idyllisch erschien ihm das wohnliche Haus am Weißen See, beschattet von schönen Baumgruppen, der anstoßende Garten mit seinen Blumenbeeten und Obstbäumen und dem Revier für seine Bienen, mit dem Blick auf das nahe Wasser und die jernen waldbedeckten Gestade, auf die Inseln und im Hintergrunde auf die Kirche. Das Alles war seiner einfachen Natur äußerst zusagend. Idyllisch wickelte sich das Walten der Natur um ihn ab. Wenn im Frühjahr die Eis auf dem See mit weithin dröhnendem Getöse brach, und über die sonst lautlose Fläche in allen Richtungen dumpfe Donner rollten, — wenn der streitbare, braunköpfige Taucher seine lauten Rufe hören ließ und Wasser vögel über die bewegte Fläche glitten, der Reiher langsam über den See zog und die behende Möve nach Fischen auf der Oberfläche spähte, in raschem Fluge auf sie stieß und sich dann wieder kreischend erhob, — wenn der treue Staar wiederkehrte, der Storch sein Nest baute, der Pfeifer im Schilf seine langgedehnten Rufe ertönen ließ, — oder wenn im Herbst das Laub sich färbte, Schwärme von Zugvögeln mit lautem Rufen dem Süden zuwanden und tausende von Schwalben sich um die schilfbedeckten Ufer sammelten, zur Nachtruhe sich in das schwankende Schilf senkten, und die lautlose Stille mit ihrem munteren Geschwäge erfüllten — dann konnte Walter mit andächtigem Sinne immer und immer wieder ihrem bunten Treiben zuschauen, auf ihre Stimmen lauschen und dem Zuge des Geistes folgen, der so berecht aus diesen Rundgebungen der Schöpfung sprach. Seine ihn besuchenden Freunde führte er dann wohl auch im leise gleitenden Rahne in das Schilf und zeigte ihnen das heimlich bereitete Nest des Tauchers

oder im Dämmerlichte des Herbstes die Schaaren dichtgedrängter Schwalben, unter denen die Schilfhalme sich niederbogen, während sie zwitschernd der Nachtruhe pflegten, um mit dem ersten Morgengrauen gestärkt in lautem Getümmel die Weiterreise anzutreten. Die Ruhe des Sees hatte ihre eigenthümlichen Reize. Der Spaziergänge waren wenige, aber desto offener die Wege auf dem Wasser. In allen Richtungen kreuzten sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Rähne der Fischer in ihrem Gewerbe. Lautlos glitten sie hin und her und boten das Bild eines harmlosen, fleißigen Treibens. Walter war von ihnen mit einem Rahne beschenkt worden, den sie ihm zur Begrüßung blumen- und laubbekränzt zugeführt hatten; diese Aufmerksamkeit erfreute ihn und er setzte nun etwas darin, das Ruder selbst zu führen und sich so den Gebern an die Seite zu stellen.

Diese freundlichen Umgebungen zogen ihn mehr an, als die nahe Stadt. Die Glockenklänge seiner Kirche, wenn sie am Schlusse der Woche oder in der Sonntagsfrühe so feierlich und friedlich herübertönten, riefen in ihm die Stimmung hervor, wie wenn er am galiläischen Meere verweilte und jene schlichten Landleute und Fischer sähe, die sich einst um Christus sammelten und dessen Worten lauschten. Walter verlebte hier glückliche Jahre. Der Reiz jugendlicher Frische ruhte auf ihnen. In ihnen bildete sich die Art und Weise seiner Berufsthätigkeit aus. Er sah sich geistlich mit seiner Gemeinde vermählt, und das Band, das Beide umschloß, beide zu einanderzog und für einander erwärmte, war fromme, hingebende Liebe. Er trat mit warmem Herzen in ihre Mitte und zog damit die Herzen zu wohlthuender Wärme an sich. Seine vielseitige Lebenskenntniß hatte ihn die Menschen in aller ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit kennen gelehrt. Er hatte den Einfluß erwogen, der in den äußeren Verhältnissen liegt und in der Regel um so größer ist, je angestrengter der Kampf um die nothwendigsten Lebensbedingungen und Bedürfnisse sich gestaltet. Er kannte seine Gemeindeglieder und stand ihnen nahe. Im Gespräch mit den Leuten beobachtete er immer eine ruhige, ernste Haltung und wendete gern jeden Gedanken auf das religiöse Gebiet hinüber. Eigenthümlich war es ihm, daß er sich nicht sowohl biblischer Redeweisen und Ausdrücke bediente, als vielmehr auf sonstige Weise das echt Christliche hervorhob. Er stellte sich unter die schlichten Leute als ein Armer unter die Armen, als ein Sünder unter die Sünder, als ein Heilsbedürftiger unter die Heilsbedürftigen und umfaßte Alle mit gleicher Liebe; und diese Liebe ermüdete und verzweifelte nicht, suchte immer neue Wege, um Etlische für sich zu gewinnen und war erfinderisch in den Mitteln zur Förderung

ihres Heils. Der geringste Tagelöhner fand in ihm ein wohlwollendes Entgegenkommen.

Zu den schwersten Sorgen des Amtes, denen sich Walter mit ganzer Kraft widmete, gehörte die Krankenpflege und das Schulwesen. Am Krankenbette und am Sterbelager gewann er seine auf tiefer Achtung gegründete Liebe zur lettischen Landbevölkerung Livlands und die Schule wurde überall die Grundlage seiner geistlichen Wirksamkeit. Die Gesundheitspflege in den ländlichen Gemeinden lag noch schwer darnieder. Gefährliche Epidemien wirkten bei den unzuträglichen Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen des Bauernstandes in verheerendster Weise. Vorzüglich die Aerzte und Prediger waren den Folgen dieser Zustände auch persönlich ausgesetzt; der Vater Walter's und zwei seiner Brüder waren als Aerzte dem Typhus erlegen. Hier gab es reiche Aufgaben für eine Natur, die es mit der Opferfreudigkeit ernst nahm und der persönliche Bedenken unbekannt waren. Den Pfarrer in schwerer Krankheit bei sich zu sehen, vor dem Tode mit ihm sich zu besprechen, wurde in seinen Gemeinden eine Gewohnheit, die er aufs sorgsamste pflegte.

Zu Weihnacht 1829 ist er allein mit seinen Amtssorgen in Neuenmühlen. Auch die Seinen in Wolmar haben durch Krankheit und Todesfälle ein getrübttes Fest, so daß nur wenig Zeilen der Schwester ihm einen Gruß aus der Heimath zutragen: „Gott gebe Dir einen Christabend schön und ruhig in der Ferne. Ruhig möge die Predigt in Dir reifen und ruhig alle Umgebungen Dich stimmen, wie es zu diesem schönen, schönen Feste gehört. Zum Christabend haben der Eltern alte Köffel für Dich einen neuen Rock angezogen, damit Du in der neuen Wirthschaft nicht verächtlich anblickst die alten Gefellen.“

Es war eine böse, franke Zeit mit dem Winter eingelehrt; wieder herrschte der Typhus im Lande und erforderte unausgesetzte Krankenbesuche. Am 31. Januar hatte Walter ein Begräbniß zu besorgen gehabt, kehrte erkältet nach Hause zurück und ward von der Krankheit befallen, an der er zwei Monate schwer darnieder lag. Mit tiefer Nührung erfüllt ihn, als er genesen ist, der Bericht seines Vertreters im Amte: Ein alter, blinder Greis aus der Gemeinde habe sich zu ihm führen lassen und habe ihn ersucht, er möge doch in der Kirche die Fürbitte halten, daß Gott ihn statt des Pfarrers zu sich nehme; und der Herr habe ihn wirklich genommen. Zwei Jahre darauf wüthet der Scharlach in der Gemeinde und Walter berichtet seiner Braut darüber: „Das, Herr, verspreche ich Euch, — ich gehe nur voraus, aber warten und erwarten will ich Euch, um als der Erste Euch zu begrüßen“, sagte mir Montag der — nun auch dahingegangene Vater auf seinem Sterbebette, dessen zwei ältesten Söhne am Scharlach

starben, als Du bei mir warst. „Lebt denn wohl, Lehrer“, sprach er und starb, gewiß ein zuverlässig Amen zu seinem ehrlichen Versprechen. Und gestern wieder der blühende starke Mensch, in seinen Phantasien: „Serr, sagte er, ein Gericht Fische brächte ich Eurer Frau gern — so gern“; und auf die Frage, ob er gern noch lebte: „meine Kinder wird Gott schon versorgen, — aber zehn Jahre lebte ich doch noch gern, bis ich meinen alten Vater zur Gruft gebracht, — und — Ihr seid ja auch älter als ich — auch Euch geleitete ich gern. — Nun wie Gott will — so geleitet doch Ihr mich“ Siehe, in einer Woche zwei solche Züge und wenn es auch die einzigen Fälle wären, so lange ich hier arbeite, — nun so ist's doch so reicher Segen, daß ich, dürfte ich mich von ferne vermaßen, daß das Frucht meiner Saat schon sei, doch Gott preisen müßte, und es nach zwanzigjähriger Amtsführung müßte für so reichen Segen. Wie viel mehr noch müssen jetzt, bei so unvollkommener und kurzer Arbeit, wie die meine gewesen, solche Augenblicke alle sonst so vielfachen Gelegenheiten zu Schmerz und Bangen versüßen, und ermuntern, getrost zu arbeiten, wenn ein Säemann in unsre armselige Saat so edlen Samen streut und ihn so alle Hoffnung übertreffende Frucht tragen läßt, also daß wir an ihr seine Nähe erkennen müssen, ob wir auch sonst mit Blindheit geschlagen wären.“

„Ich habe mich gestern auf einem durch der Leute Unverstand erschaußirenden Konvente, dann durch Hausbesuche und mehr noch bei vielen und angreifenden Krankenbesuchen, die sich bis in die Nacht hinzogen, wieder erkältet. Es war dies auch ein recht angreifender Fall. Es galt dem einzigen Sohne eines mir sehr lieben Bauern, den ich eben zum Kirchenvormund erwählt hatte. Er war Vater zweier kleiner Kinder und lag neben beiden Kindern und zwei anderen erwachsenen Leuten in demselben Hause, am Scharlach schwer darnieder. Da schon gestern seine steten und heftigen Phantasien sich nur in meiner Gegenwart beruhigen und beschwichtigen ließen, so mochte ich dem sonst so eisenfesten, nun in Thränen schwimmenden, alten Vater die Bitte nicht abschlagen, trieb es mich doch selbst auch schon wieder hinzufahren und nach Kraft zu helfen. So aber von einem Ankenden zum andern, von einem Erstlidenen zum andern gehen zu müssen, ohne daß die genutzten Heilmittel erkleckliche Erleichterung schaffen und dann immer zum ersten zurückzukehren, der trotz Blutigel und Senippflaster in steten Phantasien daliegt und nur auf Augenblicke sich von ihnen losreißt, wenn ich ihn anrufe, um nach ein paar freundlichen Worten gleich wieder in sie zurückzufallen — das greift an. So kam es denn, daß ich ermattet zum

Umfallen, vom Regen durchnäßt, Trauer ohne Hoffnung mit nach Hause brachte. Vielleicht hilft Doktor Baerens, den ich morgen erwarte!"

"Ich lebe, wie in dieser Zeit es schon nicht anders ist, die Hälfte der Woche in den Bauernhöfen, die andere Hälfte für den Sonntag mich vorbereitend. Gestern konnte ich nicht schreiben, da mir der ganze Tag mit Beförderung und Beantwortung gerichtlicher Papiere verging, und heute gehört dem Schreiben auch keine Zeit, da in sieben Tagen acht Predigten gehalten werden müssen."

"Die erste schwere Arbeit ist vollbracht, eine hübsche Zahl Kinder ist heute konfirmirt, die erste Kommunion wieder gewesen. Die Kirche ging um 8 Uhr an und war erst um 4^{1/2} aus; dann ging's in ein deutsches Haus zur Taufe, so daß ich erst Abends um 8 Uhr zur Ruhe kam, das macht schachmatt!" Auch tief niederschlagende Erfahrungen im Amte folgen schnell aufeinander. „In der einen Woche dieser recht schweren Zeit des Konfirmandenunterrichtes sind mir zwei Leute meiner Gemeinde ertrunken, und wohl nicht ohne viel Sünde von Seiten ihrer Umgebung, bei einem auch seiner selbst. Ferner hat sich einer erhängt, und einer starb, nachdem er mir wohl einen meiner schwersten Krankenbesuche verursacht hatte, mit Vermüthungen seiner Herren und Bedrücker. Ach, solche Zeit drückt schwer — sehr schwer. Wer giebt mir die verlorene Seele wieder. Was antworte ich dem Herrn?"

Tief betrübt ihn des Kirchspiels Unvermögen, für die Schule zu thun, was ihm obliegt. Die Schulbildung des Landvolkes liegt ihm vorzüglich am Herzen. Schon 1830 war er Mitglied der lettisch-literarischen Gesellschaft geworden, die sich die Pflege der Landessprache zum Ziele setzte, und seine Erfahrungen im Landschulwesen Deutschlands in seiner Heimath zu verwerthen, war sein sehnlichster Wunsch. So wohlwollend auch der Patron der Kirche, Rittmeister von Wulff, sein Bemühen unterstützte, so lagen die Schäden hier so tief in den Verhältnissen der Landbevölkerung begründet, daß der einzelne gute Wille nicht durchzugreifen vermochte. Auch hier mußte der Pfarrer selbst eintreten, um wenigstens dem äußersten Nothstande abzuhelpen. Döbner schreibt hierüber: „Unterrichtslose Kinder fanden Aufnahme in der Herberge des Pastorates. Ein von Walter besoldeter Lehrer unterrichtete sie und so bildete sich eine Parochialschule, die früher nicht dagewesen war, weil der Küsterschulmeister sich zu unfähig zeigte, um den Unterricht zu ertheilen, und doch aus seiner Stellung, in der er ergraut war, billigerweise nicht entfernt werden konnte. Die Erziehung in den Häusern wurde genau controllirt, durch Hausbesuche gefördert, und zu dem Zwecke ein Verzeichniß über sämmtliche Kinder und ihre Fortschritte geführt.

Um dem Mangel an biblischen Schriften abzuhelpen, rief er den außer Thätigkeit gekommenen Neuermühlenschen Hüls-Bibelverein wieder ins Leben und wußte durch Bibelfeste das Interesse für die Sache rege zu erhalten. Hülsesuchende, sei es auch in leiblicher Noth, fanden die Thüren des Pastorates jederzeit offen. Ja selbst die Ausübung der Pocken-Impfung und die ControUe darüber nahm Walter in seine Hand. Einen taubstummen Knecht nahm er in sein Haus und wußte ihm einiges Sprechen und einiges Verständniß des Katechismus beizubringen. Dieser früher sehr verwahrloste Mensch wohnte den mit dem Hausgesinde gehaltenen täglichen Morgenandachten bei und lernte Anstand und Sitte. So lebte er im regsten Verkehr mit seiner Gemeinde. Er kannte die Verhältnisse jedes Einzelnen, ging gern auf sie ein und gewann sich damit Liebe und Vertrauen. Diese Art von pastoraler Thätigkeit schlug er nicht gering an, weil sie ihm die Herzen öffnete und die geistliche Bedienung erleichterte.“

Auch zur Weihnacht 1830 war Walter allein auf seinem Pfarrhof. Nur ein Freund, der sich zum Examen vorbereitete, und ein verwahrloster, ihm verwandter Knabe, an den er fast zwanzig Jahre lang viel Sorge und Mühe aufwandte, waren bisher seine Hausgenossen gewesen. Die Briefe der Schwestern berichten ihm von der Festfreude unter den Seinen in Wolmar. „Der gestrige Abend ging hin, Du kennst ja diese schönen Abende des lauten Kinderjubels und der stillen Freude großer Kinder. Es sah dieser Stern erster Größe unter den Weihnachtsbäumen, wie Guido unseren Baum nennt, fast einer Kunstausstellung oder vielmehr einem Industrieomptoir ähnlich. Viel hatten Frauen- und Mädchenhände gewetteifert, Süßes zu spenden und das Auge hatte einen rechten Genuß und man ward nicht müde um den Tisch herumzugehn, denn man fand immer neue zierliche Dinge. Dich, armer Sandreuter, man könnte Dich mit vollem Recht den Prediger in der Wüste nennen, haben die alten Schwestern bedächtig, ökonomisch abgespeist. Nimm Dir eine junge Frau und es wird anders.“

Noch ein einsames Jahr ging hin und tief bekümmert durch den Tod des jüngsten Bruders sahen die Geschwister in Wolmar dem Schlusse desselben entgegen; alle Festfreude fehlte dieses Mal in ihrem Kreise. In so ernster Zeit führte Ferdinand Walter den Seinen in seiner Braut eine Schwester zu, der alle Herzen sich freudig erschlossen: „Du hast Jubel in die Herzen gerufen, die tiefgebeugt und ohne Trohsinn den Christabend vorbeigehen sahen. Ich kann es nicht aussprechen, wie es mich, wie es Alle, Alle beglückte,“ schreibt eine der Schwestern. Erst in dieser Ehe gewinnt auch Walter den freudigen Lebensmuth wieder, der ihm als Jüngling eigen gewesen war, dann aber vorherrschendem Ernste, ja einer Neigung

zur Schwermuth gewichen war. Die Braut, Catharina Fowelin, war die Schwester seines verstorbenen Jugendfreundes, seines Reisegefährten in Schweden und Studiengenossen in Ubo. Ihre Familie war schwedischen Ursprunges. Der Vater war als tüchtiger Kupferschmied zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt und als Rathsherr im Städtchen Wenden gestorben. Er hatte neben seinem industriellen Erwerbe größere landwirthschaftliche Geschäfte unternommen und seine Familie auf einem Landgute in der Nähe Rigas heimisch gemacht. Als er früh starb, hinterließ er die Wittve in sehr komplizirter geschäftlicher Lage, deren günstige Ordnung eine feste männliche Hand erfordert hätte. Die Kinder des Hauses waren ohne die Schule der Armuth aufgewachsen und hatten in einem sehr glücklichen Familienleben reiche Gaben des Gemüthes und die Talente einer gebildeten Gesellschaft frei entwickeln können. Es waren milde und sinnige, dem Leben in der Natur erschlossene, musikalisch beanlagte und einem heiteren und herzlichen Verkehr zugeneigte Naturen. Dann waren schwere Zeiten auch über diese Familie gekommen; zwei Brüder und eine Schwester waren in der Blüthe des Lebens gestorben, die äußeren Verhältnisse waren zurückgekommen, und die Tochter lebte nun der Pflege ihrer schwerleidenden Mutter. Ein gleicher Ernst der Lebenserfahrungen hatte die Brautleute gereift und sie schlossen einen Bund, der auf innige Liebe und hingebendes Vertrauen gegründet war. Beide hatten das dreißigste Jahr schon überschritten, es war nicht die Leidenschaft der ersten Jugend, die sie zusammenführte, sondern ernste Selbstprüfung hat ihren Entschluß geleitet und das Glück ihres Lebens gesichert.

„Voll Vertrauen, daß Gott mir in Allem beistehe, daß er mir immer nahe ist, lege ich meine Hand in die Deine. Darf ich denn nicht auch hoffen, daß Gott unsern Bund bestimmt, daß er Dich mir zugeführt hat? Hätte doch nichts in der Welt mich dazu bewegen können, eine Wahl zu treffen, die etwas anderes berücksichtigte, als immer besser, immer gottgefälliger zu werden. Sieh, mein Lieber, dazu schienst Du mir der Einzige, der Beste auf Erden! Wie soll ich Gott genug danken, daß er mir einen Lebensgefährten gegeben, der mit mir nach einem Ziele strebt, mit dem ich arbeiten will, bis einst der Herr mich abruft. Auf ihn hoffen und vertrauen wir ja! Mit Dir werde ich beten, mit Dir leben ein gottgefälliges Leben! Der Herr segne uns, der Herr sei mit uns allezeit.“

„Ja, mein liebes Herz! ich verstehe jetzt erst, was es heißt, das Leben lieb gewinnen, man gewinnt die Liebe lieb, die in das Leben trat. O laß mich sie in Dir, solange das kurze Leben währt, immer finden. Sie entbehren — ich wüßte nicht, ob ich den Kampf bestände. O! daß Gott mich

bewahrte, den stillen Frieden Deiner lieben Seele je zu stören. Daß Er mich würdigte, ihn immer mehr zu festigen mit der Freudigkeit, die Er selbst, ich glaube es fest, nach so manchen trüben Tagen an Deiner Seite mir aufbehalten. Die liebe Mutter, — der Gott ihre Leiden mildere! — versichere, daß ich ihr ein Goldsöhnchen werden will und mit herziger Freude der Zeit entgegenstehe, da wir beide mitfammen ihr die Leiden erleichtern wollen. Erzähl' ihr recht Freundliches von der neuen Behausung, daß sie auch gern bei uns Wohnung nehme. Bete meine Liebe, ich thue es oft, bete, daß Gott sein Amen spreche zu unserer Liebe, unserem Glück. In Ihm allein kann ja Dauer gesucht und gefunden werden. Er allein kann uns vor um so herberen Schmerzen bewahren, je inniger die Freude ist, die uns zu Theil ward. Schließ mich in Dein Gebet. Meines ist für Dich; auch wo ich Seine Gnade auf mich herabrufe, ist's doch für Dich.“ „Zu Neujahr konnte ich meiner lieben lettischen Gemeinde, dieses Mal aus der Fülle der glücklichen Brust, Zuversicht und Freudigkeit in die Seelen reden, wie es meine zuerst ausgearbeitete und dann weggeworfene Predigt nie vermocht hätte, wie's der Geist des Herrn mir nur in den reichsten und wahrsten Weihfestunden meines Amtes gibt. Denn sieh', als die Gemeinde meinem Auge, wo ich auch hinblickte sie anredend, in freudiger Zustimmung und freundlicher Anhänglichkeit begegnete, als sie an dem Reichthume und dem Leben des göttlichen Wortes hingen, als wollten sie keines derselben verlieren, als sie mit treuherzigem Händedruck die Wünsche und Hoffnungen und Vorsätze, wie sie in mir lebten und dann auch in ihnen aufgereggt waren, besiegelten, das Amen gleichsam zu meiner Rede, — sieh', da war die Brust wohl voll des Glückes, das so inmitten meines eigensten und heiligsten Lebens mich belebte.“

Der Tod der Mutter der sie von langem schweren Leiden erlöste, durfte die Ehe nicht weit hinauschieben, da die Braut auch ihre Heimath hierdurch verloren hatte.

„Welche glückliche Ruhe und Freudigkeit mein Herz erfüllt, weiß Gott! Es ist gar schön, auf Wiedersehn ohne Trennung denken zu können. Wie glücklich machst Du mich! Wie danke ich's Gott genug, daß er Dich mir gegeben in solcher Zeit. Heimathlos und elternlos. Wie gütig ist Gott, und barmherzig helfe er mir nun auch, daß mein künftige Leben nur sei ein Dankgebet.“

„O, wie ist dieser Sonntag mir lieb! Zuerst dadurch, weil ich heute vor drei Jahren hier meine Probepredigt hielt, und der Herr durch sie mir so sehr freundliche Aufnahme bei meiner Gemeinde bereitete. Sodann aber nun auch dadurch, daß ich uns heute zum ersten Mal aufgebeten habe!

Ich hatte es mir anders gedacht. Ich dachte, das Aufgebot würde mir nur befremdend sein, weil es meine eigene Person betraf. Ganz anders aber machte sich's. Denn sieh' als ich nun, schon aufgeregter durch die Predigt, uns aufbot, so lag nichts Fremdes und Befremdendes darin; ein ganz eigener Ernst aber erfaßte mich und machte sich in kurzem, aber heißem Gebete für uns beide Luft. Es war fast, als wenn nun erst das Wort ausgesprochen, oder doch vor Gott ausgesprochen und ihm empfohlen ward, — und hatte ich uns doch, wie auch Du, Ihm oft schon voll freundlicher, inniger Hoffnung empfohlen. Es hat aber doch all' Ding dadurch, daß es kirchlich wird, eine eigene Weihe, und gewinnt sie doppelt, wenn die Gemeinde mit ihrem Gebete für ihren Seelsorger sie weiht. Ich verließ die Kirche ernst aber freudig in der innersten Seele; nur Du fehltest mir, daß ich mit Dir den Reichthum meiner Freudigkeit und meiner Hoffnungen hätte theilen können. Auch meine Gemeinde kann Dich nicht erwarten, vielleicht weil sie hoffen, Du werdest meinen Sinn erweichen, da ich in dieser Zeit hart mit ihnen umgesprungen bin."

Während die Brautleute selbst unter dem Widerstreit der Empfindungen, die Glück und Trauer hier zusammengedrängten, erst allgemach zu voller Sicherheit und Ruhe des Gemüthes gelangen, sahen ihre Geschwister und Freunde mit weit mehr Klarheit und Zuversicht dieser, von ihnen Allen schon lange gewünschten, Verbindung entgegen. Walter hatte eine Schwester in sein Vertrauen gezogen und sie schreibt ihm: „Ich kenne Dich zu gut, mein Ferdinand, und danke Dir für jede Zeile Deines Briefes. Nie hast Du mir Deine Liebe inniger bewiesen, als durch diesen Brief. Aber weil ich Dich ganz kenne, so glaube mir, zu Cathinka hat Dich reine himmlische Liebe geführt, die solch ein Mädchen nur einflößen kann. Ihr werdet wahrhaft glücklich sein, denn Ihr werdet wahrhaft Euch lieben! Das geprüfte Herz ist wie geläutertes Gold, von seinen Schlacken befreit. Ihr habt das Leben voll Schmerz tragen gelernt, Euer Blick zeigt Euch den einzig wahren Weg zum Heil, den Weg der Pflicht, den, der Himmeln führt. Da passen denn Eure Herzen recht für einander und die Worte an Euch beide: Es ist ein Herz mit seinen Wunden mehr werth, als eins, das niemals litt. Amen, sage ich aus tiefbewegtem Herzen, Er wird's wohl machen.

Die Kinder sind voll Jubel und grüßen Dich. Der dicke Student, Wanka Erdmann, tanzt wie ein Toller, und hält Dir Standreden, wie Du Dir's garnicht träumst. Nur Du verdienst Cathinka, die das lieblichste Mädchen ist, das er je sah; aber Du bist auch der Beste aus der ganzen Familie, das erklärt er uns Allen.“ Die Freundin der Braut, die Frau

von Piers Walter, schreibt: „Ferdinand, dieser fromme, geisteskräftige Mann, seine Liebe, sein Trost wird Dir jede dunkle Stunde im Leben erhellen. Wie ist er doch so gut und fromm! Cathinka, Ihr werdet sehr glücklich werden. Wie wird mein altes Mütterchen sich freuen, ich muß immer ganz laut lachen, wenn ich daran denke. So führt nun der Himmel ein Paar ihrer ersten Lieblinge zusammen. Da kommt so ein Brief an Piers von Ferdinand, und ich wundre mich sehr, daß er ihm und nicht mir geschrieben hat. Mit einem Mal springt aber mein lieber Mann auf von der Diele und beinahe bis an die Decke, nennt Ferdinand Bräutigam und Dich seine Braut. Ich wußte nicht, ob ich weinte oder lachte, es wurde am Ende so etwas aus beidem zusammengesetzt. Ich stürzte zu Tantchen hinunter. Die Alte war bis zu Thränen gerührt. Sie sagte, es sei immer ihr Wunsch gewesen, sie habe es sogar Ferdinand gerathen. Vielleicht will er Dich auch bloß deshalb heirathen. Prüfe ihn doch ja — vielleicht liebt er Dich garnicht und thut bloß Tantchens Willen. Zu Mittag waren Alle bei uns und es wurde Euch ein Lebehoch in Rheinwein gebracht. Mein Herz bebte vor Freude und doch konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, als die Gläser klangen und 28 Stimmen riefen: Ferdinand und seine Braut Cathinka!“

Diese Hoffnungen und Wünsche haben sich erfüllt; denn die Ehe wurde der Boden eines reichen häuslichen Glückes und eines unablässigen Wohltuns nach Außen. An der innigen Liebe der Gatten zu einander und der völligen Übereinstimmung ihrer Willensrichtung lag es, daß es im Laufe der Jahre in diesem Pfarrhause Vielen so wohl geworden ist, daß sein heimathlicher Zauber weit über die Zugehörigen der Familie hinausgriff. In der herzlichsten Freundlichkeit ihres Wesens und der werththätigen Menschenliebe begegneten sich beide Naturen und das leidenschaftliche, leicht aufwallende Ungeßtüm des Mannes fand seine Mäßigung in dem milden Urtheile und der liebevollen Sanftmuth, welche die Frau in Glück und Leid des Lebens bewahrte. „Ich weiß mich garnicht zu benehmen, wenn Jemand gegen mich brummig ist“, schreibt sie gelegentlich, und er bittet sie: „Grüß’ alle Lieben von mir nach gewohnter Weise, wieder so freundlich häßchelnd, wie Du’s nur verstehst, und unsere Minna! Gott segne sie drum.“

Die Ehe wurde am 11. Mai 1832 in Wolmar, vom Hause des Bruders aus geschlossen und durch Eduard Erdmann, der seit 1830 als erster Prediger des Ortes an die Stelle seines Oheims, Julius Walter, getreten war, eingegegnet. Er nahm den Gedanken: „Liebe, ein Band der Vollkommenheit“ zum Thema der Rede.

Nur ein Jahr war dem Ehepaar vergönnt, sich ihres Glückes in der stillen Einsamkeit von Neuermühlen zu freuen: „Das wird ein Frühjahr sein, wie wir zwei doch noch keines sahen. Wir wollen es denn auch in dankbarer Seele genießen. Ist ja auch eine Blume, die bald wieder welket und nicht wieder blüht, und drum von der Seele, die ihrer sich freute, ein Fortleben fordert in dankbarer und froher Erinnerung.“ Im Sommer und Herbst sah das Pfarrhaus am Weißen See zahlreichen Besuch der Geschwister aus Dorpat und Wolmar und der Befreundeten aus Stadt und Land; dann folgte ein stiller Winter in der Waldeinsamkeit. Aber schon zu Weihnachten entschied es sich, daß Walter ein weiterer Wirkungskreis bestimmt war. Erdmann legte das Pfarramt in Wolmar nieder, um sich in Berlin der akademischen Laufbahn zu widmen. Dem einstimmigen Rufe der Gemeinde seiner Heimath vermochte sich Walter nicht zu entziehen. Das eheliche Glück aber, das er in Neuermühlen gewonnen hatte, blieb das freundliche Geleite seines Lebens.

Wie Walter daheim die Frau nicht einen Tag entbehren mochte, so schlossen in der Ferne seine Gedanken jeden Tag im Gespräche mit ihr ab. Manches Leid hatten die Gatten gemeinsam zu tragen, denn fünf Kinder starben ihnen in jugendlichem Alter hin und oft bedrohten schwere Sorgen das Haus. Schon der Braut mußte Walter am 20. April 1832 schreiben: „Weiß Gott wie lange dies unser Glück uns bestehen bleibt, laß uns darum unsere Verbindung ja nicht länger hinauschieben. Wie ich mir meine Stellung im Leben nie anders gedacht, so hat sie sich auch gestaltet, und vielleicht jetzt eben bestimmter dazu gestaltet, als ich noch vor Kurzem geahndet. Daß ich nämlich dasstehe, als mit dem Wanderstabe in der Hand, wenn nicht mit der Welt Geißel auf dem Rücken; als einer, der sich freuen muß als freute er sich nicht, — und auch nur freien darf als freite er nicht, d. h. nur freien darf mit dem sicheren Bewußtsein, daß dieses Freien der Hingabe an den Herrn und der Aufnahme jedes Kreuzes um Seinetwillen durchaus nicht entgegenstehe. Nun, dies Bewußtsein fehlt mir, gedankt sei es Gott und Deiner Liebe, nicht. Laß uns darum das Glück dieses Lebens halten, so lange es noch in unserer Hand steht. Ich kann es schon nicht mehr scheiden von dem Glücke meines ganzen, auch ewigen Lebens, seit ich ohne Dich mich einen halben Menschen nur weiß. Wohl will ich's dem Herrn nicht wehren, daß er mich auch die dunkelsten Wege führe; — nur das weiß ich, je mehr ich so gehe, wie Er's fordert, ob's auch dunkel zu werden droht, desto dringender ihn mein Gebet angeht: Daß Er mich von Dir nicht scheide.“ Es waren wohl schon Folgen des neuen Kirchengesetzes, die sich zu so bedrohlichen Kollisionen gestalteten;

aber schon am 24. April konnte er die Braut wieder beruhigen: „Das Gewitter scheint sich dieses Mal verziehen zu wollen.“ Er schreibt an die Frau:

Dorpat, Januar 1840: Wie oft fällt mir hier, beim Anblicke der Kinder, unsere Liefel nun ein, — und dann Ihr, Du mit mir unser Liefelchen vermissend und die kleine Minni nicht ahnend, was unser Herz zerrissen, — ach, da zieht es gewaltig zu Euch hin. Ja, ich habe Dich, meine Seele, wohl grenzenlos lieb und lerne immer heißer bitten, Gott wolle mich nicht länger hier behalten als Dich. So viel wir auch sind geschult worden im Leide, das wäre mir offenbar zu viel. Doch hoffentlich bewahrt der Herr uns beide vor solchem Leide, giebt uns unser Töchterchen zu erziehen, und dann zusammen heimzugehen.

Petersburg, 9. Februar 1843: Das ist wohl mein größter Schatz, daß Du mich so sehr lieb hast trotz meinem nicht seltenen Brummen und Knurren. Daß doch unsere Kinder auch so lieben lernten: denn nicht zu lieben und wär's eine Blume, und das wäre doch gar armes Lieben, — muß doch ein jämmerliches Leben abgeben!

Petersburg, 1. Februar 1845: „Wenn Du nur wüßtest, wie all mein Glück und mein Sinnen um Dich sich bewegt, wie mich es schmerzt, Dich betrübt oder krank zu sehen, so würdest Du, die mich doch mehr liebt, als je ein Mensch, Dich gesund und wohlgemuth zu erhalten Alles aufbieten. Gott hat unser gnädig wahrgenommen, daß Er bei allem unnützen Brummen von meiner Seite, bei aller ebenso unnützen Ungeduld mit Anderen, Dich stark erhielt in Deiner Liebe; daß Er bei allem Schwestern, das unserer Kinder Hinsterven brachte, uns doch vor allem anderen Leide bewahrte, — so daß ich nicht leugnen kann: mir hat unsere Ehe ein Glück und eine Seligkeit bereitet, die ich nie im Leben gehofft hatte. Darum bitte ich auch täglich, Gott wolle dies selbe Glück mir bewahren. Thue Du nun auch das Deine und pflege Dich, mein theures Herz; nicht, als meinte ich, ich wollte Dich minder treu als Kranke pflegen, denn ich mich Deiner als der Gesunden freue und mich von Dir verwöhnen lasse; nein! vielmehr darum, weil mir das Herz nur glücklich ist, wenn ich Dich glücklich sehe, und beim kranken Leide wärest Du es doch nicht. Des Gedankens aber, das fühle ich zu wahr, könnte ich nicht Herr werden, daß Du Dich von der Erde fortsehen solltest — während ich noch hier bleiben muß. Vergiß nicht, daß der einzige bittere Augenblick meiner Ehe der war, als Du aus der tiefen Ohnmacht in schwerer Krankheit erwachtest, und ich Gott dankte, daß Du nicht gestorben warst, und Du sagtest: warum mußte ich wieder erwachen? Es war Krankheit, was Dir die Worte eingab, und doch packte es mich wie ein Krampf in's Herz, daß Du

bei mir nicht glücklich warst und weg wolltest, während ich ohne Dich nicht sein konnte und nicht glücklich sein konnte, ohne das Bewußtsein, daß Du auch glücklich bist. Du siehst, ich war selbst auf den lieben Gott eifersüchtig ob Deiner Liebe, und bin's am Ende noch. Dieweil ich aber noch so krank bin, bleibe gern bei mir und glücklich bei mir. Dich gesund und froh und glücklich zu sehen, möchte ich Dich in Gold fassen und sollte ich's weiß Gott woher holen. Soll eines von uns früher sterben, so muß ich es sein: nicht nur, weil ihr Frauen mehr zu tragen vermögt, als wir; trüge ich schon schwerer, ich trage gern statt Deiner; sondern weil den Kindern die Mutter immer mehr Noth thut, als der Vater, ließe dieser Euch auch nach, wie ich es thue, — bitterarm. Auch bedarf ich noch lange, soll ich was taugen, des Glückes, das ich nur an Deinem Herzen besitze."

13. Februar 1845. „Danke für Deinen Brief! Was ist's doch was Andres, wenn eine Frau dem Manne Liebesworte sagt, als wenn man alle die Artigkeiten der hiesigen Welt herabschlucken muß und ob diese noch so gut gemeint sind und herzlich. Ein Wort der Liebe von Dir — ist's doch, als wenn's durch Mark und Bein dringe: solche Lust und Freude bringt in's Herz. Laß mir's nicht fehlen an solchen Briefen; mehr habe ich ja hier nicht zum Ersatz für Alles, was daheim ist. Wenn ich an den reichen Magazinen vorübergehe, mache ich die Augen zu, um nicht in Versuchung zu kommen. Es sind allerliebste Sachen für Euch drin; aber unmenschlich theure. Ja wäre ich ein reicher Mann, ich glaube, ich beginge gar die Thorheit, Dir Schmuß und derlei in Massen zu bringen. Nun müssen sie mir ungekauft (wie die Rücken vom Bettler gerochen werden) darin dienen, daß ich bei jedem denke, wie er Dir stehen würde! Ich habe den Gewinnst: denn ich sehe Dich viel vor mir. Ehrliche Liebe ist doch ein großer Schatz. Sie schmerzt, wenn ich von Dir fern bin, aber sie bietet mir auch in der Trennung von Dir selbst eine Seligkeit, die nichts aufwiegen kann. Daß ich nur so brummig bin, Dir's weniger zu zeigen, wenn ich daheim bin, wie ich, auch brummend doch — Dich so grenzenlos lieb habe, — doch nie Dir böse ward."

5. Februar 1847: „Warum zeigen es nicht alle Frauen ihren Männern unverholen, daß sie sie sehr lieben, ich meine, sie müssen immer glücklicher dadurch werden. Wenigstens weiß ich kein größeres Glück, das Du mir hättest bieten können gegen das Bewußtsein, daß Du mich so ohne Grenzen liebst und daß Du's gern hast, Dich von derselben Liebe in mir zu überzeugen. Mein Sinn steht nach Hause, und je öfter ich mich mit Kindern abgebe oder Andere ihren Frauen freundlich thun sehe, kommt der Neidnackel über mich, daß ich weglaufen möchte. Ich weiß es, mit Dir wäre mein

guter Engel von meiner Seite genommen. So wie Du kann mich doch kein Mensch lieben, der mich in aller meiner Armseligkeit kennt, wie Du; und ich fände nie einen Menschen, den ich so lieben könnte, wie Dich. Darum bete ich alle Tage, der Herr wolle Dich mir erhalten, und Dich bitte ich, schone Dich. Sieh — gerathe ich erst da hinein, da werde ich ganz trübsinnig, und es will mit den Arbeiten gar nicht gehen, und doch müssen sie solche trübe Stimmungen überwinden.“

8. Der Pastor von Wolmar.

„Der Pastor von Wolmar“ so wurde Walter die längste Zeit seines Lebens in seiner Heimath genannt und in seinem Herzen ist er auch immer der Pastor von Wolmar geblieben. Als Walter nach zehn Jahren in seine Vaterstadt zurückkehrte, brachte er die volle Reife seiner Persönlichkeit und eine kaum je versagende Herrschaft über seine Veruishätigkeit aus Neuermühlen mit. Julius Eckardt, der Sohn des damaligen Stadtssekretärs in Wolmar, und nachmals ein Kollege Walters im Konfistorium in Riga, dessen Charakteristik in vielen Zügen ebenso zutreffend als liebevoll ist*), schildert ihn mit den Worten: „Eine entschieden aristokratische Natur, imposant in der Erscheinung, über die Interessen und Unnehmlichkeiten des äußern Lebens vornehm hinwegsehend, dabei stolz und leidenschaftlich, und trotz der eminenten Kanzelberedsamkeit, zu welcher er es brachte, mit nur einer mäßigen oratorischen Begabung ausgestattet, war der Pastor zu Neuermühlen nicht, was man einen „geborenen Volksmann“ nennt. Er wurde es, weil sich in seiner starken Brust eine Fülle echt menschlicher und echt christlicher Liebe barg, und weil er in der Bethätigung dieser Liebe die vornehmste Aufgabe des Christen und des Predigers sah. Nachdem er sich selbst und die widerstreitenden Seiten seines Wesens mit dieser Liebe überwunden und das Wort: „So viel Einer liebt, so viel lebt er“ nicht nur unter sein Bild, sondern unter jeden Tag seines Lebens geschrieben hatte, gab es keinen Widerstand mehr gegen die hinreißende Gewalt seines Wesens. Wenn seine ernst gefurchte Stirn sich einmal glättete, wenn sich um den sonst zusammengekniffenen, strengen Mund ein freundliches Lächeln zog, wenn seine tiefe, häufig rauhe Stimme weiche und warme Akkorde erklingen ließ, so trug er den Sieg davon, einerlei, ob ein müder, stumpfer Bauernknecht, ein aufgeblasener, wohlhabender Pächter oder ein frecher Junker ihm gegenüberstand. Diese Ueberlegenheit seiner Natur, die

*) Russische und baltische Charakterbilder von Julius Eckardt. 2. Aufl. Leipzig 1876. S. 499.

mit unermüdlicher Treue in der Arbeit und großartiger Opferbereitschaft im Wohlthun Hand in Hand ging, hatte Walter bereits während seiner Neuermühlener Amtsjahre eine Ausnahmestellung erworben; staunend erzählte das Landvolk der Nachbarschaft von dem jungen Prediger, vor dem kein Ansehen der Person galt, der Allen mit dem gleichen imposanten Ernste und der gleichen Brüderlichkeit begegnete.“

Obwohl das Leben und Wirken in Neuermühlen den persönlichen Neigungen Walter's genügte, so wurde doch seine Arbeitskraft von der kleinen Gemeinde nicht voll in Anspruch genommen. Dieser Beweggrund fiel später weg, und daher ist es das erste und letzte Mal gewesen, daß er seine Gemeinde gewechselt hat. Im Verlaufe der zwei folgenden Jahrzehnte wurde kaum ein bedeutendes Pfarramt in Livland, Riga und Petersburg besetzt, ohne daß man an ihn eine Aufforderung richtete. Er schnitt alle Verhandlungen durch die Erklärung ab: seine Stellung in seiner Gemeinde erlaube es ihm nicht, sich der üblichen Gastpredigt zu unterziehen; er dürfe seine Gemeinde schon der bloßen Möglichkeit nicht aussetzen, daß sie ihren Hirten, nachdem er seinerseits sie zu verlassen sich bereit erklärt hat, nur deshalb behalten müßte, weil ihn eine andere Gemeinde schließlich doch noch verschmähte. Gelegentlich benutzte er wohl auch solche Abfagen dazu, einem taktlosen Kirchen-Patronate die Würde des geistlichen Amtes in Erinnerung zu bringen. So schreibt er 1848 umgehend: „An einen Hochedlen Rath der Kaiserlichen Stadt Riga vom Oberpastor zu Wolmar. Einem Hochedlen Rathe habe ich auf hochdessen Aufforderung vom 11. Juni 1848 gehorjamst erwidern sollen, daß der Wirkungskreis, den mir Gott in meiner jetzigen Stellung zugewiesen, mir nicht erlaubt: „mich bei einem Kais. Rig. Stadt-Consistorio, behufs etwa künftig erfolgender Vocation zu einer der verschiedenen erledigten Pfarrstellen Riga's, zu melden“ und ich daher die mir zuge dachte Ehre gehorjamst ablehnen muß. Dr. F. Walter.“ Nicht immer aber erwies sich dieser Einwurf wirksam. Schon 1838 hatte man ihn an die St. Annenkirche nach Petersburg aufgefordert. Er lehnte auch hier die Gastpredigt ab; als aber acht Jahre später der Vorstand dieser Kirche ihm erklärte, er werde ihn auch ohne die übliche Bedingung rufen, konnte er nur antworten: „leider haben wir beide unterdessen unsere Ansichten geändert, denn ich würde heute auch vocirt nicht nach Petersburg kommen.“ Warum bleibt er in „diesem Neste“? fragte der Prinz Alexander von Hessen, der ihn in Petersburg hatte predigen hören und in Wolmar besuchte; und ähnlich mochte wohl so mancher denken, der das Städtchen nur so von außen her ansah. Dem freilich, der hier lebte, standen, wie Julius

Gärdt's anmuthiges Erinnerungsbild zeigt, andere Empfindungen zu Gebote*), und gewiß Niemandem in reicherm Maße, als Walter.

Die Landstraße, welche, von Riga in nordöstlicher Richtung nach Dorpat und Petersburg führend, die Stadt Wolmar durchschneidet, wendet sich dort, wo sie auf die Kirche des Ortes stößt, steil nach Norden, um einen Mühlen-damm zu überschreiten und so die Terrainschwierigkeiten der alten Befestigungen zu umgehen. Geradeaus, an der Kirche vorbei, über den alten Schloßhof hin führte der Weg zum Hause des Arztes. Der Landstraße nach Norden über den Mühlen-damm folgend, dann aber geradeaus durch einen Hohlweg ansteigend, während jene ihre östliche Richtung wieder aufnimmt, gelangt man durch eine Allee von alten Weiden und Birken in fünf Minuten zum Pfarrhof. An der Kirche begegneten sich auch im geistigen Sinne die Wege des Pfarrers und des Arztes von Wolmar; so brachte es nun schon die Tradition des Städtchens mit sich, und auch die Zukunft führte ihm heilkundige Männer zu, denen auch die Seele des Menschen am Herzen lag, und Geistliche, welche in weltlichen Dingen Erfahrungen und Verständniß besaßen.

Als Walter nach Wolmar übersiedelte, er wurde am 27. April 1833 hier als Pastor primarius bestätigt, fand er den Freund des Vaters, Dr. Girgensohn, und seinen Bruder, Piers Walter, durch Achtung und Freundschaft eng verbunden, als Aerzte in Stadt und Land wirken. Als wenig Jahre darauf der Bruder eine Professur in Dorpat annahm, trat sein Schwestersohn, Johann Erdmann, für ihn ein; und als dieser später seinem Oheim in gleicher Stellung an die Universität folgte, kam ein lieber Studienfreund von Ferdinand Walter, Dr. Karl Petersen, nach Wolmar. Er hatte sich als Militärarzt im Türkenkriege ausgezeichnet und darauf in Petersburg im Dienste der Großfürstin Helene gestanden.

Schon diese andauernd glückliche Besetzung eines im Gemeinwesen so einflußreichen Amtes bot der Wirksamkeit des Geistlichen einen nicht zu ersetzenden Rückhalt. Dazu traten weitere Familien- und Freundschaftsbeziehungen, welche ein festes Zusammenstehen aller tüchtigen Elemente und die Herrschaft eines besonnenen und gediegenen Geistes in dem Städtchen sicherten. Die älteste Schwester Walters wirkte noch als Wittve an der Mädchenschule der Stadt und bezog später, als Leiden ihrem werththätigen Leben Grenzen setzten, das Häuschen des Vaters, in dem sie nach langem Siechthum ihre Tage beschloß. Viele Jahre lang führte Walter

*) Vgl. Julius Gärdt: Die baltischen Provinzen Rußland's, „Livländisches Stilleben“. Leipzig 1868.

sein Weg täglich zu der kranken Schwester in das väterliche Haus. Ein Schwager, Dr. Bandau, hatte in Göttingen und Berlin studirt, war ein begeisterter Anhänger Humboldt's und Lehrer für die naturwissenschaftlichen und mathematischen Disciplinen an der Bürgerschule von Wolmar. Ein zweiter Schwager, Pacht, war der Organist der Gemeinde und Gesang- und Zeichenlehrer an den Schulen; er stammte aus Göttingen her und vertrat die artistischen Interessen am Orte. Eine unverheirathete Schwester endlich, eine Frau von männlicher Willenskraft, der getreue Eckhardt nicht nur der Familie, kannte in ihrer Vaterstadt jede Hütte und jedes Kämmerlein, in die sich Armut oder Elend barg, sie wurde in der Seelsorge die rechte Hand ihres Bruders. An diesen, schon durch die verschiedenartigen Interessen und Persönlichkeiten über die Familie hinausgreifenden Lebenskreis schlossen sich der zweite Pfarrer der Gemeinde, Dr. Häcker, ein tüchtiger Pädagoge und klassisch gut gebildeter Gelehrter, die Lehrer der Schulen, die Mitglieder der städtischen und Landbehörden, benachbart wohnende Gutsbesitzer an, und aus der Bürgerschaft, was irgend durch Bildung oder natürliche Begabung zur Pflege allgemeiner Interessen sich geeignet finden mochte. Es gab einen tüchtigen Grundstock auch in der Bürgerschaft der kleinen Stadt; einige umsichtige und ehrenwerthe Kaufleute, und unter den Gewerken gar manchen tüchtigen Meister, dessen Arbeit so wenig als seine Sprache den Heimaths-ort in Deutschland verkennen ließ. So lagen in der deutschen Gemeinde Wolmars die Bedingungen der Wirksamkeit eines Geistlichen sehr günstig, dem das allgemeine Vertrauen entgegenkam und der mit Liebe und Kraft zur Arbeit ein seltenes organisatorisches Geschick verband. Besonderer Ordnungen bedurfte es, bei der Hülfe, die hier der Geistliche allerseits schon freiwillig fand, für die kleine deutsche Gemeinde von etwa 800 Zugehörigen nicht. Der Pfarrer kannte alle Gemeindeglieder persönlich, seine Schul- und Jugendgenossen oder Mitbürger, und tägliche Besuche in der Stadt ließen die jüngere Generation unter seinen Augen aufwachsen. Das Kunst- und Innungswesen bot damals auch dem Einzelnen mehr Halt und hob in den Meistern das Bewußtsein der Verantwortung, an welches auch der Geistliche anknüpfen konnte.

In zwei Richtungen hat Walter neben der regelmäßigen geistlichen Arbeit an der Gemeinde sie durch äußere Einrichtungen zu fördern gesucht. Er trat der Selbstgenügsamkeit und damit dem Einflusse mundfertiger Mittelmäßigkeit, dieser größten Gefahr eines jeden kleinen Gemeinwesens, dadurch entgegen, daß er die gebildeteren Elemente der Stadt sammelte und in ihnen die Achtung vor wirklicher geistiger Arbeit entwickelte oder doch wach erhielt. Diesem Zwecke dienten regelmäßige gesellige Zusammenkünfte

im Pfarrhause am Mittwoch Abend von $1\frac{1}{2}$ 7 bis 11 Uhr und darüber hinaus, welche gemeinsame wissenschaftliche Lektüre und darauf bezügliche Gespräche pfl egten. Von 3—4 war des Mittwochs Catechisation der städtischen Kinder in der Kirche, daran schloß sich von 5—6 eine Bibelstunde für die Erwachsenen, und dann ging es hinaus auf den Pfarrhof. Der Kreis der Theilnehmenden wuchs oft bis zu 20 und 30 Personen an, und es wurde grundsätzlich nur „schwere Lektüre“ getrieben; sei es daß der ständige Vorleser, Dr. Bandau, den Stoff aus seiner ausgewählten naturwissenschaftlichen Bibliothek mitbrachte, sei es, daß philosophische oder religiöse Gegenstände dem Bücherschatze Walter's entnommen wurden. Auch gehaltvolle Schritten, welche die Zeit augenblicklich bewegten, wie das Leben Jesu von Strauß in den dreißiger Jahren, lernte man hier gemeinsam kennen und mancher Gefahr, die sie für den Einzelnen haben konnten, ward durch den Austausch der Meinungen vorgebeugt. Nur eine Pause, welche der einfachen Bewirthung gehörte, gab der freien Unterhaltung über Tagesfragen Raum; man war jedoch darauf bedacht, ihr keine weitere Ausdehnung zu geben und die Brille des Vorlesers ward derweil nur auf die Stirn geschoben. Durch diese Lektüre aber wurden Humboldt, Steffens, Schleiermacher, Herbart und Hegel in diesem Kreise nicht nur dem Namen nach bekannt und in mancher lebhaften Diskussion wurden namentlich die späteren Schicksale der Hegelschen Schule verfolgt, deren Einfluß sich in so mannigfaltige Gebiete des geistigen Lebens verzweigte. Schon daß der frühere Prediger des Ortes, Erdmann, jetzt als treuer Anhänger dieses Philosophen in Halle als Professor lehrte, gab auch dem Meister in Wolmar ein gewisses Ehrenbürgerrecht. Wie die Besprechung der Lektüre meist durch die gewandte Dialektik Walter's geleitet ward, so nahm er auch in der Unterhaltung oft das Wort. Er war ein vortrefflicher Erzähler und seine mannigfaltigen Erlebnisse und Erfahrungen auf den Universitäten zu Dorpat, Albo und Berlin, auf Reisen und in seinem Berufe, namentlich sein reiches Wissen über die geschichtliche Vergangenheit der Heimath ließen es selten an einem anregenden Stoffe fehlen. Dem vielbeschäftigten Pfarrer, der meist nur die Abende in seinem Hause zubringen konnte, gönnte man gern den Vorzug der Bewirthung, die seine geräumige Wohnung erleichterte, zumal es nur so möglich wurde, auch solche Theilnehmer zu gewinnen, denen ihre soziale Stellung oder äußere Verhältnisse ein gleiches nicht gestattet hätten. Das Pfarrhaus aber wurde auf diesem Wege der Mittelpunkt nicht nur des kirchlichen, sondern auch des geistigen Lebens der Gemeinde, und wiederum auch die kirchlichen Interessen gewannen Anteil bei Allen. Darum hielt Walter mit größter Gewissenhaftigkeit an diesen Abenden fest, an denen er nicht nur selbst Erfrischung und Anregung für

seine Arbeiten fand. sondern auch manches Gemeinnützige zu fördern vermochte. Auch im weiteren Umkreise wußte man von dieser Einrichtung und Mancher, den sein Weg durch das Städtchen führte, richtete seine Reise so ein, daß er am Mittwoch als Gast dort vorsprach.

Durch eine andere Unternehmung suchte Walter die Theilnahme der Bürgerschaft selbst über die engen Kreise des kleinstädtischen Lebens hinaus für ein provinzielles Bewußtsein zu gewinnen. Er gründete in Wolmar eine Armenschule, für die er Unterstützungen und Zöglinge aus dem ganzen Lande bezog. Sie hatte die Aufgabe, den Kindern der zerstreut im Lande lebenden unbemittelten Deutschen ihre Nationalität durch deutsche Schulung, die es auf dem Lande nicht gab, zu sichern und eine Erziehung für den bürgerlichen Beruf zu gewähren. Die Kinder wurden in Wolmar nur solchen Bürgerhäusern in Kost und Pflege gegeben, die eine Gewähr für einen sittlichen Einfluß boten. Vielen war der kleine Gewinn willkommen, aber auch das Zeichen des Vertrauens, das man ihnen durch die Zuweisung der Kinder gab, und sie unterzogen ihr Hauswesen gern der Kontrolle, welche die Sache mit sich brachte. So wirkte die Wohlthat wohlthuend auch auf die Gemeinde zurück. Der Unterricht schloß sich an die Bürgerschulen an, aber die Beschaffung von Schulgeld und Kost und die erforderliche Aufsicht verursachte viel Mühe und Sorgen mancher Art. Es gelang, einige wohlwollende Frauen ganz für die Sache zu gewinnen, so daß sie ihren Lebensberuf in dieser dankenswerthen Thätigkeit fanden und der vortreffliche Polizeirathsherr Wahrhufen, ein Zimmermeister seines Gewerbes, förderte das Unternehmen, wo es wünschenswerth war, mit der Autorität und Energie der Obrigkeit. So suchte man jede Kraft, die sich darbot, an ihren Platz zu bringen und dem Gemeinwesen dienstbar zu machen. Die Kinder blieben meist bis zur Einsegnung in Wolmar, um dann zum Erlernen eines Gewerbes untergebracht oder ihren Eltern zurückgestellt zu werden. Eine große Zahl tüchtiger Männer und Frauen sind mit der Zeit aus dieser Anstalt hervorgegangen, und haben das deutsche Element im Lande wenigstens nicht zurückgehen lassen. Schon diese Beziehungen welche die Bürgerhäuser der kleinen Stadt mit den entferntesten Gemeinden des Landes verbanden, gaben dem Konfirmationstage in Wolmar, an dem die Eltern ihre Kinder von ihren zeitweiligen Pflegern heimholten, in Wiedersehen und Scheiden eine erhöhte Bedeutung und Feierlichkeit. Diese ward mit der Zeit noch dadurch vermehrt, daß auch die Räume des Pfarrhauses sich um jene Zeit des Jahres mit auswärtiger Jugend füllten. Verwandte, Universitätsfreunde, auch persönlich Fernstehende, die Walter ihr Vertrauen schenkten, sandten ihm ihre Kinder zur Theilnahme an der Christenlehre, die er mit ganz besonderer

Liebe und Hingebung leitete, in das Haus. Sechs Wochen waren ausschließlich der Pflege des religiösen Geistes der Jugend geweiht und alles übrige mußte derweil zurückstehen. Der Unterricht nahm 5—6 Stunden in Anspruch und den Tag beendete meist ein gemeinschaftlicher Spaziergang durch Feld und Wald oder zu ansprechenden Uferpunkten des Flusses. Die größere Reife der Jugend, auf die man landesüblich die Einsegnung hinaus- schob, und der andauernde Unterricht, der doch wiederum nicht er- müden durfte, verlangten eine gewisse Erweiterung und freie Behandlung des Lehrstoffes. Die Fähigkeit, welche Walter besaß, zugleich zu dem ein- fachsten Bürgerkinde und zu einem gebildeten Geiste zu reden, gestattete ihm, in die Religionslehre mancherlei Lebensweisheit hineinzuziehen und den reiferen Jünglingen die erste Vorstellung einer umfassenden Weltansicht zu erschließen. Es lag ein Hauch von einer christlichen Akademie über diesen Lehrstunden, an denen auch erwachsene Gemeindeglieder theilnahmen. Wie seine Studien- jahre in Dorpat Walter mit vielen seiner Landsleute dauernd in enger Freundschaft verbanden, so gewann er durch seinen Konfirmandenunterricht mit der jüngeren Generation Fühlung und manchen treuen Gesinnungs- genossen, dessen Stimme später im Lande etwas galt. Der Tag der Ein- segnung gestaltete sich zu einem hohen Festtage der Stadt. Da prangte sie ganz in jungem Birkenlaub, die Kirche im reichsten Schmucke von Blumen, und zu keiner Zeit des Jahres sah das Städtchen so viel Fremde aus weiter Ferne, als an diesem Ehrentage der Jugend.

Aber der Pfarrer von Wolmar war nicht in erster Linie auf die kleine deutsche Stadtgemeinde angewiesen. Der Pfarrhof selbst lag auf dem Lande und zeigte schon in seiner bedeutenden Anlage, daß er einer großen und wohlhabenden Gemeinde zugehörte. Massive, lastende Gebäude, im vorigen Jahrhundert aus Feldsteinen errichtet, umgaben den Hofraum. Das Wohn- haus mit sechs Fenstern in der Fronte und noch drei im Giebel, wurde von langgestreckten Nebengebäuden flankirt, die durch Baumgruppen verschleiert waren und als Gelasse für Pferde und Wagen und Speicherräume dienten. Mehr noch zur Seite, durch Baumgärten abgetrennt, lag der eigentliche Wirthschaftshof mit seinen Baulichkeiten, während weite Gartenanlagen von der anderen Seite her das Haus in seiner Rückseite umfaßten.

Eine geräumige Veranda lud gastlich zum Eintritt ein, und bot im Sommer den beliebtesten Aufenthaltsort. Der Ausblick freilich, den sie auf die Stadt hätte gewähren können, wurde durch eine reiche Bepflan- zung des Hofraums, und namentlich durch einen alten Wetterbaum, einen gewaltigen Ahorn behindert, der sein mächtiges Gezweige gerade vor der

geliebten Kirche aufbaute. Jahrzehnte hindurch ward viel um das Leben des Baumes gestritten, aber der wackere Gefelle hielt stand und bewahrte dem Hof seinen ländlichen Abschluß.

Zählte die lettische Landgemeinde in Neuermühlen 1200 Eingepfarrte, so traten in Wolmar 8000 an ihre Stelle. Sie wohnten in einzelnen Bauerhöfen weit über das Land zerstreut, so daß die längste Aue des Arbeitsfeldes für den Pfarrer etwa drei Meilen betrug. Walter hatte keine Idee des Pfarramtes unter sehr viel engeren Verhältnissen ausgebildet, aber er war nicht gewillt, etwas Wesentliches der früheren Praxis hier einzubüßen. Um persönlich diese Aufgabe durchzuführen, hätten auch die außergewöhnlichen Kräfte des Körpers und Geistes, über die er verfügte, versagt. Es mußte eine Organisation der Gemeinde in das Leben gerufen und diesen Zielen dienstbar gemacht werden. Neun Jahre sind von dieser Thätigkeit ausgefüllt; erst am Schlusse derselben weiß er seine Gemeinde nach innen und außen soweit gesichert, daß er ohne Gefährdung derselben seine Kräfte in den Dienst allgemeiner Aufgaben der Landeskirche zu stellen vermag. Hierzu aber drängten wiederum Mängel und Forderungen des Gemeindelebens hin, welche der größere Wirkungskreis in Wolmar in erhöhtem Maße fühlbar machte.

So bildete das Pfarramt in Wolmar den Uebergang von der mehr privaten Wirksamkeit in Neuermühlen zu der umfassenden kirchlichen Thätigkeit in Petersburg und Riga. Auch in Wolmar war Walter in erster Linie Landprediger, ein Pastor der Bauern; aber er war es in großem Stil und alle Kräfte seiner Natur waren dabei voll in Anspruch genommen. Es sind die rüstigsten, glücklichsten und fruchtbarsten Jahre seines Wirkens, denn nur hier fühlte er sich selbst ganz und gar an seinem Platze. Die große Arbeit verlangt eine genaue Disposition von Zeit und Kräften. Ein Freund, der Professor der praktischen Theologie in Dorpat und nachmalige Bischof Ullmann, besuchte ihn hier in Wolmar und bat darum, ihn einen Sonntag über bei allen Amtsgeschäften begleiten zu dürfen. Die Organisation der Arbeit fand so sehr den Beifall Ullmann's, daß er Walter beredete, seine Disposition der Geschäfte genauer schriftlich auszuarbeiten. So entstand schon in den dreißiger Jahren ein umfangreiches Manuscript „Geschäftskalender eines lutherischen Landgeistlichen in Livland“, davon ein kleiner Theil 1852 als Gratulationschrift zum Jubiläum der Universität Dorpat und deren theologischen Fakultät erschien. Nach der Zeitberechnung welche er hier anstellt, nahm die regelmäßige Arbeit 288 Tage vollständig in Anspruch, und etwa 570 Reden mußten jährlich gehalten werden. „Zur Vorbereitung auf alle diese ordinären Arbeiten, sowie zur Seelsorge in den

Häusern, namentlich der deutschen Gemeinde, zu Krankenfahrten, Schul- und Bethaus-Bisitationen, wie zum Studium und zur Erholung blieben sonach nur etwa 80 Tage und die Stunden übrig, welche den verrechneten und reich beschäftigten Tagen, sowie dem Schlafe abgewonnen werden können und müssen, will man seines Amtes ehrlich pflegen. Wer mehr als sechs oder gar sieben Stunden für den Schlaf braucht, was mehr die Gewohnheit als das Bedürfniß mit sich bringt, und wer gar sich ein Mittagschläfchen erlaubt, verschläft Zeit wie Gesundheit.“ Zweierlei nimmt in der Amtsthätigkeit vorzüglich seine Sorgfalt in Anspruch, die Predigt, die ihm durchaus als der Mittelpunkt des Gottesdienstes gilt, und die häusliche Seelsorge mit der Beforgung der Alten und Kranken.

„Der junge Prediger erlaube sich durchaus nicht, so sehr er auch dazu versucht wäre, nach bloßen Dispositionen zu predigen, oder gar, selbst ohne solche zu schütteln, wie man es nennt. Ja selbst das Ablesen seiner Reden, so sehr es auch jenen Mißbräuchen vorzuziehen ist, gestatte er sich nicht. So schwer nun auch diese letzte Forderung den jungen Prediger bedünken mag, um des mühsamen Fleißes willen, den sie erheischt, und der geringen Erholungszeit wegen, die sie ihm nachläßt, — so darf wer irgend auf Tüchtigkeit in seiner Amtsführung Anspruch macht, gerade sie nicht abweisen. Das strenge und wirkliche Memoriren der ausgearbeiteten Rede zwingt zu consequentem Arbeiten. Man kann nichts auswendig behalten, was nicht in innerer Nothwendigkeit sich entwickelt, und man wird daher, während des Memorirens und um desselben willen, gezwungen, alle willkürliche Fassung der Rede wegzuerwerfen und der Gedankenconsequenz ihr Recht zuzugestehen. Die Arbeiten werden so, je länger das Memoriren geübt worden, reicher an Gedanken und freier von bloßer Wortmacherei und leerer Wiederholung. Das Arbeiten wird dadurch um so leichter und um so mehr eine Lust, und die Memorie wächst in wenig Jahren dahin, daß das bloße Durchlesen des also streng Gearbeiteten es behalten macht. Allgemach tritt an die Stelle der Wortmemorie ein fast bis auf's letzte Wort getreues Reproduciren des Aufgeschriebenen ein namentlich je mehr kein strenges Meditiren uns zum Aufschreiben erst kommen läßt, wenn wir die Rede schon ganz inne haben. Hier hört bei denen, die es nicht absichtlich beibehalten, das Aufschreiben der ganzen Predigt auf und es treten genaue Dispositionen an die Stelle. Der Redner wird nach reiflicher Meditation, ja, wo es die Noth erheischt, ohne alle Vorbereitung reden können, ohne je in's Salbadern zu verfallen, eine Klippe, an der noch so begabte junge Redner in der Regel scheitern.“

Walter hatte diese Grundsätze schon in Neuermühlen auf das

gewissenhafteste befolgt; aber erst in Wolmar brachten die entwickelteren Verhältnisse des Gemeindelebens und die Nöthigung, weit öfter in deutscher Sprache zu predigen, seine Kunst der geistlichen Rede zur Reife. Zwei Jahrgänge von Predigten sind hier in den dreißiger und vierziger Jahren in wörtlicher Ausarbeitung niedergeschrieben worden. Diese Beherrschung der Aufgabe ermöglichte es ihm dann, eine Reihe von Jahren hindurch nur nach Dispositionen zu sprechen. In späterer Zeit, bei vorrückendem Alter jedoch kehrte er, um die Gefahr zu langer Reden zu vermeiden, zu der anfänglichen Praxis zurück. Eine genaue logische Gedankenarbeit und die Sicherheit eines unablässig geübten Gedächtnisses gestatteten ihm, eine Predigt auch nach Jahren noch wörtlich zu wiederholen; und daß ihm dieses in so schlagender Weise gelang, rettete ihm später in einem Kriminal-Proceß Amt und bürgerliche Stellung.

Die ungewöhnliche Macht seiner Rede war wesentlich persönlich durch das Unmittelbare seiner Natur- und Geistesrichtung bedingt. Sie beruhte auf dem Vermögen, den Inhalt der Predigt ohne Rest in eine persönliche Handlung umzusetzen. Es gab hier durchaus keinen Punkt, an dem sich die Person vom Worte oder das Wort sich von der Person ablöste. Die Individualität ging ganz in die Sache auf nahm für sich nicht das geringste Interesse in Anspruch und eben dadurch wurde die Sache zu einer persönlich durchlebten. Schon durch seine äußere Erscheinung wurde Walter als Redner nicht wenig unterstützt. Die hochgewachsene, außerordentlich kraftvolle Gestalt, die in jedem Verufe ihren Mann gestanden hätte, gab den ersten Eindruck des Gesunden und Normalen. Die natürliche Würde seiner Haltung, verbunden mit einer schlichten offenen Gesichtsbildung und dem Ausdrucke ernster Treuherzigkeit, anticipirte die Glaubhaftigkeit seiner Worte. Man hatte sich nicht erst in etwas fremdartiges hineinzufinden; durch keine Eigenheiten behindert, sah sich der Zuhörer ohne Widerstreben geneigt, mit guter Zuversicht der Leitung des Wortes zu folgen. Der Mangel einer klangvollen Stimme trat weniger in das Bewußtsein, weil auch die Sprechweise bloß diejenige des gewöhnlichen Lebens war, ohne jeden Anflug von oratorischer Färbung, nur durch die Heiligkeit des Ortes und die Natur des Gegenstandes gestimmt, gebunden oder gehoben. Schon der Gebrauch dieser natürlichen Redeweise brachte es mit sich, daß auch der Wortlaut der heiligen Schrift nur selten, aber dann freilich um so wirksamer zur Verwendung kam. Hielt so schon das Aeußerliche den Grundton eines persönlichen Lebens fest, so stellte nun auch das leicht bewegte Temperament die Empfindungen und Leidenschaften, die das Thema aufregte, in der vollen Wahrheit eines akuten Geschehens, aber freilich auch in jener

schlichten typischen Klarheit in den Dienst, über die nur ein reichentwickeltes und doch kindliches Gemüthsleben verfügt. Selbst ein scheinbar sehr un-rhetorisches Element, die complicirte Periodisirung einschachtelungsreicher Sätze, welche das Lesen der Predigten nicht wenig erschwert, war seiner Rede wesentlich und gerade an den gehobensten und wirksamsten Stellen die ihr natürliche Form. Mit der anschwellenden Empfindung und dem Zufließen der Gedanken verzweigte und verästelte sich ihm auch der sprachliche Ausdruck und duldete nicht mehr die Hemmnisse kurzathmiger Sätze. Auch der Zuhörer durfte nicht mehr am Einzelnen haften; wie von einem vielmaschigem Netze wurden seine Gedanken und Empfindungen nach dem Ziele der Rede hingezogen. Dieses rückhaltlose Sichhingeben seiner durchgebildeten sittlichen und religiösen Persönlichkeit, war das eigentlich Virtuöse seiner Rede, und gab ihr das unbedingt Vertrauenerregende, im besonderen Falle das Rührende und Hinreißende, was sie hatte. Nur wenn sein Gemüthsleben, anderweitig zu stark in Anspruch genommen, ihm keine Freiheit der Empfindung gewährte, trat die streng logische Grundlage der Predigt und das Lehrhafte in den Vordergrund. So bemerkte er auf einem Manuscript: „Gearbeitet in der Nacht, nachdem mein zweites Töchterchen in der Geburt starb, und zwar minder erbauliches Thema gewählt, um beim Predigen in meiner Aufregung noch meiner Herr bleiben zu können.“

So wurde die Predigt die Form, in der sich das eigene religiöse Bewußtsein Walter's selbst am reichsten auslebte, der Ort seines angelegentlichsten Verkehrs mit seinem Gotte. Wie das Gebet ihm bei der Ausarbeitung der Predigt oft erst den Zugang zum Texte erschließen mußte so ließ die Rede selbst auch naturgemäß in diese persönlichste Gestaltung des Gottesdienstes aus. Daher konnte er die Predigt auch nicht von seiner Person trennen sie war ihm nicht so gegenständlich, daß er sie hätte beurtheilen können. Er leugnete stets, überhaupt rhetorisch beanlagt zu sein, und wenn er seine Predigten mit anderen verglich, erschienen sie ihm wohl gering und dürftig.

Nicht weniger aber als aus seiner Persönlichkeit war die Predigt aus dem Leben seiner Gemeinde erwachsen.

„Schon am Sonntag Abend hat man noch unter dem Eindrucke der letzten Predigt und im Zusammenhange mit ihr den neuen Text zu durchdenken und daraus das Thema für den folgenden Sonntag zu bestimmen. Dann lasse man es bis auf den Freitag, den Tag der Ausarbeitung ruhen; jedoch nicht um die Arbeit zu vergessen, sondern um sie die Woche hindurch mit sich herumzutragen in die Krankenstuben und an die Sterbebetten, zu Tausen

und Trauungen, in's Gefängniß und in die Häuser, beim Vermahnen und Trösten. Es begleiteten diese Texte so den Prediger in seinem Leben mit der Gemeinde, und geben ihm oft, was Noth thut darzureichen, und werden andererseits in vielen Beziehungen am Gemeindeleben ihm klarer in ihrer tieferen in das Leben schneidenden oder Weh lindernden Bedeutung." So geschah denn nicht leicht etwas Wichtiges in der Gemeinde, das seinen Widerhall nicht in der Predigt fand und die Wahl und Verlesung des Textes von der Kanzel griff oft schon machtvoll in die Stimmung der Zuhörer ein, aus der sie selbst erst hervorging. So wird aus dem Jahre 1847 von einem Zuhörer aus Riga berichtet: „Die alte Kathedrale hatte sich bis in ihre letzten Winkel gefüllt. Nach einem kurzen Eingange schlug Walter die Bibel auf und verlas das Evangelium vom Jünglinge zu Nain. Vergeblich würde der Verfasser versuchen, die Wirkung zu beschreiben, welche schon der schlichte, aber aus der Tiefe eines erschütterten Gemüthes hervordringende Ton auf die Herzen der Zuhörer hervorbrachte, mit welchem der Redner die evangelischen Textesworte dieses neutestamentlichen: „Tröstet, — tröstet mein Volk“, sprach. Eine Ahnung, wie jeder selbst sowohl der todte Jüngling sei, als die weinende Mutter, ging wie ein überrieselnder Schauer durch's Gotteshaus. Und wer hätte damals nicht geweint, der da wußte, wie es um Livland stand? Und der das Herz hatte für Livland? Wessen Ohr und Herz hätte damals auch nicht offen gestanden jener frohen Botschaft des Fürsten aller Auferstehung: weine nicht!“ — In der Auslegung des Textes hielt sich Walter nicht ängstlich an die hergebrachte Auffassung. Stets ließ er ihn in der konkreten Färbung der Ursprache auf sich wirken, und nahm die Gedanken dann frei wie sie sich in seinem Geiste und nach seiner persönlichen Lebenserfahrung gestalteten. Er vermied das Paradoxe nicht, über dessen Kraft ihn die Schrift selbst belehrte; auch ihm war es nie ein Spiel des Verstandes, sondern der Funke, den das Gemüth im Gedanken auslöst. So gewann auch das Lehrhafte der Predigt eine persönliche Färbung, es fehlte ihr nie die Originalität des Gedankens, deren Wurzeln meist weit in sein inneres Leben zurückgingen.

Nächst den Predigten vor der versammelten Gemeinde widmete Walter der Seelsorge in persönlichem Verkehre mit den einzelnen Gemeindegliedern eine nie ermüdende Pflege. Vorzüglich liegen ihm der häusliche Kinderunterricht und die Besorgung der Alten und Kranken, denen der Weg zur Kirche verwehrt ist, am Herzen. Die regelmäßige Feier des Abendmahles wurzelte besonders tief in dem christlichen Bewußtsein des Landvolkes, und die Gemeinde ist daher in Communionsgemeinschaften oder Streudörfer (Pagasta) getheilt, deren jede

ihre besonderen Sonntage des Jahres für die Abendmahlsfeier in der Kirche hat. Ihr gehen Vorbereitungsottesdienste in einem möglichst in der Mitte jener Bezirke liegenden Bauernhofs oder eigens dazu bestimmten Pagaß-Hause voraus. „Zu diesen Vorbereitungen finden sich unter Leitung der Ältesten auch alle Schwachen und Kranken ein. Sie nehmen an einem weiß gedeckten Tische auf Stühlen und Bänken Platz und feiern nach einer kurzen Ansprache des Predigers, hier an Stelle und Ort, die Communion, während die Gesunden ihr als einer Vorfeier für den künftigen Sonntag beizohnen. Durch diese regelmäßige Besorgung der Alten und Schwachen wird die Zahl der einzelnen Krankenbesuche auf die nothwendigen Fälle eingeschränkt, denen der Prediger leichter zu genügen vermag. Es ist Brauch, und ein guter Brauch in dieser Gegend, daß, wo ein Gemeindeglied abscheiden will, die Nachbarn, und zwar würdig angethan, in das Krankenhause sich sammeln, welches ebenfalls, ist's nur irgend ein ordentliches Haus, sammt seinen Einwohnern festlich besorgt ist. Der Prediger findet sie bereits um den Kranken versammelt. Hat der Geistliche sich mit dem Kranken besprochen, und am besten aus dem Zwiegespräch heraus die Beicht- und Communionssrede entwickelt, so legt er den Ornat an und fragt, ob der Kranke mit Allen Frieden gemacht habe. Auf diese Frage treten die Hausgenossen und gegenwärtigen Nachbarn, jeder einzeln an's Krankenbett und reichen ihm die Hand und geben ihm den Friedensfuß auf die Wange. Auch die kleinen Kinder werden herzugebracht, daß der Heimgehende sie segne. Während die Anwesenden hinknien, wird die Communion vollzogen. Gesungen wird beim Kranken und vornehmlich beim Sterbenden mit gedämpfter, und geht's zum Sterben mit immer leiserer Stimme, bis der Gesang mit dem Sterben des Kranken oder bald nach demselben ganz verhallt. Letzteres ist für die Nachbleibenden besser. Der heftige, das Sterben oft störende Schmerz derselben wird so in stillweinende Trauer aufgelöst, und kann, nachdem immer leiser und leiser der Gesang verklang, nicht heftig losbrechen. Ist der Kranke noch kräftiger, so sieht er es hier am Orte gern, daß der Prediger an seinem Bette noch die versammelten Kinder im Lesen, Katechismus und Singen prüft, wobei alle Versammelten zugegen bleiben. Es bieten diese Krankencommunionen im Kreise der Gemeindeglieder den Sterbenden viel Erbauliches, und mehr noch Erbauung den Versammelten, vor denen die Abscheidenden manch gut Zeugniß ablegen. Ich möchte jeden warnen, wo diese Gemeindefitte herrscht, dagegen anzustreben.“ Die Durchführung dieser Gemeindepflege führte Walter zu Aufgaben, welche alle über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus in allgemein kirchliche Fragen eingriffen; zunächst zu einem Kampfe gegen Herrnhut.

Als Walter nach Wolmar kam, fand er die lettische Gemeinde hier ganz unter dem Einflusse der Brudersocietät, deren Sendboten hier eine Stellung gewonnen hatten, welche den Einfluß des Predigers auf seine Gemeinde ernstlich bedrohte. Unverzüglich nahm Walter den Kampf gegen dieses Wirken der Brüdergemeinde in Livland auf und hat ihn bis in die fünfziger Jahre unablässig fortgeführt. Der Gegensatz war kein religiöser oder konfessioneller. Eine religiöse Ausschließlichkeit lag der philosophischen Richtung Walter's in der Theologie ohnehin ganz fern; zu der opferfreudigen Frömmigkeit und werththätigen Arbeit der Brüdergemeinde zog ihn vielmehr seine eigene Natur lebhaft hin. Seine Neigung zur religiösen Mystik hatte ihn mit dem gesunden Kern dieser Richtungen schon früh vertraut gemacht, den er auch hier freudig anerkannte. Auch ließ ihn sein praktischer Verstand bald einsehen, daß die Brüdergemeinde einem tief menschlichen Bedürfnisse Rechnung trug, in dessen Vernachlässigung eine schwere Gefahr für die lutherische Kirche im Lande erwuchs: dem Triebe der Gemeindeglieder zur kirchlichen Selbstthätigkeit. Auch persönlich stand er mit den Geistlichen derselben in gutem Einvernehmen und in nachbarlichem Verkehr. Ein angesehener Lehrer dieser Gemeinschaft, der Diakon Bourquin, schreibt über ihn: „Als Bischof Dr. Walter noch in Wolmar war habe ich während eines anderthalbjährigen Wohnens in seinem Kirchspiele manche Stunde mit ihm über Herrnhut in Livland zu reden Gelegenheit gehabt, und ich spreche es offen aus. wie wichtig mir's ist und bleiben wird, daß ich durch den persönlichen Umgang mit diesem Manne von einem höchst einseitigen Vorurtheile, das ich gegen denselben hatte, gründlich geheilt worden bin. Bei einer solchen Gelegenheit sagte er mir einmal: „Ich bin weit entfernt, die große Bedeutung der Brüdergemeinde für das Reich Gottes überhaupt zu verkennen. Diese lehrt schon ein oberflächlicher Blick auf die Heidenmission. Ich erkenne in ihr ein wirkliches Glied vom Leibe Christi; denn wenn sie das nicht wäre, hätte sie die Sichtsungszeit im vorigen Jahrhundert nicht überlebt. Ich habe auch principiell nicht das Mindeste dagegen, daß sie unter unseren Nationalen thätig ist, denn für das Reich Gottes kann es nicht Arbeiter genug geben, — aber gegen die Art und Weise, wie Herrnhut jetzt hier in Livland arbeitet, werde ich auftreten, so lange ein Tropfen Blutes in meinen Adern ist.“ Freilich mit einem bloßen Bekämpfen wäre hier wenig geschehen gewesen. Walter warnt vielmehr die jungen Geistlichen eindringlich vor jedem bloßen Wortkampf gegen Herrnhut. Seine Macht über das Landvolk erkannte er darin: „daß einer Menschenklasse, die bisher im kirchlichen wie im staatlichen Leben nur passiv zu sein, Lasten zu tragen und Befehle zu er-

halten verurtheilt war im religiösen Leben ein Gebiet erschlossen wurde, in welchem sie in selbstthätiger Erbauung, in eigenem Urtheilen und Organisiren ihrer Gemeinschaft zum Selbstbewußtsein erwachte.“ Walter verband daher seine Bekämpfung Herrnhuts mit einer Organisation seiner Gemeinde, in welche er Alles aufnahm, was er an den Herrnhutern als gesund erkannte oder durch bessere Einrichtungen ersetzen konnte. Er gab der Gemeinde eine konsequent durchdachte Presbyterial-Verfassung, die an das althergebrachte Amt der Kirchenvormünder anknüpfte und ganz nach den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten des Volkes ausgestaltet war.

Die Aeltesten waren theils Ehepaare, theils Ledige, so daß sie mit allen Ständen der Gemeinde Fühlung hatten. Regelmäßige Versammlungen wurden durch religiöse Erbauung unter Leitung des Predigers eingeleitet und boten Gelegenheit, alle Schäden oder Wünsche zu berathen, welche sich in den einzelnen Theilen oder Gegenden der Gemeinde fühlbar machten. Außerdem war die Gemeinde in Chöre oder Stände gegliedert, in den Chor der Jünglinge, Jungfrauen, Hagestolze, alten Mädchen, Eheleute und Verwitweten. Jeder Chor hatte seine bestimmten Sonntage des Jahres, an denen er vor oder nach dem Gottesdienste seine besonderen religiösen Zusammenkünfte unter Leitung des Pfarrers hielt und specielle Standesbedürfnisse berieth. Diese Sonntage bildeten besondere Feste des Chores und hoben das Selbstbewußtsein, Ehrgefühl und den Gemeinssinn. Neben den kirchlichen Festchilus trat so ein zweiter von Gemeindetagen. Endlich stellten sich dem Pfarrer noch freiwillig junge Bursche aus der Gemeinde, „die Gesellen“ in den Dienst, um augenblicklich herrschende Uebelstände zu beseitigen. Sie nehmen die Mäßigkeitsfrage in die Hand, bekämpfen den althergebrachten Unfug der nächtlichen Brautschau oder übernehmen zeitweilig Aufgaben der Polizei, wie die Sicherung der Gefährte und Häßlichkeiten der Kirchenbesucher vor Dieben. Sie bilden eine Art fliegender Kolonne oder Heilsarmee.

So ward an Stelle der auserwählten Häuflein der Herrnhuter auch dem natürlichen Boden des Gemeindelebens eine umfassende Organisation geschaffen, welche dem Bedürfnisse der Selbstbethätigung die ausgedehnteste Befriedigung bot und zugleich der Stärkung des kirchlichen Geistes diente.

Diese, der Gemeinde bald sehr lieb gewordenen Einrichtungen gaben nicht nur dem Geistlichen überall einen wohlthätig beratenden Einfluß, sondern der Gemeinde selbst einen so festen inneren Halt, daß Walter sie selbst in den Zeiten der größten Gefahr sich selbst überlassen konnte und die Wirren und Umtriebe der griechischen Konversion an ihr spurlos vorübergingen.

Durch Herrnhut aber erkannte Walter von vielen Seiten her die Sicherheit und Gesundheit des Gemeindelebens gefährdet. Vom griechischen Synod in Rußland hatte sich die Brüdergemeinde das Zeugniß erwirkt, daß ihre Lehre mit den Lutheranern, und besonders den Reformirten, übereinstimme und auf dieses Zeugniß gründete sie ihre Wirksamkeit in Livland, welches gesetzlich keineswegs dem Urtheile des Synods unterstellt war. Zählend griffen die Sendboten in die geschichtlich wohlbegründete Stellung des livländischen Pfarrers ein, welche ihn durch unabhängige Lebenslage zum natürlichen Vermittler zwischen dem Großgrundbesitz und dem Bauer machte, indem sie sich zwischen ihn und das Landvolk oder den Adel einschoben, beide dem kirchlichen Leben entfremdeten und dem Einflusse der Prediger entzogen. Die wohlhabenden, geistig geweckteren und religiös lebendigeren Elemente der Gemeinde wurden durch die Aufnahmeordnung, das Klassenwesen, das Bekennerthum der Societät zu einer geistlichen Aristokratie von der übrigen Gemeinde ausgesondert, die sich selbst durch ihre Kleidung, den weißen Rock der Engel, von den Andern abhob, welche den blauen Rock aus der Schwedenzeit trugen. Dem geistig noch unreifen Landvolke erwuchsen daraus die Gefahren des Hochmuthes und der religiösen Heuchelei; der kirchliche Gottesdienst und die regelmäßige Gemeindepflege erschienen dem frommen Häuflein gegenüber als äußerlich weltliche Institutionen und dem Pfarrer wurden in den tüchtigeren Elementen die Organe seines Wirkens auf das Gros der Gemeinde entzogen. Vor Allem aber gewöhnte Herrnhut das Landvolk an ein religiöses Proselytenthum, das bisher in Livland ganz unbekannt war, verbreitete Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen und lockerte, durch beständige Ueberschreitung der ihm vom Staate zugestandenen Rechte, den Sinn der Gesetzmäßigkeit im Volke. Daß Walter diese Gefahren richtig erkannt hatte, bewiesen die Vorgänge der griechischen Konversion in Livland, die nicht nur aus herrnhutischen Kreisen die ersten von der lutherischen Kirche Abfälligen gewann, sondern auch überall solche Gemeinden am schwersten heimsuchte, in welchen durch die Wirksamkeit der Herrnhuter das kirchliche Bewußtsein untergraben war. „Wolmar verlor von seinen 8000 lettischen Gemeindegliedern nur Einen, und zwar einen Wahnsinnigen, und doch hatte Wolmar acht herrnhutische Bethäuser. Diese aber hatten sich schon vor 1834 von Herrnhut losgesagt und die Leitung ihres Predigers erbeten. In Folge einer ausgedehnten Aeltestenordnung und eines vom Prediger selbst Morgens und Abends geleiteten Bethauses, war hier Herrnhuts Macht gebrochen und die Gemeinde schenkte ihrem Prediger wieder Vertrauen und seinen den unseligen Schwindel beleuchtenden Worten.“

Aus der Bekämpfung Herrnhuts aber erwuchs Walter in den einflußreichen pietistisch gesinnten Personen und Kreisen, namentlich Petersburgs, ein Leumund der seiner Wirksamkeit manchen Stein in den Weg rollte. Da es bekannt war, daß Walter einer philosophischen Richtung in der Theologie zuneigte, so war es leicht, diesen Kampf als Anfeindung der wahren Frömmigkeit durch den Rationalismus darzustellen und ihm auch in sonst wohlgesinnten Personen Gegner zu schaffen. Noch am 27. Januar 1845 schreibt Walter aus Petersburg: „Gestern Mittag habe ich neben der Geheimrätthin Pissarowius gegessen, und als sie nach einigem Hin- und Herreden mich fragte, wer ich sei, — mich amüßirt, wie sie über meinen Namen beinahe vom Stuhle aufgesprungen wäre. Und nun vollends als sie auf eine Bemerkung von mir sagte: „Das ist eine große Wahrheit, die man den Leuten viel sagen sollte“, und ich antwortete: „vornehmlich müssen wir sie uns selbst sagen!“ Ja, ja, wenn die Weiber predigen! Sie muß aber schön gewesen sein, hätte sonst Kaiser Alexander, der zu wählen wußte, sie besucht?“ Auch in Livland gab es, bei der zunehmend orthodoxen Richtung der Theologie, die von Dorpat ausging, Kreise, die, entsprechend der abnehmenden philosophischen Bildung, mit Mißtrauen die ihnen fremdartige Denk- und Predigtweise Walter's ansahen und an seiner Rechtgläubigkeit Zweifel hegten. Er schreibt 1840 aus Dorpat: „Gestern habe ich deutsch gepredigt. Die Leute meinen, Girgensohn und ich hätten uns wahrscheinlich bekehrt, weil meine Predigt und seine Zustimmung zu ihr das Gerücht nicht bestätigte das man uns bereitet hatte. Die Kirche soll sehr voll gewesen sein.“ Im selben Jahre schreibt der Professor der praktischen Theologie, Ulmann, aus Dorpat: „Heute ist Dr. Philippi, Privatdocent in Berlin, für die Professur der dogmatischen Theologie gewählt worden. Carlblom war von der theologischen Fakultät mit vorgeschlagen, hatte aber nur wenig Stimmen. O! diese Dinge gehören auch zu den unerquicklichen und betrübenden hier.“ Ein Jahr darauf, als Ulmann als Generalsuperintendent nach Kurland gerufen war und Walter ihm dringend davon abrieth, seine Professur aufzugeben, schreibt er: „Wenn ich irgendwie die Hoffnung hätte hegen dürfen, Dich an dieser Stelle nicht allein bestätigt zu sehen, sondern auch ohne neue Risse und Erschütterungen und Schlechtigkeiten, dann hätte doch wohl mein Entschluß ein anderer sein können. Aber für das Letztere hatte ich absolut keine, für das Erstere so gut wie keine Hoffnung. Dein Brief hat mir sonst noch vielerlei zu denken gegeben, vor Allem freilich, wie Du eigentlich dastehen müßtest, wo ich stehe. Was sollte das für ein anderes Leben unter unseren Theologie Studirenden geben! Deine gute Meinung von mir, lieber Bruder, hat mich, Gott sei Dank, nicht irre ge-

macht in dem, wie ich mich selber beurtheilen und verurtheilen muß. Ich danke Dir von Herzen dafür, denn es thut wohl und richtet auf!“ Schon im Jahre 1846 fühlten sich einige theologische Professoren um der abweichenden Ansichten willen durch ihr Gewissen genötigt, Ullmann zu ersuchen von dem Titel seiner Zeitschrift den Beisatz „unter Mitwirkung der Glieder der theologischen Fakultät an der Universität Dorpat“ fortzulassen.

9. Das Landſchulweſen.

Schon in Neuermühlen hatte Walter die Erfahrung gemacht, wie wenig ſich in der Schulſache durch die einzelne Gemeinde erreichen ließ. Vor Allem fehlte es ganz an tüchtigen Lehrern, denn es gab keine Bildungsanſtalt für ſie im Lande. In der großen Gemeinde in Wolmar trat dieſes Bedürfniß noch weit fühlbarer hervor. Die erſte Predigerſynode in Livland 1834 zog ſogleich die Volkſchulfrage in eingehende Berathung und wählte eine Kommiſſion zu deren Bearbeitung. Schon auf dieſer Synode hatte Walter hervorgehoben, daß die Volkſchulen, nach Analogie der Schulen für andere Stände, eine Angelegenheit des ganzen Landes werden müßten, da die bauerliche Bevölkerung nicht im Stande wäre, dieſe Verpflchtung allein zu tragen. Zugleich verlangte er, daß die Leitung des neu zu gründenden Lehrer-Seminars nicht den Predigern, ſondern einem hierzu eigens geſchulten Fachmanne übertragen werde.

Walter wartete aber, bei der Dringlichkeit der Sache, die Ergebniſſe der Kommiſſion nicht ab. Er wußte, wie wenig entwickelt der Gemeingeiſt im Lande noch war, und wie viel leichter etwas Neues in Gang gebracht werden konnte, wenn einzelne wohlbedenkende Männer es energiſch in die Hand nahmen. Hatte er doch im Jahre vorher, als der würdige Generalſuperintendent Berg erkrankte, bei perſönlicher Anregung die Landrätthe Baron Kampenhausen von Drellen und Sievers von Heimthal zu Opfern und Bemühungen ſogleich bereit gefunden, um dem Oberhaupte der Kirche eine Reiſe in deutſche Bäder zu ermöglichen. Schon auf der nächſten Synode 1835 wendet er ſich daher mit gutem Erfolge an die Geiſtlichen ſelbſt, indem er ſie zu privatem Vorgehen auffordert: „Soll die im vorigen Jahre angeregte Sache eines Schullehrer-Seminars für Eſt- und Livland irgend gedeihlich angefaßt werden, auch wenn Se. Maj. uns nicht dazu unterſtützen ſollte, ſo thut es Noth, einen tüchtigen Lehrer für das Schullehrer-Seminar zu acquiriren, der ein Lette oder Eſtke wäre. Für die Letten möchte dieſes ſo ſchwer zu beſriedigende Bedürfniß ſeiner Erfüllung nahe ſein. Ich habe nämlich einen Parochiallehrer von ausgezeichnetem Lehr-talente und von ganz tüchtigen Kenntniſſen, einen Letten, der ganz fehler-

frei Deutsch spricht und schreibt, und dabei eine angenehme Bescheidenheit und großes Verlangen zu weiterer pädagogischer Durchbildung hat. Harnisch zu Weißenfels hat mir vor sieben Jahren versprochen, für die Bildung eines Seminarlehrers für Livland das Möglichste zu thun, so wir ihm nur ein tüchtiges Subjekt schickten; und ich hätte das schon gethan, — wenn nicht an 100 Rbl. S. jährlich dazu nöthig wären. Bedenken wir nun, welch' großen Gewinnst ein Weißenfels'scher Seminarlehrer unserer Volksschule bringen müßte, und daß von uns, der Zahl nach 80 bis 100 Predigern in Livland, dazu nur eine jährliche Unterstützung von 1 Rbl. und wenigen Kopfen gefordert wird für drei Jahre, so dünkt mich mein Vorschlag nicht vermessend, daß wir diesem lernbegierigen, 20 Jahre alten Johann Zimse Jeder 1 Rbl. und etliche Kopfen für drei Jahre wiederholt zugesänden und hätten dann einen Mann, dem wir das Werk des Seminars, ob vom Kaiser oder Privaten ausgerüstet, mit guter Hoffnung übergeben könnten. Da ich die Sache für eine Gemein-Sache halte, habe ich sie der Synode vorlegen wollen, mit der Bitte um Abstimmung: — ob wir diesen jungen Mann, dem ich durchaus keinen an die Seite stellen kann von all' den jungen noch bildungsfähigen Schullehrern unseres Livland, die ich gesehen, den ich auch sonst und überall für einen glücklichen Fund zu solcher Kandidatur halte, — auf unsere Kosten, die 100 Rbl. S. W. nicht übersteigen sollen, in's Weißenfels'sche Seminar zu Harnisch schicken sollen?“ Der Antrag ward angenommen und damit der Boden für eine rationelle Organisation des Schulwesens gewonnen. Wie er hier seinen Stand zur Sorge für das Gemeinwohl aufrief, so suchte er auch in diesem selbst das Bewußtsein der Solidarität zu pflegen. „Ist der Prediger es, an den der Nothleidende überhaupt sich vor Allem zu wenden hat, so ist gewiß die Noth des Predigers und seiner Familie in's Besondere unserer Fürsorge zugewiesen.“ Er bittet daher die Geistlichen, sich der fünf unversorgten Kinder eines brodlosen und unglücklichen Amtsbruders anzunehmen, dessen Frau kürzlich verstorben war und sie ganz hilflos zurückgelassen hatte. „Es muß durchaus für die Kinder gesorgt werden, ob nun dadurch, daß sie als Pflegekinder angenommen werden, was allerdings das Wünschenswertheste ist, aber auch das Schwerste und gewiß nur Wenigen möglich, oder durch jährliche Beiträge.“ Walter blieb natürlich selbst nicht zurück, sondern nahm eine der Töchter zu sich in's Haus. Sie wuchs in seiner Familie in glücklichen Verhältnissen heran und konnte später mit Tüchtigkeit ihre Lebensaufgabe erfüllen. Auch die anderen Kinder wurden alle günstig versorgt. Dieses entschlossene Angreifen jeder Sache ließ Walter im Einzelnen viel Gutes erreichen und sich bald eines allgemeinen Vertrauens in seiner

Heimath erfreuen. Als die für den Seminar-Zweck aufgebrauchten Mittel zur Reize gingen, wandte sich Walter mit der Bitte um eine weitere Beihilfe an den ihm persönlich befreundeten und für das Schulwesen mit Eifer thätigen Kreisdeputirten W. von Rennenkampff: „Harnisch ist mit Zimse entschieden zufrieden und hofft, wir sollen mit des Herrn Beistande Freude an ihm erleben. Er hat den Kursus statt wie wir meinten in drei, in zwei Jahren durchgemacht. In diesem Mai (1838) soll er nach Harnisch's Plan, nach beendetem Preussischen Examen, eine Reise antreten, um wie Schulen so andere Seminare zu besuchen und kennen zu lernen. So weit reichten die ihm zugewiesenen bescheidenen Mittel von 150 Rbl. für das Jahr. Meine Amtsbrüder habe ich schon zu mancher Ausgabe verleitet, und darf den Bogen nicht so scharf spannen. Soll Zimse aber Hauptlehrer eines Seminars werden, so wäre für ihn zu wünschen, was Harnisch jedem bei ihm gebildeten Mittlehrer schon bietet. Er muß ein Jahr etwa in Berlin unter Diefterweg, Kopf u. A. allgemeine und ebenso in den einzelnen Fächern besondere Weiterbildung gewinnen, und das Viele kennen lernen, das Berlin dem Schulmanne Interessantes bietet. In Privatsammlungen sind uns nur 30 Rbl. S. zugekommen. Die noch fehlenden 170 Thlr. zu erschwingen, geht mir die Aussicht ab, wenn ich gleich das Meine zu thun nicht unterlassen werde. Damit er nun gleich bei seiner Rückkehr Arbeit finde, habe ich ihn seines Amtes als hiesiger Parochiallehrer nicht entlassen, sondern für drei Jahre nur einen Stellvertreter angestellt. Er soll rückkehrend einige rüstige Bursche, wozu ich selbst ihm zwei schon in Bereitschaft halte, als Seminaristen zu sich nehmen. Mit diesen soll er die Parochialschule abwechselnd besorgen, selbst aber nur die Seminaristen schulen und die Parochialschule beaufsichtigen. Dazu bedurfte es aber eines größeren Lokals und auch dafür ist vor's Erste gesorgt. Mein Kirchspiel baut in diesem Sommer zwei große massive Stuben und ein Krankenzimmer an meine Schule an, weil zwei Stuben der alten Schule durch ihre verfaulten Balken nicht zu erheizen sind. Da diese alten Stuben nicht abgerissen werden, so denke ich sie nun selbst mit Ziegeln füttern und zu warmen Zimmern meinen Seminaristen zu Gut umgestalten zu lassen. Sie sehen, daß mir der junge Mann, wie die Schule, der er bestimmt ist, so sehr am Herzen liegt, daß ich Beides mein heiße. Ich will auch Beides, so Gott es gestattet, als mein ansehen, bis daß, was bald geschehen möge, das Land oder wer sonst mir die Sorge abnimmt. Die Freude an dann erst zu hoffendem Gedeihen meiner Mühe und Wünsche bleibt mir ungetrübt.“ Auch unter dem Adel fanden sich Freunde des Landvolkes, welche die Anregungen von Rennenkampfs im Landtage unterstützten und den Fortgang

der Sache sicherten. Mit kurzſichtigem Unverſtande hatte die Reform des Volksſchulweſens in Livland ſo gut wie überall in der Welt zu kämpfen. Wie langſam und ſchwer gelang es in Preußen ſelbſt einem ſtarken und einſichtigen königlichen Willen, ſeinem Volke dieſe Grundlagen der Geſittung zu ſichern. In Livland galt es den Erfolg dem guten Willen gleichgeſinnter Privatleute abzugewinnen, durch ſie den Landtag zu beſtimmen und zugleich jedem Widerſtreben, das ſich an die Oeffentlichkeit wagte, kräftig entgegenzutreten. Gewiß wird man unter Verückſichtigung dieſer Sachlage es als eine der erſreulichſten Seiten in der Geſchichte des Landes rühmen dürfen, wenn in dreißig Jahren ſich ſeine Volksſchule von kleinen Anfängen ſo geſund entwickelte, daß ihre Reſultate ſich in den ſechziger Jahren denen der beſteſchulten Länder Europas an die Seite ſtellen ließen. Schon im Jahre 1836 ſandte Walter einen ſcharfen Artikel in das „Inland“: „Antwort auf des Herrn Landrath von B. zu R. patriotiſche Gedanken in Nr. 18, 1836 über Brantweinſteuer und Schullehrerſeminare.“ Es war ein im Uebrigen wohlgeſinnter Mann, der ſich hier, ohne jede Kenntniß des Schulweſens, angemacht hatte, öffentlich die Meinung aufzuſtellen: Seminare ſeien nicht nothwendig, die Bauernverordnung von 1819 habe bereits ausreichend für das Schulweſen Sorge getragen. Walter weiſt auf die Gefahr des Zögerns in der Sache hin und präziſirt die Aufgaben der Schule, um ſolchen Vorurtheilen zu begegnen. „Die Prediger, welchen die Errichtung der Schulen zu fördern oblag, fanden in vielen Kirchſpielen außer der Oppoſition ſolcher Herren, die nicht begreifen können, was Schulen überhaupt den Letten ſollen, auch noch eine weit mächtigere Oppoſition an den Bitten ihrer lettischen Gemeindeglieder: Sie, die ohnehin mit ihrem Blute und Schweiße ſaſt täglich dem öffentlichen Wohle dienen und für daſſelbe beſtetet ſein, nicht mit neuer Laſt, und ſei ſie noch ſo klein, zu beſchweren; vielmehr die Schulſache noch liegen zu laſſen, bis daß auch ihnen wie allen anderen Ständen, für den Kreis ihrer Bildung Unterſtützung von dem Staate geboten werde, dem ſie ja vor allen anderen Ständen, augenſcheinlich wenigſtens, dienen.“

Aus den bloßen Leſeſchulen, wo eben nichts als halbgeſungenes und verſtandloſes Leſen errungen wird, ſind Schulen zu bilden, wo verſtändiges Leſen, wie aller Schrift, ſo auch vornehmlich der heiligen Schrift gelehrt werde; Schulen alſo, in denen das an verſtändiges Denken zu Hauſe nie gewöhnte Kind durch Verſtandesübungen, als da ſind Rechnen und Schreiben, verſtändig denken und darum auch verſtändig leſen lernt. Auch für eine verſtändige Landwirthſchaft könnte nebenbei, wenn dieſe Schulen mit Land dotirt würden ein Vortheil erwachſen. Denn wenn der Herr Landrath

meint, darin sehe der Bauer seinem Herrn mehr ab, als er durch die Lehrer theoretisch lerne, so überfiehet der Herr Landrath, daß in Gegenden, in denen der Herr selbst noch kein irgend verständiger Landwirth ist, der Bauer ihm auch nichts verständiges absehen kann!“

Um so willkommener ist die Unterstützung, die seine Bemühungen bei einzelnen einsichtsvollen Personen, wie dem Landrath Baron Kampenhausen, von Sivers und dem Kreisrichter von Hagemeister finden. Namentlich der Kreisdeputirte von Kennenkampf bietet Walter bereitwilligst die Hand zu gemeinsamer Arbeit. Er theilte ihm die Grundsätze und Formulare, nach denen er die Schulrevision vorzunehmen pflegte und die hierbei gewonnenen Resultate mit: „Nun mein theurer, gütiger Freund, nehmen Sie das mit Nachsicht auf und kassiren Sie es, wenn Sie es dem Zwecke nicht entsprechend finden. Es sind Proben der Prüfungsprotokolle aus zwei Kirchspielen, die aneinander grenzen, zum Beweise, wie die sündliche Fahrlässigkeit jede halbwegs pflichtmäßige Sorge aus dem Auge gelassen hat. Sie werden leicht ersehen, daß ich mich zwar ganz genau an die Bestimmungen unserer Bauernverordnung gehalten, aber dennoch vieles hineingezogen habe, was eigentlich nur ausspricht, was für die Gemeindeschulen als das wahre A und O der Volksbildung durch Schulen zu wünschen wäre. In Betreff des Examins beschränken wir uns hier jezt, der leider noch sehr nothwendigen Vorsicht wegen, eigentlich nur auf das, was die Bauernverordnung nennt, in der Hoffnung, daß auf dem nächsten Landtage noch manches wird können hinzugefügt werden. All zu scharf macht schartig. Ich darf nicht Widerwillen, nicht das Widerstreben gegen diese Sache christlicher Liebe wecken und ich halte es für den Anfang hinreichend, nur gewisse Ideen leise auszusprechen, späterhin kann man wiederholend anregen, anspornen und so endlich ernst dem Ziele zuarbeiten.“ Der Zustand der Schulen war außerordentlich ungleich, je nachdem in einer Gegend der Hausunterricht von den Predigern ernst gepflegt worden war oder nicht. Der Schule selbst fehlte es an jeder sicheren Grundlage, da die Lehrer meist Autodidakten waren oder ihr Wissen mit der Stelle vom Vater her erhielten. Nur ein Landesseminar, wie es Walter bezweckte, konnte ein rationell begründetes und einheitliches Schulwesen schaffen. Am 29. Juni 1839 schreibt der Generalsuperintendent von Klot: „Es wird Sie interessiren vorläufig zu erfahren, daß Ihrem Wunsche gemäß dekretirt worden, daß Ihrem zurückkehrenden Zimse, damit er unter Ihnen bleibe und wirke für's Lehrfach, für die nächsten drei Jahre 300 Rubel Silber jährlich von der Ritterschaft zugesichert worden sind, worüber Sie nächstens wohl das nähere erfahren werden. Der Eifer, mit dem unsere Ritterschaft die Schulfrage aufgenommen und

das Interesse, das sie darin bewiesen, ist mir ein recht erfreulicher Beweis nicht nur des freisinnigen und hochherzigen Adels, sondern auch der heran-
nahenden Zeit, da der Herr seinen Segen geben will zum Gedeihen der
Volksschulen auch in Livland zum Besten unserer Christen und Letzten, ge-
weisen.“ Walter übernahm einstweilen die Aufsicht über die Anstalt und
betheiligte sich mit Rath und That am Unterrichte, dessen Anordnung der
technischen Einsicht Zimse's zufiel. Zwar wurde die Anstalt schon 1840
durch den Minister der Volksaufklärung Uwarow geschlossen; aber die Arbeit
gerieth auch dadurch nicht mehr in's Stocken. Walter nahm die neun
Seminaristen, mit denen man anfang, als erste Klasse in seine Parochial-
schule herüber, die außerhalb des Ressorts jenes erleuchteten Ministers lag,
und von Jahr zu Jahr erstarkte nun diese junge und tüchtige Pflanzschule
von Weissenfels. Am 8. Juli 1841 schreibt Harnisch:

„Mein theurer Freund!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief vom 19. März. Ihr im
Namen Gottes angefangenes Werk wird der Herr nicht verlassen, wenn er
es auch äußerlich noch unter der Decke erhält. Mich hat es oft betrübt,
wenn von mir geplante Dinge nicht so ausgeführt werden konnten, als ich
hoffte und geplant hatte, zuletzt sah ich immer ein, daß auch die Be-
schränkung nicht ohne Segen war. Es freut mich jetzt auch, daß unser
Zimse bald in Thätigkeit getreten ist, und daß in die unmittelbare,
woraus sich die mittelbare am Besten entwickeln wird. Zimse wird durch
den praktischen Unterricht immer einfacher werden, was man nach einer
vielseitigen Schule nicht ist, und dann auch immer mehr im Stande sein,
geeignete Lehrbücher zu liefern. Ich schaue mit Dank zu Gott gern zu
Ihnen nach Morgen hin und freue mich der jungen Saaten, die dort auf-
sprießen. Leider kann ich nichts dafür von hier aus thun, habe auch hier
mehr zu thun, als ich vermag. Die Arbeiten mehren sich mit der längeren
Amtswirksamkeit und die Kräfte machen eher eine retrograde Bewegung, so
daß ich mir schon die Zeit denken kann, welche die Tage bringt, die nicht
mehr gefallen, in denen man sich nach Ruhe sehnt und im fortlaufenden
Leben sie nicht finden kann.

Verzeihen Sie, theuerster Freund daß ich heute nur wenig schreibe,
ich befinde mich seit einigen Tagen nicht recht wohl.

Professor Erdmann habe ich vor zwei Jahren gesehen. Seine Wirk-
samkeit in Halle ist gesegnet. Kommen Sie denn nicht wieder einmal nach
Deutschland? Grüßen Sie Hollander und etwaige andere Bekannte. In
treuer Liebe Ihr

W. Harnisch.“

X*

Freilich kostete der Fortgang der Sache noch manchen Kampf. Im Jahre 1843 beschloß der Konvent der Ritterschaft, die Schule für 15 Schüler einzurichten und ein Haus dafür zu erbauen. Die Oberlandtschulbehörde hatte auf Walter's Wunsch für 25 Jünglinge Aufnahme gefordert. Der ausgezeichnete Patriot Landrath von Bruiningf, der Walter treu und einsichtsvoll zur Seite stand, schreibt: „Sie sehen daraus, daß das Kind mit Schmerzen zur Welt gekommen ist. Nun sind Plan, Kostenanschlag, dann Bestätigung, Versorgung und wer weiß nicht, was alles noch nöthig und sehe ich nicht ab, wie etwas zu Stande kommen wird. Das macht wenig Freude und da braucht man viel Muth.“ An Ermuthigung und immer neuem Drängen ließ es Walter nicht fehlen; aber noch 1844, obwohl das Land bereits die herbste Lehre empfangen hatte, will das Verständnis für diese Lebensfrage noch nicht aufgehen. Bruiningf schreibt am 13. October 1844: „Allerdings hat Ihr an die Oberlandtschulbehörde abgestatteter Bericht zu den Bestimmungen des Landtages Veranlassung gegeben. Der jetzt regierende Herr (der Landmarschall) schöpfte daraus seine Ideen. Er meinte, die Wolmar'sche Schule hätte statt Äpfel, Pflirsche gezogen. Will man nun in der im Ehltnischen Theile Livland's zu errichtenden Schule den verunglückten Versuch wiederholen und dort statt Äpfel vielleicht Aprikosen erzielen! Fern — fern davon, nein! es werde im ehltnischen Livland keine Schule gestiftet! Natürlich habe ich es nicht der Mühe für werth gehalten, nur mit einem Worte zu opponiren. Ich war nur froh, daß die Idee mit Dr. Ulmann Eingang gefunden und aus dem Schiffbruche doch auch Röstliches gerettet wurde, was dereinst in vielfacher Beziehung das Volksschulwesen in Livland neu beleben kann. Nun muß man sich in die Umstände fügen und bei ungünstigem Winde laviren. Ich habe noch mit unserm trefflichen Ulmann viel besprochen — habe viel von ihm gelernt — ich liebe und ehre diesen Mann Gottes, mit seinem frommen, demüthigen, gottergebenen Herzen; mit seinem hellen Verstande — mit seiner Weisheit. Mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung hat er sich zur Uebernahme dieses schwierigen, undankbaren Geschäftes verstanden. Vielleicht wird es sogar gelingen, wie Ulmann sagt, die Zwecke für Ehltnland mit der Schule in Wolmar zu vereinigen. Das Anathema gegen die deutsche Sprache werden wir wohl mit Hülfe der Zeit und Klugheit überwinden. Man muß nur jetzt die Segel einziehen! Mit wehmüthiger Freude weilte mein Auge auf dem Schlusse Ihres Briefes, der für mich so viel Wohlwollendes und Freundliches enthält. Wenn ich am Abend meines Lebens mich als einen Abscheidenden betrachte und schmerzlich betraure, daß ich so wenig gethan — so wenig Spuren eines segensreichen Daseins hinterlasse, so

erquicket mich mit Trost, daß ein Mann wie Sie mein geringes, wenn auch vergebliches Streben anerkannt hat und mir wohl will. Gott erhalte Sie — blühend in rüstiger Manneskraft, der noch eine lange thätige Laufbahn vor sich hat! Beglücken Sie mich auch ferner immer mit Ihrem Wohlwollen und werden Sie mir nicht fremd, wenn auch vielleicht keine Geschäftsberührungen uns verbinden sollten, da doch gewiß vielfache wichtige Interessen uns gemein sind. Das *homo sum* — ist mein Wahlspruch, daraus geht wohl zur Genüge hervor, daß meine Wünsche und meine armen Bestrebungen Vieles umfassen. Vielleicht ist's mir bei Ihrer Reise nach Petersburg und zurück vergönnt, mich Ihrer Unterhaltung zu erfreuen. Mit den Gefühlen der herzlichsten Verehrung Ihr treueregebener

Bruiningk.“

Solange sich keine geeignete Person fand hatte Walter die Oberaufsicht des Seminars willig auf sich genommen. Als aber 1843 Ulmann seine Stellung in Dorpat verlor, nahm Walter seinen ursprünglichen Plan, das Seminar unabhängig von der Geistlichkeit unter die Leitung eines Fachmannes der Landschulbehörde zu unterstellen, unverzüglich wieder auf. Seinem Einfluß gelang es, die Wahl auf Ulmann zu leiten und ihn zu diesem Amte willig zu machen, für welches ihn die gleiche patriotische Gesinnung und warme Liebe zum lettischen Volke in hohem Maße befähigte. War so die Zukunft der Schule wenigstens gesichert und mit der Zeit eine weitere Ausbildung ermöglicht, so wurde doch in dem wesentlichsten Punkte eine Versäumniß verschuldet, die nicht mehr gut zu machen war. Schwer hat Livland jenes Witzwort des Landmarschalls, die leichtfertige Rede von den Pfirsichen und Aprikosen des livländischen Landschulwesens zu entgelten gehabt. Zu den Südirüchten höherer Bildung, die das Anathema des Landtages trug, gehörte auch die Verbreitung der deutschen Sprache unter dem Landvolke, die Walter im Einbernehmen mit Bruiningk und anderen Einsichtigen gefordert hatte. Hier liegt der letzte Grund für den Rücktritt Walters von seinem Amte im Jahre 1864; denn das, womit er den Anfang machen wollte in der Fürsorge für das Landvolk, wurde er so genöthigt, erst zwanzig Jahre später mit den Worten, wieder aufzunehmen: „Wenn's noch möglich ist, wolle Gott das Versäumte für sie nachzuholen uns genügende Liebe für sie geben.“ Walter's Stellung zur Frage der Germanisirung der Letten war 1864 ganz die nämliche, wie 1844. Sie ist in seinen Augen ausschließlich eine Frage der inneren Wohlfahrt seiner Heimath, eine Forderung der Liebe zum Landvolke, das ihm am Herzen liegt; eine Forderung des Verzichtes auf thörichte Vorurtheile, welche dem Ausgliche des Gegensatzes

zwischen Bauer und Herr im Wege stehen, das Vertrauen des Landvolkes zu seinen Geistlichen stören, seine höhere Cultur behindern. Die Nothwendigkeit, diese Forderung zu erheben, konnte die Zeit daher auch nicht mindern, denn sie ist nicht in äußeren Verhältnissen, sondern im Wesen der Sache begründet. Der Unterschied aber der beiden Zeitpunkte war freilich nicht gering. Denn 1844 vermochte noch Niemand in der Germanisirung durch die Schule eine politische Maßregel zu wittern und das Ohr des Kaisers Nikolaus war dem Beirathe von Journalisten und Zeitungsschreibern nicht zugänglich.

Die Sorge für das Wohl des Landvolkes war der Gesichtspunkt, unter dem Walter schon 1820 den geistlichen Beruf auffaßte. In den dreißiger Jahren wohl schon formulirte er seine Stellung in der Frage der Germanisirung dahin: „Das Abjorbirtwerden einer an intelligenter Entwicklung ihrer Nachbarin nachstehenden Nationalität von dieser, namentlich wo sie einem Volke gehört, das in seiner geringen Kopizahl keine Hoffnung hat auf selbstständige, nationale Entwicklung der Intelligenz, ist ein naturgemäßer Akt. Es ist das natürliche Opfer, welches der beschränktere Begriff der Nationalität dem allgemeinen Begriffe der Menschheit bringen muß, sobald er diesen nicht in sich realisiren kann; ein Opfer, bei welchem das Volk in seinen Gliedern nicht verloren geht noch auch verloren geht sein bisheriges nationales Ringen, ob es auch fürder nicht fortbestehe in seiner Nationalität. Dagegen von der an Intelligenz höherstehenden Nationalität, und ob sie auch der geringeren Kopizahl angehören sollte, zu fordern, daß sie in eine minder intelligente Nationalität aufgehe, heißt fordern, daß sie nicht nur für künftig ihre nationale Beschränkung aufgebe, sondern auch aufgebe das Resultat ihres bisherigen nationalen Strebens, ihr nationales Fördern der Menschheit — und das ist ein Mord an Nationalität und Menschheit.“

Diese philosophische Begründung, welche die Schule Hegel's noch deutlich erkennen läßt, blieb stets, neben dem geschichtlichen Rechte des Landes, bestimmend für Walter's Stellung in dieser Frage, deren allendlicher Austrag ihm auch später so wenig zweifelhaft geworden ist, als das überhaupt mit Begriffen und Ideen stattfinden kann. Noch 1852 wurde jene Ausführung in einer Gratulationschrift zum Jubiläum der Universität Dorpat gedruckt, ohne von irgend einer Seite Befremdung oder Beanstandung zu begegnen. Auch hat Walter so wenig 1844 wie 1864 den Widerspruch gegen die Germanisirung von Rußland aus erwartet oder befürchtet. Damals kämpfte er ausschließlich gegen das Vorurtheil seiner eigenen Volksgenossen an und 1864 bietet nicht etwa die drohende Russificirung, sondern

die deutschfeindliche Bewegung der Jungletten die Gefahr, der er durch Beschleunigung der Germanisirung begegnen will. Daß schon 1839 in dem neugegründeten Seminar deutsch unterrichtet wurde, war ganz unumgänglich, da sämtliche Lehrmittel nur in deutscher Sprache existirten. Rußland hatte weder Seminare noch Volksschulen, die man sich hätte zum Vorbilde nehmen können, auch gab es keine Pestalozzi, Harnisch, Kopf, Fröbel und Diesterweg dort. Daß aber vom Seminar aus der deutsche Unterricht als ein fakultativer Lehrzweig auch auf die Volksschule auszubehnen sei, konnte für den nicht zweifelhaft sein, der das lettische Volk wirklich lieb hatte und ihm den Zugang auch zu höheren Lebensstellungen eröffnet wissen wollte. Alle übrigen Schulen im Lande, die größtentheils von der Regierung selbst erhalten und beaufsichtigt wurden, die Elementarschulen in den Städten, die Bürgerschulen, die Gymnasien, die Universität, waren ausschließlich deutsch. Das Landvolk im Deutschen unterrichten, hieß also nichts weiter, als es für die Cultur gewinnen; es gab keinen anderen Weg zu diesem Ziel. Das politische Gespenst der Zeit war noch nicht die Nationalität, sondern die Demagogie, und nur in dieser Richtung lagen auch damals die Bedenken dagegen, daß der Bauer deutsch lernen sollte. Daß es aber eine Nothwendigkeit für Livland war, den Gegensatz des lettisch redenden Landvolkes und der deutschen Gutsherren, Geistlichen und Bürger mit allen nur möglichen Mitteln auszugleichen, dies hatte das Jahr 1841 nur zu deutlich gelehrt, als das Vertrauen des Landvolkes so kläglich versagte, daß es die Beute gewissenloser Agitatoren wurde und kaum dem Schicksal der gewaltthätigen Niederwerfung eines Aufstandes entging.

Bis 1848 konnte Walter sich der glücklichen Entwicklung des Seminars in seiner nächsten Nähe erfreuen. Im Jahre 1846 überreichten ihm die Zöglinge: G. Jaunit, M. Schwalbe, Freimann und J. Reiken eine in künstlerischer kalligraphie ausgeführte Festschrift. Dem mit Noten versehenen Texte des Choral: Eine feste Burg u. folgten vier lettische Gedichte, die ein bereitetes Zeugnis ablegen von dem Einfluß, den Walter als Lehrer und Prediger auf die Seelen dieser Jünglinge gewonnen hatte. Die Zahl der Seminaristen nahm stetig zu, und schon trat aus ihren Reihen selbst ein zweiter Lehrer, in dem vortrefflichen Reiken, Zimse ergänzend an die Seite. Reiken blieb stets Walter in engster Freundschaft und kindlicher Verehrung verbunden, ganz einverstanden mit ihm in Zielen und Wegen der Förderung seiner Volksgenossen. Auch Zimse hat Walter trotz mancher Differenzen, die mit der Zeit eintraten, ein dankbares Gedächtnis bewahrt. Viele Jahre später gedachte er in einer Festrede der Wirksamkeit Walter's

für die Gründung und Pflege der Anstalt. Damals hätten, führte Zimse aus, die Worte des Mar in Wallenstein so recht auf Walter Anwendung gehabt:

Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem feinigsten zu machen.

Zu weiterem Ausbau und um auch dem ehestnischen Livland dienen zu können, wurde die Anstalt von Wolmar in die Nähe von Walf verlegt und blühte hier zu einer erfreulichen, umfassenden Wirksamkeit auf. Walter erlebte es noch, daß die Gemeinden und Gutsbesitzer darin wetteiferten, Schulen zu bauen und mit tüchtigen Lehrkräften zu versehen, die aus der Anstalt hervorgingen, die er mit so viel Sorge und Liebe in das Leben rief und zu sichern mußte. Erst als man diese Schöpfung deutschen Geistes und deutscher Gesinnung zur Auffizirung des Landes mißbrauchen wollte, hat der Landtag die Anstalt, die er aus Landesmitteln erhielt, geschlossen. — Hatte sich Walter durch seinen Kampf gegen Herrnhut, in den pietistischen Kreisen Petersburgs mißliebig gemacht, so trug ihm seine Thätigkeit für das Schulwesen, in seiner Heimath den, in jener Zeit nicht ganz unbedenklichen, Ruf eines „Liberalen“ ein.

10. Das Kirchengesetz von 1832.

Nach vierhundertjährigem Bestande war der selbständige deutsche Föderativstaat Livland vom deutschen Kaiser und vom Reiche im Stiche gelassen, durch die scheußlichen Kriegszüge Zwan des Grausamen gezwungen worden, 1561 unter die Schutzherrschaft Polens zu treten. Der Kaiser selbst hatte ihn an die Hülfen Polens, Dänemarks und Schwedens gewiesen und die Unterwerfungsurkunde an Polen verspricht: „Diese nothgedrungene Subjection beim Kaiser und den Ständen des deutschen Reiches zu entschuldigen und den Ruf und Leumund der Livländer zu wahren“ Das Privilegium Sigismundi Augusti sicherte den Livländern zu, daß sie „bei der reinen evangelischen Lehre der Augsburgischen Confession und unter einer deutschen Herrschaft und unter einem deutschen Rechte“ belassen werden sollten.

Die polnische Mißregierung war ein Hohn auf diese eidlische Zusicherung; aber als Livland 1602 sich Schweden unterwarf, wurden dieselben

Verprechungen von Schweden gemacht und 1648 durch die Königin Christine, 1678 durch König Karl XI. bestätigt. Aber schon Schweden benutzte die Klausel im Privilegium Sig. Aug.: „Uns in allen Unfern und des Reiches Hoheit und Recht ohne Präjudiz und Schaden“ zu widerrechtlicher Schädigung der durch die Klausel gar nicht berührten Rechte des Adels.

Als Livland 1710 zu Rußland fiel, wurde im Gnadenbrieße und in der Resolution Peters I. das Privil. Sig. Aug. vom Kaiser für sich und alle seine Nachkommen bestätigt. Die Klausel, über deren Mißbrauch man durch Schweden belehrt worden war, wurde von den Livländern damals beanstandet, blieb aber dennoch stehen, da der Baron Löwenwolde, der von Seiten des Kaisers an den Verhandlungen theilnahm, eine zufriedenstellende Interpretation gab.

Diese Privilegien wurden 1721 durch den Rystädter Frieden und 1743 durch den Friedensschluß von Åbo auch völkerrechtlich Schweden gegenüber festgestellt: alle Rechte, Regierung, Gewohnheiten, die evangelische Religion, das Kirchen- und Schulwesen soll auf altem Fuße belassen und kein Gewissenszwang eingeführt werden; „jedoch daß in selbigen (oben cedirten Ländern) die griechische Religion hinfüro ebenfalls frei und ohngehindert exercirt werden könne und möge“ Diese Rechte des Landes wurden von allen Herrschern von Peter I. bis auf Alexander II. feierlich bestätigt.

Der rechtliche Boden der lutherischen Kirche war bis zum Jahre 1832 ein völlig zweifellos: sie war und blieb die herrschende Kirche im Lande, neben der auch die griechische Kirche freie Religionsübung haben sollte, was unter Schweden nicht möglich gewesen war. Freilich waren schon im 18. Jahrhundert Eingriffe in das Recht des Landes geschehen, wie die Verfassungsänderung durch Katharina II. und seit 1794 die Praxis, daß die Kinder gemischter Ehen der griechischen Kirche zugewiesen wurden. Aber diese Verletzungen des Landesrechtes wurden theils wieder beseitigt, theils traten sie in ihrer Tragweite einer Zeit gar nicht in das Bewußtsein, welche von den Ideen der Aufklärung beherrscht, ebensowohl des kirchlichen wie des geschichtlichen Sinnes entbehrte.

Wie es zu der Praxis hatte kommen können, daß die Kinder aus gemischten Ehen seit 1794 in Livland von der griechischen Kirche beansprucht wurden, während sie bis dahin entweder nur lutherisch oder nach dem freien Willen der Eltern getauft wurden, wußte noch bis in die fünfziger Jahre in Livland Niemand zu sagen. Die Sache hatte freilich zunächst praktisch nur wenig Bedeutung gehabt, weil nur einzelne Personen der höheren Stände, vornehmlich des Adels, durch den Staatsdienst in Petersburg oder im Innern

des Reiches mit russischen Familien in Beziehung traten. Sie hatten dann entweder ihre Nationalität schon so weit eingebüßt, daß ihnen auch ihre väterliche Religion nicht mehr am Herzen lag, oder aber sie sicherten diese ihren Nachkommen, trotz der gemischten Ehe, durch einen Gnadenakt des Kaisers. Erst 1857 gelang es dem Staatsrath von Schwes, aus den Regierungsarchiven in Reval nachzuweisen, daß jene Praxis auch jedes Scheines von Berechtigung entbehrte. Ihre ganze Autorität beruhte auf einer Entscheidung der weltlichen Regierungsbehörde der Provinz, des Statthalters. Auf eine höchst vorwichtige Anfrage der lutherischen Kirchenbehörde: ob es für diese Fälle eine gesetzliche Bestimmung gäbe, hatte der Statthalter auf einen Erlaß des Griechischen Synod verwiesen, der alle Kinder aus gemischten Ehen der griechischen Kirche zuweise, wonach man sich in Zukunft zu richten habe. In unbegreiflicher Verblendung und Indolenz, vielleicht auch durch die bereits erfahrenen Gewaltmaßregeln zur Resignation gewöhnt, hatte man nicht einmal über den angeblichen Synods-Erlaß sich Aufklärung verschafft. Dieser Erlaß aber war, wie von Schwes nachwies, noch vor den zwei Friedensschlüssen von Nystadt und Ubo erlassen, welche alle Privilegien unberührt den Provinzen zusicherten. Ja, jener Erlaß des Synods bezog sich überhaupt gar nicht auf die Ostseeprovinzen, sondern auf schwedische Kriegsgefangene in Sibirien. So war durch Unwissenheit oder Willkür des Statthalters und gewissenlose Nachlässigkeit der Landesvertretung in Kirche und Staat eine Praxis eingeführt worden, die allen Privilegien der Ostseeprovinzen zuwiderlief. Diese Thatfachen, die man, wie andere Uebergriffe, hingenommen hatte, erhob nun aber die Kirchen-Verordnung von 1832 in das Bewußtsein. Dieselben Rechte, welche Kaiser Nikolaus noch 1827 den Provinzen beschworen hatte, wurden durch das Kirchengesetz von 1832 wie nicht vorhanden betrachtet, indem es die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen denselben Gesetzen unterzog, welche im Innern des russischen Reiches die lutherische Kirche zu einer bloß geduldeten machten. Laut dieses Gesetzes mußten nun die Kinder gemischter Ehen der griechischen Kirche überwiesen werden und das Straßengesetzbuch bedrohte jeden Geistlichen fortan, der seine Gemeindeglieder vom Abfalle von ihrer väterlichen Religion abmahnte.

Gewiß hat Harleß Recht, wenn er sagt: „Nichts steht fester und unzweifelhafter, als die rechtliche Nullität aller dieser staatsgesetzlichen und kirchenordnungsmäßigen Bestimmungen für die russischen Ostseeprovinzen“ *). Auch Walter konnte sich als Livländer 1834 nur auf den geschichtlichen

*) Adolf von Harleß: Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Leipzig 1869.

Rechtsboden stellen und seine Pflicht darin erkennen, das mit der kaiserlichen Zusage in Widerspruch stehende Gesetz zu bekämpfen. Durch welche Mittel das Gesetz zu Stande gekommen war, wird wohl im Dunkel bleiben. Daß es nicht dieselbe Arbeit geblieben war, von welcher der würdige Generalsuperintendent Berg 1829 hoffte: man werde mit ihr „im ganzen zufrieden sein“, ist zweifellos. Berg erkrankte und starb bald nach dem Erlaß des Gesetzes. Walter bemerkt dazu: „Die dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegte Kirchen-Ordnung von 1832 war während der Uebersetzung in das Russische behufs der Bestätigung und der Rückübersetzung in's Deutsche in vielen Punkten so verändert, daß die Comitéglieder sie nicht wieder erkannten. Diese erühen auch erst bei der Vorstellung bei der Kaiserin: „Leider höre ich sagte sie, daß Sie der Union nicht beigetreten sind.“ Daß bei diesen Vorgängen die kirchliche Vertretung der Ostseeprovinzen sich Verschümmnisse habe zu Schulden kommen lassen, ist wenigstens nicht erwiesen. Die völlige Erfolglosigkeit auch der größten Anstrengungen lehrt die Folgezeit deutlich genug. Es war freilich ein neuer Rechtsweg, der hiermit betreten war, man bedurfte selbst der Klausel nicht mehr, man nahm dem Lande seine Grundrechte auf dem Wege der Uebersetzung. Die Geistlichkeit Livland's hatte 1832 noch gar kein Organ, sich in kirchlichen Dingen zu äußern. Die kirchlichen Behörden wurden ohne Zuthun der Geistlichkeit theils durch die russische Regierung, theils durch den Adel ernannt. Sobald ein solches Organ durch das neue Kirchengesetz geschaffen war, wurde auf der ersten Synode 1834 von den Predigern Walter, Girgensohn und Jannau der Antrag eingebracht, den Landtag, als die rechtliche Vertretung des Landes aufzufordern, gegen alle Paragraphen der Kirchen-Ordnung zu protestiren, welche den Privilegien des Landes widersprachen. Der Antrag konnte nicht zur Verhandlung und Abstimmung gelangen weil der Stellvertreter des neuen Generalsuperintendenten erklärte, seine Instruktion als Präses gestatte keinerlei Besprechung des Kirchengesetzes. Es blieb der Synode nur übrig, einen Antrag an das Consistorium zu richten: ihr für die Zukunft auch hierüber eine Berathung zu gestatten. So konnte zunächst nur auf privatem Wege ein Protest vorbereitet werden, um ihn einer künftigen Synode zur Uebermittlung an das Consistorium und den Landtag zu unterlegen. Aber auch über die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes waren selbst die Besten im Lande keineswegs einig. Walter für seine Person mußte nach seiner ganzen Entwicklung und politischen Anschauung sich schon 1834 auf den geschichtlichen Rechtsboden stellen; er hat diesen immer wieder geltend zu machen gesucht und in der Folgezeit nie verlassen. Aber selbst ein so ausgezeichnete Mann und gesinnungstreuer Patriot, wie Ulmann,

der Walter auf das engste befreundet war, hatte damals eine ganz andere Auffassung der Angelegenheit. Er schreibt am 22. Januar 1838: „Die ganze Sache ist mir in vielfacher Hinsicht sehr bedenklich erschienen. Wenn Geistliche, die sie gründlich kennen und recht vorzustellen wissen, von der Ritterschaft ersucht werden, den Stand des vaterländischen Kirchenrechts ihr auszuführen und diese dann, indem sie die Provinzialrechte überhaupt vertritt, die Freiheit unserer Kirche mit versicht, sich auf den Rystädter Frieden beruft u., so habe ich nichts dagegen. Ich hoffe nichts davon: 1. weil man in Petersburg nicht darauf achten wird; 2. weil mir die Ritterschaft keineswegs in dieser Sache rein dazustehen scheint (wenn auch manche Glieder durch die gegenwärtige Drangsal gereinigt werden). Es ist ihr nicht um das Recht, um des Landes Recht, um die Kirche, um deren Rechte zu thun, sondern um die eigenen Vorrechte; 3. weil mir der Weg überhaupt nicht der rechte erscheint, auf welchem für unsere Kirche Gutes zu wirken ist. Mir erscheint das geradezu als ein Suchen des fleischlichen Armes, wo wir darauf nicht gewiesen sind.

Wenn nun aber das Consistorium, ein solches, welches nach dem neuen Kirchengesetz organisirt ist und durch dasselbe besteht, plötzlich auftritt und man weiß nicht, wodurch veranlaßt (denn die Veranlassungen sind zum Theil sehr alt und verjährt, zum Theil durch stillschweigende Annahme des Kirchengesetzes niedergeschlagen — (warum schrieten wir damals nicht? — warum schwieg damals Ritterschaft und Ober-Consistorium?) —, theils kleinere Dinge oder größere, die das jetzige Consistorium schon ruhig hingenommen hat) — wenn dies Consistorium jetzt auftritt, Freiheiten unsrer Livländischen Kirche reclamirt, auf den Rystädter Frieden sich beruft — wenn u. — dann, gestehe ich Dir, bleibe ich von solchem Rathe und Treiben fern. Da hoffe ich nichts. Könnte ich etwas dagegen thun, ich thäte es; kannst Du es, so thu's. Ich bin der Ueberzeugung, daß wir mit der Isolirung der livländischen Kirche von der übrigen lutherischen Kirche in Rußland schon nichts Gutes thäten; ich bin ferner der Ueberzeugung, daß wir im Ganzen an dem Kirchengesetze einen guten Grund und Zusammenhalt für unsere Kirche haben und daß die Petersburger selbst nicht wissen, welche Festigkeit, wenn wir sie nur erkennen und bewahren wollen, sie ihr dadurch gegeben haben. Ich glaube nicht, daß wir von Steifung auf Provinzial-Privilegien aus eine Menderung und zwar eine wohlthätige des Kirchengesetzes erwarten können. Ich glaube vielmehr, daß die wahre Entwickelung unserer Kirche, ihr fester Stand ihre Sicherung gegen fremdartige Eingriffe erstens überhaupt dadurch gewonnen werden muß, daß ein wahres Leben in Geistliche und Gemeinden kommt, zum anderen daher,

daß Consistorien und Synoden ihre Pflicht getreulich thun. Bekommen wir einen tüchtigen Mann in das General=Consistorium, wie ganz anders gestalten sich die Sachen dann. Wolle Gott es gnädig verleihen!

Sieh, ich bin thöricht genug von dem Journal, zu dessen Herausgabe ich unverhofft rasch die Erlaubniß erhalten habe, mehr für unsere Kirche zu hoffen, wenn Gott seinen Segen dazu giebt, als von diesen Schritten. Thue nun Du auch das Deine dazu und wirb mir Arbeiter. Gieb mir selbst namentlich aus Deinen reichen und wichtigen Amtserfahrungen Beiträge! Bearbeite, wenn Du willst, die Herrnhuterfrage!"

Später hatte sich Walter auch nach Ehlthland gewandt, um auch dort die Prediger zu demselben Schritte zu bestimmen. Der Pastor Fick schreibt am 21. September 1842: „Deine Hoffnung habe ich freilich damals nicht theilen können, nur weil es Dein Wunsch war, habe ich Deinen Auftrag nach allen Kräften zu erfüllen gesucht. Wir sind hier dem Rachen, der sich gegen uns aufgethan hat, näher, längst überzeugt, daß, da die Erhaltung unserer Kirche als Landeskirche weit weniger gilt, als die Erreichung und Erhaltung einer Brannntweinelieferung oder dgl., und überhaupt der rechte Zeitpunkt zu energischem Auftreten, trotz unserer Bitten und Mahnungen in den Jahren 1833—35, unbenutzt vorübergegangen ist, jetzt kein anderes Mittel, etwas zu erreichen, mehr übrig bleibt, als Kraft zu sammeln durch wohlbenutzten Frieden, damit wir nicht bei irgend einer Gelegenheit abermals unvorbereitet in den Kampf kommen. Vor allem müssen wir zuerst wissen, was wir wollen und wie wir unseren Zweck erreichen können, und darum an uns selbst und unseren Gemeinden und besonders auch an dem Adel unserer Provinzen arbeiten, damit das gemeinsame Interesse erst als solches klar und eindringlich erkannt werde. Ist der Geist da, so wie er trotz allem Zwange von außen da sein könnte und müßte, so sind wir nicht verloren, denn es liegt in dem Princip unserer Kirche gegenüber der griechischen eine unvertilgbare und unbefiegbare Kraft, in jedem fortgesetzten geistigen Kampfe muß diese durchaus unterliegen und uns selbst Mittel und Macht leihen. Jetzt steht es freilich schlimm.“

Trotz der entgegenstehenden Ansichten gelang es Walter auf der Synode zu Tselin 1839, seinen Antrag durchzusetzen, nach welchem die Ritterschaft ersucht wird, die Wiederherstellung der alten Praxis in gemischten Ehen vom Kaiser zu erwirken. Der Antrag beruft sich auf das geschichtliche Recht und betont, daß es sich hier um eine Existenzfrage der lutherischen Kirche handle, da bei zunehmendem Verkehr mit dem Reiche das ganze Land von der Calamität betroffen werden müßte die jetzt nur erst einzelne Familien belästete. Ulmann hatte richtig vorausgesehen, es wurde mit der Eingabe nichts er-

reicht; aber er hatte nicht vorausgesehen, daß Zeiten kommen würden, in denen die idealen Hilfsmittel, welche er allein angewandt wissen wollte, nothwendig versagen mußten, weil die Bestimmung des Kirchengesetzes über die gemischten Ehen die Existenz der lutherischen Kirche selbst in Frage stellte, sobald man von feindlicher Seite mit weltlichen Mitteln den Kampf aufnahm. Die gesetzliche Wiederherstellung des livländischen Rechtes der Freiheit in den gemischten Ehen war das Ziel, welches Walter 1834 sich stellte und dreißig Jahre hindurch unermüdlich durch alle Hindernisse und Niederlagen verfolgt hat. Dieses Ziel mußte darum auch der Preis werden, für den er auch das letzte Opfer willig, wenn auch nicht mehr hoffnungs-
freudig dem Vaterlande brachte, indem er 1864 sein Amt niederlegte.

11. Die Bauernbewegung von 1841.

Im Jahre 1840 war Walter im Auftrage des Consistoriums zu Conferenzen über die Einführung eines neuen ehestnischen Gesangbuchs in Dorpat. Kurz vorher hatte er einen Ruf an die Jakobi-Kirche nach Riga abgelehnt und im Sommer wurde er zugleich mit dem Probst Dr. Girgensohn zum Assessor des Provincial-Consistoriums vorgeschlagen. So mehrten sich die Anzeichen dafür, daß er aus seiner Wirksamkeit in Wolmar bald in den Dienst allgemeinerer Interessen werde treten müssen.

Am 5. Aug. 1841 schreibt der Regierungsekretär F. von Schwedt aus Riga: „Der Bauer weicht vom Glauben seiner Väter nimmermehr, das war unsere Hoffnung. Aber ach! wie jämmerlich steht es mit dieser! Von tiefem Kummer bewegt, richte ich diesen Brief an Dich über einen Gegenstand, der mir bei weitem der theuerste auf Erden ist. Ich sehe unsern evangelischen Glauben gefährdet, das Palladium unserer Väter droht uns entrißen zu werden. Die Calamität der letzten Mißernten, an manchen Orten vielleicht auch der Druck übermäßiger Lasten hat den Bauer entnuthigt. Nun wird das falsche Gerücht ausgesprengt, der Kaiser habe den Bauern Land in Rußland angewiesen. Da strömen die Bauern schaarenweise nach Riga. Die schwache Regierung, anstatt mit Ernst und Strenge diese Gährung zu unterdrücken, zeigt offenbar Kraftlosigkeit und Unsicherheit. Dadurch wird das Mißtrauen der Bauern noch mehr genährt. Die Prediger machen ihnen Vorstellungen, vergebens. Eine Commission bereist die unruhigen Bezirke, sie findet keinen Glauben, denn sie besteht aus den Herren selbst. Die ungestraft aus Riga heimkehrenden Haufen verbreiten nun mehr und mehr das falsche Gerücht. Offenbar hatte schon gleich anfangs die russische Geistlichkeit sich in die Sache gemischt. Man hatte im Vorhause der Regierung selbst, mitten im dichten Gedränge der lettischen

Bauern russische Geistliche gesehen. Endlich ergibt sich, daß Bittschriften von russischen Geistlichen angefertigt werden, welche die Grausamkeit der Gutsbesitzer mit den lebhaftesten Farben schildern und in welchen die Bittsteller bitten, der Bischof wolle sich der lettischen Bauern annehmen und dafür sorgen, daß sie nach Rußland versetzt werden, wogegen sie dann die griechische Religion annehmen zu wollen sich bereit erklären. Solche Bittschriften und mündliche Bitten sollen schon angeblich 2000 Bauern unterschrieben und vorgebracht haben. Dies ist nach Petersburg gemeldet, und ist es dem Bischof verboten, Bittschriften wegen Uebersiedlung anzunehmen. Er erklärt, daß er sich um die Uebersiedlung nicht kümmern, aber die Seelen nicht abwehren könne, die in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zu flüchten wünschten. So geht der Kampf fort und fort und die Gährung durchzieht den ganzen Wenden-Walk'schen und nun auch schon den Werro'schen Kreis. Nicht bloß von Gütern, auch von Pastoratzen kommen täglich Leute, die zum Bischof sich wenden. Die Regierung ergreift nur halbe, ja lächerliche Maßregeln und das Uebel wächst von Tag zu Tage. Die Vorstellungen des Landraths-Collegii, die Bitten vieler angesehenen Gutsbesitzer bleiben fruchtlos. Bei der eigenen Schwäche wendet man vor: die Calamität sei nur Folge der Bedrückung der Bauern von Seiten der Gutsbesitzer und unter solchen Umständen ließen sich keine strengen Maßregeln ergreifen. Man thut nichts als ermahnen und die Leute nach Hause senden, was natürlich nur Mißtrauen erwecken muß. Die Bauern selbst sagen: wenn wir etwas Ungebührliches begehren würden, hätte man uns längst bestraft; da man uns nicht straft, so ist es klar, daß wir Recht haben und die Obrigkeit nur mit den Gutsbesitzern im Complotte ist. So risquirt unsere Kirche: daß die Bauern in großen Massen abfallen, denn ist erst das Signal gegeben, wer hält dann noch die griechische Geistlichkeit zurück, die erst kürzlich die ganze unirte Kirche vernichtet hat, die armen Letten und Esten durch List und Gewalt zu bekehren. Sind die Bauern griechisch, wie kann dann die protestantische Geistlichkeit sich erhalten, wie dann noch Adel und Bürgerstand, wie ist es möglich bei der griechischen Kirche noch deutschen Geist, Sprache und Bildung zu erhalten. Kurz, der Abgrund hat sich furchtbar jäh aufgethan, Hannibal ante portas. Dazu kommt eine Gleichgültigkeit, die mich zur Verzweiflung bringen könnte und die ich gar nicht weit zu suchen brauche. Höchstens sind es pekuniäre Interessen, etwa noch unsere Rechte, Privilegien und deutsche Bildung, für welche man sich interessirt, aber die Kirche, — das ist ganz außerhalb des Bereiches eines vernünftigen Interesses. Habe ich doch selbst neulich einen solchen Fall einer gemischten Ehe in meiner Familie erfahren. Eine solche Gleichgültig-

keit für dasjenige, wofür unsere Väter eher in kleine Stücke sich hätten zerhacken lassen, bevor sie nachgegeben, schrie'n zum Himmel und Gott selbst trat in's Mittel. Siehe, dieser Fall hat mich tief in den Zustand unserer höheren Stände blicken lassen, so wie ich jetzt in den Zustand der Bauern sehe. Warum soll ich nicht übertreten? Der Glaube meines Kaisers kann nicht schlecht sein und sehr viele Letten und Esten, die Militär waren, sind griechisch geworden. So raisonnirt der Bauer mit gleicher Kälte für seinen Glauben, wie der Edelmann. Was soll daraus werden? Ja, du sagst mir: Gott schützet seine Kirche, wohl, Du hast Recht, mit unsrer Macht ist nichts gethan. Aber wenn der Herr unsere Laueheit und Gleichgültigkeit ansieht, so zerschmeißt Er uns in Seinem gerechten Zorne, dieses verfaulte Geschlecht, das keinen Glauben mehr hält. Dürfen wir denn ruhen und dem Gang der Dinge zuschauen? Nein, wahrlich nein. Laßt uns Buße thun im Sacke und in der Asche, denn wir haben allesammt gesündigt vor dem Herrn und keiner ist schuldlos. Das ist unser Zustand! Daß Gott sich erbarme und diese Zeitläufte bald in Gnaden abwende. Ich schreibe Dir nicht bloß, um mein armes gepreßtes Herz auszusütteln, um mit Dir zu klagen über Livland's selbstverschuldeten Fall. Es muß gehandelt werden. Auf der nächsten Synode müssen die Diener am Worte des Herrn, die Bewahrer seiner Heiligthümer und unseres Glaubens die Sache ernstlich in Berathung ziehen. Weltlichen Herren rufe man zu: *videant consules ne quid respublica detrimenti caperet*; hier aber gilt es mehr, hier ist der Glaube, die evangelische Wahrheit in Gefahr, die Frucht der Reformation droht uns entriffen zu werden."

Am 8. August schreibt von Schwed's wiederum: „Es ist eine fürchterbare Zeit, in der wir leben und erkenne jedermann, daß dem Satan große Gewalt eingeräumt ist, die Seelen zu verführen. Die Bauernsache stellt sich mehr und mehr heraus als eine Sache des Satans. Aus den Gemeinden, welche die besten Herren haben, Drostenhof, Pastorat Carolen, Taimwola, Sagnitz, ich nenne nur solche, deren Bauern selbst bezeugt haben, daß sie mit ihren Herren vollkommen zufrieden sind, sind die Leute nach Riga zum Bischof gekommen. Aus der Kirche gehen sie und versammeln sich im Krüge, widersprechen dem, was in der Kirche der Prediger ihnen gesagt und senden Deputirte nach Riga zum Bischof, um sich taufen zu lassen. Viele wollen gar nicht auswandern, sondern bloß sich umtaufen lassen. Sie zahlen 50 Kop. bis 5 Rbl. B. (aktenmäßig) per Mann, um nur zum Bischof geführt zu werden. Ein Neuhausen'scher Bauer hat für dies Gewerbe aktenmäßig 30 Rbl. B. an einem Tage verdient. Jetzt sagt kein Mensch mehr, daß ihn Noth zur Auswanderung treibe, sondern allein

das allgemeine Gerücht. Der Bischof hat sich schon gerühmt, daß 3000 Ehten und Letten sich zum Uebertritt zur griechischen Kirche gemeldet. Trotz aller Anstrengung der Polizei strömen die Bauern von allen Seiten heran. Aus dem Pernau'schen sind Deputirte erschienen, um 900 Wirthse zum Uebertritt anschreiben zu lassen. Schon hat Gott uns mit einer kindischen Obrigkeit gestraft, das ganze Land steht in Flammen, Aufruhr droht überall, der Abfall ist allgemein! Herr Gott erbarme dich unseres armen Volkes, rechne nicht mit unserer Sünde, schütze deine Kirche, segne deine Knechte, tränke die Verkündiger deines Evangeliums mit lebendigem Wasser und fülle sie mit deinem Feuergeiste! — Gott mit Dir und Deinem tiefbetrübten Freunde F. Schwebö.“

Die Rathlosigkeit im Lande war allgemein. Durch eine gewissenlose, heimliche Agitation hatte man die Bauern zu einer ungefehrlichen Bewegung gebracht und den Zündstoff in Brand gesetzt, den alle Wohlbedenkenden auf dem Wege friedlicher Reformen zu beseitigen hofften.

Die Gefahr drohte dem Lande nach zwei Seiten hin. Gesetz und Ordnung und die evangelische Kirche waren in Gefahr, das Recht der Selbsthülfe und Revolution war anerkannt, wenn dies Treiben noch länger fort-dauerte. Der Bauernstand aber selbst war bedroht, wenn man, wie es am nächsten lag, in Petersburg diese Massenbewegung unter dem Gesichtspunkte eines Volksaufstandes darstellte. Wurde der Bauer gewaltsam zum Schweigen gebracht, so war alles Bemühen wohlbedenkender Patrioten, günstigere Lebens-verhältnisse für ihn herbeizuführen und ihn durch die Schule der Bildung zu gewinnen, auf lange hinaus in Frage gestellt.

Die Synode wählte in diesem kritischen Augenblick Walter dazu, den Landmarschall nach Petersburg zu begleiten und für das Interesse der Kirche und des Landes dort zu wirken. Da dem Landmarschall aber die Reise aus mancherlei Bedenken: „angeblich weil er schielte und sonst nicht schön war und, dadurch dem Kaiser mißfallend, der zu vertretenden Sache Schaden könne“, abgerathen war, entschloß sich Walter im Einvernehmen mit den Landrätthen Baron Bruiningk und Campenhausen, v. Wolff und v. Transehe, die Aufgabe allein zu übernehmen. Zu dieser Mission drängte sich damals niemand, sie hatte auch für Walter, dem freilich der Muth nicht fehlte, ihre großen Schwierigkeiten. Er konnte sich nicht verhehlen, daß man die schlechte ökonomische Lage des Bauern für diese Bewegung ausgenutzt hatte; daß hier die Quelle aller Uebelstände im Lande und jeder Gefahr für die Zukunft lag. Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse anzustreben, war der Gedanke, den schon der Student aus Schweden heimbrachte und der Pfarrer hatte ausreichende Gelegenheit gehabt, sich der Nothwendigkeit

energischer Maßregeln in diesem Gebiete zu verschern. Der Anfang einer solchen Verbesserung war zwar schon früher von ausgezeichneten Männern aus dem Adel des Landes selbst gemacht worden, aber die Bauernverordnung von 1819 hatte die Entwicklung auf einen Abweg gebracht, der den Bauernstand auf das tiefste schädigte.

Schon 1765 war von Schoulz von Mcheraden eine Reform entworfen. Ihr schloß sich 1804, durch F. von Sievers auf Ranzen durchgesetzt, eine ausgezeichnete Bauernverordnung an. Sie hatte statt der Leibeigenschaft als Uebergangsform die *glebae adscriptio* eingeführt. Dem Bauer ward zwar noch keine Freizügigkeit zuerkannt, aber der von ihm bearbeitete Boden ward ihm gesichert. Ein untauglicher Wirth konnte zwar abgesetzt werden, der Bauerhof jedoch blieb seinen Erben, die nicht aus ihm verdrängt werden konnten. Er besaß seinen Hof gegen die Leistung einer Frohne an den Herrn, die durch das Gesetz geregelt war. „Die Periode von 1804—1819 ist die erste des Wohlstandes dieser Provinz, die zweite beginnt erst 1850.“ Statt eines Fortschrittes aus diesem Uebergangssystem gab die Bauernverordnung von 1819 auf Wunsch des Kaisers Alexander I. dem Bauer die Freizügigkeit innerhalb der Provinz, nahm ihm aber die früher zugestandene Sicherung des Landbesitzes. Er konnte seine Wohnstätte zwar freiwillig verlassen, aber auch der Herr konnte ihn entlassen und besitz- und heimatlos machen. Vergebens protestirten damals die edelsten unter den Livländern gegen diese Neuerung, welche das Erbrecht des Bauern für eine Vogelfreiheit preisgab: „Dies Unrecht ist, den Bauern wie den Herren mehr oder weniger bewußt, die Wurzel, aus der die immer wieder auftauchende Unzufriedenheit erwuchs, die Unsicherheit im Besitze der Bauernhöfe, jedenfalls in der Theorie und wenn auch selten, so doch auch in Praxi. Wo Besitzer unklug genug waren, dieses Recht zu nutzen, da erhob sich Unzufriedenheit und diese stieg, wo gar durch neu vorgenommene Messungen und Bonitirungen die Leistungen in die Höhe geschoben wurden. Die Unruhen von 1841, dem Mangeljahre, waren zum Theil Folge davon, und Griechen und Herrnhuter wühlten darauf hin.“ Wurde nun aber dieser Gesichtspunkt in der Beurtheilung der Bauernbewegung in Petersburg einseitig betont, so gab man das Land der russischen Administration preis und um die Autonomie Livlands wäre es geschehen gewesen. Aber auch nur zum Theil sieht Walter die Bewegung in den Verhältnissen im Lande selbst begründet an. Die gefährliche Seite der Bewegung ist durch russische Emissäre von außen her hineingetragen, sie liegt in der Vorspiegelung der Aussicht, ohne eigene Arbeit durch die Gnade des Kaisers zu Besitz und Land zu kommen. In

diesem Wahn, der jeder revolutionären Bewegung Thür und Thor öffnet, sieht Walter den sittlichen Charakter des Volkes selbst gefährdet und seine ganze Zukunft in Frage gestellt. Es war daher erforderlich, einerseits den Bauernstand augenblicklich zu sichern, ihn vor dem Scheine des Revolutionären zu schützen, die Bewegung aber auf ihre auswärtigen Urheber zurückzuweisen. Zugleich aber erschien es geboten, mit aller Energie für künftige Reformen der bäuerlichen Zustände vorzuarbeiten, ohne doch hierbei die Landesvertretung selbst bloßzustellen und dadurch die Autonomie des Landes zu gefährden. Zu Reformen schien in dieser Zeit der Noth ohnehin alles geneigt und die Besten waren darin schon lange mit Walter eines Sinnes. Er durfte daher mit gutem Gewissen diese Absicht auch in Petersburg in Aussicht stellen und für ihre Ausführung vorarbeiten. Den Entschluß aber, als Privatmann sich einer solchen Mission zu unterziehen, leitete nicht nur die Noth der Zeit und die Liebe zur Heimath, sondern auch das unbedingte Vertrauen, welches er in die Person des Herrschers, insbesondere in die Person des Kaisers Nikolai setzte; die feste Ueberzeugung, der Kaiser könne um Schlichkeiten nicht wissen, ohne sie abzustellen. Diese optimistische Auffassung des Herrscherberufes war auf das engste mit seiner ganzen Weltanschauung verbunden und alle Erfahrungen haben hierin nie etwas geändert. Es widerstrebte seiner religiösen Denkweise, leichtlin die Meinung zu fassen, Gott hätte einen Unwürdigen an eine solche Stelle gesetzt und mit so großer Macht über die Menschen ausgerüstet. Sein Vertrauen auf die Macht des Guten andererseits förderte den Glauben: ein Mensch, dem so viel Gutes zu thun freistünde, müsse auch selbst dadurch ein besserer werden. Nicht sowohl im Herrscher, sondern in sich selbst die Ursache der Uebelstände im Staate suchend, hielt er die Selbstreform der Staatsbürger für den einzigen Weg eines gesicherten Fortschrittes. So trat er auch jetzt die Reise nach Petersburg in der Hoffnung an, womöglich dem Kaiser selbst die Lage des Landes an's Herz zu legen. Die Kosten derselben erstatteten ihm nach der Rückkehr zum großen Theil der Landrath von Wolff und dessen Bruder, und gern gedachte Walter dessen noch in späteren Jahren, wie ein braver Posthalter auf dieser Tour das Geld für die Beförderung mit den Worten ablehnte: „Wenn der Pastor von Wolmar nach Petersburg reist, so geschieht das für uns alle“ Ueber den weiteren Verlauf der Sache berichtet Walter: „Noch vor der Abreise ward ich in Wolmar von einer Commission besucht, welche der Kaiser nach Livland gesandt hatte, um durch Augenzeugen über die livländische Bauernbewegung Nachricht zu erhalten. Der Minister des Innern, Stroganow, hatte sie auf mich hingewiesen, weil die wanderlustigen Letten erklärt hatten, die beiden Pastoren Girgensohn von

Marienburg und Walter von Wolmar auf ihre Wanderung mitnehmen zu wollen. Man hoffte daher, durch einen dem Landvolke günstig gesinnten Mann unterrichtet zu werden. Den gleichen Rath hatte die Commission, bestehend aus dem Flügeladjutanten Buturlin und dem Grafen Drussow, in Riga durch einen meiner Freunde, den Regierungsekretär von Schwabs, erhalten.

Unter dem Versprechen strengster Discretion erbat Obrist Buturlin die gewünschten Auskünfte. Ich erklärte, diese nur in Gegenwart eines livländischen Edelmannes erteilen zu können, denn ich wollte mich nicht dem aussetzen daß Bösegesinnte allmögliche Lügen meinen Auskünften aufbündeten, namentlich da ich dabei nicht in Abrede stellen konnte, daß den aus Pleskau als Borstehändler u. eingedrungenen Wühlern sich livländische Bauernwirthschaften angeschlossen hatten, die dadurch waren heimatlos geworden, daß ihre Bauernhöfe, die ihnen vor 1819 auf Erbprohne gehört hatten, eingezogen wurden. Jetzt nahmen sie an dem Verbreiten der Gerüchte theil: der Kaiser wolle ihnen in Samara Land schenken, sobald sie sich dazu anschreiben ließen, während er die Nichtangeschriebenen dem Adel wieder als Leibeigene zuweisen werde. Es wurde daher der Ordnungsrichter von Wolmar von Vietinghoff zur Conferenz hinzugezogen. Die um ihrer Aufrechterhaltung willen arretirten Betten wurden vernommen. Ich dolmetschte in's Deutsche, ein zugezogener beurlaubter Unteroffizier in das Russische und von Vietinghoff bestätigte auch seinerseits den Inhalt jeder einzelnen der gleichlautenden Uebertragungen. Buturlin dankte, weil er ihnen Glauben beimaß, für die Auskünfte und reiste weiter. Er hat mir später in Petersburg wesentlich genügt.

Petersburg, 30. Sept. 1841: Ich mache hier Visiten, und komme keinen Schritt vorwärts. Das ist hier ein Ort, wo Geschäfte zu treiben mehr als drei Wochen dazu gehören. Es sind die Fußböden gar glatt, mehr noch die Gesichter. Ich wollte hier nicht wohnen. Ist doch Wolmar der beste Fleck auf Erden. — Er hofft darauf vom Kaiser persönlich gehört zu werden und läßt sich daher vom Consistorium die Bevollmächtigung schicken, über die Livländischen Dinge mit jedem zu reden und die Anträge der Synode zu überreichen; aber es stellte sich bald heraus, daß das Ohr des Kaisers schwerer zu erreichen war, als er meinte.

Als ich nach Petersburg kam, riethen mir meine alten Universitätsfreunde daselbst, sowie ein Freund meines Vaters, der treffliche Geheimrath Beck und der Director des Finanz=Ministeriums Orräus entschieden ab, um eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen. Man würde sie mir abschlagen, und würde sie auch bewilligt, so könnte die zu betreibende An-

gelegenheit mit einem Schläge verloren gehen, wenn ich persönlich etwa dem Kaiser nicht gefiele. Sie nahmen die Sache in ihre eigene Hand da hier nur durch Luftvergiftung etwas gewonnen werden könne. Ich sollte mein Quartier nicht verlassen, es sei denn um die Besuche in den Stunden zu machen, die auf den Visitenkarten verzeichnet sein würden, die man mir zusenden werde. Auf diesen Besuchen sollte ich immer dieselben Berichte über die livländische Bauernbewegung wiederholen, ohne jedoch irgendwo zu verathen, wen ich sonst schon gesprochen hätte. So kam ich in wenig Tagen zum Finanzminister Kantrin, dem Hauptleiter dieser Unternehmung, zum Minister des Innern Strogonow und dessen Vater, zur Fürstin Barätinskaja, zu den Generalen Weimarn I u. II, Senator Weimarn, Fürst Galizin, zum Präsidenten des Generalconsistoriums Graf Tiefenhausen, zu den Generalen Baron Meyendorff, Saff, Vietinghoff, Korf, Salza, Alex. Murawjew, den Admiralen Wrangel und Lütkenz, Graf Peter Pahlen und Geheimrath Baron Hahn. Ueberall wurde der Bericht mit Zufriedenheit aufgenommen, weil er Frieden in Aussicht stellte, wo man gefürchtet hatte von Feuer und Blutvergießen offenen Aufruhrs zu hören. Auch hörte man Buturlin's zeitgemäßes Auftreten gern loben.

Als diese Besuche abgestattet waren, mußte bei einem Souper, zu dem sich viele der Genannten einfanden, der Bericht noch einmal wiederholt werden. Zum Schluß erhielt ich den Rath heimzufahren: denn der Kaiser habe den Minister der geheimen Polizei, Benkendorf, wegen dieser Angelegenheit nach Livland gesandt, und das Gesetz verbiete jede Action in der Hauptstadt, während ein Kaiserlicher Abgeordneter in der Provinz sei. Man könne auch nicht wissen, ob Benkendorf meine Auskünfte in den Kram passen würden. Persönlich könne ich auch Nichts mehr thun, denn bereits seien die Auskünfte in allen Kreisen, die mit dem Kaiser in Berührung kommen, Tagesgespräch, und der Glaube fehle selbst dem Kaiser nicht, weil er überall dieselbe Auffassung vorfinde.

Unterdeß hatte Benkendorf in Livland den Landtag zusammengerufen. Er war von solchen Edelleuten, die mich für zu liberal hielten, vor mir und meinem Agitiren gegen den Adel in Petersburg gewarnt worden. Er ertheilte dem General-Gouverneur einen Verweis dafür, daß er, während seines Weilens in der Provinz, einen Paß für die Hauptstadt ertheilt habe, um dort gegen den Adel zu agitiren. Der General-Gouverneur erwiderte, man habe von ihm keinen Paß (der Paß war auf der Rentei in Dorpat genommen). Als nun Benkendorf sagte: um so eher verfällt er mir, erklärten die mit mir im Einvernehmen stehenden Landräthe: ich agitire nicht gegen den Adel, sondern sei auf ihre, der Landräthe Anrathen und mit ihnen

desselben Sinnes nach Petersburg gegangen, ehe von Benkendorfs Delegation was verlautete.

Dieser Vorfall und wahrscheinlich darauf gegründete Berichte Benkendorfs nach Petersburg, trafen zusammen mit dem Agitiren der Petersburger Herrnhuter und Herrnhuter-Freunde, (Director im Ministerium des Innern v. Poll, und Kammerdiener des Kaisers Grimm z. B.) gegen meine Person, um mir beim Kaiser eine falsche Stellung zu schaffen. Dadurch mochte auch der Rath meiner Freunde: ohne Aufenthalt heimzureisen, veranlaßt sein, denn daß ich so beim Kaiser stand, sollte ich noch an demselben Abende spät erfahren. Der Privatsecretär Perowstis Dr. von Dahl, kam zu mir und meldete: der Minister Graf Strogonow habe sein Portefeuille niedergelegt, weil der Kaiser gegen ihn grob gewesen; Perowski habe dasselbe übernommen und bei der Gelegenheit habe der Kaiser sich sehr unmuthig über mein Agitiren in Petersburg geäußert. Der Minister schicke ihn darum mit dem Rathe, ungesäumt heimzureisen. Der neue Minister nahm es sehr gut auf, daß ich mich den anderen Morgen bei ihm meldete und die erste Gratulation seitens Livlands mit meinem Danke für die Nachricht und der Abschieds-Audienz verband. Aber statt heimzufahren, nahm ich den Weg nach Zarskoje, wo der Kaiser weilte; denn ich meinte, daß mit der Verschwärzung meiner Person auch alles bisher Erwirkte verloren gehe, und daß ich darum wagen müsse, eine Audienz zu erzwingen. Ich stieg im Palais bei einem Universitätsfreunde, der Lehrer der jüngsten Großfürsten war, ab, um mich von ihm zu verabschieden. Im Gespräche erforschte ich, wohin man sich zu wenden habe, um in die Zimmer des Kaisers zu kommen. So wenig wie den Minister durfte ich den Freund in mein Thun impliciren, und daher verabschiedete ich mich, ging aber nicht zu meiner Equipage, sondern durch den Corridor gerade auf die Thür der Kaiserlichen Gemächer zu. Hier wurde ich arretirt und zum dejourirenden General-Adjutanten geführt. Glücklicher Weise war dieser ein sehr guter Freund, der mir nach Entfernung des wachhabenden Officiers sagte, daß ich als Wahnsinniger arretirt sei. Ich machte ihm die Sachlage klar und versicherte, ich würde jedenfalls mir eine Audienz erzwingen, und sollte es auch durch eine Bittschrift bei der Parade geschehen. Letzteres zog die Arretirung des Bittstellers und Einkerkierung nach sich, bis der Kaiser auf die Bittschrift antwortete, oft dauerte es Jahre. Da befohl der General-Adjutant seine eigene Equipage an das Thor und sagte: Gestern ist Buturlin von seiner Mission zurückgekehrt und vom Kaiser sehr freundlich empfangen worden, weil von Livland aus nur lobende Anerkennung seines Auftretens der Rückkehr vorausgegangen war. Buturlin wisse, wem er das zu verdanken habe, und müsse nach zwei Stunden beim Kaiser erscheinen;

nur er könne jetzt aushelfen. Daher sollte ich in seiner Equipage zu Buturlin eilen, ihm die Sache vorstellen und bei ihm seine Rückkehr vom Kaiser abwarten. Ich fuhr zu Buturlin, aber der Hofmeister desselben weigerte sich, mich zu melden, da er Befehl habe, Niemand vor der Audienz einzulassen. Ich setzte mich, um Buturlins Herauskommen abzuwarten und wich der Forderung des Dieners nicht. Das Hin- und Hersprechen lockte ein kleines Mädchen in's Zimmer und als dieses schwedisch grüßend näher trat, ließ ich mich in ein schwedisches Schwagen mit ihm ein, bis die Mutter das Kind rufend, hineintrat. Ich ging ihr entgegen und entschuldigte schwedisch mein Schwagen mit dem Kinde mit meiner Ueberraschung, im Hause eines russischen Obristen schwedisch sprechen zu hören. Die Frau erklärte das dadurch, daß sie in Stockholm geboren und erzogen sei, während ihr Vater dort in der russischen Gesandtschaft stand. Dann, sagte ich, sind wir alte Bekannte, denn als Sie so klein wie Ihr Töchterchen jetzt, waren, habe ich Sie schon kennen gelernt, als Ihr Herr Vater mich mit anderen Kameraden bei sich in Stockholm empfing, wir waren damals Dorpater Studenten. Ja wohl, sagte sie, erinnere ich mich der schönen goldgestickten Uniformen. Das war wieder ein Glück. Die Frau erwirkte alsfort Zutritt zum Manne, und der übernahm, das Anliegen zu erfüllen. Als er zurückkehrte, erzählte er: Der Kaiser habe seinen Bericht offenbar mit Befriedigung empfangen und dann ihn gefragt, wie er denn zu so genauem Einblick in die Unruhen gekommen sei? In seiner Antwort erwähnte er auch: der Pastor Walter in Wolmar habe ihm dazu verholfen. Da habe der Kaiser gesagt: derselbe, der in solcher Zeit seine Gemeinde verlassen hat und in Petersburg agitire? er werde ihn noch heute verhaften lassen. Darauf hatte Buturlin geantwortet: die Wolmar'sche Gemeinde, in der er selbst gewesen, habe nicht Theil genommen an der Bewegung, auch sei die Gemeinde während meiner Abwesenheit, in der ich Privatgeschäfte in Petersburg betreibe, durch einen zweiten Prediger besorgt. Uebrigens wisse er, daß eine Audienz bei meinem Kaiser mein sehnlichster Wunsch sei, um dessen Erfüllung ich mich dem Arreste gern unterziehen würde. Da habe der Kaiser gesagt: schon gut, was er mir sagen könnte, habe ich durch Dich schon gehört. Mag er nur heimreisen!

Nach Austausch gegenseitigen herzlichen Dankes fuhr ich nach Petersburg, überraschte Herrn von Poll zum Diner bei dessen Schwager und ließ ihn merken, daß ich die mir gelegten Fallen durch Gottes Gnade vermieden und nun wirklich, und zwar befriedigt reisen werde. Ich reiste, nachdem ich nochmals beim Minister gewesen, ihm Alles mitgetheilt hatte, und von ihm auf baldiges Wiedersehen entlassen war: „Dann werden Sie Zeit

haben Petersburg genauer kennen zu lernen! jetzt forgen Sie nur Benden-
dorf ungefährdet vorüber zu fahren.“ So war Perowskis anfängliche Stel-
lung zu uns.

12. Der Eintritt in das General-Consistorium und der König von Preußen.

Der erste Angriff gegen das Land war glücklich abgewehrt worden, und Walter fand sich in seinem Vertrauen zum Kaiser dadurch bestärkt. Die Umtriebe wurden beseitigt, das Land ward beruhigt und in einzelnen widerseßlichen Gemeinden durch militärische Aufsicht die Ordnung wieder hergestellt. Es war noch kein Rette zur griechischen Kirche übergetreten, denn der versprochene Preis, die Güter in der Krimm, war nicht disponibel; man hatte die Lockpeise zu weit gestellt. Am 19. März 1843 richtete der General-Gouverneur General-Lieutenant Baron Pahlen an Walter das Schreiben: „In Folge meines unterthänigsten Berichtes an Se. Kaiserliche Majestät über die, während der unruhigen Bewegungen des Livl. Landvolkes im Jahre 1841 durch eifrige und treue Erfüllung Ihrer Amtspflichten in Belehrung und Warnung der irregeleiteten Bauern, von Ew. Hochehrwürden erworbenen Verdienste, ist auf Unterlegung des Herrn Ministers der innern Angelegenheiten und Beschluß des Comité der Herrn Minister, Allerhöchst befohlen worden, Ihnen das Wohlwollen des Monarchen zu eröffnen. Indem ich nicht unterlasse, in Grundlage der von dem Herrn Oberhofmeister Perowski unter dem 12. d. M. deshalb an mich gelangte Mittheilung, Sie hiervon in Kenntniß zu setzen, bemerke ich zugleich, daß der Herr Minister der innern Angelegenheiten über diese Allerhöchste Gnadenbezeugung von Sich aus dem dirigirenden Senate vorgestellt hat.

Sehr bald aber zeigte es sich, daß neben dem Kaiserlichen Willen in Rußland eine Macht bestand, von der Livland alles Bösen gewärtig sein mußte; daß der Feind sich 1841 nur durch einen falschen Angriffspunkt eine Blöße gegeben hatte, nun aber auf neue Unternehmungen rüstete. An gefährdeten Blößen in Land und Kirche fehlte es nicht. Die Reformen der bauerlichen Verhältnisse, zu welchen der wohlgesinnte General-Gouverneur Pahlen drängte, fanden nun, da die Gefahr abgewandt schien, wieder vielerlei Bedenken und Verzögerungen selbst seitens wohlbedenkender Personen. Noch schlimmer stand es augenblicklich dort, wo das Ministerium selbst durch die Besetzung der höchsten Stellen unmittelbaren Einfluß besaß, wie in dem Generalconsistorium in Petersburg und dem Curatorium der Universität Dorpat.

Am 21. Sept. 1842 schreibt Pastor Fick aus Estland: Der liebe

Gott hat uns reichlich durch Guer Elend in Livland die Augen aufthun wollen, wofür wir ihm zu danken haben. Die Voreiligkeit unseres Feindes in seinen Plänen hat uns nur, wie ich hoffe, Gewinn gebracht; wir haben eine Zeit lang Ruhe, wohl uns, wenn wir sie recht benutzen und auf den Wegen, die uns noch offen stehen, still, ehrlich, kräftig und gottvertrauend auf unser Ziel hinarbeiten. So lange wir noch ein deutsches Herz, voll ehrlicher, evangelischer Liebe und einen Geist, der alle Dinge erforscht, auch die Tiefen der Gottheit, entgegenzustellen haben, wird's uns nicht fehlen. — Viel hoffnungsloser lautet ein Brief vom 22. Febr. 1842 von dem Rector der Universität Dorpat Ullmann: Kirche, Land und Volk, Universität — wohin wir blicken mögen, es sieht trübe, trübe, trübe aus. Unser armes Volk: Wird die unsägliche, unselige Verblendung gehoben werden? Kann der Beschluß des Landtages, von dem man jetzt hört, Segen bringen? Binden die Herrn sich nicht selber Ruthen, die sie von oben und unten erhalten werden und wird dabei nicht das ganze Land leiden? Es ist vielleicht das Allvernünftigste, sogleich, jetzt keine Veränderungen in der Verfassung eintreten zu lassen, sondern nur Achtksamkeit und Strenge hinsichtlich einzelner harter Maximen und Handlungen; wenn man aber nach ein paar Jahren nicht die nöthigen Veränderungen machen will, überhaupt dies nicht thun, welcher Geist regiert da? Wie soll das immer noch im Wahne befangene Volk zurechtgebracht, recht geleitet, vor den Klauen der Verführer und Versucher bewahrt werden, wenn sich da kein von einem Geiste belebtes Wirken machen will und nur einzelne tüchtige Prediger wie auf Oasen arbeiten? Wenn auch da keine Einheit und Gemeinschaft sich findet? Der griechisch russische Katechismus wird auf höhern Befehl in's Lettische und Esthnische übersetzt. Die Aussicht die Letten und Esten bald zur griechischen Religion zu haben, hat in Petersburg zu gut geschmeckt, als daß man da nicht fortarbeiten sollte. Nur bedeutende, unerwartete Veränderungen könnten da auch für unsere Kirche eine Veränderung des geheimen und offenen Eingreifens, Beschränkens, Unterminirens hervorbringen! Während mir schon im Gefühle des Genesens (ob ich ganz gesund werde? das ist eine andere Frage) ganz wohl ward, ach da ist mir das Herz bald zusammengeknürrt worden durch andere Gedanken und oft habe ich mich über meinen Kleinglauben schelten müssen! Unsere Kirche! Pauffler und Alot [die Vicepräsidenten des General- und Provincial-Consistoriums] sind bei mir gewesen mit unverbohlenem Grolle gegeneinander, mit falschen Ansichten beide. Pauffler sprach einiges Gute aus, anderes verstand er offenbar garnicht, namentlich die Herrnhutersache und kramte da unbedachtes, unhaltbares Zeug aus, einiges war echt Petersburgisches und weiter nichts.

Das Bewußtsein, daß er gerade der Mann der Kirche sein müsse, fehlte und er wollte nur der gute Mann sein, der's möglichst mit keinem verderbe, am wenigsten aber mit dem Minister. Wie es mit der Sache, worüber er mit unserem Consistorium in Opposition gekommen, werden wird, wie mit den verklagten Predigern, das vermag ich jetzt garnicht zu beurtheilen. Man wird aber immer in Petersburg glauben etwas thun und einige springen lassen zu müssen.

Die Nothwendigkeit, eine thatkräftige Persönlichkeit für das General-Consistorium zu gewinnen, veranlaßte es wohl, daß, trotz allen Widerstandes in den herrnhutischen und anderen Kreisen, in Petersburg durchgesetzt wurde, daß Walter am 11. Juni 1842 als geistlicher Beisitzer, Oberconsistorialrath, in das General-Consistorium berufen wurde. Er hatte in Petersburg durch sein entschiedenes Auftreten im vergangenen Jahre Anerkennung und Freunde gewonnen. Namentlich die deutschen und protestantischen Generale in der Armee und der Umgebung des Kaisers, die während ihres Dienstes in Rußland den Werth ihrer Kirche und ihrer Heimath ganz anders hatten schätzen gelernt, wandten Walter ihr volles Vertrauen und mehrfach eine rührende Liebe und Freundschaft zu. Die warme Begeisterung für die Kirche und Heimath fanden sie in ihm mit der Ehrfurcht und Bewunderung der großen Eigenschaften des Kaisers verbunden die in ihnen selbst lebte, und namentlich der persönliche Muth, der ihnen hier im geistlichen Gewande entgegentrat, ließ sie in ihm so recht einen Mann nach ihrem Herzen finden. Es waren viele tieffromme Männer unter ihnen, die Walter persönlich sehr lieb gewann und stets zu seinen treuesten Freunden zählte. Den Ruf in das General-Consistorium anzunehmen, bestimmte Walter zunächst nur ein einzelnes, fast persönliches Interesse, der Wunsch, dem neuen deutschen Gesangbuch, welches Ulmann ausgearbeitet hatte, für Livland die Genehmigung zu verschaffen. Es war das eine Aufgabe, die sein Bruder Julius schon Jahre lang mit Liebe vorbereitet hatte und die nun von Ulmann, mit der Pietät gegen eine geistige Hinterlassenschaft, ausgeführt war. Auch dieses Ziel war durch das Kirchengesetz von 1832 gefährdet worden, indem es ein einheitliches deutsches Gesangbuch für das ganze Reich in's Auge faßte. Auch hier war die freie Selbstbestimmung der Provinzen angetastet. Auf eine universellere Wirksamkeit, auf wesentliche Erfolge für die Kirche, konnte Walter nach der Einsicht, welche er in die Petersburger Verhältnisse genommen hatte, um so weniger hoffen, als selbst ein Zusammengehen mit dem Vicepräsidenten des Gen.-Consist. Paußler für ihn ausgeschlossen war. Walter hatte eine sehr üble Meinung von ihm, die er nie aufgegeben hat. Soeben erst waren durch eine arge Unbedachtsamkeit Paußlers eine Anzahl Prediger

livlands in den Verdacht der Pflichtverläumniß und Mitverschuldung der Bauernunruhen von 1841 gerathen, indem man selbst häßliche Privatsachen einzelner unwürdiger Personen in eine Beziehung zu jener Calamität des Landes gebracht hatte. Dadurch war der Ruf der livländischen Geistlichkeit in Petersburg auf das schwerste gefährdet und es zu einem Bruche zwischen dem würdigen Generalsuperintendenten von Klot und Pauffler gekommen. Walter fand nun die undankbare Aufgabe in Petersburg vor, in einer Reihe von Processen Geistliche gegen ungerechte Anklagen zu vertheidigen, deren Untauglichkeit für die Kirche ihm im Uebrigen selbst nicht zweifelhaft war. Hierzu kam, daß Walter sich unmittelbar vor seinem Eintritt in diese Behörde veranlaßt gesehen hatte in der Herrnruherstreitigkeit einen Bericht an den Minister gelangen zu lassen, der direct gegen die Pläne gerichtet war, die er von Pauffler begünstigt sah. In Folge dessen hatte Walter während seiner Amtsführung im General-Consistorium stets unter dem Widerstande des Vicepräsidenten seine Aufgaben durchzukämpfen.

Petersburg, 25. Juni 1842: Grüße Dich herzlich, liebe Frau, hier aus der großen Residenz. Mittwoch früh 4 Uhr war ich hier, da ich von Dorpat aus mit der Courierpost gefahren bin. Ich saß neben der Frau des Kammerdieners des Fürsten Dolgorucki, der heute im Duell gefallen ist. Ich wohne bei Pastor Taubenheim und spare die 40 Rubel Miethe für die Woche, die mich jetzt hier ein Zimmer nur mit Bett, Stuhl und Tisch kosten würde. Morgen trete ich in die Behörde. Was dann wird, und wie lange es währt — weiß Gott, der zum Guten helfen möge. Der König von Preußen ist der Silberhochzeit wegen schon länger hier. Alles ist aber in Peterhof und nach dem 1. Juli sollen sie zur Stadt kommen. Festlichkeiten giebt es jetzt täglich auf den Lustschlössern. 3. Juli: Habe hier viel zu thun, namentlich durch die gräßlich umfangreichen Aktenstücke, die um manches livländischen Predigers willen durchzulesen sind, denn — das Uebelste droht. Der Minister des Innern, Perowski, war gegen mich ganz freundlich; er spricht sehr reines Deutsch und hat guten Namen. Beim Fürsten Galizin habe ich drei Stunden zubringen müssen, in denen er sehr liebenswürdig war und mich herzlich wieder zu sich lud.

In Selagin war ich zum Feste und freute mich köstlichen Feuerwerkes. Diese Inseln liegen ganz paradiesisch und sind wunderschön bebaut. In Peterhof war ich auch zum Feste und sah die größte Illumination, die hier je gewesen, drei Millionen Lampen. Die hohen Herrschaften sah ich alle. Alexander hat ein sehr gutes und seine Frau ein melancholisches aber kluges Gesicht. Den König von Preußen sprach ich in der Peterskirche; nichts von Belang bot das Sprechen vor vielen Menschen; sein Gesicht spricht

von Milde und Geist; freilich nicht von jenem Herrscherfinne, den jeder dem Herrscher ansieht.

Das Weitere hierüber konnte damals nicht brieflich mitgetheilt werden, er fügt später an der Stelle hinzu: nicht geschrieben von der Verathung mit dem Könige von Preußen in der Peterskirche und im Park Leuchtenberg.

Walter hatte die Begegnung in der Peterskirche herbeigeführt, um in dem Könige einen Fürsprecher für die livländischen Glaubensgenossen beim kaiserlichen Schwager zu gewinnen. Sein Vertrauen zu den guten Absichten und dem edlen Charakter des Kaisers Nikolai war ein unbedingtes. Er hatte schon 1841 Alles von einer persönlichen Audienz beim Kaiser gehofft. Der Versuch, auf ungewöhnlichem Wege zu einer solchen zu gelangen, war damals mißglückt. Als Mitglied der höchsten Kirchenbehörde durfte er sich keiner Arretirung mehr aussetzen und die legalen Wege zum Ohr des Kaisers waren dem protestantischen Geistlichen völlig verlegt. So schien nur die Fürsprache des Königs von Preußen die Sicherheit zu bieten, die Wünsche der Kirche ohne Entstellung an den Kaiser gebracht zu sehen. Walter bat den König in der Peterskirche, ihm auch noch den Orgelchor zeigen zu dürfen, an dem freilich nichts besonderes zu sehen war. Auf der Stiege zum Chor befand er sich mit dem Könige allein und trug ihm sein Anliegen vor. Der König war unwillig und sichtlich bestürzt: Niemand dürfe ahnen, daß mit ihm geredet worden sei, es würde die ganze Lage verderben! — Einige Tage darauf jedoch befahl der König selbst Walter zu einer Unterredung in den Park Leuchtenberg. Hier durfte er ihm die Lage der lutherischen Kirche in Livland eingehend schildern und fand die wohlwollende Theilnahme eines leutseligen und edelgesinnten Herrschers. Ob und wie die Worte, die damals gesprochen wurden, weiter wirkten, blieb freilich das Geheimniß der Fürsten, vielleicht nur des Einen der Beiden.

Walter glaubte seiner Pflicht nachgekommen zu sein, wenn er auch diesen Weg nicht unversucht ließ, die Bitten seiner Heimath an seinen Kaiser zu bringen. Es blieb stets ein schmerzlich empfundener Widerspruch in seinem Gefühle, dem Kaiser Nikolai, dessen Herrschertugenden ihn mit Ehrfurcht erfüllten, nicht auch das Herz des Livländers in warmer Dankbarkeit entgegentragen zu können.

3. Juli: Ich befehe hier Manches, besuche Wenige, arbeite viel und hoffe nicht unnütz hier zu sein. Jetzt muß ich zum Präsidenten des General-Consistoriums, Graf Tiesenhausen, um für die nächste Sitzung mich zu besprechen. Ich werde auch in meiner Sache mit Pauffler noch vor die Klinge, hoffe aber nicht über sie zu springen. Vietinghoff, Eckardt, Wahrhusen vergiß nicht von mir zu grüßen.

9. Juli: Wir haben heiße Tage gehabt und sehen noch heißeren entgegen, unter einer Hitze als wollte der Vesuv gebären. Die Hauptgeschäfte enden heute, die bleischweren sind hinter uns. Zu arbeiten gab es einige Tage; — im Winter giebt's wohl mehr; — hoffentlich!

13. Juli: Heute will ich nach Zarskoje und Pawlowsk, um Abschied zu nehmen und den Dannecker'schen Christus zu sehen. Man könnte übrigens Jahre hier verbringen mit bloßem Besehen — so viel Schönes bietet der von Menschenhand zum Paradiese umgezwungene Morast in den Lustschlössern und Datschen und bieten die von Kostbarkeiten überladenen Gemächer der Paläste mit ihren mannichfachen Meisterwerken. Der Kaiserin Brunkgemach ist eitel Pracht! Das freilich bietet kein deutsches Fürstenhaus, noch sonst eines in Europa. — Grüß all' die Anfrigen, auch den Hausleuten sag meinen Gruß. Zu Hause ist's doch am Besten; d'rum steht auch da nur mein Sinn hin. Den 26. Juli hoffe ich bei Euch zu sein. Am 27. beginnt der deutsche Confirmandenunterricht und die Meldung geschieht Morgens im Pastorate. Schreibe ich nicht, so predige ich mit Gottes Hülfe schon am 26. in Wolmar. — So kam es wohl vor, daß er Tag und Nacht reisend erst zur Zeit des Gottesdienstes in Wolmar eintraf, den Wagen gleich vor die Kirche dirigitte und erst nach den Amtsgeschäften die Seinigen begrüßte.

Auf der Durchreise pflegte er in Dorpat stets den dortigen Letten zu predigen, da sie keinen eigenen Geistlichen hatten und ebenso besorgte er von Petersburg aus die lutherischen Letten, die auf der Flotte von Kronstadt dienten. Diese Predigten zunächst in Kronstadt, dann auch in Petersburg selbst, erfrischten Walter geistig in der ermüdenden und meist niederdrückenden Arbeit der Behörde, für die er ohnehin wenig geeignet war. Nur die liebevolle Gastfreundschaft, die er in diesen Zeiten stets im Hause des Pastor Taubenheim erfuhr, der herzliche Verkehr mit dem alten Geheimrath Christian Beck, dem Freunde seines Vaters, und dem würdigen Veteranen, dem Akademiker Parrot, denen sich bald ein größerer Kreis von alten und neuen Bekannten gesellte, machten ihm das Leben fern von den Seinen in der Hauptstadt erträglich.

13. Die Absetzung des Rector Ulmann und die Rettung der theologischen Fakultät von Dorpat.

Ulmann hatte in Dorpat die Erbschaft seines Vorgängers im Amte, seines Freundes Julius Walter angetreten. Alles was jener durch sein Streben für das Gemeinwohl und ideale Zwecke sich verbunden hatte, begrüßte in seinem Nachfolger auch den Gesinnungsgeoffen und fand diese

Erwartungen völlig erfüllt. Ullmann gewann in kurzer Zeit eine leitende Stellung an der Universität und wurde der Vertrauensmann aller wohl-
denkenden Lehrer, der väterliche Freund der Studenten und stand augen-
blicklich auch als Rector an ihrer Spitze. Der Rector aber hatte in Dorpat
noch einen Curator über sich in dem russischen General von Krafftström, einem
Mann ohne Bildung, ohne jedes Verständniß für dergleichen wie eine
Universität, und mit den Begriffen militärischer Subordination und Regle-
mentirung. Im Jahre 1840 hatte Ullmann die Anfrage des Grafen
Tiefenhäusen, der ihn zum Vicepräsidenten des Generalconsistoriums nach
Petersburg zu berufen wünschte, abgelehnt. Das Jahr darauf aber hatten
sich die Verhältnisse an der Universität schon soweit verschlimmert, daß
Ullmann zweifelhaft ist, ob er nun noch in gleicher Weise den Ruf zum
Generalsuperintendenten nach Kurland abweisen dürfe. Nur die Bitten
Walter's und seiner Freunde in Dorpat erhielten ihn noch der Universität.
Er schreibt: 21. Februar 1841. Andererseits war mir zu Muth als
könne in nächster Zeit etwas geschehen, das mir ein solches Ablehnen bitter
schmerzlich auf's Herz würde. Ich kann es nicht leugnen, wohl fühle ich
mich in meiner Stellung als Rector durchaus nicht und es kann über
kurz oder lang sich im Rectorate etwas zutragen, was mir mein Hiersein
auf immer verleidet, trotz alles des Applauses und des sehr freundlichen,
von mir nicht genug anzuerkennenden Entgegenkommens von Seiten meiner
Collegen und der Studenten. Ich glaube auch zum Professor nicht
besonders berufen zu sein und es scheint mir oft, als hätte ich meine Mission
hier erfüllt, als sei nun eben, was ich mit meinen Kräften habe thun können,
geschehen und von mir nichts besonderes mehr zu erwarten. Dagegen bilde
ich mir ein, für die Stelle eines Generalsuperintendenten von mehreren
Seiten vorbereitet zu sein und dadurch manches vollbringen zu können.
Die trüben Aussichten, die hier fortwährend sich darbieten und die der
Curator an demselben Tage in einem Gespräche mir recht fühlbar zu
machen wußte, — das Vertrauen der Kurländer, der Gedanke, ich sei für
jene Stelle geeigneter und würde dort mit größerer Freubigkeit arbeiten,
die Neigung zum Dünalande der Jugendheimath, die Aussicht, fortfahren
zu können in den Arbeiten für's Lettenvolk, die sonst für immer nur an-
gefangenes Stückwerk bleiben, — das Alles kam über mich, wie ein Ge-
wappener.

Dann schreibt er den 23. Februar 1842: Bei uns in unsern
Universitätssachen geht es über die Maßen kläglich. Die Un-
verschämtheit und Rücksichtslosigkeit, mit der das Conseil und die Einzelnen
behandelt werden, die Perfidie Einzelner unter uns selber, hat schon einen

hohen Standpunct erreicht, so daß ich mehr als einmal trotz meiner jetzigen wirklich größeren Freude in meinem Berufe als Professor der praktischen Theologie, mit bangem Herzweh, mit tieffter Demüthigung dessen gedacht habe, wie es mir keineswegs möglich ist, meinen Abschied den Leuten vor die Füße zu schmeißen. Denn ob ich auch die errungene Pension, die wahrlich nicht leichten Kaufes errungene, für Weib und Kind aufgabe, ich hätte ja nicht einmal Brod für sie, da meine Brust mir wahrscheinlich für immer die Uebernahme einer Predigerstelle verbietet. Der Curator großt mir fortwährend und möchte mir gar zu gern etwas anhaben. Vielleicht giebt man mir noch meinen Abschied, womit man jetzt leicht bei der Hand ist. Man wird uns bald aus dem Pädagogischen Hauptinstitute auch Professoren schicken. Aber der Herr wolle uns nicht fallen lassen! Er schütze, erhalte, stärke Dich ferner! Es muß doch gehen, wie Er will und Sein Licht kann uns Niemand rauben.

Auf die kurze Sommerfigung des General-Consistoriums von 1842 folgte eine lange im Winter 1843, denn der politische Horizont des Landes hatte sich inzwischen wieder schwer bewölkt.

Petersburg, 13. Januar. Heute habe ich den beiden Präsidenten der Behörde die Visite gemacht und beim Director des Ministeriums mich gemeldet, wie auch einigen Freunden guten Tag geboten. Morgen mache ich dem Minister meine Aufwartung und übermorgen beginnen die Sitzungen. Unfereins, der immer gleich die Sache fassen möchte, hat's doch schwer; während im Herzen und Kopfe eine Menge nur zu sehr interessirende Dinge rumoren, Visiten zu machen und ganz gleichgültig und leer an Herz und Kopf sich zu gebärden bei Leuten, die sehr wohl wissen, daß man auf Nadeln steht. Ich komme mir wie ein Hund dabei vor, der auf's apporte wartet. Die Schule mag gut sein, ist aber beschwerlich; sie zwingt Alles ruhig zu behandeln, dämpft aber auch ganz heilsames Feuer, sie entmuthigt, erbittert und macht die Geschäfte zu Sachen, die eben nichts als Klugheit in Anspruch nehmen dürfen.

Es liegt viel Wichtiges hier vor; Gott helfe nur! Ich wünsche eine Bearbeitung der Frage: Warum ist die Bildung protestantischer Theologen in Seminarien statt auf Universitäten durchaus verwerflich? „durch den zweiten Buchstaben im Namen unseres Söhnchen.“ (U. d. h. Ullmann; die Namen werden in diesem Jahre nie genannt, sondern vorsichtshalber in allerlei Weise umschrieben; Ullmann heißt immer: der Buchstabe und für ihn wirken, Buchstabiren.) Dabei ist zu berücksichtigen, daß doch Katholiken und Griechen ihre Geistlichen in Seminarien erziehen und ebenso Herrnhuter! Ich habe die Arbeit so bald irgend möglich

nöthig und erwarte sie von dem Buchstaben, dem Du den Brief unter Adresse seines Nachfolgers zuschicken kannst. Ich fange selbst heute eine Bearbeitung der Frage an, werde sie aber nicht abschließen ehe ich jene habe, um was Vollständiges zu geben. Mich dünkt, es sollte möglich sein zu hindern, daß b auf a folgt, ob a auch schon ausgesprochen ist, a ist aber der Buchstabe. — Die Befürchtungen Ullmann's waren eingetroffen. Es war dem Curator von Dorpat gelungen, den ihm mißliebigen, von Studenten und Professoren gleich sehr verehrten Rector zu beseitigen. „Ullmann ward 1842 um seines reinen und wie dem Kaiserhaufe, so dem deutschen Vaterlande treuen Sinnes und um seines unbedingten Einflusses auf die Studenten willen durch Allerhöchsten Befehl seines Amtes entlassen und aus Dorpat verwiesen worden. Es geschah ohne alle Untersuchung und angeblich, weil er einen Becher von den Studenten zu seinem Geburtstage angenommen hatte, da dem russischen Geseze nach es verboten sei, daß Untergebene ihrem Vorgesetzten Geschenke machen und weil er der akademischen Sitte gemäß, als die Studenten im Aufzuge vor sein Haus kamen, hervorgetreten war, um ihnen für das Vivat zu danken.“ Durch Nacht und Nebel ohne den geringsten Verzug, in einem furchtbaren Unwetter mußte der leidende Mann, der Rector der Universität, von einem Gensd'arm geleitet, wie ein Verbrecher, das Weichbild der Stadt verlassen. Es war ein Meisterstück des Ministers der Volksaufklärung Uwarow. Einen Akt derartig brutaler Gewalt hatte man seit einem Menschenalter in Livland nicht mehr erlebt und damit der ernstesten Sache die lächerliche Seite nicht fehle, wird ein derartiges Gesez herbeigezogen, als hätte man Veranlassung in Petersburg auf Bestechungen in Livland zu jähnden! Den Tag nach Ullmann's Entfernung, zum Todtenfeste, den 22. November 1842, sprach der Pastor Bienemann in Dorpat im Kirchengebet: „Schließlich muß ich die ganze Gemeinde insbesondere noch zur Fürbitte vor dem Herrn für einen Mann, für einen Bruder auffordern, der die Zierde unserer Hochschule, der der Stolz und die Freude der Herzen aller der Seinen war; dem der Dank, die unauslöschliche Liebe und die vollste, tiefgefühlte Anerkennung und Hochachtung der ganzen hiesigen Hochschule, der ganzen Stadt und auch unserer ganzen Gemeinde gebührt und gewiß im reichlichsten Maße zu theil geworden ist, und zu Theil werden muß von Alt und Jung, von allen seinen Schülern und Jüngern, von allen Jüngern dieser Hochschule, unter denen er in so reichem, unvergänglichem Segen gewirkt hat; von allen seinen Freunden und Brüdern, von allen den Seinen und namentlich auch von unserer hiesigen lettischen Gemeinde, von unserer Schwesterngemeinde, deren Freund, deren Tröster, deren geistlicher Vater er war und die nun wieder so ver-

waist daſteht! Ach, wir haben ihn hinausziehen geſehen, in die finſtere Nacht hinaus, und das Herz der Seinen, alle redlichen und rechtiſchaffenen Herzen, mußten und müſſen darüber bluten und brechen! — Ja ihm folgt der Dank, die unausſprechliche Liebe, die wohlverdienteste und wohlbegründetſte Anerkennung und Hochachtung von allen den Seinen, von unſer Aller Herzen nach. Denn auch hier, in dieſer unſerer Gemeinde, und von dieſer Stätte herab, hat er ja oft die Herzen erbaut, geſtärkt, getröſtet und zum Herrn geführt, und wir werden ihn alle ſchmerzlichſt, ſchmerzlichſt vermiſſen!

O laßt uns darum für ihn beten, unabläſſig für ihn beten, hier öffentlich, — und daheim, in unſerm ſtilen Kämmerlein, und laßt uns zum Herrn, Herrn flehen, daß nur Er, Er ihn nicht verlaſſen wolle! Rein, das wiſſt, das wirſt Du nicht thun, allmächtiger, barmherziger Herr und Heiland unſrer Herzen! Wie Du ihn dieſe Nacht durch die Finſterniß hinausbegleitet haſt, ſo wolkeſt, ſo wirſt Du ihn auch ferner nicht verlaſſen! O Herr, ſei Du ſeine Stütze, ſein Troſt, ſein Labſal, ſeine Erquickung! Sei Du der Fels und der Hort ſeines Heils! begleite ihn mit Deiner Gnade, mit Deinem Segen, mit Deinem allmächtigen Beiſtande, wohin Du ihn führeſt und ſei auch der Seinen aller Rath, Schutz, Troſt, Helfer und Beiſtand! O Herr, verlaß Du ſie nicht in ihrer Angſt und Noth, ſei Du mit ihnen in dem Kummer und der Trauer ihrer Herzen!

Uns Allen aber, o Herr, ruſ' es doch auch durch dieſes theuren Mannes Beiſpiel, und ſelbſt durch ſein ſchmerzliches Scheiden von uns, recht tief, recht laut und lebendig in unſere Herzen hinein: Wacht, wacht und betet; denn Euer Widerſacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe und ſucht, welchen er verſchlinge. Dem widerſtehet feſt im Glauben und wacht! Ja, ſteht feſt im Glauben, wacht und betet; ſeid männlich und ſeid ſtark! O Herr, Herr, und durch jegliches Trübfal unſerer Herzen und unſres Lebens ziehe doch unſre Herzen nur immer mehr und immer völliger zu Dir hin! Lehr' uns beten, Lehr' uns ſprechen: Herr, Herr, wenn ich Dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde! Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, Herr, mein Gott, allzeit meines Herzens Troſt und mein Heil! Amen, Amen, Hallelujah, Amen. — Es gehörte Muth dazu, in jener Zeit dieſes Gebet zu ſprechen, denn der Curator Krafftſtröm und der Miniſter Uwarow werden ſich über den „brüllenden Löwen“ nicht gerade gefreut haben. Man mußte nach dieſem Vorgange auf Alles geſaßt ſein und in der That hatte der Miniſter Uwarow einen zweiten verderblicheren

Alt schon in Bereitschaft, an dessen Abwehr die ganze Zukunft des Landes hing. Als Walter auf seiner Reise nach Petersburg in eine Schneewehe geräth, aus welcher der Schlitten ausgegraben werden muß, findet er sich in unmittelbarer Nachbarschaft eines in gleicher Weise verunglückten Reisenden, in welchem er den Rector von Dorpat, Professor Neue, den Nachfolger Almanns erkennt. So gewinnt Neue die Möglichkeit, Walter mitzutheilen, was er im letzten Augenblick bei seiner Abreise aus Petersburg als tiefes Geheimniß erfahren hat, daß dem Kaiser die Aufhebung der theologischen Fakultät in Dorpat und die Gründung eines theologischen Seminars in Reval unterbreitet werden sollte. Neue empfiehlt Walter die größte Vorsicht an, da man gar nicht wisse, wer alles schon in den Plan eingeweiht sei und ihn unterstütze und bittet ihn, das Seinige zu thun gegen diesen vernichtenden Schlag, der Universität und Land bedrohe.

So kommt Walter, mit diesem verhängnißvollen Geheimniß belastet, nach Petersburg. Unter den Wohlgefinnten ahnt von der Sache Niemand etwas; die Wenigsten wollen ihm überhaupt Glauben schenken, die einen in ehrlichem Unglauben an das Unglaubliche, andere vielleicht als Mitwissende. Alle Kräfte müssen nun gesammelt und in einer Richtung in Wirkung gesetzt werden, um eine starke Gegenstimmung gegen den Minister zu erwecken.

17. Januar. Den alten Parrot habe ich in voller Thätigkeit gefunden, Gott verhüte es, daß sie zu groß sei. Er ist ein herrlicher Mann; scheint nur, daß seine Zeit vorüberging. Das Gesumme der Glocken, die wir in Bewegung gesetzt haben, wird immer stärker, so daß vom vielen Läuten alle Lust bewegt ist; große und kleine Glocken sind in Thätigkeit und es summt in den Ohren fort, auch wenn es nicht mehr läutet. Sanguinische Hoffnungen und ernste Befürchtungen wechseln. Ich halte es mit den Letzteren, wenn ich auch gern um Erfüllung der Ersteren bitte. — Eine Reihe von Memorialen über die Universitätsbildung protestantischer Geistlicher werden ausgearbeitet und in Umlauf gesetzt. Baron Hahn, Graf Pahlen, die Minister Kantrin, Perowski, Bentendorf, die Akademiker Baer und Parrot, die Großfürstin Helene und viele andere hochgestellte Personen werden über die Bedrohlichkeit der Lage unterrichtet.

„Heute predigen sie hier über die Hochzeit zu Kanaan. Ich möchte als Thema nehmen, das Haus ein Gotteshaus, ob's auch eben nicht Hochzeit wird. Da fehlt's, da drückt's. Er sagt dem Bitter, was habe ich damit zu schaffen, — da wird das Wasser aber doch immer wieder Wein, wartest Du nur in demüthiger Geduld, daß seine Stunde kommt, um in der zu thun,

was er gebeut, und wär's auch Andres nicht, als das Thränenkrüglein gar zum Ueberfließen zu füllen, mit dem bittern Mara-Wasser.

Die sogenannten Frommen arbeiten hier gegen Ulmann, ihn für das juste milieu erklärend in Glaubenssachen, und darum — alles dessen schuldig, was Schuld gegeben wird. Will in das Nest ein wenig hineinblasen. Sonderbare Zeit und gar sonderliches Feld hier. Wollt' man's nirgend, so müßte man's hier lernen, daß der ganz ehrliche, aber nirgend besprochene Weg der einzige kluge ist. Man hat Gegner, sieht sie aber nicht, Freunde, kennt sie aber nicht. Vertraue Dich hier einem an, — so erklingt's da; Du meinst zum Gleichgesinnten zu sprechen und haßt dem Gegner Dich vertraut! — Es ist doch besser daheim im Dorfe. Diese abgeschlossene, sich selbst vertrauende Weise muß die Selbstsucht hervorbringen, die in den meisten der fertigen Hauptstädter einem entgegentritt. Der Chemiker aus Dorpat hat sich ganz gemein benommen, in Bezug auf das Geschehene! (Die Absetzung Ulmanns). Ein edel Paar er und Jacobi. „Man ist noch weit zu milde verfahren! Er ist die Wurzel alles Bösen,“ war das Urtheil eben gewesen, als die Nachricht des Geschehenen übertrieben hier ankam. Was Wunder! Der schändliche Kerl hat erzählt, Ulmann habe mit Studenten auf der Straße gesungen u. s. w. Das wird ihm nach Hause kommen!

Der Minister Uwarow hat zum 25. Jahre seines Dienstes im Ministerium der Aufklärung von seinen Verehrern, leider auch von Deutschen (Jacobi u. s. w.), einen solennen Festtag ausgerichtet bekommen. Der Kaiser hat ihm zum Feste nichts geschenkt. Von den Ministern waren Etliche nicht gekommen. Steifheit hat geherrscht und den Abend starb dem Armen seine Tochter bei der Geburt ihres todten Kindes.

23. Januar: Ulmann theile mit: Uwarow hat sein 25jähriges Jubiläum gefeiert und vom Kaiser keine Gnadenbezeugung erhalten. Die Medaille, die die Akademie ihm prägen ließ, erlaubte der Kaiser ihm darzubringen, „ob es wohl eigentlich gegen den Paragraphen des Ewob ist, so möge sie angesehen werden als Geschenk, das Nichtuntergebene dem Oberen bringen!“ [Auf daselbe Gesetz hin war Ulmann eben abgesetzt worden, und die ausgezeichneten Professoren Bunge, Volkmann, Madai waren ihm gefolgt.] General-Adjutant Lütke, Professor Bunge's Vetter, brachte Uwarow denselben Tag einen Brief an ihn in der Dorpater Angelegenheit, den er dem Kaiser zeigen solle, widrigenfalls werde er ihn selbst dem Kaiser bringen. Uwarow mußte, und gestern unterschrieb der Kaiser: Bunge soll frei stehen, nach Kasan zu gehen oder den Abschied mit der ihm jetzt zustehenden Pension zu nehmen. Uwarow soll Urlaub in das Ausland erhalten. Von der

Sache unserer theologischen Fakultät ist jetzt noch wenig zu hören, und möchte sie wohl vor's Erste ruhen. Die Stimmung ist gut. Arbeit giebt es noch vollauf, aber vor's Erste geht es ganz erfreulich. Ob es aber so bleibt? Gott möge walten. Morgen predige ich lettisch und den folgenden Sonntag deutsch in der Petri-Kirche. Am Leibe bin ich gesund, im Geiste viel bei Euch, wo's doch besser ist.

25. Januar: Uwarow's Reise ist noch unsicher; vielleicht nur Gerücht. Der Tod seiner Tochter hat ihn mitleidige Leute finden lassen. Der Kaiser ist übrigens über ihn unmutig; aber für Ulmann ist nichts zu hoffen.

29. Januar: Der Kaiser hat auf die Eingabe für Ulmann geantwortet: Die Darstellung mag ganz richtig sein; aber der Minister ist mir nützlich und ich mag nichts thun, wodurch ich seinen Dienst verliere. Zu seiner Frau hat er schon den Tag vorher gesagt: spricht darüber nicht, — ich mag's nicht hören. So ist denn die Hoffnung, daß ein U falle und das andere wieder auferstehe vereitelt; und doch ist für die Zukunft meiner Meinung dadurch gewonnen daß die richtige Darstellung als richtig angenommen ist. Ich habe die Darstellung gelesen, sie war brav und das Duplikat, das die Antwort endlich erzwang, noch braver; für Ulmann auch.

31. Januar: Eben komme ich aus der Kirche, wo ich vor zahlreicher Gemeinde gepredigt habe. Diese Woche geht es an die schwersten Arbeiten dieser Juridique, so weit sie schon vorliegen. Gelingt mir's durchzudringen, so kann ich zufrieden nach Hause fahren, für diesmal. Für Ulmann ist aber nichts mehr zu machen, und der letzte Gang, den ich morgen gehe, wird wohl auch vergeblich sein. Desto besser scheint es sich von unten zu machen. — Walter hatte unter den Freunden Ulmann's eine Sammlung veranstaltet, um dem verdienten Manne wenigstens die Nahrungsorgen zu sparen. Es kam bald ein Betrag von 5000 Rbl. zusammen. Ulmann war schwer zu bewegen, das Geld anzunehmen. Er trug sich schon mit dem Gedanken, Landwirth zu werden, um den Seinen das Brod zu schaffen. Andererseits erwartete er, der Kaiser werde, eines Besseren belehrt, ihm noch eine Pension bewilligen: „Eine Pension vom Kaiser nehme ich allerdings als Anerkennung dessen, daß er mich unverdienter Weise außer Brod gesetzt, an. Hier aber komme ich mit meinem Gewissen über einiges nicht hinüber. Erstens will es durchaus nichts von meinem besonderen Verdienthaben wissen und weist das Annehmen solcher Gabe von der Seite her in jedem nüchternen Augenblicke rund ab. Ich kann die Darbringung durchaus nur als Unterstützung eines solchen, der für Unterstützung bedürftig gehalten wird, ansehen, denn kein Mensch hätte daran auch nur gedacht, hätte ich eigenes Vermögen; dann fragt sich's

aber: bin ich das wirklich? Bleibt mir kein anderer Weg übrig? Außerdem fällt mir schwer auf's Herz: wirfst du ohne bestimmte Anstellung, ohne daß dir jeder Tag deine Berufspflicht zuweist, dem Vertrauen entsprechen, das man in dich setzt, indem man dich mit solchen Gaben zur Arbeit für das Vaterland ausrüstet? O glaube mir, das ist eine schwere Stellung für mich, so wie ich mich kenne." Der vortreffliche Mann wurde aber doch durch die allgemeine Verehrung und Dankbarkeit, die ihm in Livland damals entgegentrat, von der Berechtigung dieser Hülfeleistung seiner Freunde überzeugt. „Das Zusammensein mit den Pastoren hat mir recht wohl gethan. Es sind doch wackere und tüchtige Leute darunter. Die adligen Herren haben mir viel Theilnahme und äußere Achtung bewiesen, wollte Gott, das gälte wirklich einem Größeren, als dem: er hat geholfen, unsere Rechte zu vertreten." Durch eine kleine Erbschaft verbesserten sich später die äußeren Verhältnisse Umann's so weit, daß er wenigstens in Riga ohne schwere Sorgen gemeinnützigen Aufgaben leben konnte. Er arbeitete an der Herausgabe eines neuen deutschen Gesangbuches, an der Redaction seiner Zeitschrift, war Präses der Bibelgesellschaft, Director der lettischen litter. Gesellschaft und der practischen Bürgerverbindung und leitete als Schulrath der Oberlandsschulbehörde das Seminar in Walk. Erst eine spätere Zeit sollte ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

4. Februar. Die guten Nachrichten des letzten Briefes sind leider wieder zu Wasser geworden, — und wir biegen, — wer weiß zu welchem Ende. Morgen rutscht meine letzte Arbeit vor: Gott gebe ihr Gedeihen. Die bisherigen sind zwar manche nicht so weit gediehen, als ich es gewünscht hätte; jedenfalls aber haben sie etwas und wenn auch nur den Anfang bewirkt und das Aergste gehindert. Gott gebe nur, daß zwischen dieser Juridique und der nächsten nicht böse Sachen kommen! Gegen das Aergste legen wir pränumerando Verwahrung ein. Die Bauern-Angelegenheiten machen sich nicht nach meinem Wunsche; — doch wer weiß, wohin Gott es lenkt. Unser trefflicher General=Gouverneur (Pahlen) scheint allein zu stehen.

8. Februar. Es giebt hier sehr viel zu thun und unsere Session wird wahrscheinlich lange dauern. Heute reiche ich meinen ersten Protest gegen einen Beschluß, den ich nicht hindern kann, ein und hoffe, Wohlfeld (der livländische weltliche Professor) tritt mir bei. Gott lob! bei aller Entschiedenheit, mit der ich Unrecht abweise, werde ich noch persönlich nicht angetastet, wie es wohl anderen passirt; wolle auch Gott davor mich künftig sichern. Es ist aber doch besser, mit offenen und noch so heftigen, aber noblen

Gegnern zu thun zu haben, als mit heimlichen und heimtückischen Weiberknechten.

9. Februar. Mein gestriges Protestiren hat geholfen. Die Sache kommt noch einmal vor, und Gott gebe ein ander Ende! Parrot hat den dritten Brief Ulmann's wegen an den Kaiser geschrieben und um volle Pension für ihn gebeten. Benfendorf hat versprochen, die Sache mit aller Kraft zu unterstützen. In wenig Tagen muß die Antwort heraus.

10. Februar. Meine schwersten Arbeiten sind fertig und an den Mann wie an Männer gebracht; Gott gebe seinen Segen. Unser Bleiben zieht sich noch lange aus. Es wird stark gebogen, welcher Arm oben bleibt? wer das wissen könnte! Es drohen aber noch andere schwere Gewitter und scheint es, als wäre der Zauberer in Angst, er könnte abtreten müssen, ehe alle Kunststücke angebracht sind. Und tritt er ab, folgt ein anderer gleichen Kalibers. Es ist ein bunt Treiben in diesem Karneval.

14. Februar. Es wird hier sehr bunt und die Juridique sehr schwer. Ich weiß nicht, ob es uns glückt, nach Hause zu kommen, ohne angepöbeln zu werden von der eigenen Kirche. Mir soll's indeß nicht ohne Unrecht geschehen. Die theologische Fakultät wackelt und damit die Universität als eine deutsche gewiß. Es ist schon sehr weit gegangen und ich habe viel *Resumés* und *Memoires* zu schreiben und dazu zu denken; namentlich da viel Besuche bei so manchen, die ein wichtiges Instrument spielen, zu machen und dazu viel zeitraubende *Diners* einzunehmen sind. Ja, hilft Gott, der jetzt allein helfen kann, durchbringen, — dann bin ich nicht unnütz hier gewesen und mancher ahndet dann im Schlafe nicht, was von ihm abgewehrt ist. Daß mir die Arbeit lieb ist, weißt Du; dies Arbeiten aber greift das Herz an. Durch meine Feder sind wichtige Sachen gegangen. Ulmann danke für die bewußte Arbeit. Ich thue für ihn was ich kann, denn ich lasse mich nicht irren und in die Falle locken: daß bei Gefährdung allgemeiner Güter die Gefährdung des Einzelnen soll vergessen werden. Das kann aber vielleicht das Neue nur bezwecken; wenn was böser wäre, das Alte nicht nur ein Wegweiser zum Neuen war. Gott behüte Euch alle. Ich bete für Euch, thut Ihr's auch für uns hier, es kommt Euch selbst zu gut. Leb wohl, mein liebes Herz und ängstige Dich nicht. Persönlich bin ich in keiner Gefahr und Arbeiten ist ja mein Leben.

21. Februar. Meine Hauptarbeiten sind von Stapel gelaufen; einer jedoch will Pauffler gern noch im Hafen einen Last beibringen. Ich sehe nicht gern, daß ihm's gelänge. Morgen und übermorgen bin ich in Kronstadt bei den Letten. Ich freue mich darauf recht herzlich; aber

weit mehr freue ich mich auf die eigne Gemeinde wieder! Es ist gar zu schwer, sie so lange Zeiten verlassen zu müssen; wenn auch die wichtige Zeit hier viel mildert. Schreibt doch Piers: wenn er was beitragen kann, so möge er hindern, daß man in Dorpat das Maul so voll nimmt von Uwarow's Fall, Ulmann's Rückkehr, Pension ıc. So weit ist's noch nicht, ja es kommt vielleicht nie so weit; und jenes Vorreden wird hier von den Gegnern der guten Sache zu Schaden ausgebeutet!

25. Februar. Montag habe ich 1500 Letten in Kronstadt besorgt und 170 im Krankenhaus; das ist aber ein Krankenhaus! Ein wahrer Palast für 3000 Kranke und durchgängig die reinste Luft. Ich habe scharf zu kämpfen gegen Ulmann's Feind (Uwarow), dem heute ein Memoire von mir über Seminare übergeben wird, und ebenso ernst gegen unsern Vice-Präsidenten, der in Allem ein arger Jesuites ist nun Gott vergebte ihm's! Mit manchem schweren Kampfe bin ich fertig und habe viel Haar lassen müssen; aber doch den Hauptschaden verhindert; — manch anderen Strauß weiß ich noch nicht zu Ende zu führen.

26. Februar. Gottlob! In der Hauptsache ist's gut gegangen, und zwar ehe Einer die Miene annehmen konnte, er habe nachgegeben um des Memorials willen. Die theologische Fakultät bleibt unverletzt! Gott segne die Stunde, die das zu Wege gebracht an allen, die daran Theil hatten. Ich bin dabei nicht ohne Selbstsucht; aber auch fern von Selbstsucht: da Andre, denn ich, sich rühren mußten zu so gedeihlichem Ende. Gott helfe nun auch noch die übrigen und größeren Interessen so gedeihlich gelöst zu sehen!

Wenn ich Montag, nach dem 15. März, nach Hause komme, wünsche ich die Badestube fertig geheizt zu finden. Du siehst, wie ich gleich damit anfangen, meinen Leib zu Hause zu pflegen, trotzdem daß die Hiesigen sich alle erdenkliche Mühe geben, ihn mir zu verwöhnen.

27. Februar. Gott grüß Dich meine Herzensfrau und die Kinder und alle Lieben. Allmählich will mir's doch gar zu lange werden; — und doch bin ich selbst allein schuld, daß es so lange währt. Denn drei Sitzungen gingen verloren, weil ich immer nicht ja sagen wollte, und wieder zwei aus demselben Grunde. Hätte ich nicht zuletzt doch den Sieg behalten, so müßten die Anderen mich schier für einen eigensinnigen Bock halten. Gottlob, es ging und geht hoffentlich auch mit der letzten größeren Sache gut. Aus der vorletzten Sitzung kam ich ganz krank, so ging mir's auf die Knochen ruhig zu sein, während ich innerlich kochte.

In Kronstadt und Zarskoje Selo, wie in Petersburg habe ich lettisch gepredigt, und in Petersburg thue ich's morgen wieder. Deutsch habe ich

auch in der Johanniskirche gepredigt und werde ich morgen in der Peterskirche predigen; und ehstnisch habe ich 900 Soldaten das Abendmahl verabreicht. So habe ich amtlich auch gearbeitet, und das ist gut: sonst käme ich ganz verrostet heim.

Thut der Minister, was ich wünsche, so bekommen wir Arbeiten, die noch eine Woche nehmen können. Du siehest, wie ich doch dem Amte die Ehre gebe, nicht mein Sehnen beachtend.

Den 4. März bestärkt ein Brief von Parrot die Ueberzeugung, die Sache mit der Fakultät sei geordnet. Walter hatte mit der Ablehnung des Seminars den Vorschlag der Einführung eines praktischen Probejahres der Kandidaten verbunden. Parrot schreibt: Die Vertheilung der Theologie-Kandidaten ist vom Kaiser genehmigt und dem Minister des Innern der Befehl dazu gegeben worden. Also auch keine Abschaffung der theologischen Fakultät. Meine Gesundheit erlaubte mir nicht, diese völlige Zusicherung abzuholen. Liebe, Freude, Hochachtung von Ihrem Parrot. Glig.

8. März. Dies ist mein letzter Brief! Montag hoffe ich bei Euch zu sein!

9. März. Halt, halt! Mit der Fahrt geht's noch nicht. Nächstens schreibe ich, warum! Es steht so. daß wir noch Wochen bleiben können und doch — auch bald weg können. Nächstens mehr.

11. März. Doch wieder ein Brief! Und weiß nicht einmal, ob es der letzte ist. Dies Nest kann einen schier aus der Haut treiben. Erst heißt es: „o, das wird nie geschehen, — wozu das glauben,“ um nur nicht was thun zu müssen; und nun, wo in wenigen Tagen was geschehen kann: „ja, ja, man muß das bedenken; es ist wirklich ernstlich,“ — und nach ein paar Tagen heißt es dann: „leider ist's zu spät, wer konnte aber das auch glauben; hätte ich's nur glauben können, ich hätte die Hölle belagert!“ Das heißt hier Politif. Und wenn man damit sich genügen ließe. Nein! dazu muß noch geöffentlich aus nothwendiger Vorsicht gehindert werden, wo was sich rührt. Möchte wie ein Schwede dreinjahren! Nun hoffentlichahre ich drein und durch und dann wie ein Livländer nach Hause. Möcht's wohl nicht ohne sicheres Resultat! Doch — da mag Gott selbst walten. Ein Hundsfott, wer mehr thut, als er kann.

Ich selbst halte mich leiblich, bis auf mein noch etwas steifes Kreuz, ganz gut; gemüthlich bin ich aber, wie ein angestochener Eber, daher ich denn Hunde lieber vermeide, denen was abzugeben meine Hauer verlangen könnten. Solltest nur sehen, wie zahm und still zu sein ich dabei gelernt habe. — Walter mußte ohne Sicherheit über den Verlauf der Sache abreisen. Trotz aller Anstrengungen, mit denen hochgestellte Personen,

wie die Großfürstin Helene, die Minister Perowski und Kanrin seine Bemühungen unterstützt hatten, war Uwarow nahe daran, auch in dieser Sache zu siegen. Der Minister war auch persönlich gegen Walter aufgebracht, weil er, als er ihm nach Umann's Entlassung die Professur der praktischen Theologie in Dorpat angetragen hatte, die Antwort erhielt: er werde, ohne von der theologischen Fakultät frei gewählt zu sein und ohne Sicherung vor so willkürlicher Behandlung, wie sie der ohne Recht und Untersuchung entlassene Umann erfahren, auf ein solches Anerbieten nicht eingehen; und nun fand er Walter wieder an der Spitze seiner Gegner in dem Plan gegen die Fakultät. So war die Sache durch Uwarow bis in das Kabinett des Kaisers gelangt. Als der Kaiser im Begriffe steht, die Vorlage zu unterschreiben, ist zufällig der General Peter Pahlen anwesend und der Kaiser richtet halb scherzend an ihn die Frage: Nun, Pahlen, was meinst Du denn von dieser Sache, Du bist ja auch aus Livland? Der General war durch Walter auf das genaueste instruiert und drückte seinen Abscheu gegen die Sache so unumwunden und natürlich aus, daß der Kaiser meinte: Nun, wenn selbst Dich, der Du sonst nicht gerade viel mit der Kirche zu schaffen hast, das so in Harnisch bringt, so kann wohl nicht alles in Ordnung sein. Der Kaiser unterschrieb nicht, die Sache kam vor ein Comité und damit war eine günstige Wendung gesichert.

Den 29. März schreibt Pastor Frommann nach Wolmar: Ich glaube, die Sachen stehen gut und lebe der besten Hoffnung. Unser Graf Tiefenhäusen ist in der schönsten Stimmung. Wir thun alles, um ihn in diesem Eifer zu erhalten und er scheint alles dran setzen zu wollen, um den Ruhm, der Retter unserer Kirche zu werden, davonzutragen. Uebermorgen hat er mich mit Pauffler noch zu sich bestellt, um sich noch einmal für die erste Comité-sitzung recht instruiren zu lassen. Pauffler ist schläfrig zwar, doch, Gott sei dank, nicht hinderlich. Ohne Vorschlag eines Seminars (nach Deinem Plan im Allgemeinen) wird es wohl nicht abgehen können. Jedoch soll auch Dein anderer Vorschlag in betreff der Adjunkten damit kombiniert werden. Nach einjährigem Aufenthalt im Seminar sollen die jungen Theologen einem Prediger als Adjunkten zugetheilt werden. Das einzige, was nicht recht ist, ist, daß man sich aus übertriebener Angestlichkeit, etwas zu sagen, was für die griechische Kirche beleidigend sein könnte, auch scheuen dürfte, das zu sagen, was den ministeriellen Plan am schlagendsten zu Richte machen könnte. Dieser Plan, der uns vorgelegen hat, ist übrigens zu erbärmlich, um sehr gefährlich werden zu können. Unser Graf hat auch Perowski zu gewinnen gesucht und ihm bezügliche Papiere mitgetheilt. Dieser hat sie Stripigin gegeben, um sie zu begutachten, und Stripigin hat

sie, da er nicht wußte, was damit anzufangen sei, an Makontoff abgeliefert mit gleichem Auftrage, und letzterer ist von Braun bearbeitet worden. Jedoch weiß ich, da dieses erst heute geschah, noch nichts über das Resultat.

Am 21. April schreibt Frommann: Wie unsere Sachen stehen, mein theurer Freund? Die Wendung ist für uns die glücklichste. Gott sei dafür gedankt! Die Fakultät bleibt, kein Seminar zur Ergänzung der Fakultät. Dein Vorschlag, die jungen Theologen als Adjunkten auf eine Zeit zu einem tüchtigen Prediger zu schicken, ist angenommen. Wenn der Kaiser, wie zu hoffen den Beschluß genehmigt, so ist uns allen ein gewaltiger Stein vom Herzen genommen. Gott segne dafür den gnädigen Monarchen. Graf Tiefenhausen hat sich in dieser Sache trefflich, ausnehmend gut benommen. Seiner wirklich sehr kräftigen entschiedenen und energischen Vertretung haben wir nächst Gott hauptsächlich das glückliche Resultat zu verdanken.

Den 22. April schreibt der Präsident des Gen.-Confist., Graf Tiefenhausen: Bei der thätigen Hülfe, die Ew. Hochehrwürden mir gewährt haben in der Widerlegung des Planes, die theologische Fakultät aufzuheben, gereicht es mir zu besonderem Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, daß das Comité seine Sitzungen geschlossen und seinen Bericht dem Kaiser gemacht hat, der auch schon bestätigt worden, daß der Plan verworfen worden und die theologische Fakultät nach wie vor bei der Universität verbleiben soll. Hat mir diese Angelegenheit viel Sorgen, Mühe und Arbeit gekostet, so bin ich reichlich belohnt durch den Erfolg, welche Freude Sie mit mir theilen werden.

Am 28. September schreibt derselbe: Bei meiner Ankunft hier selbst habe ich das Vergnügen gehabt, Ihr Schreiben zu erhalten. Für alles Gute, das dasselbe für mich enthält, sage ich Ihnen meinen besten Dank, und bin Ihnen dafür sehr erkenntlich. Wenn es mir zum Theil gelungen ist, das Beste unserer Kirche einigermaßen zu fördern, wie Sie sagen, so habe ich nur eine mir theure Pflicht erfüllt und hätte gewünscht, daß es in größerem Maaße hätte sein können. Daß es nicht an meinem Bestreben gelegen hat, das wissen Sie. In's 70. Jahr tretend, werde ich allerdings bald mich von allen Dienstgeschäften zurückziehen müssen, doch wann, darüber habe ich noch nichts definitives bestimmt, und mit Gottes Hülfe wird mein Nachfolger mit gleichem Eifer auftreten, das Beste unserer Kirche zu wahren und zu vertheidigen.

14. Der Glaubens-Verkauf von 1845.

Zwei wichtige Erfolge waren in den ersten Jahren in Petersburg gewonnen. Die Bauernbewegung von 1841 war beruhigt worden, ohne daß

ein Uebertritt zur griechischen Kirche stattfand, und mit der theologischen Fakultät war wenigstens in dieser Richtung die Zukunft des Landes gesichert. Nichtsdestoweniger aber standen Kirche und Land jedem Angriffe waffenlos gegenüber, so lange das Kirchengesetz von 1832 den Protestanten die Hände band und die gemischten Ehen langsam aber sicher der Kirche im Innern Abbruch thaten.

Die rein idealen Mächte gewährten unter den geschichtlichen Voraussetzungen und den überaus schwierigen Verhältnissen, in denen sich das Land befand, keine Sicherheit. Das Volk in seinen guten Bestandtheilen liebte zweifellos seine lutherische Kirche. „Wäre dem Volke seine Kirche nicht lieb gewesen, wie sollte es erklärt werden, daß bis 1845 kein Uebertritt zur griechischen Kirche vorkommt. Was 1845 geschah, that der Wahnsinn des politisch aufgeregten Volkes, dem eben nur sein Glauben, ohne alle Polemik gelehrt war, so daß die Ermuthigung zum Uebertritt in die Kirche des Kaisers darin bestand, daß verheißen ward: ihr bleibt bei eurer Bibel, Katechismus und Gesangbuch. nur den Geistlichen wechselt ihr! war doch schon Luther, fügte ein griechischer Geistlicher hinzu, Hoßprediger bei Catharina! (er mochte von Catharina von Bora etwas gehört haben). Der Mangel an confessionellem Bewußtsein, oder vielmehr des Bewußtseins der Mängel anderer ConfeSSIONen war absichtlich in früherer Zeit durch bloß positive Unterweisung in der eigenen ConfeSSION, ohne alle Polemik, ja Nennung der anderen ConfeSSIONen, verschuldet worden; und durfte verschuldet werden so lange Livland mit keiner anderen ConfeSSION in feindliche Berührung kam. Besuchten doch die wenigen hier lebenden Griechen und Katholiken die lutherische Kirche und wurden von den lutherischen Predigern, wo es verlangt ward, seelsorgerisch und mit den Sakramenten versehen.“ Auch das Schulwesen hatte sich schon wesentlich gehoben, und stand unvergleichlich viel höher als irgendwo im russischen Reiche. „Der Erzbischof sagte daher auf die Vorstellung: daß man die zur griechischen Kirche Convertirten doch erst unterrichten sollte: „das thut garnicht noth, denn die lutherischen Kinder schon sind so gut unterrichtet, daß nur übrig bleibt sie in den wenigen Zeremonien zu unterweisen.“ Einen Kampf mit der griechischen Kirche, der auf geistige Mittel beschränkt blieb, brauchte das Land nicht zu scheuen, ein solcher hätte in Livland nie auch nur das Mindeste erreicht. Mit welchen Mitteln man aber unter dem Schutze der Regierung einen Angriff auf die Kirche Livlands plante, das konnte vor dem Eintritt desselben zur Ehre des Landes Niemand ahnen. Die Vorbereitungen waren theils geheim, theils so betrieben worden, daß sie eine anderweitige Auffassung möglich machten. Außerhalb des Landes, in Pleskau, hatte man

junge Letten und Ehsten im russischen Seminar geschult und die Uebersetzungen griechischer Religionschriften in die Sprachen der Landbevölkerung fielen anfangs so wenig auf, daß selbst ein Mann von so zweifelsohner Gesinnung wie Rosenberger, der Vektor des Lettischen in Dorpat, gern dazu seine Hand bot, den vereinzelt Griechen Livland's, die kein russisch noch slawonisch verstanden, zum Verständnisse ihrer religiösen Schriften zu verhelfen.

Auch der Landtag faßte diese Dinge nicht als Anzeichen einer akuten Gefahr auf, sondern suchte ihnen nur auf dem gleichen Boden zu begegnen. Der Landrath Baron Bruiningk, der überall an der Spitze stand, wo es sich um das Gemeinwohl handelte, schreibt: Riga, 27. Dec. 1843: Dem Convente machte ich die Mittheilung, — daß der russische Katechismus, ein russisches Gebetbuch und eine Erklärung der russischen Kirchengebräuche, in ehstnischer und lettischer Sprache gedruckt, in jeder Sprache in 2000 Exemplaren, auf Befehl des heiligen Synods herausgekommen sind. An diese Mittheilung habe ich allerlei Reflexionen geknüpft, unter anderem auch die — daß die Staatsregierung die Ueberzeugung hege, daß hier die Mittel religiöser Bildung für's Landvolk fehlen — darum fordere sie Vermehrung der kirchlichen Anstalten und veranlaßt den Druck von Katechismen und anderen Büchern nach dem Griechischen Kirchen-Ritus. Das thue die Staatsregierung, während bei uns aus Vorurtheil, Gleichgültigkeit, Abneigung das Schulwesen des Landvolkes darnieder liege und die öffentlichen Autoritäten sich um den Unterricht so wenig bekümmern, daß im Dorpat-Werroschen-ehstnischen Dialekt nicht einmal ein lutherischer Katechismus existire — und doch möchte ein wohlorganisirtes, auf Religiosität basirtes Landschulwesen das einzige Mittel sein, wodurch den unsrer Kirche und unseren wichtigsten öffentlichen Verhältnissen drohenden Gefahren begegnet werden kann. Ich habe kein Resultat dieser meiner Mittheilung gehofft, und obgleich dasjenige, welches unerwarteter Weise erfolgte — allerdings in keiner Hinsicht den Bedürfnissen und Zuständen der Gegenwart genügend ist, — so ist's doch immer dankenswerth und erfreulich. Der Convent hat nämlich beschlossen, daß sowohl in lettischer als ehstnischer Sprache, in einer jeden 25,000 Exemplare, lutherischer Katechismen gedruckt und an das Landvolk unentgeltlich ausgetheilt werden sollen auf Kosten der Ritterschaft. Das Provincial Consistorium ist ersucht worden, diesen Beschluß auszuführen. Möchte nun dieser Katechismus so vollständig und reich ausgestattet wie möglich gedruckt werden.

Ich habe es für Pflicht gehalten — Sie verehrter Herr Pastor, der Sie so kräftig und unermüdet thätig wirksam sind, von diesem allen in Kenntniß zu setzen. Was meine geringe Wirksamkeit betrifft, so habe ich

Ihnen zu berichten, daß so unvollkommen sich nun auch für's erste Alles gestalten mag, doch die ersten Elemente des Schulwesens in meinem Oberkirchenvorsteherbezirk bald ziemlich allgemein in's Leben gerufen sein werden — ich hoffe nämlich, daß außer dem bereits eingeführt gewesenen Unterricht in den Bauernhäusern und den Gebietschulen, — in kurzer Zeit in allen Kirchspielen Parochialschulen gegründet sein werden. Gottes reicher Segen werde Ihnen und Ihrem Wirken zu theil — das wünscht Ihnen bei dem neu zu erlebenden Zeitabschnitt Ihr Ihnen Hochachtungsvoll ergebener Bruiningk. — So hoffte man noch auf dem Wege fortschreitender Bildung des Volkes das Verabäumte allmählich einzuholen und dem Lande eine bessere Zukunft zu sichern.

In Petersburg ist Walter in den Jahren 1843 und 44 vorzüglich von laufenden Geschäften in Anspruch genommen. Er benutzte daher diese Freiheit von augenblicklichen Gefahren, um in der eigentlichen Lebensfrage des Landes gegen das Kirchengesetz von 1832 über die gemischten Ehen und für die Reform der bauerlichen Verhältnisse zu arbeiten. Im Sommer 1843 ist die Sitzung der Behörde nur kurz und wie es scheint ohne bedeutende Zwischenfälle verlaufen; aber es machte sich immer mehr fühlbar, daß die Behörde mit Widerständen zu thun hatte, die alle Erfolge vereitelten und den Geschäftsgang in ihr selbst lähmten. Auch der wohlbedenkende Präsident Graf Tiefenhausen ist seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen und doch bedarf es gerade hier einer einsichtigen und kraftvollen Leitung. Pastor Frommann charakterisirt ihn: Es hat immer seine Schwierigkeit, den Grafen bei allem guten Willen, den er hat, zu dem Rechten zu bringen, weil er die eigentlichen Gründe nicht zu fassen vermag, und man darum genöthigt ist, auf solche Gründe die ihm einleuchten hinzuweisen, wenn sie auch nicht die schlagendsten sind.

Walter schreibt 26. Juni 43: Habe mit meinem Präsidenten einen Auftritt gehabt, der zur Folge haben kann, daß ich meinen Abschied einlege; doch kann sich's leicht noch ändern. Ich möchte jeden Tag lieber von hier weg, so freundlich ich auch gebettet bin, denn die hiesige Behördenluft ist mir gräulich. Ach warum muß es so sein, warum so werden? Soll's denn wundern, wenn der Herr unsere Kirche in Zucht begiebt. Morgen predige ich 2 mal deutsch und dann geht es an die Abschiedsbesuche. Am 4. Juli kann immerhin in Dorpat für die Letten Gottesdienst angefragt werden.

Länger dauern wieder die Verhandlungen im Winter, da Proceßse gegen einzelne Geistliche sie hinziehen.

15. Januar 44. Hier giebt es jetzt zwei Hochzeiten. Beide hohen

Herrn, der Nassau und der Hesse, werden protestantisch auch getraut, und ist dazu ein Saal im Palais eingerichtet, mit Altar etc. Pauffler traut, und hat sich die Rede vom Kaiser erst müssen durchsehen und unterschreiben lassen. Nassau indeß protestirt als Reformirter noch heute gegen die vom Kaiser im Versehen, aber doch von ihm bestimmte lutherische Trauung. Sehen wir zu wie's endet. 19. Januar. Die Arbeit ist begonnen und ich sitze in einer Masse Akten begraben. Leider wird viel Mühe wenig Dank bringen, denn so wichtige Sachen auch eben vorliegen, — harte Felsen hemmen den Weg. Heute ist wieder Hochzeit am Hofe, da der Nassau nun sich in die lutherische Trauung gefunden hat. 23. Januar. Ich muß leider, da Wohlfeld nicht gekommen ist, allein arbeiten, was für unsre Kirche von größter Wichtigkeit ist. 27. Januar. Heute haben wir die Bomben unserer Kirche, § 9 und 10 des Rystädter Friedens, in's Ministerium geschossen, und sie gefüllt mit den uns drin verliehenen Rechten. Gott gebe seinen Segen. Leider aber muß ich manch gut geladenes Geschütz in die Patronentasche stecken, weil die Behörde selbst — ist. Leider vornehmlich Pauffler macht die nothwendigsten Sachen lahm. Ja, ja! wir selbst werfen die Perlen weg und sollten drum nicht klagen, daß sie uns genommen werden! — Schwere Kämpfe wird es noch geben, leider um solche Pastoren, die vor Ungefehllichkeit bei allem Schoslichsein doch zu schützen sind. An Arbeit und Kampf wird's nicht fehlen: wenn's nur Gutes gäbe. — So war es Walter wenigstens gelungen, den geschichtlichen Rechtsboden, den er 1839 in der Synode zur Geltung brachte, auch von der obersten Kirchenbehörde angenommen zu sehen.

7. Februar. Die Garcia und Rubini sind zum nächsten Jahre auf 4 Monate wieder engagirt; jedes für 80,000 Rbl. Zehn Jahre dient der gewöhnliche ausländische Schauspieler und bezieht dann jährlich lebenslang 2000 Rbl. der Inländer nach 20 Jahren jährlich 4000. Währenddessen thut es noth, für Middendorf ein Paar Tausend Zulage zu erhalten, der als Naturforscher die Polarländer bereist. Der Arme hat neulich 18 Tage im Schnee (verschneit) allein, nur ein Rebhuhn in der Tasche, krank zugebracht. Als Kranker mochte er den Hunger nicht so arg fühlen; und doch ist der so stark geworden, daß er zuletzt seinen Jagdhund geschlachtet und roh gegessen hat. Beim Feste, das zum 3. Febr. Helene Pawlowna gab, kostete die Erleuchtung nur des Vorhauses 40,000 Rbl.; das ganze Fest 250,000. Alle sagen aber auch, so Magnifiques hätten sie nie gesehen, und das zu hören lohnt hier mehr noch, 9. Februar. Kanfrin ist bedeutend wohler und man spricht wieder vom Antreten seines Ministeriums. Will's noch nicht glauben, wenn auch sehr wünschen; denn solchen Minister be-

kommen wir doch nicht wieder. 16. Februar. Noch ist von unserer Heimfahrt nichts zu merken, namentlich da ich, wie die Leute meinen, so eigenfönnig bin, der Ansicht der Uebrigen in Bezug auf einen abzusehenden Pastor nicht beizutreten, womit die Lage und mehr fordernde Sache in einer Stunde abgemacht wäre. 20. Februar. Die Letten in Kronstadt, wohin ich bei 24 Grad Kälte und Seewind fuhr, waren sehr erfreut und doppelt, da ich ihnen die Nachricht brachte, daß der Kaiser für einen lettischen Adjunkten für Kronstadt 250 R. S. zugestanden hat. Heute will ich deutsch predigen in der ehstnischen Johannis-Kirche. 22. Februar. Wie ich es vermuthet, so geht es. Die Angelegenheit des Pastor Schubbe ist die einzige zuletzt noch geliebene. Schon eine Woche wird sie behandelt, und — gebe ich nach — so kann ich gleich fahren. Ich habe aber nicht nachgegeben und werde es nicht thun, und müßte ich die eigene Behörde in eine Anklage stellen; wissentlich soll ich mit dem Unrecht in keine Unterhandlung treten. [Am 2. Juli 1847 schreibt er: Auf meinen Protest vor 3 Jahren in Bezug auf Pastor Sch. haben wir gestern einen Senatsauslaß bekommen, der mir ganz Recht giebt.] Sonntag predigte ich in Kronstadt deutsch und lettisch, beerdigte und taufte ehstnisch, auch deutsch. Nächsten Sonntag predige ich deutsch in der hiesigen ehstnischen Kirche. Den vorigen Dienstag waren die Leute in Masse in die Peterskirche, wie vorigen Sonntag in die Annenkirche gekommen, weil es hieß, ich würde dort predigen. Es ist närrisches Volk, das mich zu einem Redner macht, und das bin ich nicht. Wollte ich ja dazu sagen dann könnte ich wohl gar einmal mit dem Rufe eines solchen sterben. Gottlob, daß man ein Lob nicht verdiene, lassen sich die Leute schon eher einreden, als das Gegentheil und so wird mein Ruhm bald verhallen.

Die Predigten Walter's in Petersburg waren ihm nicht nur ein geistiges Bedürfnis neben der ihm widerstehenden Arbeit in der Behörde, sondern sie erfüllten auch einen wichtigen Dienst für die Kirche. Schon seit 1841 hatte man in Petersburg den Predigern Livlands die Schuld gegeben, durch Untüchtigkeit und Pflichtver säumnis die Bewegungen des Landvolkes nicht abgewandt zu haben. Selbst lutherische Geistliche der Hauptstadt hatten in thörichtester Eitelkeit über die Prediger in der Provinz geringschätzige Urtheile in Umlauf gebracht. Jetzt drängten die Gemeinden ihre hauptstädtischen Prediger selbst, dem Landpastor ihre Kanzeln zu leihen und die Kirchen in denen er predigte waren überfüllt. So war es Walter eine Genugthuung, den geistlichen Stand seiner Heimath hier würdig repräsentiren zu können. Auch gewann in der Petersburger Gesellschaft, sowie in seiner amtlichen Thätigkeit das Gewicht seiner Person und Stimme nicht unwesentlich, seitdem

es bekannt wurde, daß russische Minister und hohe Anverwandte des Kaiserhauses seine Predigten hörten. Was man dem Mitgliede der Behörde geweigert hätte, gestand man dem gefeierten Kanzelredner zu.

6. Juni 44. Erdmann bitte, daß er mir den Band des neuen Pitaval oder welcher neuere Kriminalist es ist, ich weiß es nicht mehr, auf's schnellste austreiben und herschicken möge. in welchem die Gutachten von Neander 2c. stehen über die Frage, ob es je eine jüdische Secte gegeben, die Christenblut zu religiösen Feiern nuzte. Mir thut diese Arbeit eben sehr Noth! Ich möchte ein vielleicht schrecklich folgenreiches Urtheil hindern.

Im Januar 1845 reist Walter zum letzten Mal in seiner dreijährigen Amtsperiode nach Petersburg. Zum 13. Mal in 4 Jahren wird dieser Weg zurückgelegt und die Beschwerde der Winterreise, das beständige Niederschlagen der Schlitten in die Grüfte der ausgefahrenen Landstraße, wird selbst dem starken Körper Walter's nachträglich.

An die Stelle des Generalgouverneurs Baron Pahlen ist inzwischen Golowin, der Anstern des Landes, getreten. Man hatte durch das Zögern des Landtages mit der Reform der bäuerlichen Verhältnisse einen scheinbar rechtlichen Grund, den wohlwollenden aber energielosen General-Gouverneur Pahlen durch eine kräftigere Persönlichkeit zu ersetzen. Ganz andere Vorgänge aber sollten sich an diese Person knüpfen, denn mit dem neuen General-Gouverneur waren in Folge von Mißwachs auch Hunger und Noth im Lande eingezogen und damit der Boden für jede böse Saat bereitet. Petersburg, 16. Januar 1845: Meine Oberen, denen ich bereits allen meine Visite gemacht, haben mich ganz freundlich aufgenommen; wenn auch der Graf Tiefenhausen etwas verlegen darüber, daß ihm der Orden für mich war ausge schlagen worden, zu dem er mich vorgestellt. Gestern indeß ward mir ein goldenes Kreuz mit dem Gekreuzigten, an goldener Kette über dem Ornate um den Hals zu tragen, zugesandt (die Auszeichnung für Geistliche fremder ConfeSSIONen). Es macht sich jedenfalls hübscher als ein Orden, wenn ich gleich das Möglichere für die Kinder nicht abgewiesen hätte. Das hinderte, wie man mir sagt, mein großer zweifelniger Gönner von Poll. Nun, werde darum nicht weinen und meine Kinder hoffentlich auch einmal nicht. Auch der alte General-Gouverneur, bei dem ich heute war, ist herzlich und freundlich. — So war auch der zweite Kampf, den Walter direct gegen den Minister durchgeführt hatte, von der Regierung durch eine Auszeichnung gleichsam gebilligt worden. Das bestärkte ihn nur noch mehr in der Ueberzeugung, daß die seiner Heimath feindlichen Mächte sich fälschlich mit der Person des Kaisers zu decken suchten. — Unser Kaiser ist unwohl. Die Aerzte oder der Arzt soll ihn durch Rissingen und immerwährendes

Bitterwasser zu sehr geschwächt haben, und nun ist Aerger über den General Rennenkampf im Kaukasus hinzugetreten. Dieser soll zur Belohnung Offiziere vorgestellt haben, die die Affaire gar nicht mitgemacht hatten, und ist unter Kriegsgericht gestellt. Im Ordenskapitel sollen Stimmen wegrabirt sein, die sich gegen eine Ordensverleihung erhoben. So hat denn der Kaiser gestern ein starkes Brechmittel gegen seine Gelbsucht nehmen müssen und die Füße sollen geschwollen sein. Hier darf man von so etwas nicht sprechen. Woronzow ist zum Statthalter von ganz Südrußland und Generalissimus im Kaukasus ernannt, mit dem Rechte der Ordensverleihung ohne Vorstellung. Er ist vorgestern hier angekommen, wird sehr jetirt, hat aber noch keine Audienz gehabt. Man meint, er werde andere Wege zum Frieden mit den Vergewölkern, als den Krieg einschlagen. Diese haben übrigens ihr letztes Scharmügel zwei Meilen vom schwarzen Meer geschlagen und haben große Strecken des Flachlandes inne, das unser war. An der preussischen Grenze ist Kinderseuche und in Pleskau Hunger; im Innern Rußlands dagegen kostet das Loj Roggen 15 Kop. S., sage 15 Kop. Silb., oder das Tschetwert 50 bis 60 Kop. höchstens. Kerowski hat für Pleskau 80,000 R. S. Vorschuß gebeten, und ich habe heute gepurrt und erzählt, daß für Livland um billigen Preis Roggen Roth ist, und also nicht sowohl Vorschuß als Geschenk. Muß sehen ob es was hilft.

19. Januar. Unsere Bauernsachen sind im Reichsrathe beendet und gehen jetzt zum Kaiser. Der General-Gouverneur hat wenigstens das errungen, daß das Wadenbuch als Norm für die Frohne bleibt, und daß nach drei Jahren schon Vorschläge zu Vergünstigung für die Bauern und nach sechs Jahren zu Abänderung der ganzen Geschichte gemacht werden dürfen. Der Kaiser soll wohlher sein, er fährt täglich aus. Die Kaiserin indeß soll so bedenklich sein, daß Markus dem Kaiser geschrieben hat, er stimme Mandt nicht bei, sondern halte dieß auf 6 Tage sich ausziehende Herzklopfen für sehr bedenklich. Mandt scheint im Kampfe gegen Markus obzusiegen, denn er verschreibt auch für die Kaiserin.

24. Januar. Heute kam ein Nassauer Courier und mit ihm Trauer für den Hof und die Residenz an. Der Helene Tochter, die im vorigen Jahre nach Nassau verheirathet ward, ist sammt dem Kinde, das sie geboren, gestorben. So sind denn die beiden kaiserlichen Bräute vom vorigen Winter mit ihren Kindern schon zur Erde bestattet. Man ist hier allgemein darüber sehr betrübt. Sie starb am Geburtstage der verstorbenen Alexandrine.

Heute machte ich die Bekanntschaft des Berliner Malers Prof. Krüger, der Kaiser und Kaiserin für Victorie, und des Kaisers Familie für hier, und den Großfürsten Alexander für die Kosacken, deren Hetmann er ist,

malt. Er ist am Hofe hoch gefeiert, wohnt in der Eremitage, hat da sein Arbeitszimmer, speist zu Hofe etc. Er ist ein bescheidener Mann, mit dem sich's ganz angenehm verkehrt. Ganz hübsche Sachen habe ich von ihm gesehen. Sonntag predige ich in der ehstnischen Kirche deutsch, Seragesimä in Kronstadt lettisch, Sonntag um 14 Tage in der Petrikirche deutsch und lettisch in Petersburg, — so Gott hilft. Ich habe in deutscher Sprache nöthig eine Bauernverordnung von 1804 und eine von 1819; ich wünsche aber nicht über diese Sendung gesprochen. Die Leute machen daraus unnützes Geschwätz. Gestern lernte ich den General Weimarn kennen, den, unter welchem der Gardestab steht; einen verständigen Mann. Die Besuche nehmen hier viel Zeit. Die hohen Herren muß man schon um 9, die sauleren, halbhohen um 12 besuchen. Es müssen viel Fahrten gemacht werden und wenige davon zu Freunden zu wahren Herzensgenuß, der größte Theil, um was durchzusetzen, um au fait zu sein wenn es losgeht, oder auch nur um für wichtige Fälle mich gut Find zu erhalten, oder die Gewohnheit meines Rathes zu erhalten. Es ist kein Elysium, wohl aber dünkt mich, daß es diesem als Gegenjah dienen könne, das Leben hier. Doch genieße ich bei den Freunden viel Liebe. Den alten Seeting lasse doch zu Dir rufen, und sage ihm, daß, wenn ich zurückkomme, ich für die am meisten Mangel Leidenden im Muremoisschen Gebiete zum Vertheilen etwas über 100 R. S. mitbringen werde. Das habe ich in seinem Auftrage von Anieriem erbeten.

27 Januar. Es geht mit den Geschäften bisher ganz gut: das Gemitter zieht sich indeß über eine Acte gewaltig zusammen. Laß sehen, wen der Blitz trifft! Ich hoffe, daß ich mit dem Donner davontomme. Vom General-Gouverneur habe ich heute die Nachricht, daß der Kaiser die 77 Punkte unterschrieben, aber „mit der vom General-Gouverneur verlangten Aenderung“, daß das Wadtenbuch als Maximum der Leistungen bei Frohnverhältnissen beibehalten werde, bis eine andere Sicherheit dem Staate gegen Willkür geboten wird. Wo weniger gefrohn ward, als das Wadtenbuch anzeigt, muß es beim Wenigeren bleiben, bis die Messung Aenderungen berechtigt. — Damit war denn auch wenigstens der Anfang zur Beseitigung der Uebelstände gemacht, in denen Walter schon 1841 den Grund der Unzufriedenheit im Lande sah; aber der Schritt geschah freilich zu spät und zu zögernd, um dem neuen Unheil noch begegnen zu können. — Morgen predige ich in der ehstnischen Kirche vor einer Gemeinde von theils mir befreundeten, theils hohen Herrschaften, die ein fremdes Thier beschauen wollen, wie ich aus den mir zugeschiedten Lakaien sehe, die anfragen, ob ich predigen werde. Ich wünschte mir einen anderen Text, um manches ihnen sagen zu können, was der vorliegende Text nicht

bietet. Heute Abend sind wir beim Akademiker Baer mit dem Obristen Roth vom Kaukasus zusammen. Ob ich da den Stoff für die Predigt gewinnen werde? Ich glaube nicht, glücklicher Weise habe ich den morgenden Vormittag noch für mich; denn ich predige erst um 12 Uhr. Mich amüsert es übrigens, wie die hiesigen Leute sich in mich nicht finden und meinen, bei solchen Zuhörern müßte ich hinter der Predigt schwitzen. Ich habe sie eben entworfen und finde, sie war mir ebenso leicht wie die Wolmar'schen und schlechter vielleicht als manche, die ich in Wolmar gehalten. Die Zuhörer ändern bei mir schon Nichts. „Und Du gehst zu Baer! und sollst morgen predigen?“ Ihr Herren solltet ein Jahr in meiner Haut in Wolmar stecken, — um zu erfahren, was eine Predigt zu halten wenig Roth macht. — Ich bin hinter ein paar Bände Acten über unsere Kirche gekommen, die mich höchlich überraschten. Da hat man 1819 z. B. sich nicht entblödet, eine Vereinigung mit der griechischen Kirche vorzuschlagen und der Fürst Galizin hat darunter geschrieben: von Sr. Kaiserl. Maj. mit großer Befriedigung gelesen. Hinter diesen Koulissen sieht man manche saubere Stücke derer, die sich die Frommen hießen und heißen.

31. Januar. Ich komme von der esthnischen Kirche, wo ich deutsch gepredigt, und zwar vor einer ganz ausgesuchten Gemeinde. Ich bin den Leuten was Neues sammt meiner Weise: daher der Lärm, den sie machen. Heute Mittag sind wir mit Fritz Roth, dem Obersten aus dem Kaukasus, bei St. George, in einem theuren Wirthshause. Wir wollen ihn aufnehmen.

1. Februar. Nun, das war eine theure Mahlzeit bei St. George, 6. R. S. M.; doch ist mir das Geld nicht leid. Roth hat uns über den Kaukasus und seine Helden ein Licht angezündet, wie es sonst mir wohl schwerlich wo zugekommen wäre. Roth ist von Woronzow, dem Statthalter, wieder für den Kaukasus angestellt, nachdem er, da sein Verlangen nach friedlichem Verfahren immer abgewiesen worden, den Abschied genommen. Ein vortrefflicher Mensch.

13. Februar. Ich bin den letzten Sonntag bei den Extra-Frommen, wie es scheint, radical durchgefallen. Die Petrikirche, wo ich zuerst predigte, war so voll, daß Leute, die nicht wußten, daß ich predigte, fragten, was das bedeute. An 5000 Menschen waren sie wenigstens und darunter die hier angesehensten Generale u. und auch das ganze Heer der Frommen, die zum Nichten kamen. Auch der Minister Uwarow hat die ganze Predigt mit großer Aufmerksamkeit angehört. In die andere Kirche, wohin ich gleich nach der Predigt fuhr, folgten mir eine Menge, der Minister Panin u.,

und nun habe ich mein Vergnügen, wie die Leute aus der überfrommen Partei, die in der ehestnischen Kirche die Predigt über die Erlösung durch Christi Blut hörten, und die die nur in der Petrikirche über Gottes Walten und des Menschen freie That mich sprechen gehört, einander anfallen. Jene meinen, ich sei koscher, — diese — ein Philosoph zc. Ich weiß, daß ich ihr Mann nicht bin, noch sein werde, und wundre ich mich nur über dies sonderbare Petersburger Volk, das meine Rednergabe weiß der Himmel wie hoch erhebt, und ich weiß doch sehr wohl, daß ich solche gar nicht habe. Was mich freut, ist, daß die hiesigen Aerzte, Rambach, Seidlitz, Lenz, Hofmann zc., die sonst keine Kirchen besuchen, treulich jede Predigt aufgesucht, — daß ihnen wenigstens darin ein Gutes wurde, daß sie anerkennen mußten, es sei die Kirche und darum auch ihre Lehre nicht nur für Frauen und andere schwache Leute. Für mich wäre es schlecht, hier zu bleiben; denn nach so übermäßigem Feiern pflegt in der Regel ein ebenso übermäßiges Verwerfen sich zu melden. Den nächsten Sonntag predige ich in Kronstadt deutsch und lettisch: denn der dortige Pastor ist ausgefahren.

27 Februar. Gestern wurde uns ein Prinz durch 101 Kanonenschüsse angemeldet, Alexander Alexandrowitsch ist dem Thronfolger geboren. Dem Woronzow hat man offenbar auf Antrieb seiner Gegner eine Dankadresse aufgesetzt dafür, daß er das Vice-Königthum im Kaukasus angenommen. Als sie erst dem Kaiser unterlegt worden war, hat er natürlich unterschrieben: es hat Keiner zu danken als ich! Man wird nicht ruhen, bis man seine feste Stellung untergraben. — Es schmeckt doch zu Hause besser, als hier die leckeren Tafeln und schönen Weine. Von diesen muß ich übermorgen bei dem Kaufmann und Weinhändler Denker trinken, wie sie selten wo in der Welt sollen zu haben sein. Ich besuche seine gemüthsfranke Tochter öfter. Er ist übrigens ein Mann von so tüchtiger Bildung, sieben lebende Sprachen beherrscht er wie die Muttersprache und sonst wie nur irgend ein Gelehrter bei uns. Ein sehr angenehmer Mensch. Das ist überhaupt ein Reichthum in Petersburg, daß man im Bürgerstande so gebildete und tüchtige Leute findet, wie sonst selten. Es mag die Gleichstellung, die ihr Vermögen ihnen zu allen den hohen Herren giebt, — der Verkehr mit der ausländischen Gesandtschaft zc. das zu Wege bringen. Und doch! zu Hause ist es besser und ich will hier nicht bleiben. Ein Geheimrath und Factotum des Kriegsministers ist von Woronzow aus dem Ministerium geworfen und man freut sich dieser ersten That des mit ungeheurer Macht bekleideten Woronzow. Man spricht von einer neuen Rekrutirung, weil der König von Preußen eine Constitution geben will.

Der Professor der gerichtlichen Medicin, Samson, ist nicht wie der Kurator es verlangte, sondern wie Piragow es durchsetzte, angestellt: muß nicht, sondern darf wenn er will, das Medicinal-Gesetz russisch vortragen. Mit dem Muß wäre die Berufung von Ausländern unmöglich geworden.

Mit dieser Sitzung waren die drei Dienstjahre in Petersburg vorüber und Walter sehnte sich darnach, dieser Last enthoben zu sein. Er hatte gebeten, Pastor Frommann in Petersburg an seine Stelle zu setzen; aber man drang von allen Seiten in ihn, zu bleiben. Der Generalsuperintendent von Klot schreibt am 18. März 1845: „Ich halte es für Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Gefährdung und Bedrängniß unserer provinciellen Kirche mehr als je einen Mann in der Reichsbehörde wünschen macht, der mit Kraft und Freimüthigkeit und gutem Willen, was Ihr Gott Ihnen gegeben hat, ebenso vertraut nun dort mit Allem wie hier mit Bedürfnissen und Gefahren, die Rechte der Kirche und Gemeinde und Geistlichkeit zu vertreten und so viel möglich zu wahren vermag. Hierauf gründe ich meine Bitte um Genehmigung, daß ich Sie abermals dem Consistorium zur Wahl vorschlagen könne. Von Esthland aus ergeht derselbe Wunsch, wie mir Rein schreibt und anfragt: was von uns aus geschehen würde.“ So mußte sich Walter entschließen, noch auf weitere drei Jahre diese Reisen auf sich zu nehmen. An Stelle des Grafen Tiefenhausen war ein ebenso wohlthollender und geistig bedeutenderer Mann, der Generaladjutant Baron Mehendorff, Präsident der Behörde geworden. Inzwischen aber war während der steigenden Noth, welche die Mißernte des vorigen Jahres hervorrief, die Propaganda der griechischen Kirche in Liebland eingebrochen und hat das Volk in die äußerste Erregung versetzt.

2. Juli 1845. Ich fand am Präsidenten ein Gutes versprechendes Gesicht. Er war freundlich ehrte mich als Glied der Behörde mit guten Bezeichnungen und hat mich wiederholt, wozu ich ihn ja zu mahnen gekommen war: stehen Sie fest auf dem Gesetze und lassen Sie sich durch nichts irren! — Und wenn der Kaiser gegen Recht und Gesetz eingreift und befiehlt, — was dann? Es giebt böse Kämpfe. Der Minister hat für sich beim Kaiser um das Recht angehalten, Prediger administrativ zu entsetzen, und der Kaiser hat das dem Reichsrath zugewiesen. Die Ingermanländer hat der Kaiser befohlen wie die russischen Popen auf Gehalt zu setzen. Ich hoffe, es läßt sich ändern wie Manches. Am meisten hoffe ich, wir werden dem Skripitzin, unserem Ministerial-Direktor, dem Unirtenfresser an den Hals können, d. h. Perowski klar machen können, daß jener ihn falsch berichtet und zu Ungehelichkeiten verleitet. Das kann aber auch manchen Kragen kosten. Gewiß geht es sehr schwer. Der Graf Peter

Pahlen hat erzählt, der Kaiser habe unserem neuen General-Gouverneur ausdrücklich befohlen: Du erlaubst nicht, daß Protestanten übergeführt werden zur griechischen Kirche ohne Schein von ihren Pastoren, daß sie sich darum bei ihnen gemeldet. Die Sache wird auch gar zu arg und kann uns noch viel kosten.

10. Juli. Unsere Arbeiten gehen sehr langsam vorwärts und Muth scheint auch nicht im Uebermaße bei uns zu Hause zu sein. Ich bin wenigstens mit 2 Anträgen in toto durchgefallen, und hoffe nur noch auf des Präsidenten Rückkehr; denn es möchte die alte Leier doch wieder erklingen: ganz wie Ew. Excellenz beliebt. Was über die Noth in Pleskau erzählt wird, übersteigt alle livländische Noth; und nun gar das kommende Elend: denn die armen Leute sollen fast lauter schlechte Sommer- saaten gesäet haben. Wie es in dem Gebiete, der Gemeinde und im Lande geht, wünschte ich wohl recht oft zu erfahren, da bei Zeiten, wie die jetzigen, einem das Herz darnach wohl stehen kann.

14. Juli. In der Behörde fehlt uns immer noch der Präsident. Die Haupt-Treffen wollen sich wieder auf guterleht verschieben. Ich lasse durch das Zögern mich nicht stören, sondern arbeite fleißig, — namentlich um gut zu machen, was vor der Juridique in der Griechisch-Riga'schen Sache schändlich verdorben worden. (In Riga waren die ersten Uebertritte vorgekommen und hatten bei einigen gewissenlosen Personen Unterstützung gefunden.) Ich wäre dieses Treiben überaus gern los, und doch — wenn ich unsere Behörde ansehe — schäme ich mich vor der Kirche, zurückzutreten. Gott gebe, daß der Präsident mit mir geht: schon für ihn, den Hochgestellten, wird's ein heißer Kampf sein. Golowin soll hier getadelt werden, einige sagen, weil er zu streng sei, andere, weil er in der Sendung nach Marienburg zu viel für uns gethan. Narva's Belagerung bindet den Präsidenten bis zum 1. August: dann ist das Spiel aus und er muß zum bittern Ernst sich wenden. Die Papiere, die ich aus meinem Pulte gebeten, schickt ja nicht, es sei denn durch eine Gelegenheit. Die Post haben wir Grund zu meiden für solche Sachen. Ich arbeite viel.

20. Juli. Die Riga'sche Sache und ihre zum Reußiren tüchtige Fassung ist noch nicht im Reinen. Es ist mir keinmal so schwer geworden und doch keinmal so Eile Noth gewesen: denn ich muß die an 4 Bogen starke Arbeit in 3 Exemplaren wenigstens, wenn nicht in 5 abschreiben. Ich bin durch dies Sigen kreuzlahn und durch das trockene Arbeiten kopflahn geworden, — schier vertrocknet, so daß ich Noth habe,

mich aus dieser Trockenheit herauszurappeln. Hier ist nicht mein Leben, und die Anderen in der Behörde, glaube ich, hätten es ohne mich auch hier besser — und doch muß ich bleiben! Wer weiß man treibt mich vielleicht, — und dann — soll mich keiner mehr von Euch loskriegen.

24. Juli. Ich will für mein Theil mich hier schon durchärgern, und ob ich auch, wie es fast scheinen will, zu nichts mehr als dazu komme. Wir könnten fertig werden, sind aber zu feige, fertig zu werden, und wenn wir doch endlich werden fertig sein, so werden wir ebenso feige geblieben sein. Es ist ein Elend. In meiner Gemeinde ist doch nichts vom Anschreiben und Uebertreten zur griechischen Kirche zu hören? Giebt's derlei, so schreibt das ja, — und ich lasse Alles hier im Stich und komme nach Hause. Den Brief an den Ordnungsrichter adressire an ihn; den an die Kirchenvormünder gib Ruggeen, daß er ihnen allen ihn vorlese. —

Die Hungerjahre von 1844 und 45 machten das Volk wieder für jede Verheißung materieller Vortheile empfänglich, und man stellte diese nun nicht mehr auswärts in der Krim, sondern im Lande selbst in Aussicht. Man sprengte aus, den zur griechischen Kirche übergetretenen Bauern würden das Land ihrer Herren oder die Güter der Krone zugewiesen werden; wer nicht übertrete, würde hingegen wieder in den Zustand der Leibeigenschaft zurückversetzt werden. An solchen Erfindungen war man ebenso reich wie geschickt in der Verbreitung derselben; und wiederum begann die Wanderung nach Riga zum Erzbischof und nun auch zum Generalgouverneur Golowin, der die Interessen dieser geistlichen Invasion mit List und Gewalt unterstützte. Wer kam, wurde gesümmelt, und überall im Lande zogen griechische Geistliche umher, die auf die gleiche Weise ihrer Kirche Proselyten warben und unsägliches Elend über die bethörten Massen brachten. Die kirchlichen Behörden thaten alles, was in ihrer Macht lag, um ein Einschreiten der Regierung gegen dieses betrügerische und unwürdige Verfahren zu erwirken; aber ihre Schritte hatten keinerlei Erfolg. Walter bemerkt darüber: Die Acten des Ministeriums des Innern führen den Beweis dafür, daß das libländische Consistorium und sein Vice-Präsident, der General-Superintendent von Klot, die lutherische Kirche und die einzelnen Lutheraner würdig zu vertreten gesucht haben. Jahre lang haben sie auf dem zunächstliegenden und gesetzlich vorgeschriebenen Wege für die dringenden Klagen der lutherischen Geistlichen bei dem General-Gouverneur Golowin und dem Erzbischof Abhülfe gesucht. Sie wurden nicht einmal einer Antwort gewürdigt oder erhielten eine solche dahin lautend: die sich verlegt Achtenden haben sich selbst und zwar bei der geistlichen Obrigkeit der griechischen Geistlichen zu beschweren. Sie ließen hierauf alle Klagen gericht-

lich constatieren und brachten sie wöchentlich in das General-Consistorium. Aber auch dieses Verfahren wurde bald verhindert, indem den Polizeibehörden verboten wurde, dazu dienstbar zu sein. Das General-Consistorium begleitete die Klagen seinerseits mit den dringendsten Forderungen rechtlichen Schutzes an das Ministerium. Hier blieb alles entweder ohne Antwort liegen oder es ward geantwortet: da der General-Gouverneur Golowin und der Erzbischof auf die Anfrage des Ministers erklärt haben: es seien ganz unhaltbare Klagen, so werde General-Consistorium und Consistorium zur Ruhe verwiesen. Ebenso wenig halfen meine mündlichen Besprechungen mit dem Minister. Dieser Gang der Klagen neben der Ungewohntheit der einzelnen Pastoren in der Abfassung von Beschwerden und der Ausstattung derselben mit den nöthigen Zeugnissen und Belegen macht es erklärlich, warum soviel Gerüchte über die Lässigkeit des lutherischen Consistoriums und General-Consistoriums circulirten, ohne daß diese das um ihre Pastoren und Gemeinden verdient hatten. Daß es später besser ging, lag nicht sowohl an den neuen Gliedern des Consistoriums, sondern am Eintreten des Fürsten Suworoff und der durch ihn geäußerten Umgebung des General-Gouverneurs. Suworoff war durchweg honett und hatte beim Kaiser Geltung. Zunächst blieb es jedoch so, bis Kaiser Nikolai nach Palermo reiste und der Thronfolger Alexander seine Stelle vertrat. Er war den Klagen des Landes nahbar, und erließ Befehle, die Segen stiften mußten, und zwar vornehmlich den Befehl, daß Niemand gefirmelt werde, es sei denn ein halbes Jahr nach seiner Meldung, damit er Zeit habe, sich zu besinnen und die Lehren der griechischen Kirche kennen zu lernen. Dieser Befehl wirkte, was er beabsichtigte. Der wüste Schwindel hörte auf und die Masse bewegte sich nicht mehr oder doch nicht so maßlos. Daß die Bewegung auf Livland beschränkt ward und weder Ehstland noch Kurland berührte, folgte aus der alten Regel divide et impera. Wurde nur Livland angetastet, so wurde es auch allein aufgeregt und unzufrieden; und siegte die Attake auf Livland, so wurde es von selbst durch das krebsartige Gesetz über die gemischten Ehen seiner Nachbarn Verderben. In demselben Jahre feierte Kurland das 50jährige Jubiläum der russischen Unterthanschaft. Ehstland, welches zur Eparchie des Metropoliten Antonio von Petersburg gehörte, ward durch diesen geschützt, der sich das Treiben für Ehstland verbat.

Anfangs wurde die Firmelung tumultuarisch und massenhaft vollzogen, weil das Volk nicht schnell genug sich das Anrecht auf das zu vertheilende Land erwerben zu können meinte. Diese Firmelung ohne Legitimation brachte es zu Wege, daß Leute, welche sich mit dem Kreuz, das man ihnen um den Hals hängte, den Beweis ihres Anspruches auf das ver-

sprachene Land erwerben wollten, ohne doch schon auf's Ungewisse ihren väterlichen Glauben aufzugeben, sich unter fremdem Namen firmeln ließen. Sie verblieben später, als der Betrug des Landversprechens zu Tage kam, in der lutherischen Kirche, während die Eigenthümer der mißbrauchten Namen von der griechischen Kirche als Gefirmelte reclamirt und ihr polizeilich zugeführt wurden.

Da ein Rechtsschutz durch die Behörden völlig aufgehört hatte, konnte man nur im einzelnen Falle und in den einzelnen Gemeinden auf eigene Gefahr gegen die Vergewaltigung ankämpfen. Hierin hat es an Muth und Selbstverläugnung und auch an erschütternden Thaten der Verzweiflung nicht gefehlt.

„In einem lettischen Kirchspiele weigerte sich die lutherische Frau eines Abtrünnigen, ihr nach dem Abfalle des Mannes geborenes Kind der griechischen Kirche zuzutragen. Dem Ordnungsrichter des Bezirkes ward vom Generalgouverneur Golowin der Auftrag gegeben, der Mutter zu befehlen, daß sie sich dem Gesetze füge. Er theilte der zu Gericht Vorgeladenen den obrigkeitlichen Befehl mit. Als die Frau ihn fragte: würdet Ihr selbst solchem Befehle gehorchen, ließ er sie abtreten, da er ihr eben nur den Befehl als Richter habe mittheilen müssen, nicht aber berufen sei, die Fragen zu beantworten, die sie dem Richter in der Behörde vorlege. Die Frau ging, und als auch der Richter die Behörde verließ, redete sie ihn an und sagte: nicht den Richter aber den Glaubensgenossen, der oft mit mir in derselben Kirche gebetet hat, frage ich: was würdet ihr in meiner Lage thun? Er sagte: ich würde natürlich Gott mehr gehorchen als dem irre geleiteten oder schlecht vertretenen Kaiser. Sie ging und brachte ihr Kind nicht zur Kirche. Da ward der untersten Polizeibehörde, dem Bauerrichter, befohlen, das Kind, dem die Mutter die lutherische Nothtaufe erteilt hatte, auch wider den Willen der Mutter, zur Firmelung in die Kirche zu bringen. Als die Richter die Mutter darüber benachrichtigten, antwortete sie: eher begrabe ich das Kind, als Ihr es in die griechische Kirche bringt. Den nächsten Sonntag kamen die Richter und verlangten das Kind, die Mutter aber wies sie auf den Kirchhof, wo sie ihr Kind beerdigt habe. Der Generalgouverneur und der Erzbischof wurden über den Vorfall unterrichtet und befohlen beide, die Sache auf sich beruhen zu lassen, damit nicht arger Lärm darob angeschlagen werde. Die Mutter aber starb wahnsinnig.“

Auch vermochten einzelne, energische Gutsbesitzer und Geistliche ihre Gemeinden durch persönlichen Einfluß von der Bewegung unberührt zu erhalten. So hatte Walter in Wolmar durch die Organisation seiner Gemeinde nicht nur eine Ueberrumpelung unmöglich gemacht, sondern sich

auch ein kräftiges Organ der Unterstützung für ein weiteres Wirken im Lande geschaffen. Er selbst reiste zu den beunruhigten Gemeinden umher, predigte bei ihnen und sein furchtloses Auftreten hat viele gerettet. Seine Gemeinde fühlte sich durch das Vertrauen, welches ihr Prediger im Lande gewann, geehrt und entsandte selbst Schaaren von rüstigen Kämpfern an die Orte, an welchen er predigte, um seine Predigt nach beendetem Gottesdienste den Zuhörern auch ihrerseits ans Herz zu legen. Als er in einem sehr unruhigen, von Wühlern aufgeregten Kirchspiele eine Rede auf dem Kirchhofe zu halten hatte, fand er sich sehr überrascht, rings um seinen Standort einen Kreis bekannter Gesichter zu finden. Die Jugend seiner Gemeinde, „die Gesellen“, hatten von einem Anschläge gehört, den man gegen ihren Prediger plante, und waren durch die Nacht hingewandert, um ihm als seine Sauvegarde zur Seite zu stehen. „Namentlich aber die Ältestenversammlung der Gemeinde nahm in Wolmar die Sache selbst in die Hand. Sie entsandte in acht unruhige Gemeinden je zwei Älteste mit Ausweisen an die Prediger dieser Gemeinden versehen, um dort unter ihren Volksgenossen zu wirken. Heimgekehrt statteten sie der Ältestenversammlung Bericht ab und diese verschickte neue Sendboten zum Heile der besuchten Gemeinden. Der größte Segen aber fiel der die Boten entsendenden Gemeinde zu, denn was sie in der Fremde pflegen und schützen wollten, ließen sie nun auch zu Hause nicht antaften. Es war ihr eigenes Werk geworden, für das einzutreten sie kein Opfer scheuten.“ Gegen dieses Mittel des Widerstandes, welches Walter in der Organisation seiner Gemeinde besaß, richtete sich die erste völlig haltlose Anklage, gegen welche er sich im September 1846 verantwortete, indem er zugleich Bestrafung der Denuncianten forderte. Ohne jede Kenntniß des Gesetzes wollte man es dem Prediger verbieten, freie Vorträge in den Versammlungen der Ältesten und der Gemeinde zu halten und suchte obrigkeitlich gestattete Einrichtungen als geheime Zusammenkünfte zu verdächtigen. Auch das livländische Consistorium nahm, durch diese und zahlreiche andere Denunciationen, welche der Generalgouverneur nicht nur empfing, sondern gegen alles Recht untersuchte und beurtheilte, Anlaß, sich über den Generalgouverneur beim Minister zu beschweren. Walter stand in seiner Wirksamkeit in Wolmar ein vortrefflicher Mann in dem Ordnungsrichter von Vietinghoff zur Seite, mit dessen Hülfe es ihm gelang, auch den Befehlen des Generalgouverneurs erfolgreich entgegenzutreten. Golowin betrieb das listige Verfahren, beständig durch neue Befehle und Bekanntmachungen an alle Gemeinden, unter dem Vorgeben, Mißverständnisse aufzuklären, den Gedanken des Uebertrittes zur griechischen Kirche immer wieder aufzufrischen.

„Der Wolmarsche Ordnungsrichter erachtete nun diese vielfältigen Mißverständnisse der an die Gutsverwaltungen publicirten Befehle vornehmlich darin begründet, daß die Gutsverwaltungen die deutschen Befehle mangelhaft übersezt hätten. Daher hielt er es namentlich jezt, wo die Befehle sogar an die Gemeindeggerichte gehen sollten, für seine Pflicht, sowohl den lezten Befehl, wie alles das aus den früheren Befehlen, was geeignet erschien, Mißverständnissen vorzubeugen, selbst in lettischer Sprache zu publiciren. So entstand das lettische Circular des Ordnungsrichters in Wolmar, durch welches der Befehl des Generalgouverneurs vom 3. October 1845 bekannt gemacht ward. Die Form lehnt sich an das Verständniß des Landvolkes möglichst an, und giebt nach dem Wunsche des Generalgouverneurs keine bloße Uebersetzung, sondern eine leutselige und vorsichtige, und Mißverständnissen vorbeugende Einschärfung.

Die deutsche Uebersetzung aber dieser lettischen Circularschrift (an der wohl auch Walter nicht ganz unschuldig war) lautet wie folgt:

Unter den Livländischen Bauern circuliren über die in Riga geschehenen Anschreibungen arge Lügen, nämlich:

1. Daß die Leute, welche beim Rigaschen Bischofe oder irgend einem anderen russischen Prediger sich haben anschreiben lassen, zu irgend etwas Anderem als bloß zum griechischen Glauben seien angeschrieben worden — was doch rein gelogen ist.
2. Daß unser gnädiger Kaiser befohlen habe, es sollen die Letten und Ehsten sich zum russischen Glauben anschreiben, oder ihren väterlichen Glauben gegen den russischen Glauben aufgeben — was doch rein gelogen ist.
3. Daß diejenigen, welche ihren väterlichen Glauben verlassen und in der russischen Kirche für den russischen Glauben gesirmelt werden, dafür zeitliche Vortheile überkommen werden — was doch rein gelogen ist.
4. Daß es denen, die selbst zum russischen Glauben überzutreten und sich für denselben anschreiben zu lassen wünschen, erlaubt würde: ohne Legitimation von Seiten der Gutsverwaltung, wohin eben beliebig zum russischen Prediger zu wandern — was doch rein gelogen ist.

Da die Livländische Gubernementsregierung von diesen lügenhaften Gerüchten gehört hat, so hat sie befohlen, daß die Gutsverwaltung und die Gemeindeggerichte allen Leuten das Erlogene solcher Gerüchte erklären und ihnen besonders noch einschärfen sollen, daß: — und nun folgen die positiven Befehle des Gouverneurs, nämlich die Bedingungen für den

Uebertritt in sechs ebenso klaren, unzweideutigen Sätzen, darunter der letzte heißt: „6. Obwohl der Kaiser den russischen Predigern nicht verboten hat, solche Letten zum russischen Glauben aufzunehmen, die selbst darnach verlangen, so hat doch der Kaiser keineswegs befohlen, daß die Letten ihren Glauben aufgeben und den russischen Glauben annehmen sollen. Daher soll künftig jeder, welcher den Leuten solche Lügen aufbinden sollte, als Verbrecher nach Sibirien verschickt werden.“ — Diese Uebersetzung und Interpretation entsprach freilich wenig den Absichten Golowin's; er gab in der Folge seinen Befehlen selbst eine Uebersetzung bei. Aber der populäre Ton war getroffen, der viermalige Refrain fand ein völlig klares Verständniß; jedermann wußte, wo man die Lügner zu suchen habe und das Weitere laß Niemand.

Der Ordnungsrichter von Vietinghoff mußte freilich für sein mannhaftes Eingreifen und gesinnungstreues Verhalten bald darauf aus seinem Posten weichen.

Gegen die Agitatoren selbst kam man in Wolmar mit leichteren Mitteln aus. So erzählt Walter eine kleine Episode derart: „Mir war von den Gemeindeältesten vor der Predigt angezeigt, daß eine größere Zahl von Leuten, etwa 20—40, ich entfinne mich der Zahl nicht mehr, aus 5 fremden Gemeinden mit übelem Vorfaze in unsere Kirche gekommen seien. Sie wollten, was ich auch immer predigen würde, nach beendigtem Gottesdienste an der Kirchthüre den Gemeindegliedern zuraunen: nun hätten sie es doch gehört, daß der Pastor klar und deutlich gesagt, sie sollten zur Ansiedlung für's warme Land, resp. für den griechischen Glauben, sich nach Riga begeben. Die Ältesten baten mich, zu hindern, daß nicht etwa dumme Leute, an denen es ja auch bei uns nicht fehle, sich durch dieses, schon in mancher Gemeinde zu deren Nachtheile angewandte Kunststück verführen ließen. In der Voraussetzung, daß sie wohl gerade bei diesem angeblichen Theile der Predigt un aufmerksam oder eingeschla fen gewesen seien, glaubten thörichte Leute öfter solchen Verführern.

Ich betrat die Kanzel und sah bald den Haufen fremder Gemeindeglieder, die an ihren Trachten leicht nach ihrer Hingehörigkeit zu erkennen waren. Nachdem ich in dem Segensgruße für meine Gemeinde auch sie, als Gäste aus den Nachbargemeinden, eingeschlossen und ihnen gewünscht, daß der Gottesdienst auch ihnen bieten möge, was wir in ihm zu suchen berufen sind, — hielt ich die Predigt. Nach der Predigt und dem Kanzelgebete aber erbat ich mir die Aufmerksamkeit der Gemeinde noch für wenig Worte. Ich sagte: mir sei angezeigt worden, daß heute an der Kirchenthüre Leute den Gemeindegliedern zuraunen würden, ich hätte in der Predigt

sie zu dem wüßten Anschreibegange ermuntert; ich theilte dieses zuvor selbst der Gemeinde mit, damit sie solchen betrüglichen Versuchen die rechte Antwort zu geben wüßten, nämlich, daß sie schändliche Lügen sprächen. Die armen Wüßlinge aber, die sich daran nicht begnügen ließen, selbst wie das Vieh von Bremsen verfolgte Vieh in die Welt zu laufen, sondern auch meine Gemeinde irre machen wollten, mußte ich mahnen von ihrem Vorhaben abzustehen, indem ich sie versicherte, daß für sie auch selbst die ärmsten und jüngsten Hütterjungen oder Schweinehüter unserer Gemeinde zu aufgeklärt seien.

Diese Fremden behielten nun allerdings die verabredeten und nun unschädlich gemachten Worte für sich; bezogen dagegen ein lettisches Sprüchwort: Lügen mache lahm, auf mein Tags zuvor durch einen Fall entstandenes Lahmen, und riefen den aus der Kirche strömenden Gemeindegliedern zu: Lahm ist Euer Pastor heute vom Lügen auf der Kanzel geworden. Da haben die Schul- und Hütterjungen resp. Schweinehüter gemeint, meine Behauptung über sie wahr machen zu müssen. Sie haben, einen Kreis um die Fremden schließend, diese unter Anstimmung eines lettischen Gassenhauers, mit dem sie Sommers das Vieh zum Laufen zu bringen pflegen, über die Grenze meines Kirchspiels, Stunden weit hinaus geleitet.“

Dieser stark entwickelte Gemeingeist bewirkte, daß von 8000 Seelen in Wolmar nur ein einziger notorisch wahnsinniger Mensch übertrat. Um zu verhindern, daß dieser bei mangelnder Besinnung seine Kinder auch unglücklich machte, hatte Walter seine Tochter als Magd in das Haus genommen. Das trug ihm eine weitere Anklage durch Golowin ein, die erkennen ließ, wie genau er durch Spione über alle Vorgänge in den Gemeinden unterrichtet war.

Auch die Regierung aber mußte endlich diesem Treiben Golowin's und der russischen Geistlichen in Livland steuern. Als der Kaiser Nikolai zu seiner leidenden Frau nach Palermo gereist war, erließ sein Stellvertreter, der Thronfolger und nachmalige Kaiser Alexander II., den Befehl vom 4. Januar 1846: „Der Herr und Kaiser hat geruht zu befehlen, daß — zur Beseitigung aller Zweifel darüber, ob die Letten und Esten, die sich bei der rechtgläubigen Geistlichkeit melden, um zu dem Zwecke der Vereinigung mit der orthodoxen Kirche angeschrieben zu werden hierzu von aufrichtiger Neigung zur Rechtgläubigkeit bewogen sind, — zwischen der von Jedem derselben in gesetzlicher Grundlage, d. h. durch die Anschreibung, abzunehmenden Erklärung über solchen Wunsch, und zwischen der wirklichen Vereinigung mit der orthodoxen Kirche durch die heilige Salbung, eine

Frist von mindestens sechs Monaten beobachtet werden soll, innerhalb deren Jeder die volle Möglichkeit haben wird, über seinen Vorfall reiflich nachzudenken.“ Zum ersten Mal war dem Volke offen gesagt, wie der Kaiser denke, und daß er dem entsetzlichen Treiben der Popen und den Ränken des Gouverneurs fern stand. Damit aber richteten sich auch alle Herzen und Hoffnungen in Livland mit inniger Dankbarkeit auf den Thronfolger hin, der diese Worte im Namen des Vaters hatte sprechen dürfen. Walter bemerkt hierzu: „Das Gewicht dieses Erlasses ist zu niedrig angeschlagen worden. Seit ihm hört der Schwindel auf und kann auch bei der Heimkehr Nikolai's nicht erneut werden. Die Angeführten kommen in den sechs Monaten gewöhnlich zur Besinnung.“ Auch weist Walter die Annahme, die revolutionäre Bewegung in Europa hätte die Wendung zum Besseren veranlaßt, zurück: „Dieser Grund ist bei Nikolai's Furchtlosigkeit und seiner festen Ueberzeugung von der Treue Livlands zu bezweifeln. Es war vielmehr in den russischen hohen Kreisen, namentlich in denen die den Großfürsten Thronfolger umgaben, welcher die Gracification unverholen mißbilligte, der Unwillen über Golowin's Treiben so gestiegen, daß durch Golowin's Entlassung eingelenkt werden mußte. Der Graf Strogonow, Vater des Ministers, sagte, als er von der Livländischen Konversion hörte: ich schäme mich, einer Kirche anzugehören, die so konvertirt. Auch die Warnung des sterbenden Wassitschikow, des Senatspräsidenten der Kaiser möchte die treuen Grenzmannen in den Ostseeprovinzen nicht zur Untreue zwingen, mag nicht wirkungslos gewesen sein. Man konnte freilich nun auch Einhalt thun, hatte man doch schon guten Grund gelegt zu friedlichem Fortbau der griechischen Kirche durch gemischte Ehen.“

Auch war nicht aller Willkür damit schon ein Ziel gesetzt. Walter mußte es zu seinem tiefsten Schmerze erfahren, daß selbst in Wolmar, wo nur der eine Wahnsinnige übergetreten war, auf Golowin's Befehl, gegen das Gesetz, eine griechische Kirche gebaut ward. „Der Großfürst Thronfolger stellte selbst dem General-Gouverneur das Ungeheuerliche seines Verfahrens vor und wies ihn mit seinem Konvertiten auf das Irrenhaus als die für ihn passende Kirche. Und doch ward hier Kirche und Pastorat gebaut, als der Kaiser Nikolai aus Palermo zurückgekehrt war.“ Diese Nachricht traf Walter im Januar 1846 in Petersburg.

Petersburg, den 15. Januar 1846: Ich muß heute vor der Sitzung noch zum Minister den ich gestern nicht zu Hause traf. Die übrigen Herren habe ich alle schon getroffen, und das ist ein gut Glück. Skripizin meinte, die Orte für die Kirchen zu bestimmen, geht uns, d. h. den Minister, Nichts an: das ist dem General-Gouverneur ganz überlassen.

Der Thronfolger hat den Wladimir-Orden bekommen und man sagt sich, der Kaiser mißbillige, was geschehen, d. h. er wolle, daß so nicht fortgefahren werde. Was der hat, das hat er. Der Kaiser soll Deputirte des Landes einbestellen, um die Bauern-Verhältnisse zu ändern. Gut. Wird aber der Schuldige ohne — durchgehen? Unser Kaiser — das soll mir einer sagen! — Ich war beim Minister, und er sagte: er sei mit mir sehr unzufrieden, weil ich bisher zu wenig kaltes Blut gehabt. Der General-Gouverneur habe über mich ihm geklagt. Es ergab sich aber, da ich versicherte, ein sehr kaltblütiger Mann zu sein, daß er mich mit dem Rodenpoißschen Walter verwechselte; dem Ihr dies schreiben könnt, damit er weiß, wie er steht. Ich werde wach sein.

16. Januar. Ich weiß noch nicht, wie sich's machen soll, damit ich hier der Heimath nütze. Doch die Zeit lehrt es wohl selbst über das. da keine Zeit bei zu verlieren ist. Die Nervenfieber herrschen hier rasend. Die meisten Kranken sind die anwandernden Hungerer von Pleskau. Deister findet man sie todt vom ersten Sattessen. Meinen Kirchenvormündern sage, daß sie die Gemeinde treu bewahren mögen, und daß ich sie zugleich grüße und die Gemeinde. Sie sollen nur Muth haben; es könne sich Manches jetzt gut machen.

24. Januar. Arbeit hat's gegeben, aber noch keine unsere jegige Bedrängniß betreffende von Seiten der Behörde. Was auf anderen Wegen in dieser Beziehung geschehen und geschieht, ist nicht zu schreiben. Aus Wolmar sind für mich genaue Nachrichten nöthig, über das Beginnen und Treiben der Ankömmlinge (des griechischen Priesters), ihre Sprache u. c. Daß Olga Braut ist vom Württemberger Erbprinzen, kann uns zu gut kommen, wenn's nicht umgekehrt einschlägt, was gewiß ist, wenn sie sich nicht glücklich fühlt. Nun, Gott helfe ihr. Wie überhaupt es mit dem Anschreiben steht, möchte ich hören, — und mit dem Tausen? Die Deputirten des Landes werden hergefördert nicht zu einer Kommission, sondern damit der Kaiser ihnen seinen Willen sage, um dessen Erfüllung das Land ihn bitten soll. Behaltet das still. Zum Sprechen werden sie wahrscheinlich nicht kommen.

28. Januar. Gestern war ich beim General Vietinghoff. Heute hatte ich mit dem Gen.-Adj. Grünwald und Gen. Kennenkampf, tête à tête, und darauf mit Gen.-Adj. Berg. Gott helfe! Pöbald wird von der Kirche befreit durch des Kaisers Einschreiten, nachdem Schilling's treues Mühen wieder zu nichts gemacht worden war. An Schilling gehört diese Nachricht, doch zum Stillschweigen. In Bezug auf Wolmars griechische Kirche habe ich die möglichen Schritte gethan; leider werden die aus benachbarten Ge-

meinden zum Gottesdienste Kommenden Alles vereiteln, so fürchte ich! Livlands deutschen Gemeinden ist gestern zugestanden, ein neues Gesangbuch hier durch Synode und Konsistorium vorzustellen. Das lettische wird auch in dieser Woche bestätigt zurückgeschickt: Das könnt Ihr Ulmann schreiben. Er möge doch nur ein gut Gebetbuch, und etwaigen Anhang, wenn er an einen denkt besorgen, daß mit der Synode die Sache beendet wäre. So hätte ich denn den Zweck, um dessenwillen ich den Ruf in's Gen.-Konsistorium annehmen zu müssen meinte, nach vielen Kämpfen, und auch diesmal wieder durch bitteren Kampf erreicht, und kann nun, nach Durchbringung des Gesangbuches, getrost die nächste Wahl refusiren.

1. Februar. Mein armer Universitätsfreund, der schwedische Pastor Tante, liegt schwer am Fleckfieber. Gott erhalte ihn doch seiner gar großen Familie. Ich ordnete heute seine Geschäfte. Morgen wollte ich zu Golowin, der darüber gesprochen, daß ich ihn nicht besuche. Nun muß es bis zum Montag bleiben. Er soll beim Minister nicht gut stehen, weil er uns vertritt. Wer weiß, was daran wahr ist. Hier lügt man viel. Der Befehl wegen der achtzehn Orte für russische Kirchen soll erneut sein! Wie es in meiner Gemeinde geht, laßt mich ja hören, Alles, Gutes und Böses.

6. Februar. Heute wird hier die 300jährige Todtenfeier Luther's gehalten, wobei die Prediger alle zum Abendmahle gehen. Die hohe Generalität unserer Konfession erscheint dabei, alle in höchster Parade, ihre Treue an der verletzten Kirche bezeugend. Das General-Konsistorium thut bisher, was es kann; das ist aber wenig. Eben komme ich aus der Kirche. Es kam Vieles vor, das ich anders gewünscht hätte: indes kann man auch bei der schwächsten Rede sich erbauen, — und ich konnte es auch diesmal. Ich habe garnicht geglaubt, daß wir so viele protestantische Sternmänner haben, als heute in der Kirche waren. Vielleicht waren auch Russen darunter; was ich indes darum nicht glaube, weil, ob es des Redens gleich kein Ende werden wollte, doch Niemand weg ging. Ich glaube, daß im Ganzen wenigstens 7000 Menschen heute in der Kirche waren. Die reformirten Prediger communicirten mit: dafür muß ich aber auch heute um die Woche in der holländisch reformirten Kirche predigen. Mitunter will's mich bedünken, die Leute seien närrisch mit meinem Predigen. Den letzten Sonntag hielt ich ihnen in der St. Anna eine Predigt, um deren Armuth ich Gott redlich um Verzeihung bat, — und um so mehr als ich eine unmenschlich besetzte Kirche hatte. — und das Rumoren geht nur noch toller fort. Die zweite Predigt, die ich in der esthnischen Kirche am selben Tage hielt, war meiner Meinung gut, — und sie rumorten ebenso.

11. Februar. Heute kehrte ich aus Kronstadt zurück, wo mich lettischer und deutscher Gottesdienst in Anspruch nahm. Den Abend habe ich stundenlang mit den Letten konferrirt, die mich schier verhätscheln! Möchte in Wolmar Alles ruhig bleiben; auch Bietinghoff und in der Stadt Wahrhufen Vorsicht üben, daß man sie nicht beseitigt, wobei wir sehr verlieren würden. Excesse von Seiten der Lutheraner müssen auf jede Art vermieden werden. Das beste Verhalten ist ja, daß Niemand übergeht: sonst noch den Gegner antasten, taugt nicht. Die fliegenden Kirchen sind jetzt nicht zu hindern, darum aber ist der Bau der Kirchen noch nicht so fest. Man sagt, der Kaiser habe 50 Millionen Rbl. von der Kirche geliehen. Morgen predige ich in der holländischen Kirche und Sonntag zuletzt noch in der Petri-Kirche. Das Predigen dient mir zum Schutze, aber wird doch auch zuviel für mich bei allem Arbeiten. Dann helfe mir Gott nach Hause. Reden sind heuer beobachtet auch in Privat-Kreisen, — so sagt man.

15. Februar. Unsere Deputirten sind noch nicht hier und doch muß ich sie abwarten.

Um der Agrar-Reform willen kommt er auch im Sommer dieses Mal früher nach Petersburg. Die Ideen Baron Fölkersahm's sind die nämlichen, für die Walter seit 1841 in Petersburg wirkte, Pacht und Besitz des Bauern. Walter begrüßte diese Reform mit der wärmsten Theilnahme und gehörte selbst zu den Ersten in Livland, die ihre Bauern in ein gesundes Pachtverhältniß einführten. Noch 1869 schreibt er: „Hierdurch begann die zweite Wohlhabenheitsperiode unter den livländischen Bauern, wie 1804—19 die erste war. In dieser leben wir noch jetzt. Schon ist das Bauernland zu $\frac{1}{3}$ Erbeigenthum des Bauern geworden und dazu konnte in so kurzer Zeit nur ein wohlhabender Bauernstand gelangen. Selbst Schulen sangen sie jetzt an auf eigene Kosten zu errichten, während zwischen 1819 und 1849 nach alter Gewohnheit die Gutsherren für diese das Meiste beisteuerten.“

Petersburg, 1. Juni 1846. Die Kommission für Livland hat heute ihre wahrscheinlich letzte Sitzung. Sie haben sich 9 gegen 3 Stimmen dem Fölkersahm'schen Vorschlage gefügt. Was heute dazu angetragen wird, ist von Niemand erwartet. Gott helfe, daß es geht: dann lohnt es sich schon zur rechten Zeit herzukommen.

2. Juni. Noch weiß ich nicht, was die gestrige Sitzung brachte in der Livländischen Kommission. Ich mag nicht fragen gehen, weil ich meine Hand im Spiele gehabt, und zwar in sehr ernstem Spiele, und das für mich behalten will. Unsere Deputirten sind gestern entlassen worden, nachdem den 1. Juni die letzte Sitzung abgehalten worden. Leider hat mein Mühen für hier nichts geholfen. Gott gebe, daß sie Wort halten und

auf dem Landtage das nachholen. Der Fölkersahmsche Vorschlag ist durchgegangen, als die Ehstländer denselben für Ehstland auch vorgelegt, und Risselew in die Beibehaltung des Wackenbuches als Norm des Maximi nur mit der Bedingung willigen wollte, daß — was in der Taxation falsch berechnet worden, verbessert werde. Wäre man doch darauf eingegangen. Nun aber ist als Princip festgestellt: Das Bauern-, jetzt Arrende-Land, darf nie vom Hofe eingezogen werden, sondern muß allezeit in Händen von Wirthen sein, bis auf $1\frac{1}{2}$ Lojstellen pro Knecht, die je nach der Wirthschafts-Methode der Hof einziehen kann oder den Knechten lassen, sofern er nicht selbst die Knechte hält. Das ist das Loch! Ehstland hat $\frac{1}{3}$ zu Bauernland erklärt, aber auch darüber dem Landtag nähere Bestimmung vorbehalten. Ist kein Wirth zu haben, so darf den Hof ein Gefinde durch 3 Jahre bewirthschaften; dann aber Halt! Kein Wackenbuch; freie Kontrakte, nicht unter 6 Jahren. Nach Ablauf freies Kündigungsrecht! Daß doch! — Doch hoffentlich macht's sich anders auf dem Landtage, dem auf dieser Basis Vorschläge zu hier zu bestätigenden Gesetzen in Fülle gemacht werden. Das theile den Wolmar'schen mit. Laßt's nicht unter die Leute kommen. Noch hat der Kaiser nichts bestätigt.

10. Juni. Freitag zog die Kaiserin in Peterhof ein natürlich in ihrem Rejewagen gerade zur Kasanschen Kirche. Sie ist alt und Olga braun geworden. Er, der Kaiser, sieht auch alt aus, Michael wohler, der Thronfolger und Leuchtenberg machten sich ganz schmuß. Den Abend war große Illumination und ich sah die Kaiserin wieder, und hörte, was ich bisher in Petersburg nie gehört, Hurrahrufe, die jedoch etwas gedämpft waren. Dämpfte die Polizei oder — weiß ich nicht. Es gab ungeheure Volksmassen auf dem Newsky-Prospekt und allen großen Plätzen.

Das Consistorium hat mich aufgefordert, auf eine Klage des General-Gouverneurs mich zu rechtfertigen: 1. daß ich in die Aeltestenversammlungen Niemand hinzulasse (Russen), der nicht hingehört. 2. daß ich Chorstunden im Bethause halte. 3. daß ich des wahnsinnigen Otkmann Tochter mit Gewalt in meinen Dienst genommen. In diesem letzten Punkte ist der Civil-Gouverneur beauftragt, mir die Kinder wieder abzunehmen, und mir mit strengerer Zurathziehung für künftige Fälle zu drohen; — ehe man mich gefragt, ob es wahr ist! — Man will also mir auch an's Fell! Nun Gott sieht doch wohl auch drein. Des Generals Weimarn Tod ist für uns ein großer Verlust, er ist unersetzlich. Ich sprach Donnerstag mit den Gen. Adj. Meyendorff und Lieben, Lieben steht noch ganz gut.

13. Juni. Ich habe viel gearbeitet und denke es noch zu thun; jedoch Friedliches. Das einzige Unfriedliche ist meine Verantwortung auf

die vom Gen.=Gouverneur geführte Klage. Leider scheinen auch in meiner Gemeinde Angeber zu sein. Ich hoffe aber, man werde mir darüber nichts anhaben.

16. Juni. Freitag kam ich aus Peterhof, wo ich den Kaiser und den Thronfolger con amore bei Besichtigung eines eben gefangenen lebendigen Störs, von meiner Länge fast, betrachten konnte. Die Bauern brachten ihn dem Kaiser und er war sehr freundlich. Ein nobles Gesicht! Ich kann mir wohl den großen Respekt der Leute vorstellen; aber — er sah doch so nobel und mild dabei aus, daß ich, wollte er mich so anschauen, schon Muth hätte, mit ihm offen und zuversichtlich zu sprechen.

3. Juli. Heute fuhr ich eine schöne Fahrt auf der Newa durch die mit Villen bebauten Inseln. Das ist eine wunderschöne Partie, wohl die schönste in Petersburg. Daß ich Peterhof und die große Illumination und die neben dem gar ernst nach der Trauung dreinschauenden Vater erblaßte Olga zc. nicht vergessen, wirst Du Dir schon denken.

In allen Bemühungen um die Kirche Livlands stand in Petersburg Walter Niemand treuer zur Seite als der vortreffliche frühere Professor und Rector von Dorpat, der Akademiker Parrot. Er war ein intimer Freund Alexander I. gewesen und stand auch bei Nikolai in hoher Gunst. Durch ihn war es möglich Dinge direct an den Kaiser zu bringen, denen sich alle anderen Wege verschlossen. Wie wenig Parrot es scheute, selbst das Verhältniß, in welchem er zum Kaiser stand zu gefährden, wenn so ernste Zwecke wie das Wohl der evangelischen Kirche in Frage kamen, beweist der folgende scharfe Verweis, den er vom Kaiser erhielt und abschriftlich „An Freund Walter zu Wolmar“ weiterbeförderte. Der Brief ist französisch, im Auftrage des Kaisers von einem Hofmanne geschrieben:

Mein Herr!

Der Kaiser beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er mit dem Briefe, den Sie am 10. Juli an ihn gerichtet haben, sehr unzufrieden sei. Er gestattet es, daß ihm die Wahrheit gesagt werde, aber seine Majestät erkennt keinen Schatten davon in dem Briefe, den Sie ihm sandten. Es giebt in allem eine Grenze, und Sie hätten diese nicht überschreiten dürfen. Ich bedaure lebhaft, daß mir dieser Auftrag gegeben ist, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich meinerseits die Gerechtigkeit darin erkenne. Nehmen Sie mein Herr den Ausdruck meiner Hochachtung gütigst entgegen

G. D. (Comte Orlov).

Die Antwort an den Kaiser war, daß der Kaiser unrecht habe, unzufrieden zu sein, da der ganze Brief die unleugbarsten Beweise meiner väterlichen Liebe zu ihm trage, daß ich übrigens keine Rechtfertigung versuchen

wollte und könnte, da er das Ganze angegriffen. Sonst habe er zuweilen einzelne meiner Sätze oder Ausdrücke getadelt und ich hätte mich vollkommen gerechtfertigt. Nun aber wäre es unmöglich. Sie.

Ich habe den Grafen noch nicht sprechen können, werde ihn aber sprechen, wenn der Hof nach Zarsko kommen wird. Er soll etwas tüchtiges von mir hören.

Ihr Parrot.“

Auch in der Frage der Agrar-Reform suchte Parrot für Walters Ideen zu wirken. Er schreibt den 31. März 1846: Gleich nach der Konferenz habe ich dem Kaiser geschrieben und ihn in der vorliegenden Sache ganz zu orientiren gesucht. Leben Sie wohl mein Bruder!

Die Heimkehr nach Wolmar war für Walter dieses Mal eine schmerz-lich getrübt. Sein langjähriger Mitarbeiter und treuer Freund, der Ordnungs-richter von Bietinghoff hatte um seines männlichen Widerstandes willen der Macht Golowin's weichen und seine ihm liebe Stellung aufgeben müssen.

„Daß ich verabschiedet bin, werden Sie vielleicht schon gehört haben; ich glaube zu rechter Zeit bin ich zurückgetreten. Doch davon nicht hier die Rede. Die lieben Gemeinden, Ihre deutsche sowohl als lettische, möchte ich aus Ihrem Munde, von der Kanzel, als Ordnungsrichter sie grüßend und dankend für manche Liebe, — der lettischen Gemeinde für die Ordnung und den Gehorsam dem Geseze und Anhänglichkeit an Ihren Glauben, Abschied nehmend angesprochen wissen. Erlaubt Ihnen solches die Kirchen-ordnung und sind Sie selbst dem nicht abgeneigt, so thun Sie es gefälligst. Ihr ergebener Freund

C. von Bietinghoff.

Raugershof den 5. Juli 1846.“

„Petersburg, 19. Jan. 1847 Taubenheim ist wohl eine selten redliche Seele und ein Freund, der Probe hält. Und sie! Gott lohne es ihr, daß sie so treu in seine Liebe zu mir eingeht und des Mannes Freund so herzlich aufnimmt, als wäre ich der Freund ihrer eignen Wahl. Wie sollte ich's hier aushalten, fände ich nicht hier im Hause so viel Liebe von Groß und Klein. Die Kinder haben mich schon lange wieder erwartet und herzlich begrüßt, und auch die beiden Schwestern, seine und ihre, sind so lieb und freundlich, daß ich ihnen nicht genug danken kann. Es geht das Gerücht um: mir sei das Predigen hier untersagt, und ich werde, um das Gerücht zu widerlegen, predigen müssen, ob ich's gleich abgelehnt hatte. Der Minister Perowski hat mich ganz fremd empfangen; doch auch nicht mehr. Mit Skripizhin unterhielt ich mich über den abnehmenden Wahnsinn des Landvolkes in Livland. Unsere Beschwerden über den General-Gouverneur

hat der Minister ihm selbst zur Erklärung gesandt, wie ich höre. Es will mich manchmal das Herrlichste dünken, wenn ich mich zurückziehen könnte von aller Arbeit und mit Dir und den Kindern ein klein Haus in irgend einem Winkel beziehen und Euch ganz leben. Ach das Leben ist so bald aus, und man hat sich drin so wenig, über dem Leben für die äußere Welt! Daß es möglich wäre! 25. Januar. Eben ganz ermüdet aus der Sitzung kommend, wo ich über die Maßen heiß zu kämpfen hatte und mich heiser gekämpft habe. Ich habe viel gearbeitet, ach, und das Schwerste sind die eigenen Hemmschuhe. Leider muß ich erfahren wie böse Eifersucht thut. Meine Schritte würden weit besser gedeihen, wenn nicht die armeligste Eifersucht sie ansähe und mich hemmte. Ach wie gern gönnte ich ihnen, daß man sie auf der Kanzel feierte, und mich nicht nannte, daß man sie fleißig fände, und von mir nicht spräche, wenn sie dafür meine Arbeiten nicht stören wollten. Doch es geht schon nicht anders. Konnte ich's doch nicht weigern, wieder zu predigen, so gern ich's gethan hätte; und muß ich doch arbeiten, weil sie's nicht arbeiten — so gern ich auch einmal bloß Zuschauer wäre. 1. Februar: Das Predigen ist mir allerdings eine Lust, auch hier vor den großen zuströmenden Massen, mit ihrer großen Aufmerksamkeit und Rücksicht für die Länge meiner Predigten. Aber die sich darauf immer mehr wiederholenden Einladungen, so viel Freundlichkeit sie enthalten, und so viel Gelegenheit sie bieten, hier und da was anzubringen, haben etwas überaus Angreifendes. Bei den verschiedenerseits auf meine Worte hörenden Ohren und dem oft ganz korrupten Wiedererzählen derselben, muß ich stets sehr gespannt aufmerksam überwachen was ich sage, und gehe darum dieselbe Spannung, die eine Predigt erheischt, in den Mittags- und Abendgesellschaften durch. Es hat kein Gutes für meine persönliche Stellung, aber auch kein Drückendes. So soll ich heute an drei Stellen Mittag essen und an zwei Thee trinken; morgen vier Tafeln besuchen und an drei Orten zum Abend sein; und so geht es bis zum nächsten Dienstag fort. Dabei haben alle schon Gäste dazu geladen.

Von Uebertritten und Anschreibereien aus unserer Gegend ist doch nichts zu hören? Die acht Consistorien haben immer noch die Hauptarbeiten in petto, und werden, statt daß sie schon hier sein sollten, zu guterlezt erst kommen. Daß sie! Der alte Graf Sievers ging eben wieder weg. Ich glaube jaht, er möchte mir seine Biographie auftragen, — so viel wunderbare Erfahrungen aus seinem Leben hat er mir erzählt. Es sind aber ganz hübsche darunter; nur ist's schwer die zu hören, wenn Arbeiten zu beenden sind. Meine morgen vorzutragenden Akten habe ich abgeschlossen, die Predigt zu morgen auch fertig, — und das Mittagessen und eine große

Gesellschaft warten beim General Meyendorff. Meine letzte Predigt hat mir wieder Bekanntschaften und Gönner zugeführt: ob die mich aber schützen werden wenn des Gen.-Gouverneurs Aerger, der über Fehlteln entbrannt ist, wächst, wie es den Anschein hat, — das weiß Gott. Doch schaden werden sie mir nicht, es sei denn im Briefe, darum bleiben sie da weg.

4. Februar: Die Arbeiten gehen scharf vor sich und ich verschlinge schier die Aktenstöße, die mir zugebracht werden. Es kommt wie das Frühlingswasser aus allen Consistorien, von der chinesischen Grenze, wo unsere Letten hingefiedelt werden, von Sitka in Nordamerika, wo der Pastor zu Lande durch Sibirien hingereist war, von der Wolga, wo sie sich zanken und vom schwarzen Meer, wo wir die Separatisten aus der Kirche entlassen, von Peterhof, wo eine protestantische Kirche und Pastorat hin sollen und der Kaiser 28,000 Rbl. dazu giebt und von Rujen und Salisburg zc. Da giebt es zu schreiben und zu rechnen, zu zanken und eigenfinnig zu scheinen, daß man davon laufen wollte. Doch — was nicht geht, geht nicht. Der General-Gouverneur hat gegen das Eivl. Consistorium in Bezug auf unsere vorjährige Klage eine fulminante Erklärung dem Minister eingesandt. Noch ist sie uns nicht mitgetheilt. Und was weiter folgt, das weiß Gott.

15. Februar. Heute fahre ich nach Kronstadt zu deutscher und lettischer Predigt. Ich fürchte, das Hinfutscheln der Petersburger, um — nach vielen Predigten noch eine zu hören, wird lächerlich werden. Schon haben die brechend vollen Kirchen und die Massen, die nicht hinein können und die Hofequipagen, auf verschiedene Weise die Köpfe zusammengebracht. Mir möchte es dienlich sein, daß Etliche unter den angesehenen Russen und Russinnen, der Kaiserin nahestehende Hofdamen, der Bruder unsrer Thronfolgerin und mancher tapfere General mir günstig gestimmt sind und mancher Senator mich freundlich ansieht. Für den Nothfall möchten diese in der höchsten Behörde machen, daß mir kein Unrecht geschehe, — und die übrigen könnten doch vielleicht, namentlich die Frauen, bei schwierigen Tagen ein gut Wort an guter Stelle einlegen. Indeß habe ich die Einladung zu den russischen Damen entschieden abgelehnt, ja gestern eine solche Dame, die sich bei mir gemeldet, durch Ausgehen vermieden. Man soll mir nicht nachsagen, daß ich mich an Glieder der griechischen Kirche mache. Aus der Predigt kann ich sie nicht weisen noch verbieten, daß sie mir gewogen werden; muß ich's mir zu Hause doch auch gefallen lassen, daß Russen in meine Kirche kommen und mich — verklagen und verklatschen. Die Verklatschung aus Odensee und Fehlteln ist ganz arg. Wenn ich nach Hause komme, soll ich zur Untersuchung. Nun, Gott weiß auch darum! — Ach! wenn das livl. Consistorium etwas exakt ist, wird ein Ende doch erscheinen dieser

schweren Sitzung. Wir haben mit dem Minister des Innern viel zu thun. Ich habe manchen Tag mich weggelehnt, nicht aus dieser Arbeit nur; aus aller Arbeit; daß ich als Bauer mit den allgemeinen Interessen gar nichts zu thun hätte und als Einer, der sein Werk beendet, ganz Dir und der Erziehung der Kinder leben könnte, die wahrlich beide durch meine amtliche Stellung hier wie zu Hause von mir weniger haben, als Recht ist, und als mir's nach Sinn und Herz ist. Es giebt ja Erfahrungen leider genug, die demüthigen und taub machen gegen all' das freundliche Lob, das mir und meinen Predigten wie der diesjährige Schnee zufällt. Es würde mich schier verstimmen, wenn ich's nicht zu sicher wüßte und jedes Mal, daß ich Eduard's und Julius' Predigten lese, mir neu sagen müßte, daß ich ganz und garnicht Redner bin, und die Leute schier verrückt find, mich als solchen zu loben und mir in Petersburgs Kirchen wie selbst nach Kronstadt in Massen nachzufahren. Es scheint mir eben solcher Taumel zu sein, wie das Laufen unsrer armen Bauern zur griechischen Kirche einer ist; nur daß er hier die Verständigen gleich wie die armen lettischen Soldaten ergreift hat und Griechen und Katholiken mit Lutheranern zu Massen versammelt in dasselbe lutherische und wahrlich ehrlich lutherisch bediente Gotteshaus. Auch werden die Predigten bei den Thematn und Texten, die mir zugewiesen werden, schwer und kopfbrechend.

Morgen muß ich vor der Sitzung in der Annenkirche predigen, nach der Sitzung das Mittagsbrod beim Obrist Girard und den Thee beim Admiral Wrangell einnehmen, wo ich Murawjew Apostol und andere derlei Herren treffe. Abends 12, denn eher komme ich nie nach Hause, falle ich meist wie todt in's Bett, so ermüdet hat mich das Treiben, das um so bewegter wird, seit Prinzen und derlei Leute in der Kirche gesehen werden. Denn das ist echt Petersburgisch: wer die anzieht, der muß was sein; — und sie sprechen dann an allen Ecken dem Alexander von Hessen es nach: warum bleibt er in einem so kleinen Neste! Es ist indeß das gut, daß gerade in dieser Zeit die Predigt sich hier geltend macht und zwar nur beim Protestant; und für mich ist's gut, daß ich in höheren Zirkeln gute Freunde und Gönner, männlichen und weiblichen Geschlechtes gewinne für die Zeit, wo ich ihrer bedürfen kann, wenn sie mich nicht gut petersburgisch vergessen, sobald ich weg bin.

27. Februar. Meine letzte Predigt in der Annenkirche schlug ein und zwar in eine sehr zahlreiche Gemeinde von Leuten, bei denen die Kraft der lutherischen Predigt neben den liturgischen und symbolischen Gottesdiensten andrer ConfeSSIONen bemerkbar zu machen, in dieser Zeit gut ist. Das protestantische Personal, das bei Hofe ist und erscheint, nebst griechischen

und katholischen Großen und Gliedern der übrigen evangelischen Kirchen, war reich versammelt und es schlug gut ein.

8. Juni. Es ist sonderbar: Wer Alles so verdorben hat, um zu Hause nicht mehr leben zu können und dann nach Amerika muß, dem wird eigentlich das geboten, was wir uns Alle wünschen müßten, schon um der Kinder willen.

11. Juni. Die Leute sind recht unverdient freundlich gegen mich und ich lasse mir gern Liebe bieten, und bin darauf üppig, weil die Selbstsucht sich nicht mag dienen lassen, die keine Selbstsucht, meine ich, vor der ich mich mehr zu hüten suche, als vor der groben, die vielleicht, weil sie so grob ist, mir nie nahe getreten. Am Morgen brachte ich den zweiten Vortrag auf Befehl des Herrn Ministers in dieser Sitzung glücklich durch. Ich sitze jetzt über dem dritten, daß sie doch dem Minister einleuchteten!

Vorgestern machte ich Hippus' silberne Hochzeit mit, ein schönes Fest. Auch wurde manches gut gesprochene Wort vor den Champagner-toasten gehört. Daß Dein Mann freilich nicht wie der Akademiker Baer in Versen auftrat, aber doch nicht zurückblieb und in den Jubel einen Ernst hineinbrachte, der die Freude nicht störte, aber heiligte, so daß manche Thräne in das Champagnerglas rollte, das wird Dir lieb sein, zu hören. Ich machte es kurz und es schlug ein; ich konnte es aber, so sehr es Produkt des Augenblickes schien, thun, weil ich mich für eine Silberhochzeitsrede bereitet hatte, sie aber nicht hielt, weil Moriz, der vom Lande hereingekommen war, als Beichtvater die Rede übernahm.

13. Juni. Gestern kam Baer und blieb längere Zeit bei mir. Er ist ein sehr lieber und gar gelehrter Herr. Baers hübschen Verse zur Silberhochzeit lauteten:

Silber ist ein schönes Erze,
Drum bin ich dem Silber hold.
Silber ist so rein und edel,
Aber edler noch ist Gold!

Silber giebt so helle Klänge,
Wenn mir fällt des Rubels Schreie,
Doch der Imperial fällt besser,
Hat der Rubel zehn im Leibe!

Silbern ist des Mondes Schimmer,
Goldnen ist der Sonne Schein!
Silbern ist die reine Quelle,
Aber golden perlt der Wein!

Silber=Wellen — Silber=Schäume,
Können Dichter wohl entzücken!
Goldne Berge — goldne Träume
Werden dennoch mehr beglücken!

Silber-Locken will ich ehren,
Doch lieb ich die goldnen mehr;
Denn so viel auch Silber gelte,
Hat das Gold doch größere Ehr!

Silbern ist der Fuß zum Throne,
Goldnen ist die Kaiserkrone!
Drum was silbern ward im Leben,
Muß auch nach dem Golde streben!

So das Band, aus Lieb' gewoben
Werd' Euch auch zum goldnen Bund!
Denn es früher aufzulösen,
Giebt es wahrlich keinen Grund.

Aus der guten Kinder Kreise
Schaut Ihr freudig jetzt zurück:
Frommes Leben, treue Liebe,
Gab ein wohlverdientes Glück.

Vieler Menschen Dank verdienen,
Das ist wohl ein Silberblick!
Doch im Kreise munt'rer Enkel
Wach's es auf zum goldnen Glück.

Wer von Freunden früher scheidet,
Weil er Lebensmühe scheut,
Halt in Paradieses Räumen,
Gute Sitze Euch bereit.

Es war ein sehr hübsches und gemüthliches Fest und wurde con amore bis 4 Uhr Morgens in Ruschew gefeiert. Es mochten 80 Gäste sein und es gab im Theater des Grafen Besborodko, wo auch gespeist ward, Solo- und Chorgesänge und sehr reizende lebende Bilder. Beide Eheleute gesund und in herzlichster Liebe, alle 6 Kinder beim Leben und gedeihen, und eine Brautschwester und ein Marschall von der Hochzeit her zugegen und in guter Gesundheit und Liebe. Beide, sie 25 Jahre, er 13 Jahre schon als Hausgenossen bei ihnen lebend, und der Marschall war noch dazu der Frau erster Bräutigam gewesen, der zurückgetreten, als er merkte, daß eine Neigung zum jetzigen Manne eintreten wollte. Wie viel ich Dein und der Kinder gedacht während des Festes und unsrer Engsein beim lieben Herrgott, kannst Du Dir vorstellen."

Noch ein Jahr fehlte an dem Abschluß der zweiten Amtsperiode in Petersburg, als es Golowin gelang, das thatkräftigste Mitglied des Generalconsistoriums und den einflußreichsten Bekämpfer seiner Umtriebe in Livland, in seiner Wirksamkeit wenigstens zeitweilig zu lähmen. Walter

hatte auf einer seiner Missionsreisen in Livland, zum Reformationsfeste am 20. October 1846 eine Predigt auf dem Gute Fehkeln gehalten. Er ward durch den griechischen Geistlichen Balogh denunciirt, in dieser Rede die griechische Kirche geschmäht, eine heidnische genannt und ihre Bücher verbrennenswerth bezeichnet zu haben. Nichts willkommeneres konnte sich Golowin darbieten. Es ward sofort eine Criminal-Untersuchung anhängig gemacht und dem Obrist-Lieutenant Ritter von Hildebrandt vom Genäd'armes-Corps übertragen. Da diese Untersuchung durch schlechtes und ungenaues Befragen der Zeugen angeblich eine Bestätigung des Verdachtes ergab, wurde die Sache zu noch weiterer Feststellung des Thatbestandes dem Landgerichte übergeben. Die Klage drohte einen sehr ernsten Charakter zu gewinnen und mit schwerer Besorgniß sah man im Lande dem Ausgange entgegen. Man hatte sich daran gewöhnt, Walter jede Kühnheit zuzutrauen, hatte ihn oft schon vergeblich zur Vorsicht gemahnt und fürchtete nun, er habe sich wirklich zu dergleichen Aeußerungen hinreißen lassen. Wer ihn freilich näher kannte, wußte, daß er nie ein Wort von der Kanzel sprach, das nicht vorher reiflich überlegt war; aber auch die völlige Nichtigkeit der Anklage sicherte unter der Herrschaft eines Golowin nicht den Ausgang. So war es denn ein ernster Morgen für sein Haus und seine Gemeinde, als er in seinem Gefährte in das Land hinausfuhr, von dem Ufer der Na bis nahe zur Düna, um sich seinen Rechtspruch zu holen. Wer konnte in jener Zeit auf ein Wiedersehen mit Sicherheit zählen? Walter hatte zwar gegen das Verfahren eine Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt, da er als Prediger unter seine geistlichen Behörden gehöre; konnte aber doch die Verantwortung nicht verweigern. Auf die Forderung, das Manuscript der Predigt der Behörde einzusenden, antwortet er: „Auf den ergangenen Befehl eines Kaiserlichen Landgerichtes habe ich gehor samst zu berichten: daß ich nach meiner Gewohnheit, Papiere nicht unnütz zu häufen, die Manuscripte meiner Predigten zu vernichten pflege (in der That befindet sich unter den sehr zahlreichen Manuscripten der regelmäßigen Sonntagspredigten Walters nicht ein einziges von derartigen Gelegenheitsreden). Daher ich auch das Manuscript der in Fehkeln gehaltenen Predigt nicht auffinden kann, von der mir damals nicht in den Sinn kam, daß sie mir wichtig werden könne. So viel ich mich nach 1½ Jahren noch der Predigt entsinne, habe ich sie am Reformationsfeste den 20. October, an dem zugleich das Fest der Einweihung eines neuen Kirchhofes zu Fehkeln gefeiert ward, nach den vorgeschriebenen Texten gehalten und mich, wie ich zu thun pflege, auf die Erklärung der Texte beschränkt.“

Die Einleitung der Predigt ward bestimmt und mußte wohl bestimmt

werden, durch die damaligen Bewegungen der livländischen Bauern, um sich für den Uebertritt in die griechische Kirche anschreiben zu lassen und durch die herrschenden Gerüchte, als wenn Kaiserliche Majestät diesen Uebertritt geboten und zeitliche Vortheile dafür geboten und als wenn der Besiz eines Anschreibezettels schon zur Firmelung nach der sechsmonatlichen Bedenkzeit verpflichte.

Daher ich denn auch in der Einleitung zu der Gemeinde gesprochen: daß ein solches Fest, wie das Reformationstfest mit ihr zu feiern mir unmöglich sei, ehe ich mir und ihnen den Weg gebahnt durch all den Unverstand, der heute zu Tage den Eingang in ein protestantisches Freudenfest hindere. Und in diesem Sinne sprach ich über die damalige Bewegung des Landvolkes und zwar erstens, über das Unwürdige, die Bekenner eines anderen Glaubens als der unsrige es ist, um ihres Glaubens willen zu schmähen. Ich hob dabei hervor, daß sie nicht wähen sollten, daß wir als Protestanten irgend eine andere christliche Confeßion solchen Sinnes ansehen. Vielmehr hielten wir, so gewiß wir nur darum Protestanten bleiben, weil wir überzeugt sind, daß unser Glaube der reinste ist, — doch stets an dem Bewußtsein fest, daß auch wir viel Krankes haben und wollen doch getragen sein, und müssen daher auch das tragen, was in Anderen uns krank dünkt. Ich hob namentlich hervor, daß ich die griechische Kirche auch als eine heilige, christliche Kirche ansehe und von Jedermann als solche geachtet wissen wolle. Daher sei es nicht nur erlaubt, daß ein Lutheraner, dem sein Glaube nicht genügt und dem der griechische Glaube Frieden bietet, zur griechischen Kirche übertrete, sondern wir hielten es vielmehr für Pflicht, daß ein solcher zur griechischen Kirche übertritt. Nicht Gott sei für die Kirche da, sondern die Kirche für Gott, und wir müssen uns der Kirche anschließen, die uns am besten zu Gott führt.

Daran schloß ich die Beleuchtung der Sünde gegen die lutherische und ebenso gegen die griechische Kirche, die derjenige sich zu Schulden kommen läßt, der seinen Glauben verläßt und zur griechischen Kirche übergeht, ohne diese zu kennen oder von ihr irgend Heil für seine Seele zu hoffen. Diese Sünde begingen alle die, welche, weil eben viele andere litten, nun auch an die Orte der Anschreibung hinliefen, ohne nach Gottes Wort Alles zu prüfen und das Gute zu behalten; ferner auch Alle die in der eiteln Hoffnung dadurch zeitliche Vortheile zu gewinnen, ihren Glauben verließen und dem fremden zuliefen. Ich bezeichnete diese Sünde als um so größer, als sie, trotz allen das Gegentheil sagenden Publikationen, die so eitele und sündige Hoffnung auf angebliche Befehle und Versprechungen Seiner Kaiserlichen Majestät oder der griechischen Kirche gründete. Ob

denn das der Dank sei für alle väterliche Liebe, die der Kaiser auch seinen protestantischen Unterthanen überall erwießen, für die Kirchen, die er in Kronstadt und Petersburg ihnen gebaut und überall im Reiche zu bauen hilft; für die protestantischen Prediger, die er in Petersburg, Kronstadt, Sibirien und vielen Gouvernements angestellt habe? Ob das für alle diese Wohlthaten verdienter Dank sei, daß sie nun den ersten besten Lügern Glauben beimeßen, wenn sie sagen, der Kaiser habe unseren Glauben und wolle mit Geld die Untreue an ihm belohnen? Ob sie denn den ihnen so leichten Schluß dem Kaiser nicht auch zumutheten, daß wer seinen Glauben verkauft, auch nächstens den Kaiser verkaufen werde? und daß Judas=That stets Judas=Lohn nach sich ziehe, und der sei nicht 30 Silberlinge, sondern der Strick gewesen.

Und die griechische Kirche, — ob sie sich nicht scheuten, in eine heilige christliche Kirche zu treten und zu versichern, daß sie in ihr Seligkeit suchten, und doch unter einander zu sprechen, daß sie nur Geld und nicht Glauben suchten. Ich wüßte nicht, ob solche Leute auch unter ihnen seien; sind sie's aber, müße ich sie dringend bitten, derweil es noch Zeit ist, zu bedenken, was sie thun. Sie sollten doch einen Russen fragen, für wie viel er seinen Glauben verkaufen wolle? Aus seiner Antwort sollten sie entnehmen, daß die russische Kirche unmöglich nach Leuten lüstern sein könne, die solchen Handel treiben. Ja sie möchten doch die griechischen Geistlichen ehrlich fragen und würden bald erfahren, wie arge Lügen man ihnen gesagt habe, sowohl wenn man erzählt, der Kaiser verlange ihren Uebertritt, als auch wenn man von zeitlichen Vortheilen spricht, die dieser Schritt nach sich ziehe. Ebenso auch wenn, wie ich eben mit Bedauern höre, nun selbst die Wohlthat vereitelt wird, die der Kaiser ganz unverbient ihnen erwießen, als er befohl: es solle Niemand übertreten, ohne nach seiner Meldung erst 6 Monate sich zu bedenken. Vereitelt wird diese Wohlthat, wenn man behauptet, wer solchen Meldezettel hat, müße nun auch übertreten, wenn er nicht wolle gestraft werden. Der Zettel sei ja doch nur dazu da, daß sie, wenn sie sich zum Firmeln melden, beweisen könnten, daß sie zum Nachdenken über diesen Schritt Zeit gehabt hätten. Hätten sie den Vorfall hingegen aufgegeben und wollten sie nicht griechisch werden, so habe der Zettel weiter keinen Werth für sie. Sie müßten ihn, wenn er sie drücke und Niemand ihnen denselben abnehme, selbst vernichten. (Hierbei ist zu bemerken, daß der Befehl des Gen.=Gouverneurs Golowin, daß die Bauern diesen Zettel für etwaige künftige Zeiten aufzubewahren gehalten seien, noch nicht erschienen war.)

Das ungefähr ist in der Einleitung zu meiner Predigt vorgekommen

und wahrlich nicht zur Unehre der griechischen Kirche gesagt. Die Predigt selbst hat weiter keinen Blick auf die jetzigen Zeitläufe geworfen, sondern hat sich nach meiner steten Weise zu predigen, an die bloße Erläuterung der vorangeschickten Texte gehalten. Daher die Klagen, die gegen mich erhoben sind, von mir alle als unwahr müssen abgewiesen werden, wie ich das denn vor der Commission, die bereits 1847 in Fehkeln mich vorgeladen hatte, schriftlich erklärte. Kann ich auch der Worte mich nicht mehr entsinnen, die ich damals aufgesetzt und gesprochen habe, — so weiß ich doch und hoffe dafür Zeugen zur Genüge in allen Gliedern der dortigen Gemeinde zu finden, — daß ich, dessen ich angeschuldigt bin, nie gethan. Vielmehr habe ich gethan was dem treuen Unterthan und treuen Hirten und dem oblag, der auch die griechische Kirche achtet.“

Wie sein strenges Memoriren Walter ermöglichte, der Behörde den Gedantengang dessen genau wiederzugeben, was er vor einem Jahre gesprochen hatte, so entschied dieses auch den Gang des Processes.

Nicht nur die Ankläger und 20 erwählte Zeugen waren zu der Verhandlung nach Fehkeln gekommen, sondern von allen Seiten war die Gemeinde herbeigeströmt, der er vor einem Jahre gepredigt hatte und harrete in erregter Theilnahme für ihren angeklagten Berather des Ausganges der Verhandlung.

Die Denuncianten blieben bei ihrer Aussage; freiwillig gab noch ein Dritter, ein griechischer Künstler, schriftlich sein Zeugniß hinzu und der griechische Priester Balohd, der die Denunciationen bereitwillig entgegengenommen hatte, triumphirte offen: daß wenn auch die anderen deutschen Prediger blieben, Walter jetzt zu Grunde gehen werde.

Als aber zu einem wirklich geordneten Zeugenverhör geschritten wurde, erfolgte auf eine jede den Zeugen vorgelegte Frage die nämliche feste Antwort: das habe der Pastor von Wolmar nicht gesagt. Man hätte ihnen in der ersten Untersuchung keine bestimmten Fragen vorgelegt, sondern nur im Allgemeinen gefragt, ob sie solche Worte gehört hätten. Da die Ankläger und Zeugen sich nun widersprechend gegenüber standen, wurden beide mit dem Angeklagten confrontirt. Ein Augenzeuge berichtet: „In Mitten eines dichten Zuhörerkreises, der sich durch die geöffneten Thüren weit in die Borräume hinauszog, erschien in Amtstracht die hohe imponirende Gestalt des angeklagten Pastors. Er erbot sich, seine incriminirte Kirchhoßpredigt im Wesentlichen wiederholen zu dürfen, woraus sich ergeben werde, daß die Anklage auf Unwahrheit und Mißverständnis beruhe. Nachdem ihm dieses bewilligt war begann er ein Resumé seiner Predigt. Bei jeder Pause aber hörte man die Anwesenden mit Einschluß der Ankläger ausrufen: „Ja das

habt Ihr gesagt, Pastor, so war es.“ Zum Schlusse dieses Vortrages aber, als der Redner die Ankläger fragte: „Könnt Ihr noch behaupten, daß Eure Anklage wahr und daß ich die von Euch vorgebrachten Schmähungen gesprochen habe?“ — da warfen sich die unglücklichen Ankläger zur Erde, umschlangen des Pastors Kniee und riefen laut und mit Thränen: „Wir haben gelogen, Ihr habt das niemals gesagt, wir widerrufen unsere Anklage und nehmen sie zurück.“ Die Wirkung dieser Scene war eine unbeschreibliche. Hier nun im Angesicht der Behörde und der ganzen Versammlung erklärten die Ankläger: wie sie auf Geheiß des Kottenhufenschen griechisch-orthodoxen Geistlichen der in Rede stehenden Kirchhofspredigt beigewohnt, demselben von dem Eindruck dieser Predigt Eröffnung gemacht und für ihre Seelen Besorgniß geäußert, der Geistliche sie aber aufgefordert habe, jene Anklagepunkte zu bezeugen: der Pastor von Wolmar müsse bestraft werden, damit dergleichen Predigten aufhörten und die Uebertritte nicht behindert würden.“

Das Erkenntniß des livländischen Consistoriums auf Grund dieser Verhandlungen lautete den 8. November 1848: daß der Pastor Ferdinand Walter in Betreff der ganzen gegen ihn erhobenen Denunciation nicht nur gänzlich freizusprechen sondern auch wegen seiner Genugthuung gegen die Denuncianten das Erforderliche anzutragen sei. Der Ausgang des Processes wurde mit Jubel im Lande begrüßt, denn er war nicht nur typisch für alle dergleichen Vorfälle, sondern das Urtheil verkündete auch einen Umschwung der Dinge durch Golowins Abgang und Sumoroff's Eintreten in die Verwaltung des Landes die Wiederherstellung von Recht und Gesetz.

Auch aus der Gemeinde in Wolmar liegt ein Zeugniß vor, welches neben der hingebenden Liebe, deren sich Walter zu erfreuen hatte, die wackere Gesinnung zu beleuchten geeignet ist, welche diejenigen beseelte, die mit ihm dort für das Wohl der Heimath wirkten: „Verehrtester Herr Pastor! Vor meiner Abreise erlauben Sie mir, Ihnen das an Sie gerichtete Abschiedsschreiben zu überreichen, welches ich vor meiner Fahrt zu einem Duell, von dem heimzukehren ich nicht hoffen durfte, an Sie gerichtet hatte. Seien Sie nachsichtig und heben Sie daraus vorzüglich hervor die treue Anhänglichkeit und Hochachtung Ihres ergebenen Freundes, da sich, was meine Gefühle für Sie anbelangt, seitdem nichts geändert hat.

Theuerster, hochgeschätzter Herr Pastor!

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, ist es geschehen, worauf ich gesaßt sein mußte. Diese Zeilen sollen nur meinen letzten Gruß an Sie enthalten, — an Sie, den ich im Leben so unendlich hoch geachtet habe, — der Sie

mir so unerreichbar in Ihrem Vorbilde gewesen sind. Ihre Herzensgüte, Ihre Leutfeligkeit, auch gegen die Ihrer Unwürdigen, Ihre Andachtsübungen, Lehren und Predigten, die den reinen lutherischen Glaubenssinn so treu, so eifrig, — ja, wie Luther selbst — oft im heftigen Kampfe und im gerechten Unwillen gegen unsere argen Feinde und Verräther muthvoll darlegten; — Ihr rastloses unermüdbliches Arbeiten am Weinberge des Herrn, — Ihre jetzt so selten zu findende Anhänglichkeit und Vertretung meiner so sehr, und oft wohlverdienter Weise verkannten Korporation, die Gott mit richtiger Einsicht, mit einmüthigem Wirken und kräftigem Widerstande gegen Alles, was unsere Rationalität anfeindet und angreift, auszurüsten wolle; — wie sollten solche Eigenschaften nicht hinreißen, wie nicht aus einem Jeden Ihrer Bekanntschaft einen treuen Anhänger bilden?

Wie sollte ich hinter so Vielen, die sich an Sie mit Liebe und Dankbarkeit drängten, nachstehen können mit meiner Verehrung, mit meiner Liebe? Haben Sie doch mir, dem Fremden, so treuherzig die Hand gereicht, mir, dem Gliede einer angefeindeten privilegierten Gemeinschaft, so freundlich Ihr Haus geöffnet, in dem ich mich still glücklich gefühlt habe! Haben Sie mir durch die Aufnahme in Ihren Familienkreis doch die Gelegenheit gegeben, im geisterhebenden Umgange die Schleier der Unwissenheit immer mehr von dem innern Auge fallen zu sehen! Habe ich Ihnen doch zu verdanken, — wenn es auch nicht in direkter Belehrung geschah, — daß ich meinem Leben die Pfingsten erscheinen sah, die jedem Menschen früh oder spät kommen müssen! — Endlich fühle ich, und das gewiß mit der höchsten Anerkennung Ihre mich leitende Hand in meinem Geschäftsleben. Ihnen verdanke ich meine Stellung, wenn ich solche durch die Befolgung so vieler mir gewordenen Rathschläge zu Ehren gebracht, in Ehren gehalten habe. Kann ich doch in Wahrheit ausrufen: durch Sie bin ich ein Mensch geworden.

Wie sollte ich nach alle den Empfangnissen treuer Leitung, nach alle den Beweisen freundschaftlicher Zuneigung, — mich nicht hingerissen gefühlt haben, Ihnen im Herzen die treu ergebenste Liebe und Freundschaft zu bewahren, deren ich fähig sein konnte und die durch Sie selbst immer rege erhalten wurde. — Deshalb am Abschlusse mit diesem Leben rufe ich Ihnen meinen wärmsten, freundschaftlichsten Dank zu und brauche nicht den Segen über Sie zu erbitten, den Sie um mich durch Ihre Handlungen und Wohlthaten selbst sich so reich verdient haben.

Behalten Sie mich lieb und vergessen Sie mich nicht so bald; — grüßen Sie herzlich Ihre liebe, gastfreundliche Frau, Ihre lieben Kinder, die Gott erhalten wolle; grüßen Sie Alle in Ihrem Bekanntenkreise, die sich meiner

erinnern wollen, — vor Allem Ihren ehrenwerthen feurigen Schwager Wandau; mein Gruß von Ihnen gebracht, wird leichter zum Herzen den Weg finden.

Und nun, wie ich denn oft Ihr Plagegeist gewesen bin, füge ich diesem Gebewohl bittend Nachstehendes hinzu:

Wenn es sich thun ließe, wäre es mir unendlich lieb und werth, wenn Sie sowohl der deutschen als der lettischen Gemeinde, mit denen ich so lange zusammengelebt, die ich recht lieb gehabt habe, von der Kanzel aus meinen letzten herzinnigen Abschiedsgruß darbrächten. Es sind ihrer so Viele, die ich recht geehrt und geliebt habe; sagen Sie es ihnen. Es mögen auch Viele sein, denen ich im Leben Unrecht gethan, die ich verletzt haben mag; bitten Sie diese, mir von ganzem Herzen zu vergeben.

Sagen Sie der deutschen Gemeinde, wie ich mich in den Jahren meines Aufenthaltes in Wolmar gefreut habe über den deutschen Sinn, der in ihr herrscht. Sagen Sie der lettischen Gemeinde, sie wolle überzeugt sein, daß ich mein eifriges Bestreben in meiner Amtspflege dahin gerichtet hatte, Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten, welchen denn auch nachfolgen: Arbeitsamkeit, Zufriedenheit, Segen; sagen Sie der lettischen Gemeinde, daß ich fest auf sie baue und mit der Ueberzeugung das Irdische segne, daß sie treu bleiben wolle ihrem alten Vaterglauben, der rein ist von allem Schmutz, aller Pfaffenlist, von aller kirchlichen Intrigue und Betrügerei; — daß sie in ihren jetzt bestehenden oder noch zu erwartenden Bauernverhältnissen nie glücklicher werden können, als wenn sie treu an ihrem Lutherglauben halten. Grüßen Sie insbesondere die Kirchenvormünder und Gemeindebeamten Ihres Kirchspiels und sagen Sie ihnen, ich lasse sie in meiner letzten Stunde bitten, über ihre Gemeinde streng und treu zu wachen und gegen den andrängenden Feind energisch entgegen zu arbeiten.

Endlich bitte ich Sie noch inständigst, mich auf meinem letzten Gange über diese Erde zu begleiten und mir an meiner Gruft einige Freundes- und Liebes-Worte nachzusenden, — gegen meine alte Mutter meiner zu ihr gehegten herzinnigsten Kindesliebe zu erwähnen und ihr für alle Liebe, Sorge und Angst in meinem Namen den tiefsten, wärmsten Dank auszusprechen; — vorzüglich aber reiche Liebes- und Trostworte meiner heißgeliebten Frau zuzurufen.

Werfen Sie bisweilen einen Blick auf die Erziehung meiner Kinder, besonders meines Ältesten und geben Sie in meinem Namen guten Rath, wo es nothwendig sein sollte. Weißen Sie meine Kinder in die Wahrheiten unseres Glaubens ein und nehmen Sie sie auf in die Gemeinschaft unserer Kirche, dann hoffe ich mit Zuversicht auf ein Gott gefälliges Leben

meiner Kinder; kräftigen Sie diese armen Menschenkinder zu einem Leben voller Ungerechtigkeit und Sklaverei. Ach Vieles, gar Vieles möchte ich Ihnen meiner Kinder wegen auf die Seele binden; — das ist aber der schwächste Punkt, an dem ich noch leide: die Trennung von den zarten, unmündigen Wesen. — Schwer, sehr schwer wird diese Trennung, und doch habe ich zu ihr Kraft nöthig; deshalb mag ich nicht zu sehr in die Details meiner Wünsche eingehen und rufe: was Gott thut, das ist wohlgethan, — und Gott wird meine Kinder schützen! — Gott erhalte Ihnen in aller Kraft ein langes, wirksames Leben und lasse Sie mit philosophischer Nächstenliebe und wahrer Religion das immer mehr gestörte Gemeindes Leben unserer Kirche ansehen, ohne daß Ihr Gemüth durch die schwarzen Umtriebe zu sehr angegriffen werde.

Nun, so leben Sie denn wohl, ehrenwerther, geliebter Freund, und empfangen Sie hiermit noch den treuerherzigen Druck meiner warmen Hand, und den ewigen Gruß Ihres Sie hochschätzenden und ehrenden Beichtkinds.“

Walter faßte seine Ansicht über die Bewegung der Bauern Livlands in einer Denkschrift schon damals dahin zusammen:

Es ist nicht zu leugnen, daß die Livländischen Bauernbewegungen ganz politischen Charakter tragen, wenn es auch immerhin nicht in Abrede gestellt wird, daß diese Bewegungen, das Verlassen des väterlichen Glaubens, um in einem fremden Glauben zeitliche Vortheile und namentlich Landbesitz ohne Schweiß und Mühe zu erreichen, in Livland nicht hätten Raum finden können, wenn das religiöse Bewußtsein im Volke gesund und die zeitliche ökonomische Lage desselben minder penibel gewesen wäre. Es ist aber im Zugeständniß des Lekteren keineswegs das Erste aufgehoben oder die Ursache des Ersten bezeichnet worden. Vielmehr sind und bleiben jene Bewegungen politische, in den Anregern und Angeregten, und nicht kirchliche und nicht ökonomische. Ebenso wäre es ein großes Unrecht, der Livländischen Geistlichkeit und den Livländischen Gutsbesitzern diese Bewegungen in's Gewissen zu stellen, als etwas, was eben nur hier vorkommen konnte. Schwerlich wird ein Land erfunden werden und ein Volk, das kirchlich und ökonomisch so gesund und zufriedenstellend steht, namentlich wenn erst 20 Jahre seit der Freilassung aus der Leibeigenschaft vergangen sind. daß es Versuchungen, wie die in Livland angewandten, nicht unterlegen wäre in seinen schwächeren und religiös wie ökonomisch tiefer stehenden Leuten.

Das Bewegende in den livländischen Bewegungen ist revolutionären Charakters. „Du sollst im Schweiße Deines Angesichtes Dein Brod ver-

dienen“, das muß, wer nur von Gottes Gnaden etwas im Reiche ist, als des Staates Grundlage vertheidigen. In dem Augenblicke, als es dem Volke in den Sinn gestellt ward, es könne in der Fremde oder in der Heimath nicht durch den von Gott geordneten Schweiß des Angesichtes, sondern durch irgend eines Machthabers, des Kaisers oder der griechischen Kirche Zauberwort auf Kosten fremden Eigenthums besitzlich werden, seit dem Augenblick ist der Funke der Revolution in das Volk geworfen, in ein bisher ruhiges Land gebracht.

Das muß festgehalten werden bei jeder Berathung über Veränderung der Ländlichen Verhältnisse. Wenn die Diener der Kirche um so eifriger den Bedürfnissen der Gemeinden nachzukommen suchen und die Ritterschaft die Möglichkeit zum festen Besitze zu kommen, überall dem Fleiße der Bauern näher rückt, — so dürfen wir nicht meinen, daß darum der revolutionäre Funke im Volke verlöschen werde. Den kann nur die Macht erstickten, die ihn angeregt hat, und auch sehr schwer nur. Wir aber, ob die Ruhe hergestellt wird oder nicht, haben das Unsere gethan, wenn wir vor Gott, Welt und unserem eigenen Gewissen unsere Pflicht gethan haben.

Was hätten wir also zu thun, um nicht auf die Besitzer oder die Kirche die Schuld zu legen, die nur den Revolutions-Männern (wer und wo sie auch seien) gehörte, und doch von unserer Seite dem Gewissen Genüge zu leisten?

1. Die Erklärung muß vornan feststehen bleiben, was das Volk bewegt; daß daher, was auch zu gesunder Fortentwicklung der ökonomischen und kirchlichen Verhältnisse wird beschlossen werden, daß das um des Gewissens willen geschehe, nicht in der Hoffnung zu beschwichtigen, was von außen her über uns gekommen ist.
2. In Bezug auf das Lockende im Landbesitze für den Bauern und das Drückende im Gedanken der Frohne, ist die Möglichkeit der Pacht, Erbpacht und des Kaufs überall dem Fleiße zu eröffnen und zu erleichtern.
3. In Bezug auf die Kirche — das Beliebte und Heilsame der Herrnhuter nicht zu übersehen und in einer guten Aeltesten-Verfassung und Bethauspflege unter kirchlicher Leitung, die Besorgung der Gemeinde rein lutherisch zu verbessern.

15. Der Fürst Suworoff.

Alle Bemühungen in Petersburg hatten nicht die Wiederherstellung der verletzten Landesrechte zu bewirken vermocht. Das Gesetz über die gemischten Ehen blieb in Kraft und mit dem Uebertritt der 1845 zur

griechischen Kirche verlockten Letten und Esten lag die Gefahr offen vor aller Augen, die den Fortbestand der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen bedrohte. Dieser neue Eingriff und der veränderte Thatbestand, den er geschaffen hatte, legte aber auch der Wiederherstellung des alten Rechtszustandes ein weiteres schweres Hinderniß in den Weg. Sie war jetzt nicht mehr möglich ohne eine offene Niederlage der griechischen Kirche, ohne eine Rückbewegung der von ihr nur durch die Kraft der Staatsgewalt geesselten, sogenannten Besehrten, welche einem Zugeständniß des Unrechtes, das man verübt hatte, gleichgekommen wäre. Nur dies war, neben der Abwehr einzelner Angriffe, erreicht worden, daß man in Petersburg eintheilen von dem brutalen Verfahren, welchem die Verwaltung Golowin's in Livland Thor und Thür geöffnet hatte, Abstand nahm und dadurch dem Lande die Möglichkeit gab, günstigere Zeiten für die Erneuerung seiner Vorstellungen abzuwarten. Auch der Kaiser Nikolai mußte doch wohl eine andere Auffassung von den Vorgängen in Livland gewonnen haben, wenn er 1847 einem Golowin den Fürsten Suworoff in Livland zum Nachfolger gab. Walter bemerkt hierüber: „Die Sendung des Fürsten Suworoff nach Livland war ein Ausdruck des kaiserlichen Wohlwollens. Mit des Fürsten Eintreten in das General-Gouvernement lebte die Hoffnung einer gerechten und humanen Behandlung in den Bewohnern Livlands wieder auf. Es wurden die von der griechischen Kirche und ihren dienstbaren Geistern ausgehenden und dem an civilisirtes Leben Gewöhnten durchaus unverständlichen Niederträchtigkeiten und Ueberschreitungen und Verdrehungen der Gesetze seltener, ja sie hörten ganz auf. Die Finsterniß scheute den Fürsten wie das Licht und der ärmste Bauer wagte voll Vertrauen ihm seinen Jammer über den an ihm verübten Betrug zu klagen. Bei Nikolai setzte Suworoff viel durch; so vertrat er im Reichsrathe die schon durch ein Gesetz verkürzte Summe der Salairung der Consistorien und für kirchliche Bauten und Pensionen, zum Besten der lutherischen Livländer, wie Niemand sonst es vermocht hätte und rettete der Kirche eine bedeutende Stütze. Er schützte die lutherische Kirche, wo er es nur vermochte, vor Unrecht. Durch die ministerielle Fälschung eines kaiserlichen Befehles war der Fürst Suworoff veranlaßt worden, die lutherische Kirche auf der Insel Ründe den Griechen auszuliefern: da angeblich der Kaiser befohlen haben sollte, daß solches zu geschehen hätte, falls über die Hälfte einer Gemeinde griechisch geworden wäre. Als dem Fürsten aber die Tragweite dieses Befehles und die unwürdige Weise seiner Auswirkung klar gemacht war, bedauerte er sehr, daß er so hintergangen und mißbraucht worden war. Rückgängig könne er den Befehl nicht machen, da der Kaiser nie seine Befehle widerrufen werde;

aber unschädlich werde er ihn machen: wenigstens so lange er im Amte sei, solle keine lutherische Kirche mehr auf Grund dieses Gesetzes den Lutheranern verloren gehen! Und er hat Wort gehalten. Daß keine lutherische Kirche weiter beansprucht worden ist, läßt vermuthen, daß Fürst Sumoroff dem Kaiser den Sachverhalt vorgestellt und die Erlaubniß erhalten habe, jener Entscheidung über Künöe keinen Einfluß auf andere Fälle zuzuweisen."

Der Fürst Sumoroff dachte und empfand national russisch; aber er kannte auch das übrige Europa, hatte lange in Deutschland gelebt und deutsche Art und Bildung verstehen und schätzen gelernt. Gern erinnerte er sich namentlich an seinen Aufenthalt in Göttingen und noch im Alter wußte er den studentischen Schläger mit Geschick zu handhaben. Er besaß einen lebhaften Geist, der sich gern in geselliger Unterhaltung bewegte und ein persönlichen Eindrücken leicht zugängliches, weiches Gemüth, aber auch eine vornehme, dem Gemeinen und Unwahren abgewandte Gesinnung. Sein Verhältniß zum Herrscherhause war ein tief persönliches; und mit begeisterter Liebe und Ehrfurcht erwiderte er das Vertrauen, welches ihm seine Kaiser schenkten.

Die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des Kaisers Nikolai und die Liebe zu seinem Nachfolger Kaiser Alexander II. bot die Grundlage für das freundschaftliche Verhältniß, in welches Walter zu dem Fürsten Sumoroff trat. Schon am 18. November 1848 schreibt Sumoroff: „Ich kann das Vertrauen, das Sie in die Person unseres erhabenen Monarchen setzen, nur mit warmem Herzen bekräftigen, indem ich mich der Hoffnung hingebe daß seine väterliche Milde auch in dem vorliegenden Falle den besonderen Umständen Rechnung tragen wird. Für die gütige und freundschaftliche Gesinnung, die in Ihrem Briefe ausgesprochen ist, erlauben Sie mir Ihnen von Herzen zu danken.“ — Walter hat den Fürsten in der Folgezeit immer mehr achten gelernt, so daß er ihn auch persönlich sehr lieb gewann und das Vertrauen, das ihm erwiesen wurde, in gleichem Maße erwiderte. Als Sumoroff Riga 1861 wieder verlassen hatte und hier schmerzlich vermißt wurde, schrieb Walter, durch einen Traum veranlaßt, die folgenden Worte über den Fürsten nieder: „Ich wachte heute in Thränen gebadet auf, denn der Traum hatte mich an Sumoroff's Sarg geführt und ließ mich ihm diese Worte als Nachruf sprechen: Vergönnt ein kurzes Wort an diesem Grabe auch dem evangelischen Prediger, der den Entschlafenen gekannt als ein treues Kind seiner griechischen Kirche; vergönnt es auch dem Deutschen, der ihn gekannt als Russen mit Leib und Seele, und der ihn doch liebte und ehrte wie einen Glaubens- und Volksgenossen und der sich rühmen durfte, von ihm ebenso beachtet zu sein. Das Wort aber, das ich sprechen will,

soll ausdrücken den Dank, den ich sammt meiner evangelischen Heimath dem nachrufe, den keine konfessionelle Engherzigkeit hinderte, mit uns nihil humani a se alienum putare und mit sich uns alle als Erlöste desselben Heilandes zu achten und mit uns sich zu freuen alles Edlen und Großen, das Gottes Gnade unserer Vergangenheit wie Gegenwart gegönnt hat. Es soll ausdrücken den Dank, den ich sammt allen Deutschen und Letten und Esten der baltischen Heimath dem nachrufe, der nicht nur in unserer Sprache uns nahe trat, sondern ein Herz auch für uns hatte und für unsere nationalen Eigenthümlichkeiten und Ordnungen, und jedem Stande unter uns ein Herz zeigte, das ihm Aller Herzen öffnete und gewann. Es soll sagen von dem Dank, den ich sammt allen unter seine Regierung gestellten baltischen Unterthanen unseres Kaisers dem nachrufe, der jedem Recht- und Hülfe-suchenden nahbar war, und beides Jedem zu bieten stets bereit war, alle Schwierigkeiten und Kämpfe nichtachtend, die es kostete und der Raum gab der Appellation a male informato ad melius informandum principem und sich nicht weigerte zurecht zu stellen, was schon in falsche Richtung gebracht war, ja der wie in Bezug auf sich selbst und alle ihm untergebene Obrigkeit, so vor allem in Bezug auf den Kaiser und sein Haus Vertrauen und treue Liebe uns ins Herz gepflanzt, darin wir uns gesegnete Unterthanen wissen.

Das ist der Nachruf der baltischen Lande für den, welchen Gott uns gegeben hat zu gesegneter Stunde und den Er uns nahm nach seiner Weisheit, um ihm Größeres anzuvertrauen, — und den Er uns und dem ganzen Reiche nahm, um ihm zu vertrauen, was kein Auge sah und kein Ohr vernahm, in dem wir aber ihn wiederfinden werden, wenn unsre Stunde schlägt, und sie schlage als gesegnete Stunde uns allen. Amen.“

Durch die Verwaltung Suworoff's vollzog sich in Livland schon bei Lebzeiten des Kaisers Nikolai eine Aenderung der Verhältnisse, welche manches milderte, was das Land unter seiner Regierung erlitten hatte und die Sympathien für diesen Herrscher hier nicht in dem Maße zurücktreten ließ, als dieses durch die Ereignisse der Folgezeit in Rußland selbst geschah. Der Fürst Suworoff ist der einzige Russe gewesen, der als General-Gouverneur lange genug in Livland lebte, um die Verhältnisse kennen und Land und Leute der ihm anvertrauten Provinzen achten und lieben zu lernen. Seine Stellung zu den Klagen, Hoffnungen und Wünschen des Landes gewinnt um so größeres Gewicht, als ihm auch allseits in den Provinzen mit Offenheit und Vertrauen begegnet wurde.

16. Aus deutschen Bädern.

Durch die vielen Reisen nach Petersburg und anstrengende Arbeiten war die Gesundheit Walter's tief erschüttert. Die Aerzte sahen das heftig auftretende Nierenleiden für sehr bedenklich an und forderten ohne Verzögerung eine Kur in Karlsbad und Bichy. Vielerseits verwandte man sich auf das Bereitwilligste, um einen Reisepaß vom Kaiser zu erwirken. Der Fürst Suworoff ging persönlich den Minister darum an und auch der General-Adjutant Baron Meyendorff wandte sich seinerseits an ihn. Die Antwort des Ministers lautete: es sei Allerhöchst verboten worden, in gegenwärtigen Zeitumständen um Urlaub zur Reise ins Ausland einzukommen. Auf eine nochmalige Vorstellung Suworoff's und nachdem auch die Großfürstin Helene persönlich dafür eingetreten war, entschloß sich der Minister zu einer Unterlegung an den Kaiser. Er erhielt die Höchsteigenhändige lakonische Resolution: „Jetzt nicht an der Zeit (Теперь не время).“ Ob krank zu sein? Ob gesund zu werden? Jedenfalls ganz im Stile des Kaisers Nikolai.

Walter mußte die Hoffnungen, die sich an die Reise knüpften, aufgeben und im Sommer 1848 durch eine Brunnenkur in Riga wenigstens Linderung des Leidens suchen. Dieser Aufenthalt in Riga brachte ihm die ersten persönlichen Beziehungen zum Fürsten Suworoff.

Riga, 9. Juni 1848: Außer dem Brunnentrinken ist Herumtreiben meine Arbeit. Bei Suworoff bin ich in dieser Qualität gewesen und ward herzlich aufgenommen. Der Civil-Gouverneur von Essen hat mich zu sich gebeten und ich gedenke ihn heute zu besuchen. Die Herren hier wollten mich zum Oberpastor am Petrus und zum Superintendenten machen, ich habe es aber abgewiesen und sie gebeten, die officiële Anfrage an mich garnicht kommen zu lassen, da ich doch abschreiben würde.

11. Juni: Vom General-Consistorium bin ich auch Gottlob frei; denn an meiner Stelle ist Karlblom vom Minister bestätigt sowie an Wolfeld's Stelle Aderfafs kommt. Also zwei herrenhuthisch Gesinnte; da helfe Gott zu. Ich aber danke es Ihm herzlich, daß ich los bin. Ach möchte ich nur keinen Orden bekommen! Dann kann ich mit Ehren aus dem General-Consistorium. Nun will ich wieder zu Hause rüstig an die Arbeit. Den Brief Meyendorff's nimm in Deine Verwahrung. Er ist ein Abschiedswort, ohne daß er das geahndet und ein freundliches.

26. Juni: Bricht die Cholera in Wolmar aus, so muß ich nach Hause und meine Kur abbrechen, um meine Gemeinde zu besorgen. Wenn es hier arg wird, muß ich den hiesigen Predigern, von denen 6 fehlen und

einer krank ist, beistehen. Aus Dorpat werden von Suworoff 10 junge Mediciner verlangt. Heute sagte er: ich sehe schon, ich und der Doctor Baerens allein kümmern uns um die Sache, daher Herr Polizeimeister: was der Doctor verlangt, Sie werden Alles schaffen, miethen u. s. w., es koste was es wolle! Wo die Noth ist, da schafft Gott den Arbeiter, und es ist wohl bei allem Graufigen, das solche Krankheit hat, eine Lust um so muthige Thätigkeit. Bleibe ich gegen der Aerzte Willen hier um der Cholera willen, so laß Dich dadurch nicht stören. Mit dem guten Gewissen ist Gott, und ich habe keine Furcht. Fühle ich mich unwohl und bin also untauglich, so komme ich zu Euch.

29. Juni: In Petersburg soll die Cholera noch arg wüthen, 1000 Kranke täglich und 800 Todte. Der General-Gouverneurin ist Mutter und Bruder dort gestorben und die Kaiserin hat ihren Arzt und Sekretair verloren. Hier sind die meisten Brunnengäste aus Furcht vor der Krankheit verschwunden. Doch sind erst drei Personen gestorben und zwei weitere bisher erkrankt.

Auf Walter's Verwendung bewirkte Suworoff, daß der Pastor Sokolowsky, der seiner Stelle entsezt worden war und nach Rußland verbannt werden sollte, weil er einen Anschreibezettel für den Uebertritt zur griechischen Kirche auf Wunsch eines Bauern vernichtet hatte, in Livland bleiben durfte. 21. Juni: Sokolowsky ist von mir zu sagen: er möge doch Suworoff schriftlich dafür danken, daß er ihm das Bleiben in den Ostseeprovinzen ausgewirkt. Ich wage mit Suworoff nicht feinetwegen zu sprechen, ehe ich weiß, daß diese Dankeschuld abgetragen ist. 26. Juni: Gestern überraschte mich der General-Gouverneur auf dem Bette, worauf ich nach dem Bade 1¹/₂ Stunde liegen muß und im Schlafrocke. Ich zog mich indeß gleich an und er blieb wohl eine Stunde bei mir und machte sich sehr liebenswürdig. Daß doch auch die so liebenswürdig wären, die über ihm stehen.

Noch eine andere Gefahr konnte Walter, wenigstens zu einem Theile, von der Kirche abwenden. Die Klage über die Vernichtung der Anschreibescheine der Bauern durch lutherische Prediger hatte zu einer Verfügung des Ministers geführt, welche den lutherischen Geistlichen das Versprechen abzunehmen befahl: daß sie nicht gegen das Kirchengesetz von 1832 und die Uebertrittsordnung handeln und dem Uebertritte keine Hindernisse in den Weg legen würden. Die Prediger hätten sich durch ein solches Versprechen selbst die Hände gebunden und das Kirchengesetz, gegen welches die Synode und das General-Consistorium Verwahrung eingelegt hatten, ihrerseits anerkannt.

„Diese Forderung eines Reversales war zwischen den Sitzungen, während auf der geistlichen Bank nur der Vice-Präsident anwesend war, in das General-Consistorium gelangt. Statt so wichtige Verfügung auf die Sitzungen zu verschieben, hatte man sich vom Minister zur Verfügung des Reversales drängen lassen. Im Consistorium in Riga war dasselbe geschehen.“ So war das berücksichtigte Reversal vom 9. Februar 1848 in wenig veränderter Form am 16. Februar vom Landesconsistorium an die Geistlichen gesandt. Schon am 24. Februar wandte sich der Pastor Christiani mit schweren Bedenken und dem Entschlusse, das Reversal unter keiner Bedingung zu unterschreiben, an Walter. Zurückgenommen konnte der Befehl, dessen Ausführung von den Consistorien bereits geschehen war, nicht mehr werden. Auf die Vorstellung Walter's entschloß sich das General-Consistorium wenigstens dazu, ihm eine andere Fassung zu geben. An Stelle des Versprechens trat eine bloße Bescheinigung der empfangenen Einschärfung der Gesetzeserfüllung. Walter bemerkt darüber: „Verschieden vom Versprechen, die den Friedensverträgen und Privilegien widersprechenden Gesetze des Kirchengesetzes und der neuen „sogenannten Allerhöchst festgesetzten Ueberttritts-Ordnung“ nicht zu übertreten, ist doch wohl die bloße Bescheinigung, daß jene vom Minister ausgegangene, vom General-Consistorium mitgetheilte und vom Consistorium eingeschärftte Zumuthung mitgetheilt sei. Dies konnten und mußten die Prediger bescheinigen. Die Verletzung der Pakte aber mußten sie durch das Consistorium der Ritterschaft, mit welcher die Pakte geschlossen waren, und der es oblag, sie zu vertreten, vermelden. Die Gewalthaber konnten hierbei die Nichterfüllung ihrer Zumuthungen an den Predigern allerdings strafen, ohne jedoch diesen vorwerfen zu können, daß sie Versprochenes nicht erfüllt haben.“

Um sich wenigstens für das folgende Jahr den Reisepaß nach Deutschland zu erwirken und die Bedenken zu beseitigen, welche der noch immer schwebende Criminalproceß veranlaßte, reiste Walter im Herbst 1848 noch einmal nach Petersburg. Aber erst das erneute Eintreten des Fürsten Suworoff bewirkte die Erlaubniß. Suworoff schreibt am 23. März 1849: „Seine Majestät der Kaiser haben geruht, auf die Vorstellung des Herrn Ministers des Innern, Ihre Reise ins Ausland betreffend, Höchsteigenhändig folgende Resolution zu verzeichnen: „Wenn der Fürst Suworoff für ihn die Verantwortung übernimmt.“ — Ich habe die Verantwortung übernommen und in Kurzem werden Ew. Hochwürden den Paß zur Reise in's Ausland erhalten. Die Verantwortung habe ich mit vollem Vertrauen und Zuversicht übernommen und bin überzeugt, daß Sie, hochgeehrter Herr Pastor, besonders bei jetzigen Verhältnissen und politischen Constellationen im Aus-

lande die geringste Veranlassung vermeiden werden, über Gegenstände sich auszusprechen, die nachtheilig gedeutet werden könnten. Genehmigen Ew. Hochwürden die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung.“

General Meyendorff schreibt:

„Petersburg, 24. März 1849.

Ihr Urlaub, lieber Walter, ist bewilligt; unserm braven General-Gouverneur haben wir es zu verdanken, wenn diese sehnlichst erwünschte Erlaubniß endlich erfolgte. Mit der Zögerung der Verstattung stieg die Besorgniß des Gelingens, bis dann endlich die Antwort Sumoroff's auf alle Anfragen und gemachten Schwierigkeiten von Seiten des Ministers den Hindernissen ein Ende machte. So Gott will, werden wir Sie im gewünschten Wohlsein aus dem Auslande zurückkehren sehen. So heilsam nun zwar jene Bäder und Klima wirken, so betrübend für Gemüth und Frohsinn ist es, ein Zeuge der gestörten Besonnenheit und Redlichkeit der Deutschen zu sein. Je bunter es dort aussieht, desto mehr werden Sie aber auch Ursache finden, uns aufzufordern, möglichst den Heiland um Verschonung vor solchem Uebel zu bitten. — Zu den Vielen, die Sie hochachten und verehren, gehört mit wahrer Aufrichtigkeit Ihr dienstwilliger
Meyendorff.“

So ängstlich sah man damals in den höchsten Kreisen Petersburgs jede Beziehung zum westlichen Europa an. Nach 22 Jahren, reich an Mühe und Arbeit, als ein schwer Kranker, sollte Walter Deutschland wiedersehen. Auch jetzt geht die Reise zur See, aber nach Lübeck an dänischen und russischen Kriegsschiffen vorüber. Auch die inneren politischen Verhältnisse Deutschlands sind derweil völlig andere geworden und entziehen sich in der Verwirrung eines erbitterten Parteigetriebes der Einsicht und Beurtheilung des außerhalb Stehenden. Walter fühlte sich daher durch die extremen Auffassungen, die ihm auf der Reise entgegentraten, meist sehr unersreulich berührt.

Hamburg, 21. Juni 1849: Auf der Fahrt von Lübeck nach Hamburg waren meine Gesellschaft einige Holsteiner und ein schlesischer Kaufmann, ein wüthender Preuße, oder wie der ihm gegenüber sitzende Holsteiner sagte, ein Halbbrusse, denn das sei eins. Er wußte nicht, wer ich war. Der Holsteiner war sehr empfindlich, als ich an der Holsteiner Grenze fragte: ob das dänische Zollbeamte seien? „Wir haben hier nichts Dänisches und sind in Holstein!“ Der Kampf gegen Dänemark scheint durchaus Nationalkrieg zu sein und dadurch eine Wiedervereinigung mit Dänemark nur möglich, um sich zu völliger Lostrennung vorzubereiten. Sie klagten, daß man sie nicht allein

kämpfen lasse; der preußische Führer hemme nur ihre Fortschritte. Auch der Erzherzog Johann hatte vorgestern noch zu Kirchenpauer, der heute aus Frankfurt kam, gesagt: Die Schleswig-Holsteinsche Sache hätte er längst schon und zwar Holstein und Schleswig zu gut durch Friedensschluß nach Siegen beendet, — hätte Preußen sich nicht drein gelegt, — dem er's jetzt ganz überlassen habe und das auch noch von ihm Schritte zum Frieden verlange. Die patriotischen Holsteiner verließen uns in Wandsbeck; sie waren angenehme Reisegefährten durch ihre Lebendigkeit, dem Schlesier aber zuwider, weil sie Preußen, König und Volk angriffen. Er schwieg jedoch weislich, was ich jedem Fremden rathen wollte bei der hiesigen politischen Aufregtheit. Am Rhein sieht es böse aus. Die Republikaner wehren sich verzweifelt und es fließt viel Blut. Doch von Politicis will ich nicht schreiben, hat man doch genug davon zu hören. Ich glaube, ich kam auf sie schreibend, weil ich vorzüglich über sie durchaus nicht spreche und einen stummen Zuhörer abgebe und dabei einen sehr ungläubigen, was Viele mir sehr verübeln würden, wenn ich's ausspräche.

An der Wirthstafel in Hamburg gab's gewaltiges Politisiren der Hannoveraner. Das Eine Deutschland und guter Klang für den König von Preußen war das Hervorstechende. Als ein ungewaschen Aufnehmen des Communismus sich aufthat, konnte ich doch das Maul nicht halten. Was ist's doch Trauriges um dies ungewaschene Politisiren, das mir immer den Vorwurf, daß der Deutsche großmaulisch sei, recht klar vorstellt in seiner Berechtigung. Man schwagt sich alle Ideen tod, drum kommt's nicht zur That! Die Preußischen Friedens-Vorschläge sind heute von Kopenhagen nach Berlin beantwortet durch Hamburg gegangen. Gott gebe, daß es was Geheutes wird!

Karlsbad, 25. Juni: In Halle machte ich mit Eduard Erdmann und Professor Volkmann einen schönen Spaziergang. Die noch am 23. Juni 18 Cholera-Todte zählende Muesenstadt hatte von allen Studenten nur 200 behalten. Die übrigen hatten sich auf andere Universitäten gemacht, da 96 Todte an einem Tage wohl schrecken konnten. Man ist in konservativen Kreisen ärgerlich über alle deutschen Bewegungen. Sie hoffen, daß die Führer der republikanischen Partei erschossen und die übrigen zur Rechenschaft gezogen werden, die nach des Königs Weigerung, die Krone anzunehmen, in Frankfurt blieben. Auch die verständige Begründung dieser Ansichten läßt weiter gehen, als man es einmal bei sich selbst wird billigen können. Es kann wohl sein, daß alle, oder die Tüchtigsten unter den Preußen solcher Ansicht sind, wenigstens spricht der Haß dafür, der die Preußen in ganz Deutschland, so viel ich höre, trifft. Mir

gefällt diese Richtung nicht, und ich fürchte, wie von Universitäten und ihren Lehrern viel radicaler Unfinn gesagt worden ist, so werden diese reactionären Lehrer den König oder sein Ministerium zum Erschießen und Köpfen verleiten und dadurch Deutschlands Verderben befördern. Die Idee des Einen Deutschland ebenso, wie den Kampf gegen Dänemark achtet man Thorheit und Unrecht. Doch — genug um Euch sehen zu lassen, wie die politische Welt hier alle in sich hineingerissen, und wir, dem Felde der Thatfachen ferner, anders zu den politischen Erscheinungen stehen. Man hört daher sonderbare Dinge: Es ist nirgend Druck und Noth der unteren Klassen; nur nicht arbeiten wollen, nehmen, was andere besitzen, ist die Triebfeder der Leute. Darum ist's Unrecht, daß man die strengen Jagdgesetze aufgehoben, man habe doch dem Adel ein Recht genommen und Anderen es mit ihm zu theilen verstattet auf ihrem Boden, den sie doch kauften ohne Jagdrecht. Die Jagdgesetze seien nie scharf gewesen. Die Aufhebung der Brodststeuer ist Unrecht, da jetzt die Wohlhabenden zahlen müssen, was die Armen bisher gezahlt. Doch — wozu mehr. — Die Fahrt nach Karlsbad ging längs der Mulde durch die Städte, die 1848 Revolution machten und auch jetzt wegen der Dresdener Unruhen von Truppen besetzt sind und durchspürt werden, um die letzten der flüchtig gewordenen Theilnehmer an Dresdens Unruhen einzuziehen. Der größte Theil dieser Sachsen des Erzgebirges ist radical republikanisch. Das Land ist schön, reich durch Bau des Aders und der Bergwerke in Steinkohle, Eisen und Kobalt, und durch Porcellan-Fabriken.

Gestern um 9 Uhr Abends fuhren wir hier ein. Ich machte mit einem Herrn von Massow aus Preußen noch einen Spaziergang durch die Stadt. Meinen Johannisstrauß aus neuerlei Blumen habe ich heute nachgeholt und will von Euch träumen. Die österreichischen Papiere standen schlecht, weil es den Oesterreichern gegen die Ungarn nicht gut gegangen sein soll. Jetzt reden aber wieder Privatnachrichten von einer Schlappe der Ungarn durch Oesterreicher und Russen. Der Jude, der mir das Geld wechselte, sagte: es darf den Oesterreichern nicht schlecht gehen: dafür werden Rothschild und der russische Kaiser sorgen, wie sollten sie sonst ihr Geld zurückkriegen. Der Jude stellte doch den Juden obenan. — Ich wohne mit dem Dr. Meißner, der mich in Rur genommen, in einem Hause; er ist ein freundlicher Mann. Mein Zimmer kostet 3 Gulden die Woche. Als ich die Berge hinaufstieg, hörte und sah ich einer katholischen Beerdigung zu, (hier ist alles katholisch) die auf der anderen Seite des Thales von der Kapelle aus vorgenommen ward. Die Bergglocken und das Ave Maria klangen recht schön herüber zu mir. Es war der erste Anblick, dem ich

begegnete. Ist auch richtig: um so mehr dankt man's Gott, wenn er durch dies schöne Thal vor dem Todesthale bewahrt, so lange man noch gern lebt wie ich.

27. Juni: Als ich heute, meine Tasche zu Steinen und Pflanzen über der Schulter, in meinem besten Rocke, dem der Wolmar'sche Schneider keine neuen Ärmel eingefest hat, vor einer Gesellschaft voranging, bekrittelten sie meinen Rock mit den fadenscheinigen Ärmeln wie die Esel. Glücklicherweise mache ich mir, hier ganz unbekannt, daraus gar nichts, aber daß ich einen anderen Rock mir schon früher bestellt hatte, war mir doch lieb. Außer Herrn von Löwenstern aus Wolmarshof, der heute, während ich aus war, mich besucht hat, habe ich keinen Bekannten hier, als was guter Tag nur gibt, wie ein Hannoverscher Obrist Meyer und ein rheinischer Oberlehrer; daher mache ich alle Wanderungen allein. Ich bin dabei freier und genieße nach Möglichkeit. Eine Gesellschaft, die den Genuß in solcher Natur mehren soll, muß schon recht was Gutes sein. Fehlt das, so denke ich an Euch bei allem Schönen: und dessen ist oft unendlich viel, wo man sich auch hinwende, sodaß ich kaum glaube, es werde einen anderen Ort geben, der so viel Schönes beisammen hat und dabei so gut und bequem für den Genuß hergerichtet ist unter allen Bädern der Welt.

Heute trank ich schon 8 Becher, aber spüre bisher keine Wirkung. Graf Peter Pahlen, den ich gestern beim Sprudel sprach, fragte mich: warum sind Sie denn hier. Sie sehen gar nicht krank aus. Mit Löwenstern und ihm wandere ich beim Trinken viel umher. Der österreichische Kurs hebt sich nach den Siegesnachrichten der Oesterreicher und Russen über die Ungarn.

Den 1. Juli: Solange es Tag ist, streife ich nahe und weit von Karlsbad umher und je schöner ich's finde, desto mehr gedenke ich Euer. Ach, wie würdest Du Dich freuen, auch nur einen dieser herrlichen Spaziergänge mitzumachen! Und doch — wie würde ich mich freuen, mit Euch am Strande der Ostsee zu sein. Mir fehlt es an Umgang mit Weibern und Kindern: denn der Verkehr mit Männern genügt nicht. Mein Hauptumgang ist Löwenstern beim Trink-Wandern. Die wenigen Fremden, die ich kenne, und Pahlen lassen mich immer des Pechpflasters gedenken, das man mir durch Suworoff's Verantwortung auf den Mund gelegt hat. Und es mag das jetzt ganz heilsam sein: denn die arge Angeberei, die jetzt in Deutschland gepflogen und genährt wird, das Hezen der rothen Republikaner mit Stedbrief und umherstreifenden Jägern und Gensd'armes, soll arg genug sein. Die Herren Reactionäre hezen dabei unbarmherzig. Ich fürchte, es kommt die Zeit, wo auch andere Leute gepackt werden, als rothe Republi-

faner; denn sind die Wasser erst los, so weiß Niemand, wie viel sie ein- und umreißen, und dann wird Mancher, dem jetzt keine Maßregel streng genug ist, sich an die Nase greifen. Doch pereant die politica.

Heute ward ich durch eine angenehme Reminiscenz überrascht. Unter der Augustensäule setzte ich mich hin und zeichnete eine kleine Durchsicht auf den Weg in den Hammer, an dem Tische, von dem ich neulich einen dort liegenden Strauß von Rosen und Vergißmeinnicht mitgenommen hatte. Als ich nach beendetem Zeichnen im Reisebuche nachsehe, von wem der stille Platz Augusten's Ruhe heißt, fand ich, daß er der schönen Auguste Gräfin Solms, nachmaligen Königin von Hannover, geweiht war, die wir vor 22 Jahren im Berliner Brunnengarten mit so viel Wohlgefallen an ihr kennen lernten, ohne zu ahnen, wer sie war, bis wir nach 6wöchentlichem täglichem Verkehr beim Brunnen-Trinken, bei ihrem Scheiden ihren hohen Stand erfuhren. Es war dieselbe liebenswürdige Dame, die nachher in der Dresdener Gallerie an 14 Tage fast täglich mit mir und Bülow zusammentraf und uns auf manchen Schatz in der Gallerie aufmerksam machte. In Berlin hießen wir sie die Weiße, weil sie nie anders als ganz einfach weiß hinkam, begleitet von der schönen stets in Blau gekleideten Gräfin L'Estocq. Als Dr. Eckardt uns am Tag vor der Beendigung ihrer Kur gesagt hatte, wer sie war, und sie es uns bald anmerkte, da unsere Unbefangenheit verschwunden war, schalt sie darüber: denn das sei ihr eben lieb gewesen, daß wir ganz unbefangen mit ihr verkehrt hatten. Ich hatte bisher, so oft ich Augustens Ruhe besuchte, unsrer Schwester Auguste gedacht und der stille schattige Platz unter hoher Felswand und alten Buchen und Tannen neben der Tepel war mir wie ein Kirchhof vorgekommen. Jetzt tauchte die hohe Dame in meinem Gedächtniß auf, und ich hätte mich nicht gewundert, wäre sie, die vielleicht auch schon todt ist, — selbst hinzugekommen. Sie kam nicht, und ich ging weiter, hatte aber ein besseres Gewissen über den Blumenstrauß. War er ihr zum Gedächtniß hingelegt, so konnte ich ihn getroßt nehmen, weil ich sie in so freundlichem Gedächtniß behalten hatte.

3. Juli: Heute hatten mich Obrist Meyers eingeladen, mit ihnen im Freundschaftssaal zu tafeln. Ich wurde in den Kreis der Hannoveraner eingeführt. Der Obrist ist des Königs Oberstallmeister; der Finanzminister Lözen und der Oberbaurath Baumann und der aus Gotha kommende Dr. Simson aus Königsberg waren dieses Mal die Herren und vier Damen außer der Obristin und einer alten Geheimrätthin aus Hannover, welche den Brief an die Kästner mitzunehmen versprach. Natürlich wurde aus der Gothaer Versammlung viel erzählt. Sie haben beschloffen die octroyirte

Verfassung anzunehmen und wegen der nöthigen Aenderungen Alles zu thun, daß der Reichstag bald gehalten werde. Gagern war natürlich der Held, und ich freute mich, den sonst vorsichtigen Minister entschieden erklären zu hören, daß ganz ebenso, wie jetzt den ultra Freisinnigen, den rothen Republikanern die Spitze geboten werde, den ultra Reactionären, die Hängen und Köpfen empfehlen, gesteuert werden müsse. Die Sachsen haben den Bakunin der russischen Regierung ausgeliefert. Gott sei ihm gnädig, — bei Menschen hat er keine Gnade zu hoffen. Mich wundert's, daß die Sachsen ihn nicht erschießen lassen; die Herren meinten, weil die Todesstrafe abgeschafft sei. Das leuchtet mir nicht ein, da Belagerungszustand in Dresden war. Es war mir doch ganz lieb, wieder einmal mit gebildeten Frauen zusammen zu sein.

4. Juli: Durch den Minister Bözen lernte ich heute Hansemann kennen, der jetzt Direktor der Berliner oder Preussischen Bank ist, vorher preussischer Minister. Ein Graukopf, dem Gutmüthigkeit und Klugheit aus dem Gesichte zu sprechen scheint. Die Russen und Oesterreicher siegen viel, verlieren aber auch viel Menschen: denn die Ungarn wehren sich verzweifelt, da sie ihren Untergang als eigen Volk vor Augen haben. Eine mir unbegreifliche Erscheinung war die oft ganz plötzliche Aenderung des Tones manches Zeitungsblattes. Was eben die rothe Republik lobte, wird plötzlich legitimistisch im höchsten Grade, und das unter denselben Redacturen! Wie's beliebt und eben klingt, so schreibt das Volk, und unverschäm't lügt's.

7. Juli: Im Freundschaftssaal traf ich heute Baron Hahn, der mir auch seine Frau vorstellte; die Töchter hatte ich schon am Brunnen kennen gelernt. Dann machte ich den Weg auf den Wiesen mit dem alten Grafen Pahlen, einem recht angenehmen Mann, durch und durch nobel.

10. Juli: Mein alter Graf Pahlen war heute ganz unwirsch darüber, daß die linke Flanke der Paskewitsch-Armee noch keine Schlacht schlagen konnte. Die Empörer ziehen sich klug zurück. So thaten wir's 1812 gegen die Franzosen. Da stammt sein Ruf her; er deckte den Rückzug mit der Kavallerie und so gut, daß die Franzosen nicht eine Kanone abnehmen konnten.

13. Juli: Den Mittag nahm ich mit Baron Hahn und einem Obristen von Bülow im Lusthause ein. Wieder erkundigte ich mich nach meinem alten Freunde Bülow von Scharfenberg, er war aber in der Familie Bülow schlecht bewandert. Es ist sonderbar, wie Niemand mehr darauf hinaus ist, Vornehmen den Hof zu machen, als Vornehme. Da sind hier einige Gräfinnen, die ich kennen lernte. Sie erzählten selbst die ärgsten Skandale von der Fürstin Esterházy, einer geb. Fürstin Turn und

Laxis, Cousine unserer Kaiserin, einer berühmten Dame. Und so oft diese winkt, sind unsere Gräfinnen bereit, sehr glücklich sie bei ihren Trinkpromenaden zu begleiten. Und es sind doch gebildete und sehr lebhafte Damen. Löwenstern erwartet die Gräfin Brahe, die durch einen Besuch des Königs von Bayern sammt Frau nicht früher kommen konnte, schau, schau!

16. Juli: Saß heute im Freundschaftssaal allein, bis Minister Löben hin kam und mich über die Besteuerungsgrundsätze belehrte. Bald waren auch Meyer's und Baurath Baumann da, und wir machten zusammen einen Spaziergang. Ich muß aber mit Meyer's eigentlich nicht gehen. Sie ist eine ganz liebe Frau, und so oft ich mit ihr über Euch spreche, wird mir's weit schwerer zu tragen daß Ihr nicht all' das Schöne mitgenießt, das mir hier geboten wird.

17. Juli: Und die Preußen, die heute ankamen! Was würde Europa jetzt sein, wenn Preußen nicht wäre! So schwagt das Volk und die armen Holsteiner! Man wird sie wohl gar zuletzt wie die Ungarn fassen, und warum? Es fließt wohl viel Blut. Das, und daß, jemebr die Volksmasse wächst, desto mehr Kinder der ärmsten Klassen klein verkommen ist die Sicherung vor Uebervölkerung. Darum ist es thöricht, von den Regierungen die kostbaren Kolonisirungen für das arme Volk zu verlangen. Es sind die Würmer, über die nicht schreiten zu wollen, bald den rothen Republikaner bezeichnen wird. Nun — Gott zertritt Niemand und weiß auch vor dem Zertriten zu sichern: Daß die Leute doch gar zu gern ohne Gott ihre Rechnung machen.

19. Juli: Die kurischen Frauen hatten mich aufgefordert, den Protestanten hier zu predigen, und ich schlug es aus. Heute ist ein Anschlag am Brunnen von den Protestanten, daß die gegenwärtigen Prediger ihnen Gottesdienst einrichten möchten. Ich werde mich hoffentlich zurückhalten können, jedenfalls nicht predigen.

21. Juli: Zu Mittag speiste ich mit Hansemann. Man wirft ihm vor, er habe sich eine Sinecure von 6000 Thalern geschafft, bei allen Ersparnissen, die sein Ministerium zu wege gebracht. So sind die Parteien alle gegen ihn. Kann wohl sein, daß Brandenburg durch die Conservativen gestürzt wird. Brandenburg und Manteuffel: als der revolutionären Richtung ergeben! Es ist wohl ein wetterwendisches Ding um die Leute, die immer zuerst sich ansehn, und daher, wenn's nur mit Scheingründen, recht arrogant ausgesprochen, sich entschuldigen ja berechtigen läßt, heute roth und morgen schwarz sind. Und nun die, welche nicht aufgeben, was ihnen nicht gewaltsam genommen wird, bei aller Einsicht, daß es Unrecht ist, dessen Besitz sie vertheidigen. Die babylonische Sprachverwirrung

kann nicht ärger gewesen sein, als die Princip- und Principlosigkeits-Verwirrung hier ist. Alles, was gefällt, ist Recht, und wie einst die Hegelianer, haben sie zu allem Unfinn, hochtrabende, politisch weise klingende Floskeln bei der Hand.

Daß der Aufruf der hiesigen Protestanten an die gegenwärtigen Prediger von keinem derselben beachtet ist, thut mir recht leid. Das sollte nicht sein. Wer weiß, — sie dürfen vielleicht eben so wenig wie ich predigen.

22. Juli: Baron Hahn und seine Familie reisen Sonnabend weg. Er thut's ungern und ich verliere dabei: denn wir hatten uns gut zusammen eingelebt. Mit drei Pastoren bin ich auch heute bekannt geworden, aus Nürnberg, Halberstadt und Preetz in Holstein; der dritte ist Probst, der zweite ist Superintendent Zihmsen. Weiteres weiß ich von ihnen noch nicht, habe auch keine Lust, mit Theologen hier zu verkehren. An die Theologie komme ich zeitig genug; jetzt ist die Tagebieberei, das Nichtsthun so sehr mein Geschäft, daß ich immer an Zeit zu kurz komme.

28. Juli: Das Herrschende hier ist, daß jeder nur an sich denkt, was mit der Art aller der Herren, die sich schon was zu sein dünken, oder was sind, oder gewesen sind, sehr wohl zusammenstimmt. Daher kommen die grausen Zerrißenheiten unter den Leuten. Jeder hat allein die Wahrheit und seine Gegner sind dumme Teufel oder Schurken, denen den Galgen zu bauen Verdienstliches ist. Das wird denn auch mit Rosacken zu Paaren getrieben und anderen Militärmächten, und ist zufrieden, hinter dem Zaun noch zu schimpfen. Gott wolle das ändern, sonst wird's in Deutschland nimmer anders.

29. Juli: Zu Mittag sah ich den Abt und Professor zu Göttingen, Rücke, wieder, den ich 1827 in Jena kennen lernte. Jetzt sieht er so mager und blaß aus, wie ich ihn aus seinen Schriften erwartet hatte und damals nicht fand, denn er war ein dicker, rothwangiger Mann. Der Superintendent Zihmsen ist ein Onkel des Zihmsen, der in Dorpat studirte und durch Pietisterei in Petersburg verrückt wurde.

30. Juli: Habe mich eben wieder umgekleidet und schreibe Dir, während ich mich erhole: Heute morgen war am Brunnen publicirt, daß ein protestantischer Kurgast gestorben sei und um 2¹/₂ Uhr werde beerdigt werden. Ich beschloß, mit Baron Hahn und Herrn von Löwenstern dahin zu gehen. Wir kamen aber zu früh und erfuhren vom Superintendenten Zihmsen, daß um 4 Uhr das Begräbniß erst sein würde. Ich ging also um 4 Uhr wieder hin und fand einen Pastor aus Thüringen, der beerdigen sollte, in Kragen ohne Ornat, mit Zihmsen und Rücke im Dispute, weil

er sich vom katholischen Geistlichen hatte verbieten lassen, im Ornate zu beerdigen, ohne ihm darauf zu antworten, und weil er nach diesem Verbote das Ornat nicht anzulegen wagte. Als sie nicht eins wurden, schlug ich den Knoten durch und sagte: Geben Sie mir Kragen und Mantel und ich werde es selbst verantworten. Der Pastor that's sehr dankend, daß ich ihn aus der eingebil deten Klemme zog, und ich hatte eben Zeit genug, als die katholische Geistlichkeit, die von der Wittwe darum gebeten war, mit Lichtern in der Hand, den Sarg aufheben ließen, um ihn zu Grabe zu geleiten, mich im Ornate zwischen sie und den Sarg zu stellen und zog so mit der Leiche, von katholischen, lichttragenden Geistlichen geleitet, zur Gruft, und sie ließen es sein bleiben, mich zu stören. Als ich im Namen der Wittwe den Beerdigungsgästen gedankt dankte ich den Herren auch, daß sie die Liebe Christi mehr verehrt, als die sie verbergenden Farben seiner Kirche, — und das Ende war, daß ich, es war heiß Wetter und eine hei ße Arbeit, so ohne Vorbereitung vor Leuten wie Lücke, Sidow &c. zu sprechen, — mich jetzt umkleiden muß. Ich sprach über: Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, sie ruhen von der Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach, — und hatte zu Eingang und Schluß: Laßt die Todten die Todten begraben, ihr aber folgt mir nach.

31. Juli: Die übrigen Herren Theologen haben mir heute einen sehr herzlichen Dank für die gestrige Beerdigung und die Rede gesagt. Daß Lücke es that, war mir allerdings viel werth, er ist einer unserer tüchtigsten Theologen, den ich seit meinen Studentenjahren hochgehalten. Guten Tag, Herr Pfarrer! höre ich jetzt alle Augenblicke, denn durch die Beerdigung kennen mich jetzt Viele als solchen, während mir's früher sehr lieb war, daß Niemand mich kannte und daher um meines Amtes willen sich Niemand im Umgange mit mir genirte. Nun, ich fahre bald weg und kann dann wieder fremd sein.

Ich ging heute am Panorama gerade hinauf zum Kreuzberge ohne gebahnten Weg. Das ist eine Partie, die ich in's Gerede bringen will, damit sie gangbar gemacht und mit Bänken versehen werde; denn auf den Granitblöcken, ob sie gleich einladend daliegen, hat der Doctor zu sitzen verboten. Selbst Bänke und Wege auf meine Kosten machen zu lassen, um meinen Namen hier zu verewigen, habe ich mein Geld nicht, — also müssen es andere thun.

Ich kam heute nicht zum Schreiben, denn meines Wirthens Tochter, die an einen hiesigen Musikus verheirathet ist, und bei den Eltern zur Miethe lebt, fing an im Nebenzimmer zu spielen und mit trefflichem Alt zu singen, so daß ich zuhören mußte, bis sie schloß. Das ist doch eine

sonderbare Sache um die hiesige Bildung. Die Dienstmädchen werden Fräulein genannt oder Sie, wenn man von ihnen etwas verlangt, und doch bedienen sie mit einer Aufmerksamkeit, wie man sie nur wünschen kann, und tragen Wasser und andere Lasten auf dem Rücken, wie bei uns keinem Manne darf zugemuthet werden. Die Frau und Tochter des Joseph Wagner, meines Wirthens, sind immer ganz einfach gekleidet, obwohl er ein Paar dreistöckige Häuser besitzt; sie leben sehr einfach, essen sehr gut, ob sie auch mit den Fingern den Braten zerlegen helfen, greifen selbst gleich an, wenn Bedienung nöthig ist und die Magd nicht zur Hand ist, — und doch spielt die eben von der größten Arbeit aus der Küche kommende Tochter so, daß alle Musikfreunde, die hierher kommen, sie besuchen und mit ihr so freundlich und herzlich thun, wie mit einer Virtuosa von Ruf. Das aber ist sie auch.

3. August: Am Abend habe ich mit Lücke im Freundschaftssaale gespeist. Des Lücke freue ich mich sehr und der Zusammenstimmung mit ihm in Theologicis. Das begegnet einem jetzt selten. Daneben die Herren Pastoren hier locken mich nicht. Der eine spielt auf dem Hirschenprung Piquet, der andere ist salbungsvoll und lutherisch wie preussisch beißig, der dritte zu furchtsam, um ihm durch den Bart zu fahren; habeant sibi, d. h. seien sie wie sie wollen, aber für sich selbst.

Wir haben heute eine Eingabe an den kaiserlichen Commissarius und die Badecommission gemacht, eine protestantische: daß für künftig Bestimmungen getroffen werden und Verordnungen, damit die Protestanten hier mit Gottesdienst und s. s. ungehindert besorgt werden können. Die Gräfin Kleist schloß sich von der Unterschrift aus. Sie will mit dem Domherrn nicht brechen. Das ist ein rechtes Volk, und das schimpft über Hansemann u. s. w. Verdienen sie denn Anderes?

4. August: Schreibe nach Töplitz in Böhmen, poste restante: Ober-Consistorialrath Dr. Walter! So ist man hier aufmerksamer in der Beforgung der Briefe. So ist's also überall; Erdmann sagte es mir schon, und ich wollte es ihm nicht glauben. Selbst die Pastoren, als sie, weiß Gott von wem, den Titel erfahren, haben mich ganz anders behandelt. Hol's dieser und jener! Die Leute sagen hier: Daß der Ziska über dich komme! und haben ihren besten Landsmann so zum Teufel gemacht.

5. August: Die Chokolade trank ich mit einem Breslauer Regierungsrath, dem Bruder des Berliner Professor Lepsius, des berühmten ägyptischen Reisenden. Er kennt Erdmann aus der Eichhornschen Zeit, in dessen Ministerium er angestellt gewesen. Ein lebendiger und gescheuter Mann, mit dem ich den Abend in angenehmem Gespräch verbrachte.

6. August: Eben angekommene Briefe aus Wien melden, daß der Szegediner Landtag Kossuth entsetzt und den Kaiser von Oesterreich zum König von Ungarn erwählt habe. Ging's doch so zur Ruhe; ich fürchte aber, die zu sehr bloßgestellten Führer der Heere werden sich dem nicht fügen, und des Blutvergießens wird noch kein Ende werden.

Mit Lepsius und Lücke und dem Breslauer Director Schönborn und dem Mineralogen Rose, habe ich heute morgen gelebt und zum Hammer eine Partie besprochen. Eben komme ich aus Hammer zurück und habe mich meiner Kumpane sehr gefreut, die von einander grundverschieden, doch jeder ein honetter und reich ausgestatteter Mann, sind. Die Frau Adt hat mir auch darin gefallen, daß sie zuhörte, aber nicht drein sprach, wie die hiesigen Frauen der Gelehrten gern thun, sich jederzeit gelehrter dünkend als ihre Männer.

Nach einem Kaffee mit Löwenstern und der Gräfin Bray gaben mir Lücke und die Schlesier das Geleite. Wie gern schriebe ich Dir auch, daß ich mich besser befände; leider aber ist's jetzt wieder so nur, wie ich von Hause fuhr. Kommt es nicht nach, so habe ich die Thür gefunden, durch die der Herr rufen wird. Wann, das kann lange währen bei solchem Nebel. Das Wie — wer weiß das voraus! Also, wie Gott will. Ich werde ihm indeß nicht zürnen, wenn er mich noch gesund werden läßt.

Wiesbaden, 13. August: Der Weg ging über Hof, Nürnberg und Bamberg. Auf der Fahrt nach Nürnberg gab mir eine neue Bekanntschaft, die Bürgermeisterin aus Nürnberg, Nachricht über meinen alten Freund aus Berlin, den Ansbacher Meyer, daß er in Nürnberg sei. Ich suchte noch um 4 Uhr seine Wohnung auf, weckte die Magd und trug ihr auf, Meyer zu sagen, daß ein sehr guter Freund bis 10 Uhr ihn im Strauße erwarten und dann weiter fahren werde. Ich wartete bis 10 Uhr, aber Meyer, dem ich meinen Namen nicht hatte sagen lassen, um ihn mehr zu überraschen, kam nicht, was ihm Gott verzeihe; ich liebte ihn zu sehr, um zu zürnen, daß er, das einzige Mal, daß ich ihn hier auf Erden noch sehen konnte, nicht kam. Hat er gemeint, es wolle ihn Jemand foppen? Genug, er kam nicht und hätte kommen sollen. —

Meyer war, überhäuft von Schulgeschäften, nicht auf den Gedanken gekommen, wer ihn zu sehen wünschte und hatte, eine Verwechslung vermuthend, den Termin versäumt. Ein herzlicher Brief, nach Wiesbaden gerichtet, lud Walter nach Nürnberg ein, aber ihre Wege führten die Jugendfreunde nicht mehr zusammen. Meyer starb drei Jahre nach Walter 1872 in Nürnberg.

Wie die Umgebung Karlsbad's, so wird von Wiesbaden aus die
XVI*

Rheingegend fleißig durchwandert. Den 23. August hat er eine Rheinfahrt gemacht und kehrt körperlich ermüdet spät des Abends zurück.

„Die Tour mache ich noch ein paar Mal, wenn Gott will. Ach, daß Du sie mitmachen könntest! Gute Nacht. Ich werde gut schlafen!

24. August: Ich habe gestern die Rechnung ohne den Wirthen gemacht. Daß Du besser geschlafen hättest als ich! Eben war ich im Einschlafen, da fingen alle Glocken ihre 10 Schläge nach einander zu tönen, und nach kurzer Pause das immer zu wiederholen, und darunter sehr tiefe und eine, die wie jammerndes Hülferufen tönte. Es war Feuer los. Ich warf mich in die Kleider und als ich vor die Hausthür trat, sah ich auch schon das Feuer und die Funken mir entgegenflahren. Es brannte in der Langgasse, ganz nahe zu uns. Ich eilte hin und fand schon das dritte Haus im Feuer und noch keine Spritze. Gräßlich das Wimmern der Glocken, das Krachen der aus den Häuserfenstern gestürzten Meubles, und die wogende und mitunter heulende, und Kinder und Alte führende und Sachen schleppende Menge im grellen Lichte der Feuersbrunst. Endlich kamen die Spritzen, die Bewohner mußten aus den brennenden Häusern heraus, und das Reichen des Wassers aus den Quellen für die Spritzen und das Sichern der anlehenden Häuser, wie das Retten der Sachen mußte besorgt werden. Da ging ich nach Hause, meinen Wirthsleuten den Stand der Sache mitzutheilen, und mich so anzuziehen, daß ich mit Hand anlegen konnte, bei welcher Gelegenheit ich meine Sachen, wie es eben ging, in den Mantelsack stopfte, um nöthigenfalls sie retten zu können. Darauf ging ich wieder hinab. Die Polizei war unter aller Kritik und zwei Spritzen waren ohne Wasser. Da hatte ich genug zu thun, mit Bitten und Schimpfen ein paar Hundert Leute zum Eimerreichen zu sammeln, und die Reihen förderten trefflich, nur daß einige Eimer über stolze Engländer ausgegossen wurden, die nicht Hand anlegen wollten. Da kam ein Polizeimann und sagte: „Nun wird's bald nicht mehr nöthig sein, das Feuer verlöscht“, und die ganze Kette zerfiel. Noch einmal gelang mir's, nachdem wir von den Spritzenmännern erfuhren, daß es Noth thue, die Reihen zu besetzen, freilich mußte ich dabei selbst immer den Eimer in der Hand haben, eine Zeitlang auch Schöpfer sein, — und nochmals zerprengte sie ein Polizeimann. Da konnten die Nachbleibenden nur spärlich die Spritzen besorgen, indem wir zwei Eimer von der Quelle zur Spritze trugen, und das ging bis 2 Uhr. Da konnte ich selbst auch nicht mehr.

Das Feuer wurde bewältigt, und jetzt 11 Uhr wird nur noch Wasser gegossen auf die Trümmer der vier niedergebrannten Häuser. Ich nahm um 3 Uhr ein Bad, denn ich war ganz naß und hatte viel Schmerz;

Heute morgen 5 Uhr trank ich wieder, um 8 Uhr nahm ich mein gewöhnliches Bad und erholte mich eine ganze Stunde im Bette und jetzt befinde ich mich wieder wohler und will einen Spaziergang versuchen.

Am Morgen traf ich einen alten Petersburger Bekannten, Herrn Denker, den Weinhändler. Er erzählte mir von Görgei's Uebergabe seiner 40 000 Ungarn. Nun wird's bald zu Ende gehen; höchstens giebt's einen kleinen Guerrilla-Krieg noch.

29. August: Den 28. wollte ich nach Frankfurt zum Goethe-Feste. Den 27. Abends feierte ich noch ein Vorfest im Düringerschen Hotel, wo viele Goethe'sche Bilder, Zeichnungen und Kupfer zu seinen Werken ausgestellt waren; von Cornelius in groß Quart zu „Faust“; Handschriften Goethe's und seiner Mutter u. s. w. und ein Herr eine etwas langweilige Rede hielt, der, wie alle jetzigen Redner, ein ganz Theil der Entschuldigung opierte: daß Goethe kein Demokrat gewesen sei.

Den 28. Morgens hatten wir hier vom Theater-Balcon einen schönen Männergesang. Hier und dort waren die Häuser mit schwarz-roth-gelben, d. h. deutschen Fahnen, die aus den Fenstern wehten und mitunter zwei Stockwerke lang waren, geschmückt.

Um 9 Uhr fuhr ich nach Frankfurt, wo im Römerjaale erst Reden und Gesang das Fest begannen. Dann kam ein Festzug durch die Zeil über den Roßmarkt nach Goethe's Denkmal. Voran zogen die Buchhändler und Drucker, dann die Gilden und Gewerke mit ihren gar wunderlichen und Ueingezeichneten oft unverständlichen Symbolen und Abzeichen, — dann die Künstler und Verehrer Goethe's und endlich die Schulen. Die stellten sich, jeder Hause eine Fahne voraus tragend, es versteht sich, daß die deutschen Fahnen ganz voranzogen, um Goethe's Denkmal, und die Musikchöre, deren jeder der vier Züge eines vor sich gehabt (die Frankfurter, Oesterreichische Infanterie, Preussische Infanterie und Cavallerie). als sie unter Musik heranzogen, gaben was Tüchtiges zu hören. Darauf folgte von den Gesangsvereinen ein gewaltiger Männerchor, dann eine Rede, die Niemand hören konnte, denn die ungeheuren Volksmassen umher waren theils zu weit vom Redner, theils nicht zu bändigen und wären nur durch eine gewaltige und von einer Erhöhung herabgesprochene Rede gepackt worden. Darauf folgte unter Männergesang die Umkränzung des Monumentes und Blumensträuße ohne Zahl flogen auf und um die Statue, und wie durch einen Zauber traten aus diesem Blumenregen zwei große Oelgemälde, sehr gute, hervor, eins auf dem Adler das eben geborene Kind Goethe, das eine Feder des Adlers in der Hand hält, und das andere auf dem Vogel Greif den Greis Goethe sehr brav darstellend. Ein gewaltiges Hoch erschallte, — und

unter Männergesang stellten die Züge mit ihren Fahnen sich zum Abzug, der unter Musik der vier Chöre zu Stande kam. Der ganze Platz war mit viereckigen Fahnen umfaßt, etwa 40, welche die kräftigsten Aussprüche Goethe's enthielten, sonst war die ganze Straße etwas breiter als der Wolmar'sche Markt, und etwa 10 Mal so lang, mit Eichenlaub-Gewinden überzogen, und die Statue Goethe's umgaben vier große Kandelaber, deren jeder von Hautreliefs getragen wurde Figuren aus den Goetheschen Werken darstellend. Auf diesen Kandelabern aber waren aus Ringen, die in einander liefen, gebildete Kugeln, wie die der Wetterfahnen, angebracht, die am Abend ihre Bestimmung zeigten: denn als das Dunkel einbrach, wurden diese Ringe vor den Gasflammen, die aus ihnen strömten, und eine große gewaltige Feuermasse bildeten, gar nicht mehr gesehen.

Außerdem war das Goethesche Haus besonders, und viele andere durch künstliche, sonst die Häuser durch reiche Illumination erleuchtet. Um 12^{1/2} Uhr Mittags, der Geburtsstunde, läuteten alle Glocken und lösten die Kanonen der preussischen Artillerie 101 Kanonenschüsse. Die Menschenmasse war gewaltig. Zwischen 3 und 6 Uhr spielten die Musikchöre an den vier beliebtesten Plätzen und um 6 Uhr ging es ins Theater. Hier ward erst eine Rede gehalten, darauf eine herrliche Musik aus der „Iphigenie von Aulis“ gespielt und die „Iphigenie auf Tauris“ sehr gut gegeben.

Am Abend des 27. Augusts war in Frankfurt eine Vorfeier gewesen, die fast in einen Krawall geendet hätte, denn die politisch Aufgeregten meinten, man müsse den so wenig patriotischen Goethe so nicht feiern, und versuchten Musik und Gesang durch Pfeifen u. zu unterbrechen, und stimmten endlich, große Massen um sich sammelnd, das Hederlied an. Es gab sich aber durch vernünftiges Einschreiten.“ — Wie Walter vor 21 Jahren den Eindruck des lebenden Dichters noch in die Heimath mitnehmen durfte, so schloß jetzt die Frankfurter Säcularfeier die Reise in Deutschland ab. Anfang September ist er, ohne die gewünschte Heilung gefunden zu haben, aber durch den Aufenthalt in Deutschland geistig erfrischt und angeregt, wieder in Wolmar. Die Liebe und das Vertrauen, welches ihm seine Gemeinde entgegenträgt, und die allgemeine Anerkennung, deren er sich in den weitesten Kreisen der Heimath erfreut, reihen die nächsten Jahre den glücklichsten und reichsten seines Lebens ein. Nach der Unruhe der Petersburger Reisen genießt er das Stillleben auf seinem geliebten Pfarrhof und das Glück einer fruchtbaren geordneten Thätigkeit. Schon im Februar 1850 erbot sich der Fürst Suworoff auf das Freundlichste, den Paß zu einer Wiederholung der Badereise zu erwirken; aber die Sache zieht sich wiederum ein Jahr hin, so daß abermals die Brunnenkur in Riga aus-
helfen muß.

Im Jahre 1851 wird der Gebrauch von Karlsbad jedoch wieder unabweislich, und die Reise geht zu Schiff nach Stettin und dann nach Berlin. Die Erinnerungen an die Studienzeit führen ihn hier an so manches theure Grab auf die Kirchhöfe hinaus. Die politische Luft ist wiederum sehr unerquicklich.

„Unter den Errungenschaften in Preußen, die mich in Berlin überraschten, war 1), daß auf den Straßen geraucht ward und 2), daß wir eine halbe Stunde im Wagen sitzen mußten, bis alle Pässe revidirt waren. Das sind unsere Errungenschaften, hieß es; die sind freilich zu theuer zu stehen gekommen.“

„Karlsbad, 16. Juni: Im Muldethale sah man noch schrecklich viele zur Zwangsarbeit auf 12 Jahre verurtheilte junge und alte Theilnehmer an dem Aufstande von 1848, die mit anderen Verbrechern zusammen am Karren arbeiten sollen. Unter den alten sollen auch sehr viele Bürgermeister des Erzgebirges sich befinden.

Karlsbad, 22. Juni: Die Zahl der Brunnengäste wächst täglich, und zwar wimmelt es von gräflichen und dergleichen hohen Titeln. 1849 gaben die Herren ihre Titel meist gar nicht auf; jetzt aber darf das geringste „von und zu“ nicht fehlen, und ein schlichter Bürgermann ist fast eine Seltenheit.

Heute ist um 11 Uhr protestantischer Gottesdienst im Sprudelsaale. Ein Kandidat soll ihn halten. Die alten Pastoren, deren ich eine große Zahl hier gesehen, sie sind durch die weißen Halstücher bemerklich, und deren ich noch keinen habe kennen gelernt, scheinen sich zu geniren, sonst sollte es für sie besser passen. Kommt Lücke nicht her, so hoffe ich ohne theologische Bekanntschaften zu bleiben. Sie haben selten Erquickliches.

Zu Hause fand ich eine Karte vom Obrist-Lieutn. Freiherrn von Buddenbrock vor, der mich zu einer kirchlichen Conferenz der Protestanten zu morgen ladet. Da werde ich also doch unter die Pastoren gerathen, was mir gar nicht lieb ist.

23. Juni: Heute hatte ich eine Besprechung mit Oberst von Buddenbrock, der eine Predigt, und mit General Sievers, der die Communion verlangt und Predigt. Die Predigt verweigerte ich. Die Conferenz hatte aber doch zur Folge, daß ich Sonntag um die Woche predigen und das Abendmahl reichen muß. Es giebt überall viel Mittelholz und so darf ich schon dran gehen. Der Obristlieutenant von Buddenbrock, der mich zur Conferenz lud, ist mit einer der angesehensten Sprecher in der ersten Kammer in Berlin. Klarer ist er als die Herren Pastoren alle zu mal. Keiner von ihnen ist im vorigen Jahre hier gewesen, Confist.-Präsident

von Mittelstädt, Superintendent Hahn, ein Missionär Becker (Simpel). Der Judenmissionär Becker, mit dem ich heute eine längere Unterhaltung hatte, muß mir früher schon wo begegnet sein, und mir ist, als hätte ich ihm noch was aufzuklopfen.

24. Juni: Heute traf ich auch Dr. Simson wieder hier an, der eine Reaction bis zur gänzlichen Abschaffung der Kammern nahe achtet. Der alte Graf Bahlen that sich recht gesund auf gegen die Reactionsbestrebungen unserer Tage; daß doch wenig so gesunde Leute da sind in den höhern Sphären des Lebens. Zu starke, alles Alte wiederherstellende Reaction wird eine Contre-Reaction bewirken, zu der Elemente genug da sind, und da bewahre Gott Deutschland vor.

29. Juni: Bahlen erzählte mir, daß Sinjavin, schlechten Andenkens, sich den Hals durchgeschnitten und dann sich aus dem Fenster geworfen habe. Seine Frau soll seine Vermögensumstände zerrüttet haben und der Kaiser hatte an Perowski's Stelle Lanskoi eintreten lassen, weil ein Ministerium nicht vertraut werden könne einem Menschen, der sein eigen Haus nicht zu verwalten weiß. Dann werde ich auch nicht Minister!

1. Juli: Heute 3 Glas Neubrunnen und 17 Sprudel getrunken. Die Leute sangen schon an, mit Fingern auf mich zu zeigen, ich fühle mich indeß ganz wohl dabei. Dr. Meißner meint: da Sie's vertragen, haben Sie nicht schlecht gethan, so viel zu trinken; aber unter Tausenden hätte das kein Anderer durchgemacht! Gewiß machen es sehr Viele ebenso wie ich, ohne daß die Aerzte es ahnen.

3. Juli: Der junge Meißner, der eben „Urias Weib“, ein Drama, ausgegeben, zog heute auf eine Erholungsreise. Das hiesige, jetzt conservative Publikum mochte keine lieblichen Blicke dem armen Rothen zuwerfen. Geibel bleibt nun ohne ihn, mit dem man ihn immer sah. Ich kaufte das verfehlte Trauerspiel, werde es aber wegwerfen.

Zum 7. Juli haben unsere Generale von mir Gottesdienst verlangt zum Geburtstage des Kaisers, — und ich weigere mich nicht. Ich hoffe bei der Gelegenheit von den reichen Russen auch Beiträge zur Erbauung einer protestantischen Kirche zu bekommen, zu welchem Zwecke jetzt nur 50 fl. da sind. So giebt es denn zwei Predigten hintereinander. Gott helfe dazu.

5. Juli: Um 6 Uhr hielt ich die Beichtvorbereitung in Sievers' Quartier, weil meines zu klein war, und mußte ich noch zu morgen 3 Uhr versprechen, einen preußischen Obrist „vom Berge“ (Commandant von Meisse und Freiheitskämpfer von 1813, 14, 15, der das eiserne Kreuz und den Georgsorden trug), der hier in der Kur gestorben, zu beerdigen. So bleiben

also doch noch vier Reden in Aussicht, ob ich gleich die eine schon absolvirte. Nun, Gott wird ja wohl helfen.

6. Juli: Nun, der Tag ist vollbracht. Morgens 15 Sprudel, dann das Bad in der Wanne, dann das Schwißbad in der Kirche, die sehr besetzt war, und dann wieder ein Bad bei der Beerdigung. Beichtrede und Predigt hat mir manch freundliches Wort gebracht, wenn auch manch sonderliches. Ein hannoverscher Oberamtmann dankte mir, weil meine Predigt ihn „höchlichst ergötzt“ habe.

Eben verließen mich die Töchter und der Sohn des Verstorbenen, den ich heute beerdigt, und die morgen reisen werden. Ich hatte eine große Versammlung, Generalitäten aus ganz Deutschland und Rußland.

7. Juli: Nun, die Predigt ist gehalten und vor einer gewaltigen Gemeinde. Es flimmerte von russischen und fremden Sternen, und waren vornehmlich Preußen und Oesterreicher vertreten. Unserem Kaiser gab ich die Ehre, die ihm gebührt, und es war das in etwas politisch gehaltener Predigt schwer, wenn dabei die befreundeten Mächte nicht sollten verletzt werden. Es ging aber, und Russen, wie Oesterreicher und Preußen haben mir herzlichen Dank gesagt. Den Druck der Predigt habe ich verweigert, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß sie nicht aufgeschrieben war, und sie jetzt aufzuschreiben, meiner Kur zu nahe treten würde. Auch die gern mäkelnden Pastoren waren zufrieden. Gestern schaffte ich an 40 Gulden und heute 200 Gulden in die Becken zum Bau einer protestantischen Kirche, um die durch den König von Preußen zu bitten, da ich auf eigenen Kopf die Bahn gebrochen, endlich beschloffen ward, so zäh auch die ängstlichen und auf die lange Bank der Politik schiebenden Gemüther die Sache verzögern wollten. Unsere vornehmen Russen waren alle in der Kirche ebenso wie die Hohenzollern u. und zufrieden. Nun aber außer der leider schon versprochenen Predigt am nächsten Sonntag keine mehr. Sie greifen mich durch die Schwißbäder, in die ich mich versetze, doch an. Hier war's schwer auszuweichen, da die übrigen Prediger sich zu krank rapportirten, und die Protestanten unbesorgt zu lassen mich ein Unrecht dünkte. Ich hoffe, daß diese Predigten manch Gutes schaffen mögen, wenn sie auch mir sollten geschadet haben, was bis jetzt nicht zu spüren ist. Die Leute sind zufrieden, die Landsleute sehr, und ich freue mich nicht ihnen und nicht Euch Schande gemacht zu haben. Selbst der Oberamtmann machte heute sein gestriges verfehltes Wort gut und versicherte mich, sich seit Jahren nicht so erbaut zu haben.

9. Juli: Nach den Briefen von Hause ist unser alter, mir wohl sehr

lieber Doctor Girgensohn heimgegangen. Nun, der wird selig im Himmel sein, ich wünschte wohl so gefördert zu sein, als er es war!

10. Juli: Heute traf ich meinen alten Bekannten von 1849, den Schuldirector aus Breslau, Schönborn, der auch wieder zur Kur hergekommen ist.

12. Juli: Morgen ist der Kaiserin Geburtstag und ich habe wieder eine vornehme Gemeinde zu erwarten; halte aber keine politische Predigt mehr, sondern bete für die Kaiserin: denn es ist nicht ein besonderer Tag der Rußländer, sondern Aller Sonntag.

13. Juli: Es war eine gar eng gedrängte Gemeinde heute im Gottesdienste; um der Kaiserin Geburtstag willen auch die griechisch-russischen Generale u. sammt dem Finanzminister, dem das Stehen während der ganzen Predigt sauer werden mochte: es war aber nicht mehr Platz da. Die Esterházy's Hohenzollern u. c.; unter den russischen Generalen war auch Panjutin, der Ungarn-Sieger. Es herrschte viel Aufmerksamkeit während der Predigt, und im Gebete gedachte ich unserer Kaiserin ehrlich. Wir bekamen schon in der Woche die Zusicherung zum Kirchenbau vom Statthalter und nach der Predigt über 50 Gulden zum Bau in die Collectenschale. So habe ich zum Baupecuniär den Grund gelegt, nicht nur das öffentliche Collectiren, das man bisher vermieden, beginnend, sondern auch durch die von mir geleiteten Gottesdienste an 400 Gulden zum Baufonds liefernd. Nach der Predigt kam ein Advocat aus Ungarn, mir zu danken für die ihm zum ersten Male so klar und allgemeinverständlich gebotene und bisher vergeblich gesuchte Philosophie des Christenthums. Was die Leute doch Philosophie heißen! Es war die Predigt eine ganz einfache Verständigung über die Einigkeit der Mittlerschaft Jesu, um uns Gerechtigkeit zu bieten zur Heiligung, uns den Zugang zu schaffen zum Beten. Ein Dr. Klien, Polizei-Director und Stadtrath zu Baugen, schrieb mir ein sehr schwungvolles lateinisches Gedicht zum Dank. Das war die letzte Predigt in Deutschland, wo man übrigens ebenso nachsichtig ist wie in Wolmar, wie mir das die vielen freundlichen Worte, selbst von den Berliner Pastoren, zeigten.

17. Juli: Am letzten Tage wollte ich noch Wrangell am Panorama treffen. Als ich jetzt hinkam, ward ich überrascht, alle die Herren und Damen, bei denen ich schon gewesen war, um mich zu verabschieden, hier zu treffen. Sie empfingen mich an eleganter Tafel da mein Name in Blumen sich an der blumengeschmückten Tafel fand. Alle waren so herzlich, selbst die Dienstleute hatten sich beeifert, ihrem alten Pastor, wie sie mich heißen, alles hübsch herzustellen. Um 6 stiegen wir noch einmal alle

Hinauf zu meinem Lieblingsplatze und da standen 3 Bänke, uns zu empfangen, und eine Blechtafel war an den schönsten Eichbaum geschlagen, und sie hatten den Platz „Walter's Ruh“ getauft. Landsleute und Fremde waren so freundlich und auch die Arbeiter hatte diese Freundlichkeit angeteilt, — so daß ich ganz stille ward und mich des Aufwandes der unverbienten Liebe schämte. Am Abend war ich noch unter den nächsten Bekannten und nach freundlichen Gesprächen hielt ich noch das erbetene Abendgebet und zog dann nach Hause, um früh aufzubrechen. Ginge es nur nach Hause; dann wollte ich jubeln. Nun aber wieder weiter ziehen, ist mir schwer; da bliebe ich doch lieber hier, wo ich so viel Liebe genossen und zumeist durch ein paar Predigten, von denen ich gemeint, daß meine Livländer sich damit schon zufrieden geben würden, aber nicht geglaubt, daß sie in einem Kreise, aus ganz Deutschland zusammengefloßen, anklingen und so anklingen sollten. Es muß doch schlecht um die Redner hier bestellt sein, wenn meine Reden so anklingen können.“

Manchen neuen Freund hatte Walter auch hier wieder gewonnen, mit dem er dauernd in Verbindung blieb. Am 4. December 1851 schreibt General Wrangell aus Postava: „Seit wir uns trennten, verlangte mich innigst nach Ihnen. Ihr liebevoll freundschaftliches Benehmen gegen mich, Ihre angenehme, lehrreiche Unterhaltung, haben mir den Aufenthalt in dem reizenden Carlsbad ganz besonders genussreich und Sie mir herzlich lieb gemacht. War ich Ihnen früher mit aufrichtiger Hochachtung zugethan, so haben Sie jetzt mein ganzes Herz gewonnen, und wie ich zuversichtlich hoffe, nicht nur für dieses kurze Erdenleben, indem wir Beide, wenn auch ungleichen Schrittes, einem Ziele nachstreben, dem einen, was Noth thut. Nehmen Sie diese einfachen Worte eines schlichten alten Soldaten freundlich auf, wie sie sind: warm und wahr aus redlichem Herzen.“ General Wrangell war Commandant in Riga, als Walter dort seinen Wohnsitz nahm und blieb mit ihm stets eng befreundet.

Prag, 18. Juli: Um 5 Uhr morgens fuhr ich aus Carlsbad weg, von den Herren und Damen, mit denen ich näher verkehrte, mit Wünschen und Blumen geleitet. Meine Carlsbader Communikanten wollten mich mit Reisegeld ausstatten. Ich habe es in aller Freundlichkeit abgelehnt: denn hier durfte nicht ich, sondern allein die zu bauende Kirche kirchliche Einnahmen haben, und zu der hatten sie redlich beigesteuert.

Die Reise geht über Prag und Töplitz nach Dresden, in reichem Genusse der fruchtbaren Landschaften und Gebirgsbilder.

Dresden, 21. Juli: Die sächsische Schweiz wieder zu sehen, machte mich ganz wehmüthig. Ich war zuletzt hier 1828 mit sieben Freunden

gereift, ein Genesender voll der besten Hoffnungen und hatte alles Schöne angejubelt. Auch jetzt jubelte das Herz über das Schöne; der Mund aber war stumm, ich war älter. Es war aber doch wunderschön und ebenso auch schön war die Einfahrt in Dresden. Leider haben sie in der sächsischen Schweiz an den schönsten Stellen angefangen, Sandstein zu brechen. Das unselige, jetzige Nützlichkeitsprincip ist principiell unnütz; und wenn die Regierungen, wie hier, selbst vorangehen in solcher Verletzung der Pietät gegen schöne Ansichten, die nun schon ein Paar Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn als ein Heiligthum Deutschlands empfohlen wurden, wie mögen sie sich wundern, wenn das Volk es nachmacht und auch für nichts mehr Pietät bewahrt.

22. Juli: Im kleinen Rauchhause fand ich Alles noch beim Alten, auch den Wirth noch an dem Fenstertische sitzend und Zeitungen lesend. Kraukling war sehr unglücklich, daß ich die Papiere des Dichters Lenz an Tied abgegeben hatte, und wünschte sie selbst, da Tied sie doch nur ungenutzt verlieren werde unter seinen Papieren, er aber damit sich in der Schriftstellerwelt einen Namen machen könne. Er erwartet mehr in den Papieren, als darin ist.

In der Gallerie die Madonna, — und im großen Garten die Erinnerung an meine sächsische Freundin von 1828, die ich unter den älteren Matronen zu finden suchte, ohne mein Ziel zu erreichen. Es war der alte große Garten, mit seinen herrlichen Bäumen, und ich hatte Verwandte und Freunde aus der Heimath da, und doch, ich war wehmüthig gestimmt. Du fehltest mir und die Kinder, — und ich selbst war der allein jeden Baum mit Jubel grüßende, der es bedauerte, daß die Anderen nicht gleich jung waren. Einige waren in ihrer Frömmigkeit, die schier Gewerbe wird, für das Jubeln über Gottes Natur unzugänglich, andere geknickt durch viel Verunglücktes.

Von Dresden geht es nach Hof, Bamberg, Würzburg und mit dem Maindampfer nach Frankfurt und Wiesbaden, wo er mit seinem Bruder zusammentrifft und nach einigen Tagen gemeinschaftlicher Ausflüge über Heidelberg, Stuttgart, Schaffhausen nach Straßburg weiter reist.

11. August: So bin ich wieder in meines Vaters Studienstadt. Dachte nicht, als ich vor 25 Jahren meinen Namen unter den feinen und Hermanns Namen in den Münsterstein schneiden ließ, daß ich nochmals herkommen würde.

Nur zwei Tage gestattet er sich in Paris zu verweilen, da er in das Bad nach Bichy eilt.

Bichy 17. August: Heute habe ich meine Kur in aller Ordnung be-

gonnen, gebadet und außer den 6 Gläsern grande grille, die ich mir selbst ordinirte, die 2 Gläser St. Coelestin, die der Arzt mir erlaubte, getrunken. Es kommt mir geradezu lächerlich vor, daß ich hier im theuren Neste meine letzte Kur mit zwei täglichen Bechern ausmachen soll. Vichy liegt eher flach als im Gebirge, wenigstens sind die Anhöhen in der Gegend von Vichy ganz unbedeutend und die Lage des hiesigen Mer=Thales über dem Meere kann auch nicht beträchtlich sein. Hier giebt es außer dem Parke wenig Hübsches zum Spazierengehen. Das Land ist gut bebaut und meist wie in Württemberg mit Obst, Wallnuß und Kastanien bepflanzt, die sehr gut gedeihen.

Ungeirrt lebt man; man ißt viel, geht wenig, liest Romane oder besucht den Ball nach den Spazierfahrten. Der Franzose ist ein Mensch, mit dem sich's bald zum Bekanntwerden bringen läßt, aber auch nicht weiter bei den meisten. Fast allezeit bereit sich zu amüsiren ist er mir lieber als der hochnasige Engländer, namentlich in dieser Zeit, da die grande nation es nicht leugnet, daß es in England besser hergeht als bei ihnen, und diese Bescheidenheit ihm besser steht als das frühere Renommiren.

Die besseren Stände fürchten, es werde noch zum Bürgerkriege zwischen Habenichts und Wohlstand kommen. Ich glaube es nicht. Meiner Ansicht steht das Königthum nicht fern, und die es fördern wollen, nutzen alles klüger als die andern ahnen oder hindern können. Das Volk hier ist im Wuchse klein, aber hübsch, namentlich die Weiber.

24. August: Heute habe ich einen schönen Weg gemacht auf die montagne verte. Unter mir lag eine Anzahl von Dörfern und Städten zwischen Wallnuß- und Kastanienbäumen, vor mir die verschiedenen Thäler der Cevennen, weiter die Monte Dor und Pui de Dôme und wie die Leute meinten, in der größten Ferne die Pyrenäen, was ich nicht glaube. Die näheren und weiteren Gebirge es gab vier Schichten, sonderten sich in der herrlichen Abendbeleuchtung trefflich von einander ab. Um mich herum war es ganz still, aus den Dörfern in den Thälern erschallte viel Gesang und auch hübscher die Leute singen hier viel, und ich dachte in dieser Gegend zum ersten Mal wieder: das möchte ich mit Dir und den Kindern zusammen genießen, ein Gedanke, den ich in Karlsbad täglich hatte. — Von Vichy geht die Rückreise über Lyon, Genf und den Simplon nach Mailand.

Mailand, 9. September: Wir gingen, um den Einzug des jungen Kaisers zu sehen, mußten lange warten, bis wir endlich doch ihn und seine reiche Generalität ganz nahe zu sehen aber ein sehr spärliches viva zu hören bekamen. Der junge Kaiser sah sehr bleich aus, ritt einen Rappen und

hatte reiche Generals-Uniform mit goldenem Helm und grünem Federbusch. Dann sahen wir eine Revue von 30,000 Mann Cavallerie und Infanterie. Das Militär war gut. Dann ging ich in den Dom, wohin der Kaiser, von seinen Truppen geleitet, auch kam. Ueberall war der Empfang lahm. Ich sah den Kaiser ganz nahe und freute mich des schönen Gesanges während des Hochamtes. Die Geistlichkeit, ein Cardinal und mehrere Bischöfe, führten ihn unter einem Thronhimmel in die Kirche. Nach der Kirche fuhr der Kaiser, ohne den für ihn geschmückten Corso zu berühren, noch die für ihn eingerichtete prachtvolle Illumination desselben und des Domes und der übrigen Stadt anzusehen, fort. Die Mailänder fühlten darin Unnade. Sie hatten aber auch den Kaiser flau empfangen, und namentlich fehlten viele große Principi noch, die nach der Revolution sich nicht demüthigen wollten.

Wien, 30. October: Glückliche kam ich hier an, so nahe in diesen letzten Tagen mir das Unglück trat. In Venedig stürzte sich neben mir ein junger Mensch aus Como vom Dogenthurm, weil seine Braut ihm untreu geworden war, so daß er ganz zerstückt auf dem darunter liegenden Bleidache lag und dieses eine tiefe Einbiegung von seinem Körper bekam. Bei Gili war der uns entgegenkommende Zug von dem Geleise abgesprungen, und nur der Aufmerksamkeit eines Bahnwärters dankten wir's, daß wir am Tunnel, in dem die vom Zuge abgetrennte Maschine außer dem Geleise steckte, nur ganz leichten Stoß empfingen, statt mit ihr im vollen Laufe zusammenzutreffen; und heute als ich hier, im römischen Kaiser abgestiegen, meinen Geldbeutel mit all meiner Habe in der Tasche suche, ist er verschwunden. Glücklicher Weise war der Kutscher, mit dem ich gefahren, noch im Thorwege, denn der Beutel lag im Wagen. So ist denn Gott mein freundlicher Ausnehmer gewesen, wie immerdar.

17. Die Generalsuperintendentur.

Im Jahre 1852 war Walter wieder ausschließlich in seiner Gemeinde thätig; aber nicht lange mehr sollte er sich dieser geliebten und befriedigenden Lebensweise zu erfreuen haben. Schon am 31. August 1852 schreibt August von Nettingen aus Riga an ihn:

„Hochwohllehrwürdiger Herr! Hochgeehrter Herr Pastor!

Der erste Brief, den ich nach meiner heute vor acht Tagen erfolgten Rückkehr aus Deutschland empfang, war der Ihrige, — und es sollte mich freuen, hierin ein gutes Omen für die Zukunft finden zu dürfen; — denn selten sind mir aus dem Innern unseres Landes Kritiken über die Agrar-Ver-

ordnung und über die resp. Wirksamkeit der Einführungs-Commission zu gekommen, mit denen ich so aus ganzer Ueberzeugung habe übereinstimmen können, wie es bei Ihrer Wehklage über die Quasi-Restitution des § 16 der Bauern-Verordnung von 1819 der Fall ist. Diese Maßregel widerspricht entschieden der unleugbaren Tendenz des neuen Bauerngesetzes, — und ich nehme doch noch das Verdienst in Anspruch, bei Emanation desselben diese Form wenigstens erzwungen zu haben, indem man ursprünglich nichts mehr und nichts weniger prätendirte, als die völlige und allgemeine Wiederherstellung des § 16. Wir leben wohl in einer furchtbaren Zeit, und es gehört alle Energie des Glaubens und Willens dazu, um nicht vor Abspannung und Ueberdruß zu collabiren und — verzweifeln — Alles fahren zu lassen! Und ein Besuch in den deutschen Landen ist gegenwärtig auch keineswegs geeignet, die Hoffnung anzufachen und den Muth zu erheben. Dort wird das Heil vorzugsweise in dem Zündnadelgewehr und der Spitzkugel gesucht.

Dürfte ich Sie um Etwas bitten, so bestände es darin: richten Sie eine ausführliche Unterlegung an die Einführungscommission, mit dem Gesuche, die Anordnung vom 18. Juli c. zurückzunehmen; — diese Bitte würde freilich wahrscheinlich kein Gehör finden, — aber eine Ihrerseits scharf motivirte Anschauung der Sache — sowohl in specie als auch in genere — würde keinesfalls verfehlen, einen sehr erspriesslichen Effect zu machen und mich in meinen ferneren Bemühungen gar sehr zu unterstützen. — Verzeihen Sie die in solcher Bitte enthaltene Zumuthung, ich selbst vermag sie nur durch meinen Glauben an das entschieden förderliche Resultat zu entschuldigen!

Mit wahrhafter Hochachtung empfiehlt sich Ihnen Ihr aufrichtig ergebener
Dettingen.

P. S. Unmaßgeblicher Gedanke: Hätten wir einen anderen General-Superintendenten, es stände vielleicht um den Landtag bei weitem besser! — *Avis au lecteur!*„

August von Dettingen übernahm es, die Bestrebungen Baron Fölkersahm's für die Reform der bäuerlichen Verhältnisse in Livland fortzuführen. Er gewann bald die ihm gebührende leitende Stellung im livländischen Landtage und auch Walter fand in ihm in allen wichtigen Fragen der Kirche und des Gemeinwohles einen Gesinnungsgenossen, mit dem er zehn Jahre über durch gegenseitiges Vertrauen verbunden im Dienste der Heimath wirken durfte.

Walter hatte seit seinem Eintreten für die Schulfrage im Jahre 1834 in Livland für einen Liberalen gegolten und hat auch später stets die Ziele

im Wesentlichen als die seinigen bekannt, welche der Partei des Landtages in Livland diesen Namen eintrugen. Namentlich die Reformen Fölckerfahm's hatte Walter schon seit 1841 in Petersburg weit mehr als man damals in Livland wissen durfte, vorzubereiten gesucht und ein nicht geringer Theil der Unterstützung, welche die Sache später in den Kreisen der Regierung fand, war die Frucht seiner Bemühungen. Auch jetzt trat er auf den Wunsch von Dettingen's für die Wahrung der angebahnten Reformen entschieden ein und beleuchtete in dringlichen Vorstellungen den Zusammenhang der bäuerlichen Verhältnisse mit den kirchlichen Nothständen des Landes.

„1841 wollte das Landvolk, um alle Unzufriedenheit mit seiner Stellung mit einem Schritte los zu werden, auswandern. Ihm ward es verboten, da der Bauer noch provinciae adscriptus war und reichlich ward ihm vorgehalten daß es verständiger sei daheim zu bleiben, und sich daselbst redlich zu ernähren. Jetzt will der Bauer daheim bleiben aber damit er sich redlich nähren könne, verlangt er eine rechtliche Stellung. Er ist in diesem Verlangen allgemach so weit gekommen, daß Etliche in der Meinung, es zu extrahen, der Stimme des Versuchers Raum gaben und den Glauben ihrer Väter abschworen, um beim Glauben des Kaisers auf Schutz rechnen zu können, und vor's erste war es eben keine falsche Rechnung. Dieser Schritt hat viel Aufwasser bekommen durch das Bewußtsein, daß der Bauer zum ersten Male seit 600 Jahren, trotz aller Verbote der Herren, thun konnte was er selbst wollte, und wäre es auch nur das Anspeien des eigenen Glaubens, jaß des einzigen durch die Deutschen erhaltenen Gutes, das an seinem unbehaglichen Zustande keine Schuld hatte u. s. w.“

Ebenso entschieden aber wie seine sachliche Stellung war die Abneigung Walter's gegen das Parteiwesen der livländischen Landtage, welches dem Eintreten für die höheren Interessen im Wege stand. Eine Stellung welche ihn, wie die durch von Dettingen in Aussicht genommene General-superintendentur, aus dem befriedigenden Wirkungskreise des Pastors von Wolmar, wieder ganz der Politik der Kirche und des Landes zuführen mußte, übte auf ihn, nach den Erfahrungen in Petersburg, nicht den geringsten Reiz aus. Gerade jetzt auch war er mit Dingen beschäftigt, die ausschließlich das praktische Wirken der Geistlichen betrafen, indem er den Geschäftskalender für livländische Landgeistliche, den er schon in den dreißiger Jahren begonnen hatte, weiter ausarbeitete. Die ersten Lieferungen wurden 1852 als Gratulationschrift an die theologische Fakultät für die bevorstehende Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Universität Dorpat gedruckt. Dieses Jubiläum brachte eine Zeit festlicher Stimmung in das Land und

allerorts rüstete man sich zur Reise in die Musenstadt, die ein frohes Wiedersehen zahlreicher Jugendfreunde in Aussicht stellte. Die sociale Bedeutung der Universität Dorpat für die baltischen Provinzen war stets eine außerordentlich große gewesen, denn unmittelbar auf das Zusammenleben der Studenten in Dorpat gründete sich das Zusammenwirken der Männer im Dienste der Heimath und namentlich seit der Entsetzung des Rector Urmann und der Verfolgung gesinnungstreuer Professoren war die Universität als das Palladium des deutschen Geisteslebens in den Vordergrund des provinziellen Bewußtseins getreten. So fand denn auch in Livland schon seit einer Reihe von Jahren in jedem Sommer eine Versammlung gleichgesinnter Männer an historisch denkwürdiger Stätte, in Treiden an der Aa, statt, der Verein der Studiengenossen in Dorpat, um in ungezwungenem Verkehr, einige Tage über, der Vergangenheit gedenkend die Meinungen über die Fragen der Gegenwart auszutauschen. Walter hatte an diesen Versammlungen regelmäßig Theil genommen und in ihnen stets eine willkommene Erfrischung und Anregung gefunden. So reiste er denn auch im December 1852 zum Jubiläum der Universität in Gesellschaft lieber Freunde in der heitersten Stimmung nach Dorpat. Das lebendige Verständniß für die Jugend, welches er sich bewahrt hatte, führte ihn bald mitten in das fröhliche Treiben der Studentenschaft hinein, aus deren Geschichte er eine längst verklungene Episode, die der allgemeinen Burschenschaft in Person repräsentirte. Sein Berichten über die Ziele und Ideen, die man damals verfolgt hatte, mochte jetzt, nach mancher bösen Erfahrung, den ernstesten Gesinnten jene Zeit doch in einem anderen Lichte erscheinen lassen und man sammelte sich überall gern um den beredten Erzähler aus vergangenen Tagen, von dem es in zahlreichen Anekdoten im Lande umging, wie treu und fest er noch eben zu Allem hielt, was ihn als Jüngling begeistert hatte. Schon den Anbruch einer neuen Zeit aber bezeichnete es, daß auch die Universität selbst jetzt eine alte Dankeschuld abtragen konnte, indem sie Walter zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Welche Verdienste es waren, die in der Reihe höchstgestellter Personen und Koryphäen der Wissenschaft auch dem Pastor von Wolmar einen Platz anwiesen, wußte freilich jedermann im Lande; daß es aber dem Conseil der Universität von der Regierung gestattet ward, diese Verdienste derart anzuerkennen, erfüllte Alle mit der Hoffnung, die Tage des schwer auf dem Lande lastenden Druckes seien gezählt. Ein Augenzeuge berichtet darüber *): „Als der Rector auch den Namen des allgefeierten Walter, Pastors zu Wolmar,

*) J. Eckardt: Charakterbilder. S. 528.

Walter, Fünf Landtagspredigten.

nannte, ging ein dumpfes Brausen durch den überfüllten Raum, Aller Augen richteten sich auf den weitab in einer Fensternische daisenden Walter, der ob der nicht geahnten Ehre einen Augenblick erröthete und dem vielseitig freundlichen Zuniiden entgegenlächelte. Wo Walter sich in diesen Tagen öffentlich zeigte, trug man ihm besondere Huldigungen entgegen, so, als er eines Mittags später als die schon erheiterte Gesellschaft im gemeinschaftlichen Speisesaale erschien. Damals geschah es, daß der bekannte Nordpolreisende, Akademiker und Staatsrath von Middenborff, nachdem er Walter erschaut, mit erhobenen Glase einen Stuhl bestieg, sich Silentium erbat und dann ausrief: Seht da, den Pastor aller Pastoren, Ferdinand Walter, er lebe hoch!“

Diese Tage in Dorpat waren aber doch nur ein freundlicher Lichtblick in der fortdauernd bedrängten Lage des Landes. Vom kirchlichen Frieden war man noch weit entfernt, denn unter den 1845 zur griechischen Kirche zugeschriebenen Letten befanden sich zahlreiche, die wider alles Recht in Anspruch genommen wurden und vergeblich um ihre Freilassung flehten. Noch 1851 hatte ein griechischer Geistlicher auf den Gütern Stockmannshof und Ramdan fünf unmündige Kinder gegen den Willen ihrer Eltern gewaltsam gefirmelt und die Klage des General-Consistoriums war vom Synod abgewiesen worden. Man hatte auf Walter's Drängen auch an den Landtag die Bitte gerichtet, das Recht der protestantischen Kirche gegen diesen räuberischen Eingriff vertreten zu wollen; dieser aber hatte seine Verwendung von einem Gutachten des Generals Meyendorff abhängig gemacht. Eduard von Tiefenhausen schreibt am 29. Mai 1853:

„Hochgeehrter Herr Oberpastor!

Mit niederge schlagenem Sinn und Herzen, wie nach einer verlorenen Schlacht, richte ich diese Zeilen an Sie. Der General Meyendorff hat mir geantwortet, daß er in der Sache gar nichts zu thun im Stande sei und es auch nicht rathsam sei an der Sache zu rütteln, da der Synod bereits entschieden hat.“

Noch im Januar 1854 verlangte selbst ein Befehl des wohlgefinnten General-Gouverneurs Suworoff, daß die lutherischen Beamten an Feiertagen die griechische Kirche besuchen sollten, um hier für den Kaiser zu beten. Walter richtete sogleich einen Protest an das Consistorium und drang auf ein energisches Vorgehen gegen dieses Ansinnen. Es möchte dem Fürsten Suworoff gesagt werden: Er wolle es insbesondere den lutherischen Predigern Livlands nicht verdenken, wenn sie ihre lutherischen Gemeindeglieder von jeder Theilnahme an den Gottesdiensten der griechischen

Kirche warnen, so lange sie keine Sicherheit haben, daß sie bei denselben nicht gewaltsam gefirmelt würden und sie haben solche Sicherheit nicht, so lange die durch gewaltsame Firmelung der lutherischen Kirche geraubten Gemeindeglieder zu Riga und Stockmannshof dieser nicht wiedergegeben und die gerechte Bestrafung der schuldigen Geistlichen am Orte ihres Vergehens nicht publicirt worden ist. — So kraftvoll Walter durch persönlichen Einfluß in seiner Gemeinde solche Gefahren zu bekämpfen wußte, so wenig fühlte er sich seiner ganzen Natur nach dazu berufen, in der Stellung als General-Superintendent die Vertretung der Kirche durch eine vorwiegende Behördenarbeit zu übernehmen. Am 20. October 1854 durfte er noch in Wolmar sein 25. Amtsjahr als Prediger beschließen. Selbst die weiten Räume des Pfarrhauses wurden an dem Tage zu eng für die Theilnehmenden, die von Fern und Nah ihm Liebe und Verehrung zu bezeugen kamen. Jedes Gewerk des Städtchens und jeder Stand der Gemeinde war erfinderisch darauf bedacht gewesen, durch freundliche, sinnige Gaben ihren Pastor zu überraschen und diesen Tag ihm unvergeßlich zu machen. In tiefer Bewegung, still und in sich gefehrt, kaum der Worte des Dankes mächtig, mußte Walter diese Zeichen der Liebe von seiner Gemeinde empfangen, deren jedes ihm den Schmerz seines Scheidens von Wolmar, das inzwischen kaum mehr vermeidlich geworden war, von neuem in das Bewußtsein rief. Seine erste Gemeinde in Neuermühlen sandte ihm einen Festgruß in lettischen Versen zu und die Früchte seiner späteren Bemühungen um die Bildung des Landvolkes bezeugte ihm ein lieber Schüler aus dem Seminar in Wolmar, Reiken, der jetzt als Student aus Dorpat schreibt:

„Hochverehrter!

Darf ein Kind sich freuen am Freudentage des Vaters, so nehme ich mit gutem Rechte Platz unter den festlichen Schaaren, die heute sich in Wolmar versammeln, denn auch ich bin einer von den Vielen, die, was sie aus Gottes Gnade sind, durch Sie es sind. Gott hat sich zu Ihnen bekannt, wie Sie ihn bekannten und hat Ihnen Kinder werden lassen zu Tausenden, deren Leben und Seligkeit als rechte Jubel-Psalmen und Festes-Hymnen heute Ihr Herz erfreuen mögen. Reich und mannigfach sind die Gaben dieses Tages; doch empfangen Sie in den verschiedenen Schalen nur einen Inhalt: dankbare Liebe und kindliche Verehrung. Dies Weihgeschenk bringt freudig Ihnen der heute und allzeit Ihnen treu ergebene

Reiken.“

Schon am 11. Mai 1854 hatte sich der Präsident des Consistoriums, Landrath von Ströf, brieflich an Walter gewandt:

„Hochgeschätzter Freund !

Wie Ihnen wahrscheinlich schon bekannt sein wird, hat der General-Superintendent die Wahl seines Nachfolgers auf gegenwärtigem Landtage beantragt, und hat der deliberirende Convent diesen Antrag angenommen und die Pensionirung dem Landtage einmüthig empfohlen. Jetzt gilt es, Sie, hochverehrter Freund, für diese Stellung zu gewinnen, ich beschwöre Sie, entziehen Sie sich diesem Rufe nicht! Denn jeder, dem unsere Kirche theuer ist, denkt an Sie kann nur an Sie denken in dieser ernstesten Zeit! Es ist aber doch bekannt geworden oder wird verbreitet, als würden Sie einem Rufe zu dem Amte des Generalsuperintendenten keine Folge leisten und steht daher zu besorgen, daß ein Theil der Stimmen sich am Ende zerpsplittert. Ihre Freunde und Verehrer rechnen dagegen auf Ihre Hingebung für die Kirche für die gute Sache, wenn es Ihnen auch schwer wird, Ihre liebe Gemeinde zu verlassen. Sie ruft unsre Kirche, unser Vaterland! Geben Sie uns nur ein Zeichen, daß wir hoffen dürfen, damit wir die Einigkeit der Wahl wieder herstellen. Soeben ist die Landmarschall-Wahl beendet, Herr von Stein ist zum ersten und Fürst Paul Lieben zum zweiten Candidaten gewählt; immer Ihr ergebenster

W. Stryk.“

Walter antwortete umgehend am 13. Mai 1854 entschieden ablehnend, indem er seine Gründe dahin zusammenfaßt:

1. Mich bestätigt der Minister nimmer; ich darf darum mich nicht vorstellen lassen, soll nicht einer General-Superintendent werden, der in der Minorität der Stimmen steht. Werde ich von der Wahl ausgeschlossen, so werden nämlich die mir jetzt zugefallenen Stimmen einem anderen zufließen, als dem jetzigen zweiten Candidaten.
2. Ich kann als Pastor zu Wolmar mehr wirken bei jetziger Zeitlage, denn als General-Superintendent. Dieser muß in Einstimmigkeit mit Consistorium und General-Consistorium wirken: ich kann und darf ganz meine eignen Wege gehen, ihnen allen vor den Kopf stoßen und kann Sumoroff und anderen hochgestellten Herren Dinge sagen, die die officiële Stellung zu sagen hindern würde; ja ich kann wagen, wofür ich als Pastor, die Kirche unbeschadet, auf die Nase oder sonst wo kriege, während der General-Superintendent darauf nicht kriegen kann, ohne Rückschlag für die Kirche. Auch unter den Amtsbrüdern konnte und kann ich wirken, weil sagen, was man dem General-Superintendent nie zugestehen würde; denn vom Kameraden nimmt

man schon was hin, wäre es auch nur aus dem Grunde, daß er so was zu sagen nicht berechtigt ist.

3. Ich verstehe mich nicht auf's Stillehalten vor Menschen, was ja oft ein Stillehalten vor Gott sein kann; und ergreife ich nun die Opposition, so wird es heißen, wie einst im General-Consistorium: Er will mit dem Kopf durch die Wand, — und die Ritterschaft folgt nicht nach, die die nette Fölkersahm'sche Adresse nicht acceptirte, und von den Amtsbrüdern würde ich dann die Besten mit mir begraben, während die Anderen sie nicht entbehren können.
4. Ich bin dem scharfen Lutherthum unserer Tage ebenso abhold, wie es mir abhold ist. Der einzelne Pastor heiße nun so oder so in der Pastoren Munde, — es schadet der Kirche nicht so, als wenn der General-Superintendent so geheißen wird.
5. Als Prediger, Seelforger und opponirender kirchlicher Wähler bin ich erprobt und habe durch Gottes Gnade Probe gehalten; es fragt sich sehr, ob ich als Regens Probe hielte. Opponiren ist leichter als besser machen.
6. Ich bin bald alt, und zu arm um, merke ich's, abzutreten; zu verjessen für mich und die Meinen, um abzutreten und zu hungern, zu gewissenhaft, um zu bleiben, auf daß ich nicht hungere mit den Meinen, und zu stolz, um dann ein Almosen zu bitten. — Darf ich daher in eine solche Lage selbst mich begeben?
7. Meine Söhne müssen erzogen und meine Wittwe versorgt werden. Das bietet mir Wolmar, Riga nicht.

6 und 7 sind Fleisch und Blut und mehr, wenn man will, und darum daneben nur anzusehen. — Walter schlägt daher eine Reihe anderer Candidaten, vorzüglich Pastor Bäckmann, für die Stelle vor. Landrath von Strypf antwortet 18. Mai: Ich bekenne, Ihr mir mitgetheilte Entschluß schmerzt mich tief! Je mehr ich über denselben nachgedacht, um so weniger kann ich mich in denselben ergeben und noch weniger darin finden. Denn, so wie ich Sie zu kennen glaube, sind Sie wahrhaftig nicht der Mann, im Augenblicke der Noth, wo Kirche und Vaterland hoffend auf Sie blickt, sich diesen, aus irgend welchem Grunde, zu entziehen! Und wahrlich, dieser Augenblick ist gekommen! Alles ruft nach Ihnen, Sie sind der einzige Mann für dieses Amt! Denn alle von Ihnen Vorgesetzten mögen einzelne Eigenschaften besitzen, die dazu befähigen, Sie allein vereinigen Alle!

Von der tiefinnersten Ueberzeugung durchdrungen, daß unser Gut, unsere Kräfte, unser Leben jederzeit zum Dienste unserer Kirche und unseres

Vaterlandes bereit stehen müssen, bin ich zum Entschluß gekommen, Ihnen, hochverehrter Freund, geradezu zu sagen, daß ich von Ihrem Schreiben keinen Gebrauch machen werde. Ich habe dasselbe Niemandem gezeigt und werde dies auch nicht thun, noch irgend davon sprechen; wir werden Sie aber wählen und ich vertraue und hoffe auf den Herrn, daß Er Sie bestimmen wird, dem einstimmigen Rufe Folge zu leisten! Vergeben Sie mir, aber ich kann wahrlich nicht anders! Mit herzlichem Gruße stets Ihr innig ergebener

Stryf.

Bevor Walter einschreiten konnte, war die Wahl geschehen, aber freilich mehr nach der Voraussicht Walter's als den Hoffnungen Stryf's ausgefallen. Stryf schreibt am 22. Mai: Endlich bin ich im Stande, Ihnen mitzutheilen, daß gestern die Wahl unseres künftigen General-Superintendenten statt gefunden hat und Sie zur unaussprechlichen Freude aller derer, denen unsere Kirche noch theuer ist, zu diesem Amte mit 106 Stimmen berufen worden sind! Gott sei dafür gedankt! Meine Freude ist besonders groß, daß wir einmal so weit sind, denn mein Gewinn ist auch groß. Nicht geringer ist aber auch mein Glaube an Sie, hochverehrter Freund, daß Sie als treuer Knecht des Herrn, wie als treuer Sohn unseres armen aber immer theuren Vaterlandes, diesem Rufe folgen werden! Gott behüte Sie! Immer Ihr herzlich ergebener

v. Stryf.

Durch die Art dieser Wahl wurde Walter in die übelste Lage versetzt. Wäre sie einstimmig auf ihn gefallen, wie Stryf in Aussicht gestellt hatte, so hätte er sie ablehnen können. Jetzt stand als Candidat der Minorität ein sehr ehrenwerther und verdienter Geistlicher ihm zur Seite, der aber für diese Stellung als ungeeignet galt. Schon am 23. Mai schreibt Usmann in tiefer Erregung aus Riga: Die ultra-aristokratische Clique ist zusammen gekommen und hat gesagt: da wir unter den Pastoren einen vom immatriculirten Adel haben, warum sollen wir einen anderen wählen? Da haben sie sich denn zusammen gethan und das Wort gegeben, und zwar nicht möglich machen können, daß Du nicht 106 Stimmen erzieltest, aber doch einen zweiten neben Dir aufgestellt mit fast 50 Stimmen. Es ist nicht unmöglich, sondern sehr möglich, daß in Petersburg Du jedenfalls nicht bestätigt wirst. Aber Walter, Du wenigstens darfst nicht daran schuld sein, daß Livland das zu tragen hat. Wäre neben Dir Girgensohn von Reval, Bäckmann, meinethalben Christiani oder Paul Karlblom genannt, — so könnte ich's Dir zu Gute halten, wenn Du zurückträtest, obgleich ich's nicht für recht hielte. Aber jetzt mußt Du die Wahl an-

nehmen, oder wir müssen an Dir irre werden. Alle Besseren im Adel auch müssen schamroth werden. Mich hat seit lange nichts so geschmerzt, gekränkt, im Namen des Vaterlandes und der Kirche gedemüthigt, als diese Vorgänge. Ich bitte Dich, achte auf das, was gewiß nicht ich allein Dir an's Herz lege und was Hunderte auch unausgesprochen wünschen. Laß alle anderen Bedenklichkeiten, denke an das, was Du der vaterländischen Kirche schuldig bist und verkenne in dem Dir werdenden Ruße nicht den Ruß des Herrn. Der Herr sei mit Dir.

Dein Almann.

Der Forderung, welche hier sein vertrautester Freund und ein so bewährter Patriot an ihn stellte, schlossen sich alle im Lande an, deren Urtheil für Walter bestimmend sein konnte. Professor Christiani, später sein Nachfolger in der Superintendentur, sendet Brief um Brief an ihn:

Ich beschwöre Dich um dieses armen livländischen Zion's Willen, weise den Ruß nicht von Dir. Ich bete alle Tage für Dich, daß der Herr Dein Herz lenken wolle, diesem Ruße zu folgen. Du hast die Gaben, das ist nicht Dein Verdienst. Unsere Zustände in Livland sind ohnehin schon verzweifelt, immer klagt Alles, daß die Spitzführer nichts taugen, endlich mal wird Jemand an die Spitze gestellt, den Alle wünschen, und er nimmt nicht an. Trittst Du zurück, so kann ich nur trauern, daß Livland's beste Söhne sich dann zurückziehen, wenn sie wirken und leiden sollten. Ich bin ganz krank vor Schmerz, daher vielleicht gereizt. Wir sind aber verloren, weil wir so wenig Männer haben. Ich weiß wohl, daß Du Dich nicht auf Rosen bettest, wenn Du den Ruß annimmst, ich weiß auch, daß man in dieser Stellung nicht gar viel ausrichten kann, und daß man sogar durch böse Gerüchte gehen muß, weil man den ungemessenen Hoffnungen, die manche Thoren nun fassen werden, nicht entsprechen kann. Die Lage in Riga ist allerdings weniger eine solche, daß man durch offenes Zeugniß oder durch Martyrium etwas ausrichtet, sondern wo man verurtheilt ist, langsam gemartert zu werden. Es gehört also die objectivste Selbsthingabe dazu, um anzunehmen. Und doch, lieber Bruder, sage ich, aus Liebe zur Kirche mußt Du annehmen. Wir brauchen in unserer jetzigen Lage Männer und Charaktere, die den Feinden Achtung abgewinnen, die weniger durch das, was sie thun, als durch das, was sie sind, wirken. Du hast vom Herrn das Zeug dazu, die Berechtigten haben Dich gewählt, daher tritt nicht zurück. — Der Generalsuperintendent von Kurland, Wilpert, schreibt später im Namen seiner Geistlichkeit: Nun so wünsche ich Dir Glück, lieber Walter! Nicht, daß ich Dich glücklich preise, dieses Amt zu bekleiden! o ich weiß, wie viele Kränkungen Dir bevorstehen: sondern ich

wünsche Dir Glück in dem Bewußtsein, für Gottes Reich zu arbeiten und zu kämpfen und unter seinem gnädigen Beistande ein Segen für unsere Kirche zu werden. Uns aber preise ich glücklich, Dich zum leitenden Mitarbeiter zu haben. Und somit wünsche ich Dir Sieg auf dem Kampfplatze, den Du jetzt betreten hast; wünsche Dir dazu Kraft und Licht, Liebe und Weisheit von oben. Amen. — Diesen Bitten seiner persönlichen Freunde und vieler hervorragender Männer gesellte sich die ganze Geistlichkeit Livlands zu und machte ein weiteres Widerstreben unmöglich. Auch die letzte Hoffnung, die Walter selbst doch kaum hegen durfte, der Kaiser werde ihn nicht bestätigen, vereitelte der inzwischen eingetretene Thronwechsel und am 16. Juni 1855 wurde er von Kaiser Alexander II. zum General-Superintendenten und Vice-Präsidenten des Consistoriums von Livland ernannt.

Nur mit tiefem Widerstreben, als ein Opfer das er der Heimath brachte, trat Walter das Amt an, welches ihn von den Wurzeln seines persönlichen Lebens, die durchaus in der praktischen Thätigkeit des Pfarrers lagen, lösen mußte. Nur einmal ist ihm noch Schwereres zugemuthet worden: als es galt, freiwillig aus dieser neuen Stellung zu scheiden.

Den 11. September ward er in Riga in die Superintendentur eingeführt und berichtet darüber an seine Frau am 14. September 1855: Daß Du bedauerst nicht mitgefahren zu sein, fiel mir erst schwer auf das Herz, weil ich Dich dazu nicht aufgefordert. Ich war aber so überzeugt, daß Du jeden Augenblick, den wir noch in Wolmar sind, ausbeuten möchtest, und überzeugt davon, daß Dir alle mir wie ein Stein auf's Herz fallende öffentliche Ausstellung Deines Mannes, noch schwerer als mir das Herz beengen werde, — so daß ich nicht von fern daran gedacht habe, Du werdest auch hier sein wollen. Nun haben viele Freunde sich hierher gegeben, um der Feier beizuwohnen, und da meinst Du, sie sind da, und ich nicht, die ich ihm doch näher stehe, als alle Anderen, und es thut Dir leid. Laß das Leid! Die Freunde kommen zu großem Theile der Demonstration halber, um so den General-Superintendenten ihrer Kirche zu heben, und damit ihre Kirche, und ehrten mich, um die Kirche zu ehren. Ich komme mir selbst wie ein Perückenstock vor, dem man manche hohe Perücke aufsetzt, und er muß sie sich gefallen lassen, weil er weiß, daß sie nicht ihm gilt, sondern der Kirche und ihrem Amte. Denke daran, daß, wo meine Person auch freundlich ist angesehen worden, ich darin nicht sowohl Lust, aber viel eher große Demüthigung erfahren, ob dem Bewußtsein, wie wenig ich doch davon in mir habe, was man mir zutraut, und Beängstigung ob der Frage: wie willst Du diesen rasenden Erwartungen

nachkommen. Ja es treten da Hoffnungen hervor und sprechen sich laut aus, deren Aussprechen schon mir Vieles, das mir vielleicht gelungen wäre, unmöglich oder wenigstens sehr schwer macht.

Freitag Abend kam ich hier an und von Dettingen, den ich bei Dr. Baerens traf, brachte mich in seine Wohnung und ich blieb in ihr bis zum kommenden Abend, und erfreute mich an von Dettingens näherer Bekanntschaft sehr. Er ist nicht nur ein sehr freundlicher Mann, sondern ruhig und besonnen mit viel klarer Einsicht und noblen Principien, und steht auf eigenen Füßen. Mit ihm müssen die Engelhardt offenbar guten Zusammenklang finden und die Freimann, wenn sie sich nur näher kennen lernten. Er und Petersen haben mich mit Freundlichkeit überschüttet, und Du siehst, ich habe Grund, auch partiisch sein zu können. Am Sonntag um 10 Uhr ging es beklommenen Herzens zur Kirche und der Landrath Strypf führte mich zum Altar, wo ich auf einem rothen Lehnstuhl an der Spitze der nachfolgenden Geistlichkeit Platz nahm. Uns gegenüber setzte sich der General-Gouverneur, nach dem General von Sievers, dann die Landräthe und Deputirten, von denen einige zu diesem Zwecke eigens hergekommen waren; dann die Generale Wrangell und Singen und sonst Militär und Civilisten, vom Gouverneur an bis nach unten, Alles in hoher Uniform. Einer Predigt von Willigerode folgte Chorgesang und Verlesung der Ernennung vom Kaiser durch den Präsidenten. Dann las ich den General-Superintendenten-Eid ab und ward vom Präsidenten begrüßt und mit dem Kreuze ausgestattet. Es ward dann gesungen, und Probst Sielman betrat den Altar und hielt eine kurze, würdige Anrede, nach der ich ihn aufforderte, den Segen über mich zu sprechen. Ihm folgte Christiani mit dem Gruße der Universität und namentlich der theologischen Fakultät deren Einheit mit der Geistlichkeit in Pflege der Kirche entwickelnd. Nach einem Zwischengesang sprach ich über den guten Eingang und guten Ausgang, Berufung, das Amt und meine Vorsätze und schloß mit einem Gebete. Es folgte Gesang und dann segnete ich die Gemeinde, worauf der Schlußgesang die Feier endete. Nach dem stillen Gebete erhob ich mich und wurde von den hohen Herren mit freundlichem Händedrucke hinaus geleitet. In der Sakristei begrüßten mich die Prediger und sonst Freunde. Ich war schwachmatt und hatte sehr arges Herzweh.

Der General-Gouverneur brachte mir zur Gratulation die Nachricht: daß der Kaiser befohlen, daß alle Confessionen der griechischen gleichzustellen seien. (Ich fürchte man wird das Wort so erklären, daß nichts herauskommt.)

Um vier Uhr ging ich auf das Diner, das von freiwilligen Theil-

nehmern im Schwarzhäupterhaufe gegeben ward. Es waren nicht dabei die Vertreter der Ritterschafft und die Glieder der sogenannten konservativen Partei. So drängen sich überall die Parteihändel hinein und ich habe von Anfang an dafür zu sorgen, daß ich nicht für einen Parteimann gehalten werde. Das Mahl war sehr reich an Gästen und war ein frohes nach der Aussage aller Theilnehmer. Ueber die Maßen liebenswürdig machte sich Suworoff. Er brachte den Toast auf den Kaiser aus, worauf: „Heil Alexander Heil“ gesungen und gespielt wurde. Darauf brachte Pölschau (als Stadtsuperintendent von Riga) mein Wohl aus und ward darauf: „Eine feste Burg“ mit Posaunen gespielt und gesungen. Dann brachte ich des General-Gouverneurs Gesundheit aus, worauf die Ritterschafft lebte, die Geistlichkeit und theologische Fakultät, die Stadt und ihre Geistlichkeit, dann wieder ich und Pölschau, darauf Kurland und seine Geistlichkeit, welche mir einen Deputirten von ihrer Synode zugesandt hatte. Darauf brachte Fölkersahm, der extra den weiten Weg zur Feier gekommen war, ein Hoch auf die Ideen aus. daß sie lebten und siegten, getragen von der Kirche und allen Vertretern des Geistes. Das Tischlied hatte Ulmann gedichtet, es lautet:

Die Kirche grüßte am Altar Dich heute,
Es grüßten Livlands Hirten Dich, —
Und als der Herr mit seinem Kreuz Dich weihete,
Da einten Geister segnend sich:
Samson und Fischer und Sonntag vereint
Segneten freudig den jüngeren Freund.

(Es denken betend heut' in Livlands Gauen
Gemeinden Dein mit frommem Sinn,
Und Rigas alte Mauern, gastlich schauen
Sie auf den neuen Bürger hin:
Waterlands Stimmen, sie steigen empor
Dankend und hoffend in betendem Chor.

Nun sieh, da haben grüßend sich geeinet
Um Dich die alten Freunde auch,
Und wie's ihr Herz so treulich mit Dir meint,
Sie zeigen's Dir nach Väter-Brauch,
Singen's Dir laut in dem Männergesang,
Bringen Dir's freudig im Becherklang.

Der Kirche bleib' des Herren treuer Jünger,
Dem Vaterland ein treuer Sohn,
Ein frischer Feind sei jedem Geistes-Zwinger,
Beschäm' der frechen Spötter Hohn, —
Aber den Freunden in Liebe vereint
Bleibe der treue, der liebende Freund.

Und will das schwere Kreuz Dich niederbeugen,
— Du weißt zwar wohl, auf wen Du bau'st,
So soll sich's auch mit Gottes Hülfe zeigen,
Daß Du mit Recht auf Freunde trau'st.
Schlag' in die Rechte, — wir bleiben vereint,
Bruder dem Bruder und Freunde dem Freund.

Ulmann und Suworoff schlugen zuerst ein. Ulmann wurde für das Lied ein reicher Toast. Erst um 9 Uhr kam ich zur Ruhe, und ging müde und ob Wolmars gebrochenen Herzens in mein Quartier.

Montag gab v. Vietinghoff im Ritterhause sein Diner und begrüßte das Haupt der Geistlichkeit im Ritterhause. Heute ist fast dieselbe Gesellschaft beim General-Gouverneur dazu auch v. Nettingen. Gestern speiste ich bei General Sievers und morgen bei General Wrangell, der Abend gehört dem Landmarschall. Heute haben wir die Sitzungen begonnen und ich werde sehen, ob Suworoff und der Erzbischof Platon, ich habe ihn auch besucht und Gegenbesuch erhalten, wir haben Freundschaft (дружбу) gemacht, Stich halten werden bei den widerlichen griechischen Streitigkeiten. Es gibt viel zu thun und dazu werde ich noch für Suworoff gemalt, was auch Zeit kostet.

Aus Sewastopol kam heute die Nachricht, daß am 13. Oktober die Franzosen bei Eupatoria 20 000 Mann gelandet haben. Der Kaiser hält Berathung in Nikolajew mit Süders, Menschikow, Gortschakow und Barätski.

Heute früh $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr bis 10 Uhr Morgens hörten wir das Bombardement von vier englischen Schiffen gegen eine Bastion am Ausflusse der kurischen Na, in deren Schutz sich ein Holzboot geflüchtet hatte.

Vom Kaiser weiß ich nur, daß er von Nikolajew nach der Krim gereist ist, die wir vielleicht aufgeben, um uns in Nikolajew festzusetzen. Nach Petersburg muß ich also doch! — Noch immer aber konnte Walter sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, Wolmar wirklich zu verlassen. Den 26. Oktober ist er wieder in Riga, um seinen Vorgänger, den General-Superintendenten von Klot, zu beerdigen: Ich lasse mich auf's Miethen einer Wohnung noch nicht ein. Man drängt mich Neuermühlen wieder aufzunehmen und Schilling nach Wolmar zu empfehlen. Für uns wäre es natürlich sehr schön; doch habe ich's abgelehnt. Wer weiß, ob ich nicht in Wolmar bleiben kann. Ja ganz; sonst — geht es mit dem vielen Hin- und Herfahren nicht. Doch Gott waltet wohl selbst. — Mit gleicher Liebe hingen auch die Seinigen an dem Heimathsorte; die Tochter schreibt ihm aus Wolmar: Im Winter wäre wohl der Umzug leichter

und auch vielleicht insofern besser als es uns weniger schwer wäre vom Pastorat zu scheiden, als im Sommer, wo einem ja das Herz bricht, wenn man's zum letzten Mal ansehen soll. Das Laub ist so schön wie nie, ganz herrlich, ich wollte, ich könnte es malen. Die Ulmen sind blutroth. die Eichen hellgrün und die Eichen dunkel, die Silberpappel weiß der Ahorn gelb und grün, und die Wallnuß ganz goldgelb. Ich gönne dies Fleckchen Erde auch keinem anderen Menschen, sie können es garnicht so schätzen, wie wir es thun. — Auch der Gedanke, von Wolmar aus das Amt in Riga zu verwalten, wird trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten erwogen. Der Majoratsherr von Wolmarshof, Otto von Löwenstern, hing mit der Liebe eines Sohnes an seinem Seelsorger und Freunde. Als Walter ihn 1841 confirmirt hatte, schrieb sein Vater: „Empfangen Sie meinen herzlichsten innigen Dank, hochgeehrter Herr Pastor, für den Unterricht, den Sie meinem Sohne gegeben haben. Er wird hoffentlich schöne Früchte tragen, der Grund ist gut. Bleiben Sie sein Freund; wenn ich seine Schritte nicht mehr leiten kann, thun Sie es. Bei der hohen Verehrung, die er für Sie hat, werden Sie immer den größten und wohlthätigsten Einfluß auf ihn haben.“ So war es denn auch gekommen; der Sohn wurde ein guter Mensch, schloß sich auf's engste an Walter an und verwaltete nach seinem Rathe den großen Besitz, der ihm zugefallen war, zum Besten des Gemeinwefens und vieler Dürftigen und Nothleidenden. Er schreibt 24. October 1855: Bei Allem hoffe ich daß es noch beim Alten bleibt, daß Sie in Wolmar bleiben. Kann ich Ihnen mit einer leichten soliden zweifßigen Kalesche dienen, ich biete sie Ihnen an, wie auch sonst Reisekosten zu bestreiten. Während jezt vielen, nahe von uns Wohnenden das Liebste durch allerhand Seuchen entrißfen wird, hat der Himmel uns gnädig vor allem Unglück bewahrt, und ich bin bisweilen besorgt, warum mir Vieles bleiben soll, woran mein Herz hängt, während Andere, die mit irdischen Gütern nicht ausgestattet sind, Alles verlieren. Gern möchte ich mein Glück nicht unverdient genießen, und mich bemühen, ein treuer Haushalter zu sein, wenn ich nur wüßte wie. Ich vermissen meinen guten Walter, um von ihm mir Rath zu holen. Bisweilen denke ich, daß ich einst viel Rechenschaft abzulegen haben werde. Was habe ich denn eigentlich davon, reich zu sein, denn es wird mir wohl einst schlimm ergehen, und darum spreche ich zu Ihnen wie der Reiche zum Seligen in Abrahams Schooß, wenn Sie einst die Früchte Ihrer Mühen ernten werden, so gedenken Sie auch mein, denn das Gebet des Gerechten vermag viel. Wo es sich um so vieler Leute Heil handelt, und darum für die Ewigkeit wirken zu können, da thut man ein gutes Werk, wenn man sein Privat=Interesse bei Seite schiebt. Und

darum verliere ich Sie gern als Nachbar und als liebsten Freund (denn ich besitze weiter keinen). da ich glaube, Sie können der Sache und den Menschen mehr Nutzen bringen, als in Wolmar. Freilich werde ich dann Wolmarshof weniger lieben, wenn Ihr guter väterlicher Geist mir nicht so zugänglich sein wird.

18. Der Thronwechsel.

Von dem Krimkriege war Livland direct weniger als andere Theile des Reiches berührt worden. Zwar von den Söhnen des Landes hatten viele in diesem Kriege für das Reich ihr Leben gelassen und andere in den höchsten Stellungen mit großer Auszeichnung gekämpft, war doch der namhafteste Mann im russischen Lager, Todleben, baltischer Herkunft. Auch in Livland selbst wetteiferte man in Gaben der Liebe für die Verwundeten, Kranken und Nothleidenden, zur Linderung des entsetzlichen Elendes, über welches alle Berichte klagten, während man sich in der Heimath gesegneter Ordnung erfreute. Wagenzüge von Bekleidungsstücken und Verbandzeug gingen damals aus dem Lande; wie es später hieß, seien sie nie an ihr Ziel gelangt, sondern in Papierfabriken Rußlands verwerthet worden. Vornehmlich dem humanen General von Sievers, der den Oberbefehl der westlichen Armee führte, war es zu danken, daß auch keinerlei ernste Belästigung von den Besatzungstruppen dem Lande fühlbar wurde. Nur einmal befürchtete man eine Landung des Feindes in Kurland. Am 22. Juli 1854 schreibt die Frau des Generals von Sievers: Mein lieber Mann kann sich nicht aus Mitau entfernen, denn es ist sehr wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß die letzte französische Flottenabtheilung ihre 10,000 Mann Landungstruppen hier in Kurland absetzt wo die litthauische Grenze so nahe ist, jenseits welcher sie alle nur möglichen Sympathien finden. Dann bekommt mein lieber Mann zu thun. Aber im Herbst, wenn die feindliche Flotte das Meer räumen muß, dann baue ich Lustschlösser, die über Wolmar nach Dorpat gehen.

Der Tod des Kaisers Nikolai am 18. Februar 1855 wurde daher in Livland nicht so ausschließlich in Beziehung zu den Kriegseignissen gestellt, sondern mehr im Allgemeinen, nach der Bedeutung der Persönlichkeit und der Regierungsrichtung gewürdigt. Sehr verschiedene Gedanken und Empfindungen mochte das Schweigen bergen, mit dem man die Nachricht des gewichtigen Ereignisses überall aufnahm. Herr von Löwenstern schreibt aus Riga: Gestern Nacht kam ich aus Kokenhusen nach Riga, wo ich die Trauerbotschaft erfuhr. Die Rigenser ließen die Köpie hängen, die Edelleute standen in Gruppen: haben Sie gehört, was sagen Sie dazu? was

wird aus uns werden? waren die Seufzer, die ich vernahm. Jeder scheint bange wegen seiner Häuslichkeit und seines Wohlstandes, und das conservative Princip wünscht man sich wohl erhalten zu sehen, um zum eigenen Vortheil die häuerlichen Angelegenheiten selbst reguliren zu können.

Walter erhielt die Nachricht in Wolmar schon früher. Der Präsident des Consistoriums von Stryk erzählte darüber [nach der Mittheilung seines Sohnes]: Ich hatte in Riga ein dumpfes Gerücht gehört, als sei der Kaiser erkrankt. So fuhr ich im Schlitten Station nach Station ab, immer in Gedanken, was an diesem Gerüchte Wahrheit sein könne. In Lenzenhof, der letzten Station vor Wolmar, angelangt, ging ich in diesen Gedanken im Expeditionszimmer auf und ab, während die Pferde angespannt wurden. Da hörte ich plötzlich schnell sich nähernde Glocken sie hielten still und gleich darauf trat ein Feldjäger in das Zimmer. Ich näherte mich ihm und fragte ihn, ob er wisse, wie es mit des Kaisers Gesundheit stehe? „Der Kaiser ist todt“ lautete die Antwort. „Weißt Du das bestimmt? Bedenke, was das heißt, ein solches Gerücht zu verbreiten!“ „Als ich gestern über den Isaakspatz fuhr, rückten die Truppen aus, um dem Kaiser Alexander zu huldigen.“ Damit verließ er das Zimmer und fuhr weiter, die Nachricht nach Riga zu bringen. Ich aber fuhr nach Wolmar, nur von dem Gedanken eingenommen, was wird nun werden! Im Süden tobte der Kampf um Sewastopol weiter und ein neuer Kaiser, von dem man noch so wenig wußte! Diese Nachricht konnte ich nicht für mich behalten, ich fuhr also geradeswegs in das Pastorat Wolmar und fand dort Besuch, die Gesellschaft saß an der Abendtafel. Nachdem ich begrüßt und die große Nachricht mitgetheilt hatte, erhob sich Walter das Glas in der Hand, und rief: „Hoch Lebe der Kaiser! Von Alexander erwarte ich viel.“ Bei aller Ehrfurcht und Bewunderung, die man gegen die Persönlichkeit des Kaisers Nikolai in Livland hegte, hatte die Unnahbarkeit des Herrschers doch zu schwer auf dem Lande gelastet, als daß nicht ein Aufathmen jetzt die natürliche Empfindung gewesen wäre. Seine persönliche Auffassung von der Bedeutung und Herrschergröße des Kaisers Nikolai hatte Walter vier Jahre früher in einer Predigt in Karlsbad entwickelt. An Stelle jener dort verklungenen Worte darf eine Schilderung der letzten Lebensstunden des Kaisers hier ihre Stelle finden, die so nur an eine Person gerichtet werden konnte, bei der man in gewissem Grade das Verständniß eines Gleichgesinnten voraussetzte. Eine edle baltische Frau, die als Hofdame im Dienste der Großfürstin Helene stand und Walter in Freundschaft verbunden war, die Baronesse Editha Rahden, schreibt:

Petersburg, 22. Februar 1855.

Verehrter, lieber Herr Pastor.

Ich erhielt Ihren letzten, theuren Brief in einer Zeit, wo die Großfürstin Helene ernstlich krank und bettlägerig war — ich daher ihr meinen ganzen Tag und viele späte Stunden der Nacht widmete; kaum war sie wieder wohl, so ereilte uns die schreckliche Katastrophe, in deren Wirklichkeit ich mich noch nicht finden kann, und so habe ich von einem Tage zum andern aufgeschoben, Ihnen zu antworten und zu danken, wie mein Herz mich trieb, gleich in der ersten Stunde zu thun. Der Tod unseres unvergeßlichen Kaisers ist für mich ein persönlicher Verlust, den ich tief empfinde; ich habe manchen Beweis seiner Güte und Freundlichkeit erhalten, ich bin ihm herzlich treu ergeben gewesen und ich denke mit Rührung an die Augenblicke, wo mir vergönnt gewesen ist, dieser großartigen Natur nahe genug zu treten, um sie zu erkennen. Er ist gestorben wie er gelebt hat — ein Kaiser ganz und gar! Furchtlos, stark, ergeben und demüthig vor Gott, ist er bei vollem Bewußtsein, umgeben von Kindern und Kindeskindern, dahingegangen, froh die schwere Bürde niederzulegen, deren Last ihm die Ereignisse der letzten Zeit verdoppelt hatten. An einer Grippe, in deren Folge eine Lungenlähmung eintrat, ist scheinbar dieser Riesenkörper erlegen, — das Herz aber war seit den beispiellosen Erfahrungen, die er gemacht hat, schon halb gebrochen. Falschheit und Verrath konnte diese Seele nicht begreifen — darum mag er manchen Irrthum im Leben begangen haben, doch er war einer niedrigen Denkart so innerlich fremd, wie das Licht der Finsterniß sein kann. Als ihm sein Arzt, Dr. Mandt, in den Mitternachtsstunden des 17. Februar sagte, eine Lungenlähmung sei im Anzuge, fühlte er sich noch so stark und frisch, daß er sich im Bette aufrichtete, den Arzt forschend mit klarem Blick ansah, und fragte: „Eine Lungenlähmung? Sie sagen also, daß ich nur noch Stunden zu leben habe?“ Auf die bejahende Antwort legte er sich ruhig in seine Kissen zurück und schloß die Augen auf einige Minuten; als er sie wieder aufthat, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl, nach seiner Frau — die sich in's Nebenzimmer begeben hatte und nach dem Thronfolger. Mit ihnen vereint empfing er nach der Beichte das Abendmahl, und als die Kaiserin das Vaterunser laut neben ihm betete, unterbrach er sie bei dem: „Dein Wille geschehe“, indem er rief: „Immer, immer, überall!“ Für jedes Glied seiner Familie hatte er ein liebevolles, segnendes Wort; — sein letzter Befehl war folgende Depeche durch den Telegraphen nach Moskau und Warschau: „Der Kaiser läßt sagen, er fühle, daß er sterbend sei.“ Einige Minister ließ er herbeikommen und nahm von ihnen Abschied; allen seinen

Leuten dankte er für ihre treuen Dienste; seine erhabene Geistesruhe ging so weit, daß er die knieende Thronfolgerin aufstehen hieß, weil der Arzt ihr verboten habe zu knien. Für seine abwesenden Söhne, seine geliebte Tochter und seine Nichte im Auslande hatte er väterliche Worte der Liebe. Ein Courier aus Sewastopol kam in der Nacht an, man sagte es ihm, — er wollte nichts mehr wissen von Erdenforge oder Erdenfreude, der nahe Tod hatte ihm schon die Krone der irdischen Macht vom müden Haupte genommen, — in freudigster Zuberficht seiner Auflösung entgegen schauend, ließ er ohne Klage und Ungeduld die letzten schweren Minuten an sich vorüber ziehen; um 12 Uhr 20 Minuten Mittags gab er den Geist auf und Rußland hatte einen großen Herrscher verloren.

Nie werde ich diese Nacht, die ich mit der Großfürstin im Winterpalais zubrachte, vergessen! Ich könnte Ihnen noch viel Schönes und Großes von dem sterbenden Kaiser erzählen eine halbe Stunde nach seinem Tode sah ich ihn — auf dem herrlichen Antlitz der Ausdruck seligster Ruhe, nur um den Mund ein leiser Zug des Schmerzes; sein einfacher grauer Mantel bedeckte ihn, — die starke Hand, die 30 Jahre das Scepter getragen hatte, war noch nicht kalt, — er lag da, so still, so friedlich, so mächtig noch im Tode — ach! das ist ein Eindruck, den ich als einen der heiligsten in meiner Erinnerung bewahren werde! Sein Leben ist lauter Mühe und Arbeit gewesen und jeder Fehler geht in diesem gewissen Bewußtsein unter —: Er hat gethan, was er konnte im schönsten Sinne des Wortes.

23. Februar: Ich konnte Ihnen gestern nur vom Kaiser schreiben; mich dünkte, alle Einzelheiten, die ich Ihnen erzählte, müßten Sie lebhaft interessieren. —

In dieser Pietät gegen den verstorbenen Kaiser fühlte sich Walter tief verletzt, als er 1855 im Winter nach Petersburg kam und dort, wo zu Lebzeiten des Herrschers alles in Furcht und Scheu verstummt war, jetzt nur lose Reden und lieblose Beurtheilungen zu hören bekam. „Ueber den alten Kaiser ziehen sie jetzt hier los wie die Rohrsperrlinge. Das ist doch schändlich! Die Stimmung ist schauerhaft gegen ihn.“ In zwei Predigten berührt er damals dieses Thema. Die Todtenfestpredigt über den Text: „Lasset die Todten die Todten begraben“ schloß nach sehr scharfen und durchsichtigen Ausführungen, welche die geistigen Todtengräber beleuchten, die sich nur mit dem Todten an den Verstorbenen zu thun machen, mit der Anwendung: Als die Lebendigen laßt uns heute der Verstorbenen gedenken, daß wir ihr Leben und was aus demselben erwuchs, pflegen und vollenden möchten. So thut in den Familien, welche Saat auf den

Gottesacker streuten, so thut in Eurer Gemeinde, die ihren alten Hirten zu Grabe trug, so laßt uns alle thun im Gedächtniß des großen Todten, den dieses Jahr abrief. O laßt uns treu sein dem Vaterlande, dem zu dienen er bis zuletzt, soweit er es verstanden, in Treue ausdauernte. Laßt uns gleich ihm festhalten mannhafte an dem was wir für Recht erkannten. Laßt uns Gott danken für den Segen, den er gebracht hat, und wenn uns an ihm entgegentritt das, woraus sein Tod, wie der ganzen Menschheit Tod geboren ist, dann laßt uns als ächte Kinder des entschlafenen Landesvaters nicht Ham's Fluch auf uns laden, sondern im Grabe noch den Kaiser ehren und lieben, indem wir im Vaterlande, und daher Jeder in sich selbst das Faule und Todte abthun, damit auch er uns einst danke, daß wir beitrugen zur Vollendung zu führen, was er anstrebte, aber nicht mehr sehen sollte. So bestattet die Liebe ihre Todten und gedenket ihrer in Liebe. Amen.

Denselben Gedanken behandelt eine zweite Predigt, die damals in Petersburg viel von sich reden machte. Sie hatte zum äußeren Anlaß die Bitte des Generals Meyendorff, der seinen Sohn vor Sewastopol verloren hatte, ihm von der Kanzel Trost zuzusprechen. Walter stellte, wie er es gern in solchen Fällen that, das persönliche Schicksal auf die Folie der allgemeinen Drangsale der Zeit und wählte sich aus dem ihm gegebenen Texte zum Thema die Worte: „Wo das Mas liegt, da sammeln sich die Geier.“ Er führt den Gedanken durch, daß in dem Haushalt der Natur und der Geschichte aus dem Absterbenden stets neues Leben keime, während die zerstörenden Mächte selbst nur durch die Verwesung angezogen werden und von ihr genährt selbst dem Tode verfallen. Die Predigt gewann eine stark politische Färbung und Walter schüttete seinen Zorn über die feigen Nachreden der Hauptstädter aus. „Er donnerte so fürchtbar und bog sich vor und wurde so eifrig, daß ihm die Kette am General-Superintendenten-Kreuze zerriß und das Kreuz in die Kirche herunterfiel. Hoffentlich fällt nicht durch diese Predigt die ganze General-Superintendentur“ sagt ein Bericht.

Der Redner führte aus: Die Geier treiben dies Werk der Zerstörung hier mit Feuer und Schwert, Barrikaden und Guillotinen, dort mit ungewaschenem Schnabel über das Todte, wenn auch nur ein häßliches Gefräßze ausstoßend, weil sie davon sich zu nähren hoffen. Ja sie werden dann satt zum Tode und nähren sich zum Sterben. Da hilft nichts zu klagen über die Geier, sie müssen eben, so weit sie nur selbstfüchtige Geier der Zerstörung sein wollten. Und es mußte dem Sünder und den abgestorbenen alten Ordnungen so geschehen, weil sie nicht Sünde und Gedankenlosigkeit, todte Form und leere Ordnung opfern wollten,

um zu neuem Leben durchzudringen, weil sie nicht bedenken wollten zu ihrer Zeit, was ihr Heil schafft.

Beide gehen zu Grunde, Gott aber bleibt der Gerechte, der da kam, beide zu richten, auf daß seine Erde Besserem Raum gebe. Und er rettete die Auserwählten, daß ihr Leben droben oder auch hier auf Erden den Sieg behalte über jenen Gräbern, die vergessen werden. Und ein dankbares Gedächtniß wird die zur Ewigkeit eingegangenen Träger der Wahrheit und Liebe, die hier mit unterlagen, preisen; denn ihnen giebt Gottes Gnade aus der Blutfaat die herrlichsten Früchte des Lebens zu ziehen.

Von den Todten spricht nur Gutes. Das heißt nicht: schonet sie um ihretwillen, sondern schonet sie um Euretwillen!

Wer das Todte am Todten oder Lebendigen — an dem ersten übt sich's ungestrafter, wie am gefallenem Günstlinge der Großen, wer das Todte an ihnen reich zu ermitteln und reich zu beschreiben pflegt, belegt damit seine Geiernatur, die ihm sicheren Untergang verheißt. Was aber an den Beschriebenen nicht todt war, wird die beschreibenden Geier überleben; denn es wird gerettet in den Himmel und wird gerettet für die Erde, reife Frucht zu schaffen zum Leben. Wer drum leben will, schweige seine Zunge, daß sie kein Rabengefräße gebe, und stärke im Schwachen das Leben. Gottes Gericht mahnt uns, nicht zu erkalten in der Liebe um der Ungerechtigkeit willen, sondern vielmehr die Ungerechtigkeit zu überwinden durch die Liebe. Gott ist der Richter, der bleibt, das Was aber und die Raben beide dem Gerichte überweist. —

Was der Ordnung des großen Reiches in manchen Stücken zugute gekommen sein mag, der eiserne Wille und die Unnahbarkeit des Herrschers, das stand zugleich trennend zwischen ihm und dem wärmeren Empfinden seiner Völker und machte Furcht und Scheu und ihre Gefolgschaft an Lüge und Schein, die Pietät und Liebe weit überwachsen. Die unverrückbare persönliche Ueberzeugung von der Treue und Zuverlässigkeit einzelner Rathgeber und Diener, die jeden andern Einfluß ausschloß, hatte dem Kaiser die eigene Auffassung der Dinge benommen; er wußte thatsächlich nicht, wie es in seinem Reiche stand, daß so vieles Schein war, was er für Wahrheit gehalten. Diese ungeheure Selbsttäuschung zerstörte der Krim-Krieg von Grund aus und mit dem Zauber nach Außen schwand auch der Halt nach Innen.

Daß der neue Kaiser um die Dinge im Reiche wisse, daß er seinen Völkern ein menschenfreundliches Herz entgegen bringe, das ging bei dem Thronwechsel wie ein Evangelium durch das Reich, belebte alle zurückgedrängten Hoffnungen und ließ sie freilich auch schnell über das Maß

anschwellen. In einzelnen Richtungen, so auch hinsichtlich der Zustände in Livland, hatte schon der Kaiser Nikolai selbst die frühere unheilvolle Praxis abgestellt und die Erwartungen besserer Zeiten vorbereitet. Daß er seinen persönlichen Freund und Vertrauten, den Fürsten Suworoff, an Stelle Golovin's nach Livland schickte, daß er einen so wohlbedenkenden Mann wie Ranskoy in das Ministerium berief, daß er im Curatorium in Dorpat einen rohen Soldaten durch den Senator Bradke, einen gebildeten und ernst protestantisch gesinnten Mann ersetzte, — bedeutete für die Provinz schon einen durchgreifenden Wechsel des Systems.

Es war davon die Rede gewesen, daß Bradke in das General-Consistorium treten sollte und Walter hatte sich um Auskunft über seine Persönlichkeit nach Petersburg gewandt. Pastor Frommann schreibt am 2. Mai 1854:

Bradke kenne ich sehr genau, da ich sehr befreundet mit ihm bin. Persönlich ist er vom Herrnhutismus ganz los, auch glaube ich nicht, daß er ihn der Kirche gegenüber in Schutz nehmen werde. Er hat überhaupt manche Engherzigkeit, die ihm früher anklebte, abgelegt. Es ist mir sogar gelungen, Schleiermacher bei ihm zu Ehren zu bringen. Ich meine, er könnte ein gutes Ferment abgeben, um den gänzlich sittlich herabgekommenen Geist des Gen.-Conf. wieder etwas zu erheben. Er ist bei seiner religiösen Angeregtheit verständig und rechtlich; dabei entschieden bis zum Eigensinn, und könnte daher dem Präsidenten den ihm so nöthigen Halt und Rath bieten. Nur vermuthete ich, daß der Minister schwer daran gehen werde, ihn Allerhöchst vorzustellen, aus persönlichen und sachlichen Gründen.

Am 30. October 1854 schreibt Bradke:

Hochgeehrtester Herr Ober-Consistorialrath!

Freundlich kam mir Ihr lieber Brief entgegen, als die unerwartete Ernennung nach Dorpat mich meiner ruhigen Stellung in Petersburg ent hob, manche materiellen Interessen verletzte und die Trennung von meinem geliebten Sohne, der mir schon Freund geworden, hervorrief. Eben war ich im Kampfe, ob dieses als unseres Gottes liebevolle Berufung zu betrachten sei, um durch das Bejahen dieser Frage alle Herzensunlust zu überwinden, als Ihr und meines alten Freundes Hesse Briefe meinem Kampfe siegreich ein Ende machten, und mich stärkten, freudig den neuen Weg zu gehen, der mir zugewiesen ist. Dank Ihnen also für Ihre freundlichen Zeilen und die Bitte, die ich ernstlich an Ihr Herz lege, auch ferner meiner in Ihrem Gebete zu gedenken. Da ich beim ersten guten Wege, wahrscheinlich mit erster Winterbahn nach Riga und Mitau zu fahren gedenke und man mir

gesagt hat, daß Ihr Pastorat groß genug ist, um einen Freund auf kurze Zeit zu beherbergen, melde ich mich in der Voraussetzung, daß Sie mit mir gar keine Umstände, auch nicht die geringsten machen werden, bei Ihnen an.

Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr aufrichtigst ergebener

Bradke.

Aus Dorpat schreibt man am 26. October 1854:

Hier ist alles erfreut und befriedigt durch den neuen Curator. Nie hat es wohl in jeder Beziehung einen größeren Contrast gegeben, als den vorigen und diesen Curator! —

Ganz besonders aber mußte man gerade in Livland seine Hoffnung auf einen Kaiser setzen, der schon als Thronfolger den religiösen Umtrieben im Lande zu steuern gesucht hatte und dem das Präsidium in der Commission übertragen worden war, welche die Reform der bäuerlichen Verhältnisse in Livland zur Aufgabe hatte.

Wie weit die Erwartungen gingen, die man selbst an höchster Stelle in Livland für die Zukunft hegte, läßt wohl am besten der Glückwunsch des Fürsten Suworoff erkennen, mit dem er Walter in seinem Amte begrüßte. Das höchste Ziel, um welches man seit 1834 unablässig kämpfte, die Gleichberechtigung der Confectionen, glaubte der Fürst ihm als Morgengabe im Namen des Kaisers in Aussicht stellen zu können. Diese Gunst der Zeitverhältnisse zu benutzen und dem Kaiser persönlich die Lage der Kirche in Livland vorzutragen, war daher auch Walter entschlossen.

19. Die Audienz bei Kaiser Alexander II.

Noch vor der Bestätigung Walter's als Generalsuperintendent war er mit dem General Mehendorff, dem Präsidenten des Generalconsistoriums, in eine anderweitige Verhandlung getreten.

Der Prediger an der Katharinen-Kirche in Petersburg, Zahn, war gestorben, und die Gemeinde wandte sich mit der Aufforderung an Walter, diese Stelle anzunehmen. Diesen Gedanken griffen die Freunde Walter's in Petersburg, namentlich der General Mehendorff, lebhaft auf, weil man gleichzeitig das Ableben des Bischof Pauffler, des Vicepräsidenten des General-Consistoriums, erwartete. Man benachrichtigte Walter von dieser Sachlage: Mehendorff erklärte, daß er, selbst wenn Sie die General-Superintendentur in Riga angenommen haben sollten, eintretenden Falles in Person zu Ihnen fahren und Sie bestimmen würde, hierher zu kommen. — Pastor Frommann schreibt den 9. April 1855: Mein innigster Wunsch wäre es, Dich bei gegenwärtig sich bietender Gelegenheit hierher zu ziehen. Es ist ganz nothwendig, glaube mir, Du mußt kommen. Mehendorff ist

durch den Gedanken, Dich an seiner Seite zu sehen, sehr erfreut; es scheint, daß er endlich eingesehen hat, mit wem er es bisher zu thun gehabt. Er ist also im Augenblick voll Eifer. Aber freilich, Du kennst den herrlichen Mann so gut als ich; es ist nur dann auf feste Beständigkeit zu rechnen, wenn nicht anderweitige Einflüsse sich geltend machen, und diese werden nicht ausbleiben. — Diesen in vieler Hinsicht guten Plan, der vielleicht manches in der Folgezeit anders gestaltet hätte, vereitelte zunächst die Thatsache, daß Paußler noch lebte, und Walter auf jene Combinationen um so weniger eingehen konnte, als er noch immer geneigt war, um seiner Pfarre in Wolmar willen auch die Generalsuperintendentur in Riga abzulehnen. Er sucht daher Meyendorff zu bewegen, den Pastor Frommann, den er weitaus für den tüchtigsten unter den Predigern in Petersburg hielt, für jene Stellung in Aussicht zu nehmen. Meyendorff schreibt am 21. April 1855:

Liebster Walter!

Sehr erfreut haben mich Ihre Briefe, indem ich daraus ersehe, daß Sie nicht nur mich in Ihrem frischen Andenken haben, sondern nach wie vor mit allen Ihren Gedanken stets für unsere theure Kirche besorgt sind. Hinsichtlich der bewußten Stellung gestehe ich Ihnen ganz unumwunden, daß ich für dieselbe durchaus keinen anderen Ersatzmann zu haben wünsche, als nur Sie: bevor jedoch der Stuhl vacant geworden, hieße es. unnütz sein Pulver verschießen, wenn ich jetzt schon mit den bezüglichlichen Demarchen beginnen würde; kommt diese Zeit, so hoffe ich zu Gott mit Ihnen mich zu verständigen. Was Frommann anbelangt, so müßte er eine allgemeine Anerkennung in dieser Richtung finden, bevor ich mich für ihn aussprechen könnte. Unerachtet seiner bedeutenden Gaben glaube ich, daß er diese Stellung nicht gehörig ausfüllen würde, da ihm die Details unserer kirchlichen Verhältnisse und die Bedingungen der verschiedenen Localitäten in unserem großen Reiche nicht gehörig bekannt sein werden. Ueberdem ist auch die Voraussetzung nicht ganz begründet, daß man bei Frommann den Ausländer ohne Weiteres übersehen würde. Ich bleibe daher bei dem Wunsche, Sie einst hier neben mir zu haben, und hoffnungsvoll hierauf rechnend, bleibe ich Ihr treu ergebener Freund

Meyendorff.

Inzwischen war die Bestätigung Walter's für Livland erfolgt und andere Combinationen machten die Ausnahme des Planes für ihn später unmöglich. Er wendet sich nun an Meyendorff mit der Bitte, ihm einen Weg angeben zu wollen, auf dem er eine Audienz beim Kaiser erreichen könnte. Meyendorff schreibt am 6. August 1855: Um die Audienz könnte

auf drei Wegen nachgesucht werden. Erstens durch den Minister, wo jedoch am wenigsten ein sicherer Erfolg zu erwarten steht. Zweitens bei einer Meldung durch mich; zu dieser wäre ich herzlich gern erbötig, wenn nicht zwei Umstände dagegen sprächen: dieses ganz exceptionelle, aus den Schranken der Subordination und Gesetzes-Vorschriften heraustretende Verfahren meinerseits würde wahrscheinlich von Sr. Majestät sehr mißfällig bemerkt werden und könnte daher meinem Anliegen bedeutenden Abbruch thun. Der Kaiser verfährt in Allem ganz nach den Grundsätzen seines erhabenen Vaters und dieser duldet das Umgehen von Vorgesetzten nie. Angenommen jedoch, daß unser leutseliger Monarch hierin Nachsicht üben sollte, so dürfte meine Stellung als Mittelsmann schon in der Beziehung nicht rathsam sein, weil mir dadurch, falls Sie in Ihrem Anliegen nicht reussiren sollten, der spätere Weg abgeschnitten wäre, um als Chef unserer obersten Behörde nochmals in Ihrem Sinne für die gute Sache zu intercediren. Dieses ist es, was meines Erachtens am meisten zu berücksichtigen ist. Es bliebe also nur noch der dritte Weg durch den Fürsten Suworoff übrig.

Können Sie diesem so viel Interesse für unsere Sache abgewinnen, daß er verspricht, die Audienz für Sie zu erbitten, so ist dies jedenfalls das annehmbarste, und würde der etwaige Zeitverlust in keinem Verhältnisse zu den irreparablen Nachtheilen stehen, deren man sich bei einem andern Wege zu gewärtigen hätte. —

Im November 1855 trat Walter, zum ersten Mal voll Hoffnung die Reise nach Peterburg an.

Den 7. November 1855 schreibt sein Bruder, den er in Dorpat besucht hatte, nach Petersburg: Laß mich, lieber Ferdinand, Dich nochmals warnen und bitten, vorsichtig zu sein. Vergiß nicht, daß Du nicht allein in der Welt stehst, daß Deine Kinder da sind, Deine Frau, Deine Gemeinde. Laß Dich nicht dazu gebrauchen, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Glaub mir, man reizt Dich an und läßt Dich nachher sitzen. Sei überzeugt, Du kannst nicht vorsichtig genug sein. Das Wort, das ich ganz zuerst sagte, war gewiß das beste: wirf Alles in's Feuer. Zürne mir nicht, Ferdinand! Es ist wirkliche, ernste, tiefe Bruderliebe zu Dir, die mich dies schreiben läßt und zugleich Bruder-Angst, denn ich gestehe es, ich bin Deinetwegen sehr unruhig. Glaub mir, mein Gefühl, meine Ueberzeugung leiten mich richtig. — Diese Besorgnisse waren noch Nachklänge aus der Zeit Nikolais, denn persönlich war Walter in Petersburg nicht mehr gefährdet, wohl aber die Hoffnungen, die er für seine Heimath im Herzen trug. Zunächst schienen sich auch in Petersburg die günstigsten Aussichten zu bieten. Am 11. September hatte die Baronesse Rahden ihm geschrieben:

Ich hoffe und glaube, daß Alles sich Ihrem Wunsche gemäß bei uns in Petersburg gestalten wird. Es will Vieles neu werden um uns her, — möge es zu Gottes Ehre sein. —

Am 15. November wird aus der Umgebung Walter's in Petersburg berichtet: Bis jezt geht Alles vortrefflich, er ist ganz glücklich, von allen Seiten wird er encouragirt, selbst von Menschen, denen er es garnicht zgetraut hat. Graf Peter Pahlen hat heute mit ihm gesprochen. Pahlen hat dasselbe schon Nikolai vorgestellt. Er hat darauf hingewiesen, welche Inconsequenz darin liege daß hier eine Rationalität angetastet würde, die einzige, welche in der Cultur über den Russen steht, während man alle die Kosacken und Batschiren ungeschoren lasse. Früher hätten die Provinzen in dem Glauben doch ein Band gehabt, das sie zusammenhielt, aber wenn der ihnen genommen werde, so sei es ja vorauszu sehen, daß alles zusammenstürze. Auch mit Alexander hat Pahlen schon gesprochen. Walter war ganz erfreut über ihn. Ebenso äußern sich Sieben, Meyendorff, der Minister und alle die Einfluß haben können. Der Herzog Georg von Mecklenburg hat ihn durch seine Liebenswürdigkeit, seinen scharfen Verstand, sein Urtheilen und Eingehen auf alles und durch seinen durchaus deutschen Sinn ganz hingerissen, er hatte ein ganz lachendes Gesicht, als er nach Hause kam.

17. November: Heute war er bei Korff und Brevern. Es geht ganz vortrefflich. Alle die alten Generale wollen für die Sache in's Feuer und ihr Möglichstes thun. Jeder sagt, die Bitte muß gewagt werden. Mit Pierre Meyendorff arbeitet er viel. Es ist jezt überall Leben und Begeisterung unter den Herren. Möchte es nur so gut endigen, wie es anfängt, man setzt alle Hoffnung auf Alexander und meint, auch die Stimmung aller Anderen sei eine so gute, weil er selbst gut ist. Gott gebe doch, daß es bald zu Ende kommt. Der Kaiser fährt nächstens nach Warschau und Riga; es ist aber noch unbestimmt wann. Hoffentlich ist bis dahin alles beendigt und gut. — Walter selbst schreibt am 16. November: Heute nur, daß wir gesund sind und ich mich in meinen Geschäften tummle; daß meine Geschäfte sich in den Präliminarien gut anlassen, ich aber in Geduld warten muß bis ich zum Ziele komme, das Großes verspricht und von Gott mag gesegnet sein. Das Einzelne kann ich nicht schreiben, daß nicht mein Weg durch vor schnelles Jubeln verpüßt werde, das schon hier mich stört. Vor Abend kann alles anders werden; indeß laufe ich persönlich nach diesen Präliminarien keine Gefahr. Predigen muß ich hier, so lange ich da bin, und ich werde mit der alten Liebe von den Petersburgern verhätschelt. Die von Riga mit Sumoroff's Brief gekommenen Papiere erwarte

ich hier unter officiellm Siegel im General-Consistorium. — Am 21. November hat er beim Minister des Innern Lanskoy Audienz. Am 24. November wird berichtet: Der Minister wird eine Privataudienz beim Kaiser erwirken, wenn sich Gelegenheit findet, d. h. wenn der Kaiser Zeit hat, aber der Kaiser soll sehr viel zu thun haben. Zum Minister will Walter gern noch einmal, um alles gründlich durchzusprechen, damit er, der die Sache dem Kaiser vorstellt, auch auf die Meinung und ihre Gründe eingeht. Bisher geht noch alles vortreflich. Der Herzog von Mecklenburg hat die Sache auch Nikolai Nikolajewitsch mitgetheilt, und auch der hat gemeint, es müsse durchgeführt werden. — Diese guten Aussichten werden plötzlich durch eine höchst unglückliche Combination gekreuzt. In der Nacht vom 25. auf 26. November muß Walter seinen Vortrag für den Kaiser zum dritten Mal umarbeiten, und zwar jetzt, weil die Polen mit einer unzeitigen Bitte an den Kaiser gekommen sind, in welcher sie ihn nicht sowohl um ihre eigenen Rechte, sondern um die der Ostseeprovinzen für sich angingen. Der Kaiser hatte ihnen geantwortet: sie kämen mit solchen Bitten nur, weil er jetzt in Noth sei. Es mußte nun sowohl jeder Anschlag an die polnische Petition, wie auch jeder Anlaß zu einer abschlägigen Antwort des Kaisers sorgsam vermieden werden. So wurde Walter bestimmt, seine ursprüngliche Absicht aufzugeben, und an Stelle einer directen Bitte um Wiederherstellung der alten Rechte des Landes, dem Kaiser ausschließlich die kirchlichen Klagen und Wünsche seiner Heimath zu freier Erwägung und Entschließung an das Herz zu legen. So blieben von den ursprünglich formulirten Bitten ganz fort: Daß dem Generalconsistorium als der obersten evangelischen Kirchenbehörde — ohne Vermittlung des Ministers — durch den Präsidenten desselben der Vortrag beim Kaiser gestattet werde, und daß die deutsche Sprache in den Behörden und Schulen der Ostseeprovinzen erhalten und für Anstellungen innerhalb der Ostseeprovinzen die Kenntniß der russischen Sprache nicht zur unumgänglichen Bedingung gemacht werde. Die kirchlichen Bitten wurden in sechs Punkte zusammengefaßt, welche ausschließlich die Abstellung der unerträglichen religiösen Zustände in den Ostseeprovinzen, wie sie das Kirchengesetz von 1832 und die Conversion von 1845 geschaffen hatten, befürworten.

Der Vortrag schloß mit den Worten: Kaiserliche Majestät sehen daraus, daß ich gegen alle Weltklugheit durch das Ausprechen des letzten unserer kirchlichen Wünsche — die Beachtung aller unserer Wünsche gefährde, — wie sehr ich mich schuldig fühle, meinem Herrn und Kaiser nichts zu verbergen. Nicht nur die wenigen und sehr armen Glieder der lutherischen Kirche sehe ich dabei an, die so unglücklich sind, wider ihren Willen

dem väterlichen Glauben entrißen zu sein, — und als ihr Bischof darf ich sie ja nicht übersehen; nicht nur die Ehre der evangelischen Kirche, welcher Gewalt ist angethan im eigenen Lande, möchte ich restituirt sehen; nicht nur die orthodoxe Kirche, die früher in Rußland immer den Ruhm einer toleranten Kirche gehabt, möchte ich befreit sehen von dem Vorwurfe, daß sie wider Willen Convertirte bei sich behält; ich möchte auch, daß zu allen den Lügen, welche das Ausland unseren Herrschern gern aufladet, auch nicht ein Wahres hinzukäme, das den Ruhm unserer Herrscher verdunkeln kann, auch das nicht, was unseres Kaisers Billigung nie hatte, und geschah es dennoch, müßte gut gemacht werden, so lange die Möglichkeit dazu da ist.

O, daß es Kaiserlicher Majestät Gnade und Weisheit gefiele unsern Kummer und unsre Sehnsucht, die sich bereits laut in Hoffnungen gestaltet, zu berücksichtigen, damit Kaiserlicher Majestät protestantische Unterthanen in Livland wieder mit Freudigkeit in die Zukunft ihrer Nachkommen blicken und mit Gewißheit hoffen könnten, daß auch sie in ihrer Väter Glauben und Sitte werden erstarken können zu der Treue, welche noch nie einen Livländer unter denen finden ließ, die dem Kaiserhause widerstrebten, — und zu der Tüchtigkeit, mit welcher Livlands Söhne bisher als hohe Militär- und Civil-Beamte den Thron der angestammten Herrscher umgaben und als Förderer der Wissenschaft und Kunst und der Gewerbe dem großen Vaterlande nützlich wurden. Der Dank Ihrer protestantischen Unterthanen für solch' einen Act der Gnade würde keine Grenzen haben und täglich als reiches Opfer für Kaiserliche Majestät zu unserm Gott und Heiland sich erheben, — und es würden die Protestanten der Ostseeprovinzen ihren russischen Mitbrüdern in vielfältiger Alliance sich freudig nähern, und wiederklingen würde in aller Welt, Rußland zu gutem Klange, der Jubel der Ostseeprovinzen; — da Gott gnädig dazu helfen wolle. Amen.

Eingeleitet war die Vorstellung durch eine geschichtliche Darlegung der kirchlichen Rechte der Provinzen und ihrer Verletzung seit 1794 und 1832, wie sie Walter immer wieder geltend zu machen suchte. Die Audienz fand am 28. November statt, aber der Erfolg entsprach nicht den Hoffnungen, welche Walter und alle seine Gefinnungsgeoffen in Petersburg damals gehegt hatten.

Er schreibt 1. December 1855 an seinen Bruder nach Dorpat: Umstehenden Brief schicke weiter; ich kann nicht zwei Briefe schreiben, und möchte Dich beruhigen, falls die verschiedensten und unsinnigen Gerüchte, die hier über mich und meine Wege circuliren, Dich erreichen. Man ist gegen mich gütig, und ich für meine Person kann mit Allem sehr zu-

frieden sein. — Einklegend schreibt er an die Frau: Daß Dir immer geschrieben worden ist, damit tröste ich mich in dieser vielbeschäftigten Zeit, in der ich zu schreiben hatte, daß zwei Abschreiber mir kaum folgen konnten. Jetzt bin ich hoffentlich zu Ende. Beim Minister habe ich drei Abendconferenzen gehabt, en particulier, zu viel Gutem, und soll noch einen Abschiedsbesuch am Sonntag machen. Beim Kaiser hatte ich durch den Minister eine Privataudienz und war mit ihm dabei allein. Leider drängten Geschäfte so, daß ich nicht lange Zeit bekam. Indeß war der Kaiser freundlich und entließ mich mit einem Händedruck. Ich habe nichts gebeten und also auch nichts erwarten können, als daß ich gehört wurde über unseren Kummer und das ist mir zu Theil geworden, und ich bin des zufriedenen. Bei der Kaiserin soll ich zur Audienz und warte auf die Bestimmung des Wann. Bei der Großfürstin Helene habe ich Freitag Audienz auf ihren Befehl und darnach bin ich bei der Barätinska. Ich predige, so oft möglich ist, Dienstag hinderte es eine ministerielle Audienz, Sonntag hoffentlich zum letzten Male. Dienstag fahre ich aus, um am 11. December in Wolmar zu predigen. — Die Resignation, die aus den wortfargen Mittheilungen spricht, ist der Nachklang der herben Enttäuschung, die er unmittelbar nach der Audienz empfand. Vom 28. November Abends, unmittelbar nach der Audienz, wird berichtet: Wir reisen wohl bald, übermorgen oder so, wenn auch nicht so freudigen Muthes, als wir herfahren. Des Abends war Walter zu Hause. Er hat starke Herzschmerzen und ist sehr herunter, ganz wie Jemand, der sich Luftschlösser baute, und sie stürzten zusammen. Er möchte am liebsten die ganze Generalsuperintendentur an den Nagel hängen. — Keineswegs so ungünstig beurtheilten die Freunde und Gefinnungsgeoffen Walter's in Petersburg, obwohl sie die gleichen Hoffnungen gehegt hatten, die augenblickliche Sachlage. Der Kaiser hatte mit großer Freundlichkeit die Darlegung angehört und Walter durch seine Auffassung der Sache sehr für sich eingenommen. Er hatte ihm aufgetragen, die Sibländer seines Vertrauens und seiner Liebe zu versichern und versprochen, in Zukunft ihre Klagen selbst zu hören und zu entscheiden. Dem Wunsche freilich, das in den Provinzen Geschehene rückgängig zu machen, zu willfahren, hatte der Kaiser trotz seiner Mißbilligung des Geschehenen, für unmöglich erklärt. Nur allgemach schloß sich Walter der Auffassung seiner Freunde an: diese abschlägige Antwort sei nur eine vorläufige, durch die augenblicklichen Zeitumstände und Reformpläne des Kaisers gebotene gewesen. Er hatte persönlich von dem Wissen des Kaisers um den wahren Sachverhalt allerdings um so mehr eine andere Folge erwartet, als er stets die Ueberzeugung festgehalten hatte, auch der Kaiser Nikolai

sei nur durch eine Unkenntniß der schmähhchen Vorgänge in den Provinzen von einem energischen Einschreiten behindert worden. Diese optimistische Auffassung hatte durch die Antwort des Kaisers einen harten Stoß erfahren und dem Bewußtsein weichen müssen daß neben dem Willen des Kaisers hier eine Macht mitwirkte, deren starren Widerstand Walter von seiner Thätigkeit im Generalconsistorium her genügend kannte, um seine Hoffnungen für die Zukunft der Heimath tief herabgestimmt zu fühlen. Nur die Möglichkeit, an einem günstigeren Zeitpunkte durch Wiederholung der Vorstellungen und rechtlichen Deduktionen den persönlichen Wunsch des Kaisers, auch hier helfen zu können, doch noch zu einem Entschlusse werden zu sehen, konnte den Muth in den Provinzen aufrecht erhalten.

Die Audienz bei der Kaiserin, die sich Walter erbeten hatte, schob die Heimreise noch unbestimmt hinaus. Er schreibt am 2. December: Ich benutze diese Zeit, wo ich täglich bis 5 Uhr warten muß, ob der Courier mich zur Audienz bei der Kaiserin ruft, um noch nöthige Arbeiten für die hiesigen Abschreiber aufzusetzen. Auch der Minister hat mich noch nicht entlassen. Ich soll noch Sonntag predigen und dann am Abend zu ihm zur Abschiedsvisite. — Unter den vielen Resumés und Memorialen, geschichtlichen und rechtlichen Begründungen, welche für den Minister und höchste Personen ausgearbeitet wurden, befindet sich auch eine Abhandlung: Die Bedeutung der protestantischen Ostseeprovinzen für das russische Reich die Walter's Ansicht, wie er sie stets festhielt, unzweideutig ausspricht; es heißt darin: Die geographische Lage der Ostseeprovinzen macht sie Rußland ebenso unentbehrlich, wie sie des russischen Scepters bedürftig sind. Sie müssen den Stapelplatz des russischen Handels abgeben, wie Rußland ihnen den Frieden sichern muß. Ebenso verlangt ihre politische Lage die Verbindung mit Rußland. Sie müssen die Vermittlung bieten für Rußland und die westeuropäische Civilisation. Eben darum ließ der große Peter die Ostseeprovinzen ungestört beim Glauben und der Sitte ihrer Väter und hemmte ihren Verkehr mit den alten Stammgenossen nicht. Die Treue zu dem angestammten Herrscherhause und der eigenen Reichsverfassung hat in den protestantischen Einwohnern der Ostseeprovinzen nie gewankt und ward dadurch aufrecht erhalten, daß ihre heiligsten Güter, Glaube und Sprache und väterliche Sitte, ihnen vom russischen Scepter geschützt erhalten wurden. Aber angenommen, Rußland wäre schon so reif, daß es einer solchen Vermittlung nicht mehr bedürfe; lag es dann im Interesse Rußlands, die protestantischen Ostseeprovinzen unbrauchbar zu machen für sein großes Reich? Sie haben nachweisbar dem großen Reiche zu seiner Civilisation, wie staatlichen Gestaltung und Leitung mehr geleistet, als irgend eine andere Provinz,

so lange sie ungehindert erstarken konnten in der Väter Glauben und Sitte. Sollte die unselige (Uniformirungs-)Idee von der Einen Sprache und dem Einen Glauben, welche zum Gedeihen eines Staates nothwendig sein sollen, — (ein Gleichmachergedanke, der zunächst in den Communisten wie Socialisten, in allen Revolutionsmännern des Westens spukt), wirklich, wie es in den letzten Decennien ist angestrebt worden, in den Ostseeprovinzen durchgeführt werden, dann werden die ihres Glaubens und ihrer Nationalität entlebigen Livländer aufhören, Rußland zu sein, was sie gewesen; sie werden, wie alle Renegaten, sich an die Spitze derer stellen, die sie zu Russen machten oder den Gedanken dazu gebaren, — und das sind dieselben, welche es mit Niemandem weniger ehrlich meinen, als mit dem Kaiserhause, und welche, um der Treue willen, die dem deutschen und protestantischen Livländer für das Kaiserhaus eigen gewesen bis zum heutigen Tage — ihrem Glauben und ihrer väterlichen Sitte den Tod geschworen. — Ehrliche Rußländer sind sie bisher gewesen, weil treu dem russischen Herrscherhause und darum den mit ihnen um dies Eine Herrscherhaus geschaarten russischen Brüdern und Provinzen. — Wirkliche und gute Russen werden sie nie; — an schlechten Russen hat aber das Reich auch ohne sie keinen Mangel. —

Raum war Walter nach Wolmar zurückgekehrt, so mußte auch über die Besetzung der Stelle des Vicepräsidenten des General=Consistoriums entschieden werden, da Pauffler den 4. Januar 1856 gestorben war. Der wohlgesinnte Minister Lanskoi hatte es General Meyendorff überlassen, Vorschläge in der Sache zu machen. Wieder wandten sich die Freunde in Petersburg mit dringenden Bitten an Walter, diese höchste Stellung in der evangelischen Kirchenbehörde anzunehmen:

In uns allen hat sich nur der eine Wunsch ausgesprochen, Sie an Pauffler's Stelle zu sehen. Die Meinung in dieser Beziehung ist entschieden, bei Geistlichen und bei Laien, und beiderseits ist man bereit, Alles zu thun, um es möglich zu machen. Unser Vertrauen gehört nur Ihnen. Ich bin beauftragt worden zu fragen, ob Sie einen Ruf annehmen, falls er an Sie erginge. Mehr als je wird es Noth thun, daß unsere obere Kirchenverwaltung kräftig organisiert sei. Was aber Livland betrifft, so ist doch auch dort von Oben aus vielleicht am besten zu wirken. Sollte es Ihnen unmöglich erscheinen, für Sich auf die Sache einzugehen, so schlagen Sie mir einen Anderen vor. In wärmster Ergebenheit

Brevern.

Zugleich schreibt Meyendorff:

Lieber Walter!

Es handelt sich jetzt darum, wer den vacanten Stuhl im General=Consistorium einnehmen soll? Eingedenk unseres Zwiegesprächs hierüber,

richte ich denn auch an Sie die kurze Frage, ob Sie denselben zu besitzen wünschen? Ich stelle diese Frage so offen und unumwunden dar, weil sie meinem ehrenhaften Freunde Walter gilt, von dem ich weiß, daß nicht Ehrgeiz ihm die Antwort dictirt, sondern daß diese einzig und allein das Herz des treuen Christen zur Grundlage haben wird, dem das Heil seiner theuren Mutterkirche näher steht denn jeglich Erdengut. Prüfen Sie nun selbst, ob Sie glauben, unserer Kirche mehr Nutzen bringen zu können als mein nächster Gehülfe, oder in Ihrer gegenwärtigen Stellung? Lehnen Sie den Vicepräsidentenstuhl ab so sagen Sie mir in Ihrer herrlichen Ehrlichkeit ganz aufrichtig, ob Sie die Ueberzeugung haben, daß Ulmann ein würdiger Candidat für denselben wäre, und ob Sie glauben, daß er den Ruf hierher annehmen würde? Bei der jetzigen günstigen Veränderung der Verhältnisse, hoffe ich, daß es mir alsdann gelingen würde, seine Bestätigung zu erlangen. Mit dem herzlichsten Gruße Ihr treu ergebener
Mehendorff.

Den 14. Februar 1856.

Den Gedanken an Ulmann hatte ein Freund Walter's, der Professor Hoffmann, der mit ganzer Seele an der Universität Dorpat hing und das schmachliche Unrecht nie vergessen hatte, welches einst dem Rector Ulmann zugefügt worden war, in Petersburg angeregt. Auch Walter trat nun für diesen Plan mit größter Entschiedenheit ein und gewann auch Mehendorff's Fürsprache. Es erschien als ein unmittelbarer Gewinn, als die Gewähr für eine neue Richtung der inneren Politik, wenn ein Mann, der um seiner deutschen Gesinnung willen unter Nikolai seines Amtes entsetzt war, nun an die höchste Stelle der Kirchenbehörde berufen ward. Diese Wahl mußte auch in den Provinzen Alles mit Muth und Hoffnung für eine bessere Zukunft erfüllen. Schon am 5. Februar telegraphirt Mehendorff: Ulmann ist allerhöchst bestätigt. — Auch die Forderung, die Walter für den Freund gestellt hatte, daß man ihm eine auskömmliche Existenz sichere, wurde zunächst durch die Ritterschaften der drei Provinzen erfüllt. Baron Brevern schreibt aus Petersburg, den 9. Februar: Vor ungefähr acht Tagen erhielt ich Ihren Brief. Gerade damals stellten sich die Sachen hier sehr gefährlich und es wurden alle Segel angelegt, um einen Anderen in das Amt zu schiffen, so daß es nothwendig wurde, auch unsererseits ungefäumt und entschieden vorzugehen. Es war kein Augenblick zu verlieren, keine Bedingung zu stellen, damit wäre Alles verspielt gewesen. Ich nahm daher nur Rücksprache mit dem ehestländischen Ritterschaftshauptmann, Baron Ungern-Sternberg und bat die Herren, welche die Ernennung betrieben, dieselbe ohne Rücksicht auf die Geldfrage durchzusetzen, da dafür

gefordert werden würde. So ist es denn auch gelungen, und ich denke, Ulmann wird ohne Weiteres annehmen und sich auf die Korporationen verlassen, die ihrerseits gewiß gern ihm seine Stellung sichern werden, bis dies auf die von Ihnen angedeutete Weise geschehen könnte. In diesem Augenblicke konnte es nicht anders gemacht werden. Den Bischof u. s. w. werden wir mit der Zeit auch schon erlangen. Was Ihren Vorschlag mit der Deduktion (der kirchlichen Rechte) anlangt, so ist jetzt, für den Augenblick, nichts zu thun. Woher — kann ich dem Papier nicht anvertrauen. Da ich aber zu hoffen anfangen, daß der Monarch wirklich neue Wege gehen, alte Wunden heilen werde, — so wäre es allerdings gut, wenn man alles Material fertig hätte für den Moment, wo es Zeit sein wird. Nur zu oft sind wir wie die thörichten Jungfrauen gewesen und haben dadurch mehr verloren, als man uns zu nehmen beabsichtigte. Daß Sie selbst nicht herkommen, thut uns aber immer wehe, — indessen wird auch Ulmann die wärmste Verehrung und das vollste Vertrauen allerseits hier und in den Provinzen entgegenkommen. Ihr Gruß an das Fräulein habe ich bestellt; mehr als irgend Jemand sind wir ihr und ihrer hohen Herrin, in der Sache zu Dank verpflichtet. Sie hat mir einen herzlichen Gegengruß aufgetragen. Mit aufrichtiger Ergebenheit

Brevern.

Pastor Frommann fügt hinzu:

Lieber Walter!

So hat nun bis hierher der Herr geholfen. Gott segne den Kaiser! Brevern, der sich sehr thätig und wacker benommen hat, wird Dir das Nöthige berichtet haben. Es mußte rasch und entschieden gehandelt werden; die Oldenburgischen Pferde trampelten schon gar zu stark. Wenn wir nun Dich nicht haben sollten, so ist diese Erledigung gewiß die beste.

20. Aus der Seelsorge.

„Dem Fräulein“ hatte man es, wie Baron Brevern schreibt, nächst der Großfürstin Helene, der Beschützerin von Deutschthum, Protestantismus, Kunst und Wissenschaft in Petersburg, zu danken, daß die Berufung Ulmann's in das General-Consistorium durchgesetzt wurde. Während seines letzten Aufenthaltes in Petersburg im Winter 1855, hatte Walter „das Fräulein“ öfter besucht und sich des klugen und besonnenen Rathes, des weltkundigen Urtheiles und der wirksamen Fürsprache zu erfreuen gehabt, welche hier der guten Sache des Glaubens und der heimischen Kirche willig in den Dienst gestellt wurden. Aber nicht erst die Interessen der Kirchenpolitik, sondern eine allgemein menschliche Theilnahme hatten Walter schon

einige Jahre früher veranlaßt, mit dem Fräulein in einen brieflichen Verkehr zu treten. Es gewährte dem seelenkundigen Manne stets eine Erquickung und Freude, wenn wieder ein Schreiben an ihn einlief, das diese festen und klaren und doch frauenhaft zarten wie in Kupfer gestochenen Schriftzüge trug. Das Vertrauen, mit dem hier eine wahrhaft schöne Seele in ihren religiösen Bedenken und Kämpfen seinen geistlichen Rath ansprach, wurde mit der wärmsten Theilnahme für das Wohl und Gedeihen dieses Frauengemüthes erwidert, in welchem sich die religiösen und sittlichen Ideen aus der lauterer Tiefe eines wahrhaften Empfindens heraus gestalteten.

Die Baronesse Editha Rahden, damals Hofdame bei der Großfürstin Helene, hatte Walter schon 1846 als ganz junges Mädchen in dem Hause ihrer Eltern kennen gelernt und durch seine Predigten auf ihre seelische Entwicklung einen nachhaltigen Einfluß gewonnen. Ihr lebhafter Geist hatte sich in seine Denkweise so leicht hineingefunden, daß sie die Predigten völlig wortgetreu niederschrieb und sich dadurch ihren dauernden Einfluß sicherte. Sechs Jahre später wendet sie sich brieflich an Walter und bittet ihn, ihr in schriftlichem Verkehr hülfreich zur Seite zu stehen. Einige Bruchstücke aus ihren Briefen dürfen hier als Erinnerung an die nun auch schon heimgegangene, ausgezeichnete Frau um so mehr ihre Stelle finden, als sie zugleich geeignet sind, wenn auch nur mittelbar, die geistliche Thätigkeit Walter's auch in dieser Richtung zu beleuchten. Gleich dem bereits mitgetheilten Berichte über den Tod des Kaisers adelt auch diese Briefe neben tiefer Empfindung die Schönheit der Form.

Petersburg, 18. April 1853.

Hochverehrter, lieber Herr Pastor!

Werden Sie sich meines Namens nach sechs langen Jahren erinnern? Werden Sie mir nicht zürnen, daß ich, die fast Unbekannte, mich schriftlich an Sie wende und Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit, sei es auch nur ein paar kurze Augenblicke raube? Ich habe lange in Ungewißheit geschwankt und immer wieder den sehnlichen Wunsch unterdrückt, einmal directe Nachrichten von Ihnen zu haben, — jetzt aber fasse ich mir ein Herz und wage es frisch, im Vertrauen auf Ihre unvergeßliche Güte. Ueberdem trage ich ganz still im Herzen eine Hoffnung, die ich sorgsam gepflegt habe: sollte die Wärme und Treue des Gefühls, das ich Ihnen bewahrt habe und das mir Ihr Bild so lebendig darstellt, als hätte ich gestern Ihren Worten gelauscht — sollte dieses Gefühl nicht, Ihnen selbst unbewußt, in Ihnen die Erinnerung an eine dürstende Seele wach erhalten haben, der Sie einst

den Quell des ewigen Lebens wiesen? — Wie dem auch sei, hier bin ich, und frage Sie ganz unumwunden: darf ich von Zeit zu Zeit an Sie schreiben, Ihnen sagen, was mich drückt und ängstet, und um Ihren Rath bitten? Fern sei es von mir, auf regelmäßige oder lange Antworten Anspruch zu machen; nur hie und da ein Wort, eine Warnung, ganz flüchtig, ganz kurz — sehen Sie, das wäre mir eine so große Freude, eine so mächtige Hülfe, daß ich Ihnen nicht genug dafür zu danken wüßte. Sie kennen die neuen Verhältnisse, in denen ich lebe und ich habe auch gehört, daß Sie sich mißbilligend über diesen Entschluß, Hoßdame zu werden, ausgesprochen haben. Das hat mir sehr wehe gethan und ich hätte sicher gleich an Sie geschrieben, um Ihnen Alles zu erklären, wie es so sein mußte und ich nicht anders konnte, wenn es möglich gewesen wäre darüber zu schreiben. Doch das konnte ich nicht; ich schwieg, ließ Ihren Tadel über mich ergehen und habe mir desto heißer gewünscht, Ihnen einst wieder mein ganzes Herz ausschütten zu können. In meinem neuen Leben ist manches an mir anders geworden; tausend neue Anfechtungen, von denen ich keine Ahnung hatte, sind über mich eingebrochen und was mich besonders schmerzt: Anfechtungen so nichtiger Art, daß man meint, man könne sie durch ruhiges Fortschreiten überwältigen, — aber wie wuchernde Schlingpflanzen liegen sie am Boden und die Füße straucheln selbst an dem verachtetsten Unkraut. Ob auch einiges an mir besser geworden ist, ob mein Blick klarer für die wahre Hoheit und wirkliche Größe der Menschen und Dinge geworden ist, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht täusche ich mich auch darüber doch Sie werden es am besten selbst aus meinen Mittheilungen ersehen, wenn Sie mir erlauben, sie fortzusetzen. Gott segne Sie! In meinen besten, schönsten Stunden ist Ihr Andenken mir immer gegenwärtig. Wie Vieles möchte ich von Ihnen, von Ihrer Gesundheit, von Ihrer Familie wissen. Pastor Frommann, der mir zuweilen ein freundlicher Rathgeber ist, weiß mir nie genug zu erzählen. Und nun leben Sie wohl, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen lästig falle und erlauben Sie mir, Ihnen nochmals zu sagen, wie ganz ergeben ich Ihnen bin.

Editha Rahden.

Petersburg, 17. Mai 1853. Seit vierzehn Tagen habe ich Ihren lieben Brief, hochverehrter Herr Pastor, und ich freue mich täglich daran; mein Herz ist des Dankes voll. Als ich so schnell Ihre Antwort erhielt, als gleich die ersten Worte Ihres Schreibens mich über Ihre Gefinnung zu mir beruhigten, da war gewiß Freude das vornehmste, ja alleinige Gefühl meines Herzens — aber wie bald machte es einer unüberwindlichen, demüthigen Traurigkeit Platz! Sie denken so gütig von mir, Sie meinen

mich zu kennen, Sie erwarten vielleicht viel von meiner inneren Entwicklung... wie werden Sie mich finden? Ihnen gegenüber kann nie ein Wort über meine Lippen kommen, das ich nicht ganz so empfinde, wie ich es ausspreche. Ich habe keinen Frieden, keine Freude im Herzen. Das eiskalte, starre Leben der Pflicht will sich noch immer nicht von mir ablösen; es bleibt für mich die harte Verpuppung, aus der das freie, himmlische Leben des freudigen Gehorsams nicht entstehen kann. Ich sehne mich schmerzlich nach einer wahren Gemeinschaft mit Gott und finde in mir nichts, als eine jerne Anbetung für ihn, eine unüberwindliche Kluft trennt mich von ihm — ich liege im Staube, Er thront oben in der Herrlichkeit und ich habe keine Flügel, die mich hinauftrügen! Was helfen mir Stunden, vielleicht Tage, die anders sind? Ich bin der künstlichen Stimmungen müde, der fruchtlosen Einbildungen, die so bald desto traurigeren Enttäuschungen Platz machen, ich kann nicht mehr in dem Treiben und Lärm der Welt mit einem getheilten, unruhigen Herzen stehen, ich will Ruhe finden! Das ist's aber eben, daß ich mein ganzes Leben hindurch immer will und das Ziel nie erreiche; ich will nicht einmal recht, denn die geringfügigsten Dinge, Befriedigung der Eitelkeit, menschliche Rücksichten ohne Zahl, und wie diese Versuchungen alle heißen mögen, — sie werfen mit einem Hauche meinen Willen um, und ich stehe beschämt, erbittert gegen mich selbst, jaß immer trostlos da, weil mir die Liebe zu Gott fehlt und ich mit meiner Anbetung ihm fern bleibe. Die ungestüme, himmelstürmende Unruhe, die Sie an mir früher gekannt haben, scheint mir ziemlich überwunden: ich möchte mühsam die Himmelsleiter hinaufklimmen, ich möchte arbeiten ohne Unterlaß und ein Sandkorn nach dem andern sammeln, keine Anstrengung scheuen, keine Last meiden, — und ich habe es auf diese Weise öfters versucht, — aber mir geht der geistige Athem so bald aus, mir wird so schnell finster und starr zu Muth, — ich bin unglücklich darüber, daß die sogenannten Eigenschaften, die ich im gewöhnlichen Leben besitze, zu farb- und marklosen Gestalten zusammenschrumpfen, sobald ich sie auf mein inneres Leben anwende. Zuweilen drückt mich die Anerkennung der Menschen wie ein Alp — sie wissen ja gar nicht was sie loben, und wie jämmerlich das in Wahrheit ist, was ihnen gefällt — aber, wenn ein Mensch wie Sie, mit liebevollen Worten zu mir tritt, wenn ich aus Ihrem Munde hören muß, daß Sie mich werth halten, dann ertrage ich es nicht länger und ich möchte mich Ihnen bis auf die geheimsten Falten meines Herzens zeigen, damit Sie sich nur nicht täuschen und wenn Sie Alles klar gesehen haben, sich meiner um der Wahrheit willen annehmen. Ich werde nie vergessen, wie Sie mir einst, in einer für mein Leben entscheidenden Stunde,

die ernste Wahrheit gesagt haben, wie Sie die Hand in die Wunde legten, um sie mir recht offenbar zu machen, — thun Sie es noch — aus Ihrem Munde will ich jeden Tadel entgegennehmen mit tiefstem Dank, so lebendig ist in mir die Ueberzeugung von Ihrer Gerechtigkeit und Ihrer Liebe zu Gott, die sich um Seinetwillen auf alle Menschen erstreckt. — Was soll ich Ihnen von meinen neuen Verhältnissen sagen? Außerlich sind sie so günstig wie möglich und die Thätigkeit, die sie mir bei der Person der Frau Großfürstin auferlegen, ist mir lieb und gemäß. Das Uebrige, so zu sagen die Begleitung zu dem Hauptthema, nämlich das Leben am Hofe mit seinen Vergnügungen und seinem Gepränge, der Umgang mit Leuten, die mir innerlich fremd sind und bleiben werden, das Alles ist mir lästig. Doch einzelne schöne und versöhnende Erscheinungen tauchen hie und da aus dem allgemeinen Strome auf und ich begrüße sie immer mit Freuden. Ich könnte noch lange so schreiben, doch ich will nicht länger Ihre freundliche Rücksicht mißbrauchen. Leben Sie wohl, Gott segne Sie.

Editha Rahden.

Petersburg, 16. Juni 1853. Mit schmerzlicher Ungeduld habe ich täglich eine Antwort von Ihnen auf meinen Brief erwartet und nun muß ich fort ohne diesen Trost, diese Freude mit auf die Reise zu nehmen. Die Frau Großfürstin Helene wünscht, daß ich ihre Tochter, die Großfürstin Katharina, auf einer Reise nach England begleite und so sehr mich die Aussicht, ein schönes, interessantes Land zu sehen, sonst belebt hätte, in diesem Sommer machen es mir eine Reihe von Ereignissen sehr schwer. Auch die Trennung von der Großfürstin ist mir traurig. Sie sehen, ein Wort von Ihnen wäre ein Lichtpunkt an meinem dunkeln Himmel gewesen. Glauben Sie nur ja nicht, verehrter Herr Pastor, ich wagte Ihnen Ihr Schweigen vorzuwerfen, o nein! ich sage Ihnen nur, wie mir darob zu Muth ist, und es mußte wohl so kommen, mir zum Besten. Ich bleibe drei Monate abwesend; sobald ich zurückkehre, schreibe ich wieder an Sie — ich weiß, wenn Ihnen auch Vieles an mir mißfallen muß, Sie erlauben es doch, weil Sie fühlen, ich habe es nöthig. Leben Sie wohl; Ihre Predigten nehme ich mit und lese sie immer wieder mit neuer Freude, besonders die letzten, — die leben in meinem Herzen. Gott segne Sie! Wenn etwas Großes oder Schönes mir die Seele bewegt, so steigt Ihr Andenken immer lebhaft in mir auf — das muß Sie freuen, und ich empfinde ein sehr beglückendes Gefühl dabei: ich meine, es sei ein inneres Band der Gemeinschaft zwischen uns. Noch einmal, leben Sie wohl, Gott erhalte Sie gesund und vergessen Sie nicht ganz Ihre treu dankbare

Editha Rahden.

Petersburg, 1. März 1854.

Hochverehrter, lieber Herr Pastor!

Ich finde keine Worte, um Ihnen für Ihren lieben Brief zu danken, den ich so überraschend schnell nicht erwartet habe und den ich täglich von neuem lese. Mir ist zu Muthe, als hörte ich Ihre Stimme, dieselben Wendungen wieder, die mir noch in den Ohren klingen, seit sechs langen Jahren, und mein Herz sehnt sich nach Ihnen, ich möchte Sie nur ein Mal wiedersehen einmal von Ihnen selbst hören, was Keiner wie Sie zu sagen versteht. Von der Reise habe ich schöne, unvergeßliche Erinnerungen mitgebracht, und ich glaubte wirklich, ganz erfrischt und vielleicht gefördert zurückzukehren.

Wie viel ich Ihrer gedacht habe in meinen schönsten Stunden, — müssen Sie wissen, da Sie doch überzeugt sein müssen von meiner tiefen Anhänglichkeit für Sie. Im Kölner Dom, von dem ich mich nicht losreißen konnte und wo meine Seele den Himmel hätte erstürmen mögen, da sind Sie mir nahe gewesen, ich fühle es. O dieser Moment, als die Orgel ihre vollen, mächtigen Harmonien erklingen ließ, die donnernd unter den herrlichen Gewölben rollten, und Alles in mir und um mich ein Gebet wurde, ein Lobgesang, der die Majestät Gottes verkündete! Als Gegensatz zu diesem erschütternden, unwiderstehlichen Eindrucke der großartigsten Schönheit, der die Seele entzückte, begeisterte und von der Herrlichkeit der Erde, zur Anbetung des Herrn der Welt fortriß, — möchte ich Ihnen beschreiben, wie tief und innig mich der Abend-Gottesdienst in der presbyterianischen Kapelle in London bewegt hat. In dem matterleuchteten, einfachen Raume, schmucklos und schlicht, ohne Orgel, nur mit vortrefflichem, von einem besonders geübten Chore vorgetragenem Gesange eingeleitet, wurde hier nach dem Verlesen und Erklären eines Capitels aus dem alten Testamente eine wunderschöne Predigt über einen Text des Ev. Joh. von Dr. Kuuming, dem berühmtesten Kanzelredner Großbritanniens, gehalten. Lautlose Stille und die feierlichste Andacht herrschten in der Versammlung. Die Worte des Lebens fielen klar und mild, von einer geheimnißvollen Macht durchdrungen, bis in die Tiefen aller Herzen. Zum Schluß hörte die Versammlung stehend dem Gesange eines Psalmes zu und verließ dann nach empfangenem Segen, in derselben schweigenden Ruhe, das Bethaus. Ich mußte immer an eine Versammlung der ersten Christen denken, so prunklos und unscheinbar und doch so erhaben in seiner edlen Einfachheit war dieser Gottesdienst. Wie viel mußte ich da an Sie denken! — Ich lasse mich von dem Vergnügen, Ihnen meine Erlebnisse mitzutheilen, fortreißen, — und ich wollte Ihnen doch sagen, wie es in mir steht, damit

Sie die Krankheit vollkommen erkennen und beurtheilen können. Wann kehrt wohl bei mir innere Befriedigung ein? Das Suchen und Streben und Arbeiten hat mir garnichts geholfen; das letzte besonders; die mühsame Pflichtübung widert mich an, wie ein häßlicher Göze vor dem ich mit verblendeten Augen jahrelang gekniet hätte, und nun sind meine Augen geöffnet und das Menschenwerk, das unvollkommene, eiskalte, starre Menschenwerk sieht mir mit dem leblosen Blick in's Angesicht. Sehen Sie, ich habe in dieser Zeit manche Erfahrung gemacht; auch meine Reise, indem sie mir viel wahrhaft Schönes und Erhabenes zeigte, indem sie mich aus dem gewohnten Kreise riß und mich einen, wenn auch flüchtigen Blick in andere Zustände thun ließ und einen anderen Horizont vor mir ausspannte, alles das zusammen hat an mir gerüttelt und geschlagen, bis manche falsche Vorstellung von mir abgefallen ist. Mehr denn je fühle ich mich aber vereinsamt und traurig. Ich kann mit voller Ueberzeugung sagen, die Welt, ihr prunkender Glanz, das Jagen und Treiben nach äußerer Ehre und das unbedingte Huldigen dem Erfolge, sind mir in der Seele zuwider, ich habe nicht die geringste Illusion über diese Dinge ich habe nicht das geringste Interesse daran. Aber auch eine herbe, unbeugsame Kälte überkommt mich. Davor fürchte ich mich aber, und darüber will ich Ihren Rath! Was soll ich thun? Wie soll ich die Liebe Gottes mächtig genug in mir anfangen, daß sie alles überwinde, alles vergeße, alles hoffe? Es ist ein selbstamer Widerspruch in mir; wer bin ich denn, daß mich das Schlechte und Niedrige in der Welt so anwidre? Fühle ich doch, — und das bleibt ewig der größte Schmerz, wie sehr ich dem Schlechten in mir Raum gegeben habe, — sollte mich das nicht nachsichtig machen? Nein, ich möchte sagen, je gefährlicher mir mein eigener Seelenzustand zu werden scheint, je verhaßter wird mir alles, was ihn veranlaßt hat und ihn zu verschlimmern droht. Instinctmäßig sobald ich von außen schmerzlich berührt werde, zieht sich meine Seele in sich selbst zurück und wickelt sich so zu sagen in ein Leichentuch von Kälte und Gleichgültigkeit, unter welchem man die Thränen und blutenden Wunden nicht sieht. Aber es überkommt mich immer lebhafter das Gefühl, als werde diese Gleichgültigkeit mein lebendiges armes Herz wirklich ersticken, als sei es schon matt und krank — und davor fürchte ich mich. Ich kämpfe nicht — ich widerstehe: zum Kampf gehört Begeisterung, warmes frisches Gefühl der Kraft, dazu gehört Liebe, — zum Widerstande braucht man nur ein passives Feststehen, ein starres Eingewurzeltsein in dürrem Boden, ja was lange bewegungslos dasteht, versteinert nothwendig. Sie sagen — wer aus Liebe zur Liebe das Geringste thut, der fühlt sich erquickt zu neuer Frische. Ich begreife das

Alles sehr gut, ich ahne es, wie man ein geheimnißvolles, unbekanntes Glück ahnen mag, — aber ich empfinde es nicht. Wenn ich doch nur freie göttliche Liebe haben könnte! Tausendmal habe ich mich überreden wollen, es glimme der göttliche Funke in mir, er lodere auf — aber schnell mußte ich erkennen, es sei eitle Täuschung, und auf hoffnungreiche Stunden und Tage folgten bitterkalte Wochen und Monate. Wie das möglich ist, wenn man durchdrungen ist von der Vorstellung der Herrlichkeit und des himmlischen Friedens, den solche Liebe gibt, ja das begreife ich nicht, und wie ich es machen soll, um dieses Kleinod zu erlangen, das sollen Sie mir sagen, dazu können Sie allein mir helfen. Gehe ich dahin komme, fühle ich, daß ich immer ruhelos sein werde. Helfen Sie mir in dieser Noth meines Herzens, ich werde mit Sehnsucht Ihre Antwort und Ihren immer heilsamen Rath erwarten. Ich entschuldige mich nicht darüber, daß ich Sie belästige und Ihnen Zeit raube; wenn ein Kranker sehr leidet, so streckt er dem Arzte das wundte Glied entgegen und will vor allen Dingen Linderung, Heilung seiner Schmerzen — erst später fallen ihm menschliche Rücksichten ein. Was ich Ihnen versprechen kann, ist unbedingter Gehorsam, wenn Sie mir etwas verschreiben wollten, und den wärmsten Dank für jedes Wort des Trostes. Sie müssen zwischen den Zeilen die herzlichste Verehrung herauslesen und darum Rücksicht mit mir haben. Ganz und immer Ihre

Editha Rahden.

Petersburg, 25. Februar 1855: Ich möchte nur Eines immer wiederholen: Dank, innigsten Dank für Ihre unbeschreibliche Güte! Ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß Ihr langes Schweigen mir viel Schmerz verursacht hat: Ich habe fast geglaubt, mein letzter Brief sei Ihnen so mißfällig gewesen, daß Sie bei so verkehrten Begriffen und Empfindungen es nicht der Mühe werth hielten, Zeit und Rath an mir zu verschwenden. Das hat mich sehr betrübt und gedemüthigt.

Wie ein warmer belebender Sonnenstrahl fiel nun plötzlich Ihr lieber Brief in meinen dunkeln Zweifel und rührte mich tief. Noch einmal danke ich Ihnen aus voller Seele, Gott segne Sie! Ich fühle mich viel wohler und freier in meinem Wirkungskreise seit dem vorigen Herbst; ich bin außerordentlich beschäftigt und oft müde an Leib und Seele, aber mitten in das wüste Treiben, in welchem ich mich zersplittere, ist ein Interesse getreten, an dem ich eine ernste Freude finde. Die Großfürstin Helene hat eine Gemeinschaft barmherziger Schwestern gegründet, die in der Krim die besten und schönsten Dienste den verwundeten Soldaten leisten. Die Organisation, Erhaltung, Fortbildung dieser schon auf 80 Schwestern an-

gewachsenen Gemeinschaft beschäftigt die Großfürstin sehr und sie braucht mich auch dabei. Wenn meine Thätigkeit auch nur eine geringe an dem Werke ist, so gewährt sie mir doch große Freude und Abends, nach dem langen lärmenden Tage, sitze ich oft bis spät in die Nacht bei Correspondenzen und anderen Schreibereien, aus deren zuweilen mühsamer und lästiger Arbeit mir aus der Ferne doch ein Resultat entgegenschaut. Arbeit habe ich von jeher geliebt: ernste, anstrengende Arbeit. In ihrem erfrischenden geistigen Einflusse habe ich immer etwas Heiliges geahnt; ich kenne wohl die Klippe der Selbstgerechtigkeit, welche in dem Bewußtsein etwas zu thun liegt, und ich hoffe, ich vermeide sie; — ich danke aber Gott, daß er mir die Möglichkeit gibt, ein sichtbares Sandkorn zu einem seiner Werke, — denn es ist ein Werk der Liebe, — herbeizutragen. Auf dieser betretenen Bahn will ich, so Gott mir hilft, ruhig fortgehen; auf diese Weise vergeße ich mich selbst sicher am leichtesten und ist mir dieses erst gelungen — vielleicht sproßt dann einst aus dem dürren Erdbreich meiner Seele der gesegnete Trieb der Gottesliebe, nach dem ich mich so lange bitter sehne. „Durch stille sein und hoffen würdet ihr stark werden, aber ihr wollt nicht“ — ich will, aber das Vollbringen finde ich noch nicht — ich muß warten lernen, und dazu leiten mich Ihre Worte, Ihre Güte auf eine wunderbare Art an. Zum ersten Mal hat ein Mensch so wie Sie zu mir gesprochen, mein Bruder hätte es gethan, wäre er mir geblieben. Ich habe meine innere Unruhe mit anderen Augen angesehen — ich habe mit möglichster Aufrichtigkeit mein Gefühl geprüft; Sie mögen in gewisser Hinsicht recht haben, und geliebt zu werden, wie ich mir denke, daß man lieben kann, ist ein großes Glück, nach welchem jedes Herz, auch das meinige, mehr oder minder bewußt, trachten mag. Doch habe ich nie von einem Menschen die Befriedigung dieses Sehnsens erwartet, mir ist es nie eingefallen, auch nur mit einem Gedanken die Möglichkeit einer Heirath anzunehmen. Ich trage schon so schwer an meinen eigenen Mängeln und Fehlern; an einem geliebten Wesen, an einem Manne, dem ich in freudiger Liebe unterthan sein möchte, könnte ich die kleinlichen, niedrigen Schwächen der irdischen Natur kaum ertragen. Von jeher habe ich diese Ansichten hierüber gehabt, aber es kann doch sein, daß bei aller Entschiedenheit darin ich den Wunsch nach einem natürlichen, menschlichen Glück unbewußt in mir genährt und durch dessen Nichterfüllung mich im Herzen unbefriedigt gefühlt habe. Neben meinem Dank, — hätte ich doch Worte, ihn innig genug auszudrücken! habe ich eine wehmüthige Freude daran, wenigstens in diesem Punkte, Ihre Sorge nicht gerechtfertigt zu haben. Noch etwas Geduld legen Sie immer wieder segnend Ihre liebe Hand auf mein

frankes Haupt, an mein mattes Herz. — Das eine kann noch stark werden, das andere gefunden. Gott helfe mir dazu! Leben Sie recht wohl; Sie haben viel Kummer erlebt, viele Trennungen durchgemacht, wird Ihnen nicht einsam dabei zu Muth? Das ist aber eben der Unterschied zwischen uns: aus den ewigen Wurzeln des Baumes der Liebe sprossen für Sie immer neue Reiser, deren jugendfrische Kraft die abgebrochenen Aeste bald zudeckt, wenn auch nicht ersetzt; — an mir ist noch wenig gebrochen — nur ein starker aus dem Stamm wachsender Zweig — und dürr und kalt liegt die offene Wunde da, — aus dem Tode ist kein Leben erwachsen.

Leben Sie wohl; in treuer Liebe und Ergebenheit bin ich immer Ihre
Editha Rahden.

Moskau, 11. September 1855: Ganz unerwartet, sehr freudig überraschend kam Ihr lieber Brief gestern hier an, und Sie können sich wohl denken, daß ich heute viel im Geiste bei Ihnen gewesen bin und nicht den Tag beschließen mag, ohne Ihnen meinen Dank und meine Segenswünsche auszusprechen. Sie kommen nach Petersburg, ich werde Sie wiedersehen seit wie viel Jahren habe ich mich danach gesehnt, wie oft es als eine Nothwendigkeit für mein inneres Leben angesehen! Mit welcher Ueberwindung habe ich dem immer wieder entsagt, und nun, in einem Momente, wo es still in mir geworden ist, fällt mir als eine freie Gnade diese Freude zu! — Ich hoffe und glaube, daß Alles sich Ihrem Wunsche gemäß bei uns gestalten wird. Der Kaiser ist seit drei Tagen nach dem Süden abgereist, kehrt aber im October zurück — wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des Monats; ebenso der Herzog Georg von Mecklenburg, den Sie kennen lernen müssen, und der Sie durch mich schon kennt. Ich schreibe Ihnen aus der alten Zarenstadt, die ich zum ersten Mal besuche, und deren Denkwürdigkeiten ich mit großem Eifer studire. Mir wird gewöhnlich in meinen Unternehmungen das ungestüme Interesse vorgeworfen, mit welchem ich mich sogleich ganz tief in den betreffenden Gegenstand versenke, um ihn zu begreifen; ich möchte lieber sagen — um ihn zu durchleben — denn dieses Wort allein veranschaulicht mir recht meine Empfindung. So thue ich auch jetzt und benutze gewissenhaft jeden freien Moment, um Kirchen, Klöster, Paläste — und Menschen kennen zu lernen. Darüber freue ich mich ausführlich mit Ihnen zu sprechen, wie über Alles, Alles was mich angeht; in dem Glauben, daß Sie mich gern und nachsichtig anhören werden, liegt für mich eine unsägliche Freude! Gott segne Sie auf Ihrer neuen Bahn! Es will Vieles neu werden um uns her — möge es zu Gottes Ehre sein! In drei Wochen sage ich Ihnen selbst, wie mein Herz überströmt von dankbarer Anhänglichkeit für Sie: ich werde die Tage

zählen bis dahin. Leben Sie wohl, verehrter Herr Pastor und gedenken Sie freundlich Ihrer treu ergebenen

Editha Rahden.

Ich sage Ihnen nichts von Sevastopol; es sind wenig détails mehr über den letzten Act dieser Tragödie bekannt; unsere barmherzigen Schwestern sind bis zu Ende dageblieben; eine derselben hat eine Contusion, einer anderen ist der Arm durch einen Bombensplitter zerbrochen worden: und sie schreiben von dort her selige und enthusiastische Briefe, denn sie fühlen, daß sie Gott dienen!

Petersburg, November 1855, Freitag: Der Herzog Georg von Mecklenburg bittet mich, Sie wissen zu lassen, er freue sich außerordentlich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Montag früh um 11 Uhr erwartet er Sie, um ungestört und lange mit Ihnen sprechen zu können. Wann predigen Sie und wo? Es wäre wohl wünschenswerth, Sie sprächen sich ganz offenherzig mit Herrn von Chruschtschew aus, ehe Sie abreisen. Ich meine, wenn Sie ihn von Ihren gerechten Beschwerden und dem Zustande der Kirche genau unterrichten, so ist das hinlänglich, — mit den Wünschen und Hoffnungen wäre es, wenn Sie mir erlauben, meine Ansicht auszusprechen, unnütz, ihn bekannt zu machen. Fassen Sie ihn auf dem Rechtsboden, bei seinem Gewissen als Ehrenmann. Um ihn kennen zu lernen, können Sie um halb drei Uhr zu mir kommen, wo Sie ihn treffen werden. Da er durch mich öfters von Ihnen gehört hat, wird sich das alles ganz ungezwungen machen. Verzeihen Sie, wenn ich hin und wieder kleine Rücksichten und Vorsichtsmaßregeln geltend mache; ich fühle sehr wohl, wie Ihnen das ängstliche Getriebe fremd und unangenehm sein muß, — es geht bei uns schwer anders, selbst bei innerem Widerstreben. Die Großfürstin Helene wünscht Sie Freitag, 2. December um 3 Uhr zu sehen. Ganz und immer Ihre

Editha Rahden.

Petersburg, 4. August 1856: Ich habe Ihnen längere Zeit nicht geantwortet, verehrter Freund, weil mir daran lag, Ihnen irgend eine positive Nachricht mittheilen zu können in Bezug auf die Angelegenheiten, die uns theuer sind. Doch Alles, was ich erfahren habe ist eine Verzögerung jeglicher Entscheidung hinsichtlich der armen fälschlich angeschriebenen Protestanten, bis nach der Krönung. Ich glaube gewiß, wir können dabei auf den guten Willen des Herrn von Chruschtschew bauen — er wird keine Opfer für uns bringen, aber eine unehrliche Handlung weder thun noch dulden, so weit seine Macht reicht. Für die Kasse zur Unterstützung unserer Prediger hat mir der Minister selbst sehr gute Aussichten eröffnet — und

Ihre mir neulich gütigst gesandten Papiere sind in den besten Händen, in denen des Herzogs Georg. Ich wiederhole hier meine Ansicht über den einen, die gemischten Ehen betreffenden Punkt; es ist unmöglich, diese Rechtsherstellung zu erlangen, die Zeit muß darin unsere Gehülfin werden. Einzelne Fälle aber könnten nach und nach die Einleitung zu einer späteren Veränderung geben — namentlich meine ich hier die polnischen Majorate, wo protestantische Eltern um die Gnade bitten könnten, ihre Kinder in ihrem Glauben erziehen zu dürfen, was der Kaiser höchst wahrscheinlich bewilligen würde. Von dieser ersten Stufe käme man mit Vorsicht und Festigkeit vielleicht zu der zweiten wichtigeren — doch leider nicht so bald. — Ich freue mich, Dr. Usmann in Moskau zu sehen — seine würdige Haltung hat ihm allgemeine Achtung erworben und er wird unsere Kirche wohl vertreten. — Erlauben Sie mir einen frommen Wunsch in Bezug auf ihn. Gott gebe, daß er sich nicht in Folge der beständigen, oft sehr kleinlichen Einflüsterungen der Leute, die mit ihm dienen, in die Sackgasse des Mißtrauens verrenne. Freilich wäre es lächerlich in unserer Stellung, nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, blind zu glauben — aber es liegt in dem Mißtrauen an sich eine lähmende, beschränkende Kraft, durch welche man gegen wirkliche Gefahren blind wird während geringfügige Dinge zu einer eingebildeten kolossalen Größe anwachsen, — wer mißtraut sieht nie mehr klar, — Wachsamkeit aber hat ein lichtiges Auge. Wenn Sie meinen, will ich in Moskau vieles mit ihm besprechen, — es steht ja in seiner Hand zu verwerfen, was falsch in meinen Ansichten sein mag. Sie haben ganz recht, wenn Sie meinen, Ihr Bild stehe mir predigend vor dem Seelenauge. Ermahnend, tröstend sind Sie eingezogen in meines Herzens Heiligthum, — und wenn mich Beweise Ihres Vertrauens hoch erfreuen, wenn es mich eifrig treibt, Ihnen zu dienen, so weiß ich kaum zu sagen, welch' eignes Gefühl mich dabei ergreift; bei aller Befriedigung ein wehmüthiges Bedauern; ich möchte nichts thun, nur immer von Ihnen empfangen, von Ihrem ewigen Reichthum in meiner Armut zehren. Ihre ergebenste

Editha Rahden.

Petersburg, 2. October 1856: Seit Ihr freundlicher Brief in meine Hände gelangt ist, verehrter Herr Pastor, denke ich täglich daran, ihn zu beantworten. Was soll ich Ihnen sagen? Nach wie vor halte ich unsere theure Sache, die der gemischten Ehen, für unmöglich. Freilich läge in einer Demonstration, selbst wenn sie zu nichts führte, ein wohlthunendes Zeugniß ehrenwerther Gesinnung, — aber zu einer solchen gehört Einigkeit, festes Zusammenhalten ein allgemeines wahrhaftes Empfinden der inneren

Nothwendigkeit eines solchen Schrittes, das ist nun einmal bei uns schwierig, unmöglich hätte ich beinahe wieder gesagt, — und überdem wäre der Moment wenig geeignet, denn ich begreife nicht, wie Sie solche Hoffnungen an das Gnadenmanifest knüpfen, — ich sehe nicht den Anhaltspunkt, den dieses bieten könnte. Unser Freund theilt meine Ansicht, das gibt mir den Muth, sie rückhaltslos auszusprechen. Warten, mit der Zeit an die Stelle unseres Defensivsystems ein aggressives allmählig eintreten lassen, — an die Spitze unserer geistlichen Behörden insbesondere, anstatt ritterlicher Bornirtheit, ruhige, kluge Entschlossenheit stellen, — ohne Lärm, ohne Aufsehen, erst fest stehen lernen, ehe man vorwärts geht, das ist die *ligne de conduite*, die ich mir passend denke. Die Zeit bringt wunderliche Dinge mit sich; wer weiß, wie bald wir anders verfahren dürfen.

Chrufstscheff hat das Departement der auswärtigen Confessionen verlassen — Gott gebe einen tüchtigen Nachfolger; — bei der sehr wohlmeinenden Gesinnung des Ministers kommt so leicht kein böswilliges Subject an's Ruder — aber bestimmt ist noch nichts. Bei der Krönung habe ich Dr. Ullmann wenig gesehen, aber allgemein Anerkennung seines äußerlichen Auftretens mit Freuden vernommen. In wenig Tagen reist die Großfürstin ab, — auf ein Jahr wenigstens, — und ich begleite sie mit schwerem Herzen. Werden Sie meiner gedenken in der Ferne? Es thut mir so weh, Ihren Wünschen und Erwartungen vielleicht nicht entsprochen zu haben — wie gern diene ich Ihnen mit aller Kraft! Gott segne Sie! In unveränderlicher tiefster Ergebenheit bleibe ich immer Ihre

Editha Raden.

Eben höre ich, die Wahl zum Direktor des Departements für fremde Confessionen soll zwischen Delianoff, einem vortrefflichen Menschen und Emanuel Sievers aus Wenden schwanken. Tausend Dank für die Predigten, — darf ich sagen, daß ich die früheren, in mein Herz gegrabenen höher halte? Politische Elemente möchte ich aus der Kirche, wo nicht verbannen, doch sehr mäßig toleriren. — Diesem Rathe zu folgen lag eben so gewiß in der persönlichen Neigung Walter's, als es die Verhältnisse in Livland unmöglich machten, sollte anders gerade dasjenige erreicht werden, was dem Fräulein als *ligne de conduite* vorschwebte. Der directe briefliche Verkehr wurde durch die längere Reise des Fräuleins unterbrochen und nicht wieder aufgenommen. Aber noch im letzten Lebensjahre Walter's erfreute ihn ein Zeichen der treuen Gesinnung dieser ausgezeichneten Frau, welches ihm durch dritte Hand zuging. Sie schreibt im October 1868: „Herzlich hat mich das freundliche Andenken unseres verehrten Bischofs gerührt. Wenn irgend Jemand, so hat er einen tiefen Einfluß auf mein

geistiges Leben gehabt, — segnend und fruchtbringend wirkt auch noch heute sein Wort, welches ich so glücklich gewesen bin, treu aufzuzeichnen. Im vergangenen Winter war ich im Begriffe, ihm darüber zu schreiben. Reich und freudig darf mit vollen geistigen Garben derjenige vor Gott treten, der so edlen Samen getragen.“

21. Der Nachruf an den Baron Hamikar Fölkersjahn und die erste Landtagspredigt 1856.

Persönlich vermochte Walter in der Sache der Religionsfreiheit, nach der abschlägigen Antwort, die ihm der Kaiser ertheilt hatte, zunächst nichts mehr zu thun. Er mußte sich darauf beschränken, durch seine Behörde in aktentmäßiger Darlegung und langwierigen Verhandlungen und Processen zu retten, was im Einzelnen noch zu retten war, und neuen Uebergriffen der griechischen Kirche in beständiger Wachsamkeit zu begegnen. Um so weniger durfte hierüber aber das Hauptziel, an dem die ganze Existenz der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen hing, in Vergessenheit gerathen. Trotz der Schwierigkeit, welche die Zustände der Provinzen in den Weg stellten, mußte jenes „allgemeine und wahrhafte Empfinden der Nothwendigkeit der Sache“, in den Vertretungen des Landes geweckt werden. Fast 20 Jahre über war Walter nur von einzelnen wohlbedenkenden Männern aus der Ritterschaft Livlands und Ehstlands neben den protestantischen Generalen und höheren Beamten in Petersburg, unterstützt worden. Die Vertretung des Glaubens, der Kirche und Schule mußte als höchste Ehrensache und Gewissenspflicht von den Corporationen im Lande selbst in die Hand genommen werden. Um hierfür zu wirken, um das patriotische Bewußtsein zu beleben und zu erwecken, stand Walter nur ein Weg offen. Die Predigt, mit welcher nach altem Herkommen die Landtage durch den General-Superintendenten eröffnet wurden, hatte schon sein ausgezeichnetster Vorgänger in diesem Amte, Sonntag, in ihrer Bedeutung für das Gemeinwohl erkannt: „Wenn der Adel an einem Wochentage für sich besonders die Kirche aufschließen und zur Eröffnung seiner Geschäfte einen besonderen Gottesdienst halten läßt, so verlangt er nicht eine allgemeine Erinnerung an die bekannten Wahrheiten der Religion und Moral, wie sie an jedem Sonntage stattfindet, sondern eine Anwendung auf den gegebenen Fall. Ist der Prediger doch nur Diener und Sprecher, um Sachwalter der Menschheit in allen ihren Bedürfnissen zu sein“

Die Predigt stand über dem Parteiwesen, welches damals die Verhandlungen der Landtage beherrschte; sie konnte selbst die erbittertsten Gegner unter eine Fahne rufen und, durch den Druck verbreitet, in die Provinzen hinaus wirken, um auch den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen das Bewußt-

sein zu erschließen, daß es nicht nur Standesinteressen sondern Aufgaben des Gemeinwohles seien, welche die geschichtlich nun einmal zu Recht bestehende Vertretung des Landes erwog. Daß die Landtagspredigten diesen politischen Charakter anzunehmen hatten, war durch die Verhältnisse in den Provinzen unabweislich geboten. Diese Oeffentlichkeit aber aus äußeren Gründen zu scheuen, hatte Walter um so weniger Grund, als er in allen seinen Bestrebungen und Wünschen der vollständigen Billigung und wirksamen Unterstützung durch den höchsten Vertreter der Regierung in der Provinz, den Fürsten Sumoroff, gewiß war. Sumoroff war auch von der Unterredung Walter's mit dem Kaiser im Jahre 1855 beiderseits genau unterrichtet worden, und hielt dennoch an der Ueberzeugung fest: der Kaiser werde zu günstigerer Zeit alles gewähren, woran ihn augenblicklich andere Rücksichten behindert hatten. Auf einen Glückwunsch Walter's zum Neujahr 1856 antwortete der Fürst:

Riga, 9. Januar.

Euer Magnificenz.

Geehrter Herr General-Superintendent!

Mit herzlichsten Worten der Hingebung und Gewogenheit haben Ew. Magnificenz mich zu dem neu angetretenen Jahre begrüßt und Wünsche mir gespendet, wie sie nur wahre Freundschaft und persönliches Wohlwollen eingeben. Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für diesen neuen Ausdruck Ihrer lauterer Gesinnungen, den ich um so höher zu schätzen verstehe, als er gerade von Ihnen kommt, und bitte ich Sie die Ueberzeugung festzuhalten, daß im vollen Vertrauen auf Gottes Allmacht und Gnade ich den mir auferlegten Pflichten stets nach bestem Wissen und Gewissen nachzukommen trachte.

Ew. Magnificenz wollen auch mir gestatten, meinen Wünschen Worte zu geben; Sie haben einen hohen bedeutsamen Veruß, ein ausgedehnter Wirkungskreis nimmt Ihre ganze segensreiche Thätigkeit in Anspruch, der Himmel wolle Ihre eifrigen, edlen Bestrebungen mit vollem Erfolge krönen, den Muth und die Kraft Ihnen stählen zum fortgesetzten Wandeln auf der betretenen Bahn und dazu Ihnen rüstige Gesundheit und jedes Wohlergehen gewähren.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, geehrtester Herr General-Superintendent und seien Sie versichert meiner ehrfurchtsvollen Hochachtung und unwandelbaren Ergebenheit.

Fürst Sumoroff.

Zu den ersten öffentlichen Amtshandlungen, welche Walter in Riga zu vollziehen hatte, gehörte die Rede am Sarge des bei weitem hervorragenden

Mannes der livländischen Ritterschaft, des Vorkämpfers aller Reformideen im Lande, des früheren Landmarschalls Hamikar Baron Fölkersahm.

Walter nahm zum Thema dieser am 24. April 1856 in der Jakobikirche in Riga gehaltenen Rede nicht einen biblischen Text, sondern den Wahlspruch Fölkersahm's selbst: „Nicht die Rechte, die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auflegt, geben dem Menschen seinen Werth“:

„Dieses Autographon finden wir unter unfres entschlafenen Freundes Bilde, und wir haben darum ein Recht, es als einen Ausspruch anzusehen, in welchem er selbst das Streben seines Lebens ausdrücken wollte. Darauf aber kommt es doch in unserem Leben vornehmlich an, während das Vollbringen wieder von Einzelheiten abhängig ist, und immer dem Willen nachhinkt. Dasselbe Wort sprach einst der alte Adel Frankreichs in seiner Devise aus: noblesse oblige; und es stand um diesen Adel gut, und er war ein Segen seines Landes, so lange er seinem Wahlspruche nicht untreu ward. Und dasselbe sprach der unstreitig kräftigste Herrscher der Neuzeit, unser in Gott ruhender Kaiser Nikolaus durch sein Leben aus, also daß selbst die feindlichsten Beurtheilungen desselben, ihm es nicht angestritten haben, in steter Pflichtübung und in unwandelbarer Treue an dem was er als Pflicht erkannte, nach dem Grundsatz Friedrich des Großen, der erste Bürger seines Reiches gewesen zu sein. Niemand befreumdete es eben darum, daß gerade Nikolaus, beim zweiten Sturze der Bourbons, unserem jetzt regierenden Kaiser durch dessen Erzieher sagen ließ: es ist ihnen eben Recht geschehen: denn, hätte ich die Constitution beschworen, so hätte ich sie auch gehalten.

Was Wunder denn, daß ein an Kopf und Herz so reich begabter Mann, wie der Freund es war, dessen Abscheiden wir heute schmerzlich betrauern, daß er, der sich durch und durch ein Edelmann fühlte, im Rückblick auf den einst glänzendsten Adel der Welt und im Anschauen der kräftigen Pflichttreue seines eigenen Herrschers, diesem Wahlspruche sich zugewandt? Was Wunder aber darum auch, daß in diese Worte wir den Scheideblick auf den Entschlafenen fassen, und daß wir in ihnen die Erbauung aussprechen, welche die Christengemeinde bei jeder Bestattung sucht, auf daß sie nicht Todes in ihr treibe!

Und wenn nun wir in der Nachfolge Christi auch nicht pochen auf unsre Rechte, sondern vielmehr Eines dem Andern, wie in der Fußwaschung erheischt ward, auch den Geringsten und Schlechtesten Jeder dienen als dem Herrn, und das einzig lassen unsere Aufgabe sein, — das heißt, meine ich, nur mit anderen Worten gesagt: nicht die Rechte, die Jemand ausübt,

sondern die Pflichten, die er sich auflegt, geben ihm seinen Werth. In eigne Worte aber eine christliche Wahrheit zu kleiden, ist der nur fähig, der diese Wahrheit selbst lebendig in sich trägt.

Oder wäre das ein Unchristliches in diesem Wahlspruche, daß in ihm gesagt ist: die Pflichten, die er selbst sich auflegt? Mit Nichten! Die Pflichten, die Gott mir auflegt, sind mir ein Todtes und werden vom knechtischen Sinne, also zum Tode gepflegt, so lange ich sie mir nicht selbst auflege, so lange Gottes Wille nicht mir in Herz und Sinne geschrieben, also der Wille meines eigenen Herzens geworden ist.

Wir mögen wohl prüfen, was vor Gott, dem Herrn, mehr gilt: ein todtes „Herr, Herr!“ sagen und Nachsprechen des in uns nicht lebendig gewordenen Bibelwortes, — als Wahlspruch, in Mitten selbst eines ganz ehrsam gesetlichen Wandels, — oder in Mitte eines Lebens, dem es nicht fehlt noch fehlen kann, daß keine menschliche Schwäche ihm fremd ist, ein lebendiges und siegreich durchbrechendes Zeugniß, daß des Herrn Forderung, ob auch nicht in biblischen Worten, im Herzen lebt. Es ist also wohl ein Wahlspruch, würdig, eines Christen Streben zu bezeichnen, und würdig darum, das Thema einer christlichen Rede und eines christlichen Nachrufes zu sein, weil aus echt biblischen Texten erwachsen. Oder tadelt Ihr es, daß der biblische Ausdruck in diesem Wahlspruch vermieden sei? Wenn's nun etwa geschah, um nicht den Schein des todten, ja gar heuchlerischen Citirens zu haben, — oder weil, was in uns lebt, das Recht hat, in jeder besonderen Beziehung sich frei die Form zu gestalten? Oder entbehrt Ihr, daß er nicht selbst ausdrücklich seinen Wahlspruch auf Christum gründet? — Viele werden Herr Herr! sagen, und der Herr wird ihnen antworten: ich kenne Euch nicht und habe Euch nicht gekannt; aber Andere wird er in seinem Reiche begrüßen, weil sie ihm in dem Geringsten gedient, ob sie auch selbst verwundert ihn fragen werden: wann hätten wir Dir gedient?

Es dürfte uns Christen billig in unseren Tagen nicht mehr fremd sein, daß der christliche Geist Viele schon in Christi Ideen und Leben hineingeführt, und sie bekennen Christum noch nicht, weil sie's nicht wissen, daß sie das von Christo haben. Und man hat's ihnen nicht gesagt, weil man sich nicht herabließ mit ihnen zu sprechen, wie Christus sprach mit den Taubstummen, d. h. in ihnen verständlicher Rede. Und weil man ihnen die Liebe nicht erweisen wollte, die Christus dem Thomas erwies, den er sehen ließ, diemeil er nicht glauben konnte ohne zu sehen. Darum laßt uns nur ungehindert dessen froh sein: wo dieser immer in Christo gegründete Wahlspruch: „Nicht die Rechte die Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auflegt, geben dem Menschen seinen Werth“ uns auch entgegen-

treten möge, auch wenn wir ihn hören von denen ausgesprochen, die Christus noch nicht bekennen vor den Leuten, und noch so nicht, wie die Leute es eben gewohnt sind. Es möchte ihnen wohl auch die Zeit noch kommen, da sie selig aufjubeln im Danke zu ihrem Erlöser, weil sie es nun auch erkennen, wem sie alles das zu danken hatten, was sie bisher ihres Lebens Höchstes geachtet haben.

Ich bin dessen froh, daß er mir, kurze Zeit vor seinem Hinscheiden, Blicke in sein Herz verstattete, die mich berechtigen und verpflichten, es auszusprechen, daß er den Boden allerdings anerkannte, aus dem solcher Wahlspruch muß erwachsen sein, wenn er nicht soll Lüge sein. Er hatte einen schweren Weg erwählt, oder war in ihn hineingeführt. Daß die Wahrheit frei macht, wie die Liebe es thut, das wollte und sollte er erfahren, und Gott half dazu, die ernstesten Forschungen nach Wahrheit in Christo abzuschließen. Und es glückte ihm darin, was vielen mißglückt; und es glückte ihm, weil die rastlose Sehnsucht nach Liebe, die zu empfangen und zu geben er „die Herzensseite der Wahrheit“ nannte, ihn wohl oft konnte straucheln aber nicht zu Schanden werden lassen. Er fand in Christo die Wahrheit und die Liebe, also das Leben, und war damit zum Ziele seines Lebens gelangt. Er durfte es abschließen in Frieden. Ja er hat ehrlich gerungen nach Wahrheit und gelangte dadurch zu einer selten gebotenen Klarheit des Geistes: Es bezeugen das tief betrübt die Freunde, die so gern schöpften an dem Borne seiner Geistesklarheit, wie aus der Fülle seines Herzens. Es werden, die es noch nicht verstehen, was er für sie gethan, lange bezeugen, die Bauern Livlands, deren Gedeihen er nach bestem Wissen und Gewissen seine Kräfte geweiht und geopfert. Sie haben die Erstlinge ihrer Landbesitzer in den Rujen'schen Bauernwirthen, heute zu seinem Begräbniß entsandt, mit wahrhaft rührenden Zeugnissen: wie er, zur Zeit seiner Herrschaft über dieses Gut, sie oft fast zwingen mußte zu ihrem Besten, und wie der Segen seiner Ideen durch den gegenwärtigen Besitzer des Gutes ihnen zu theil geworden sei in dem völligen Besitze ihres Landes, in den sie alle eingetreten sind.

Es werden gewiß, ob auch nach Jahren erst, auch die welche seine Bestrebungen für unsere bäuerlichen Verhältnisse ehrlich bekämpften, d. h. weil auch sie es ehrlich mit den Bauern meinten, — ihn einst nennen mit Schulz von Ascheraden, Sievers von Ranzen, Transehe von Selsau, Samson, Bruiningk und anderen, die auch ihrer Zeit verkannt, doch später gewürdigt wurden nach ihrem Verdienste.

Wie das Weizenkorn aber in die Erde muß, und muß aufgeben sein Bestehen für sich, damit viel Körner aus ihm erwachsen; wie Johannes

sagt, daß er abnehmen müsse, damit Christus wachse, — so hoffen auch wir: die Person unseres so früh, schon im 45 sten Lebensjahre entschlafenen Freundes wird begraben, aber über dem Grabe wird sein Streben, soweit es eben nicht der Person gehört, sich reich entfalten. Und ist Friede wieder für die Sache gewonnen, dann folgt auch der Friede mit der Person, die sie angeregt, und Beides gebe Gottes Gnade uns bald zu schauen.

Wir sprechen mit dem Entschlafenen, der auch kurz vor seinem Tode sagte: die Sache wird bestehen, ob sie auch hier und da gehemmt werden möchte, ich bin für sie nicht nöthig, sie wird bestehen, denn ich weiß, sie ist von Gott. Es wird bestehen was aus Gott war geboren, Sache und Person: denn Gott verläßt das Seine schon nicht, auch die Seinen nicht hienieden.

O daß die Gnadensonne Gottes auch Euch schiene in's Herz und sich spiegelte in Eurem Schmerze; daß Ihr dem einfachen, aber so reichen Abschiedsworte für den Entschlafenen, dem Danke! einen könntet Lob und Preis für den, der der Anfang ist und das Ende, von dem in uns geboren ist die Sehnsucht, zu wirken und zu schaffen, so lange es Tag ist, im Segen für die Brüder, von dem das Gedeihen kommt und die Siegerkrone. Amen.“ —

So schwer dieser Verlust das ganze Land und insbesondere die Freunde und Anhänger des ausgezeichneten Mannes, die mit Walter seit langen Jahren auf die Durchführung seiner Ideen ihre Hoffnung setzten, betraf; so erstand doch auch erst über diesem Grabe die Möglichkeit, die schroffen Parteigegensätze, die sich vielfach persönlich zugespitzt hatten, zum Besten der gemeinsamen Lebensfragen zu überwinden.

Im Sommer 1856 nahm der Besuch des Kaisers in Livland alle Interessen des Landes in Anspruch. Auch Walter wünscht den günstigen Eindruck, welchen der Kaiser von der Provinz empfangen würde, zu benutzen. Er arbeitet eine Denkschrift aus, in welcher zwar von der Wiederholung des eben erst verweigerten Besuches Abstand genommen wird, dem Kaiser aber doch eine Darlegung der historischen und rechtlichen Begründung jener Bitten zu persönlicher Kenntnißnahme unterbreitet und eine Reihe einzelner Wünsche der Kirche vorgetragen wurden. Walter hoffte dies Gesuch persönlich dem Kaiser übergeben zu können. „Der Fürst Suworoff ließ es aber zur Privataudienz nicht kommen und führte auch den Kaiser, der in der allgemeinen Audienz erklärt hatte, mich in der Jakobi-Kirche sprechen zu wollen, nicht dahin. Er gab selbst die übersandte Bittschrift ab, indem er durch den Obrist Buddberg versprach, er werde den Kaiser

sprechen.“ Aber auch hierzu hatte sich ein geeigneter Moment nicht gefunden. Sumoroff schreibt am 2. Juni 1856:

Magnificenz, Hochgeehrter Herr Generalsuperintendent!

Auf Ew. Magnificenz Schreiben vom 26. Mai beehre ich mich Ihnen zu erwidern, daß ich es nicht für thunlich gehalten habe, Ihrem Wunsche gemäß, die Frage über das Bestimmen der Confession der von der lutherischen Kirche nicht als zum orthodoxen Glauben übergetreten betrachteten Einwohner Livlands. Sr. Majestät dem Kaiser bei seiner kurzen Anwesenheit in Riga zu unterlegen, nachdem bereits in dieser Angelegenheit die Ew. Magnificenz bekannten Schritte gethan worden sind. Empfangen Sie, hochzuverehrender Herr Generalsuperintendent, die Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Fürst Sumoroff.

Daß der Fürst Sumoroff nach bester Ueberzeugung, im Interesse der Sache, es vermieden hatte, dem Kaiser hierüber Vortrag zu halten, ist nicht zu bezweifeln. Auch das Fräulein von Rahden hielt den Zeitpunkt noch für ungeeignet, und die gleiche Ansicht wird von anderen Seiten geltend gemacht. Baron J. Wolff schreibt: „Riga, 6. August 1856. Mein Bruder hat Ihnen schon gemeldet, daß Ihre Schrift mit einer kleinen Aenderung der hohen Person unterlegt worden ist und daß sie dieselbe für zu ausführlich gehalten habe, sowie daß der gegenwärtige Zeitpunkt dazu nicht geeignet wäre; besonders daß der Kaiser jetzt noch nicht gleich gegen die Geistlichkeit auftreten könne. Die Ansicht, daß man seiner Zeit durch den Generalgouverneur diese Sache betreiben sollte, scheint mir auf keinen Fall zweckmäßig, noch zu einem günstigen Erfolge berechtigend. Wenn man den gewesenen Minister Meyendorff dazu bringen könnte, so würde das gewiß ein günstiges Resultat erwarten lassen. Wie ich glaube gehört zu haben, so soll auf dem nächsten Landtage darüber verhandelt werden. Mittlerweile übersende ich Ihnen hierbei eine Abschrift Ihres Aufsatzes, in welcher veränderten Form er mitgetheilt worden ist. Aus allem ersieht man leider, wie viel man durch Indolenz und Furcht vergeben hat. Gott gebe, daß noch etwas aus dem Schiffbruche zu retten wäre. Mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit Ew. Hochwürden ergebenster. . . .“ — Im November desselben Jahres trat der Landtag in Riga zusammen und gab Gelegenheit zu der ersten der fünf Predigten, welche Walter während seiner 10 jährigen Amtsführung bei dieser Veranlassung gehalten hat. Es war keine leichte Aufgabe, den Geist des einheitlichen Handelns zum Schutze von Glauben und Kirche im livländischen Landtage zu beleben, dessen Verhandlungen seit dreizehn Jahren

von heftigen Parteifehden über agrarische Fragen beherrscht worden waren, und dessen Zusammensetzung ein zeitweiliges Ueberwiegen ungeeigneter Elemente keineswegs ausschloß. Es gehörte ein warmer Patriotismus und ein starkes Vertrauen zu der Unterstützung tüchtiger und wohl denkender Männer dazu, um diese Aufgabe mit Freudigkeit in Angriff zu nehmen und trotz mancher Enttäuschung immer wieder mit Muth und Festigkeit zu verfolgen. An solchen Personen, welche Walter mit vollem Vertrauen entgegenkamen und auch in Zukunft treu zur Seite standen, fehlte es zwar dem Adel Livlands nicht; aber doch erst allmählig brach sich die Richtung im Landtage eine breitere Bahn, in welcher zunächst nur einzelne politisch reifer und religiös ernster denkende Männer die Bestrebungen Walter's würdigten und theilten. So schreibt A. von Samson, 16. März 1856: „Gestatten Sie, daß auch ich meinen Dank, hochverehrter Herr Generalsuperintendent, gegen Sie aussprechen kann, für das Leben, das Sie unserer Kirche in Livland einzuhauchen begonnen haben. Ihnen brauche ich es nicht zu versichern, wie gerade diejenigen, welche den Schein auf sich geladen haben mögen, daß sie mit dem bisherigen Zustand am entschiedensten gebrochen, mit vollem Herzen das anerkennen, was sie bisher vermißt haben, und wahrlich alle ihre Kräfte hingeben möchten, um das große und hohe Ziel mit zu fördern, das Ihnen so herrlich vorleuchtet. Sie werden es nicht für Hochmuth halten, wenn auch wir das Bewußtsein theilen und gegen Sie ausgesprochen wissen möchten, daß die Bahn, die Sie eingeschlagen — warum soll ich es nicht gerade heraus sagen — die Bahn Luther's — eine dornenvolle sei, daß aber nichtsdestoweniger unter diesen Dornen Saaten aufsprossen werden, die dereinst Zeugniß ablegen müssen von der rechten Saat und dem rechten Säemann. Gott schenke Ihnen Kraft und Gesundheit auszuharren. Das ist unser aufrichtiges Gebet.“ — Schon am 11. September 1855 hatte W. von Bock Walter eine Denkschrift zugesandt, welche die Idee verfolgte, den Gegensatz der bestehenden Parteien des Landtages unter einem höheren Gesichtspunkte auszugleichen, den er dahin formulierte: Wie versammeln wir in einem Brennpunkt, wie retten wir all' die Zerstreuten und täglich mehr von Auflösung und Untergang bedrohten Elemente des deutschen und protestantischen Lebens in Livland? Er bemerkt dazu: Der Gang, den unser letzter Landtag nahm, wird Ihnen bekannt sein. In einem Augenblick, der die ernsteste Mahnung zum Zusammenstehen ergehen lassen mußte traten sich die Parteien in schrofferer und unfruchtbarer Gehässigkeit entgegen, denn je zuvor. Das Ende war ein ziemlich allgemeines Gefühl des Efels, der vielleicht als Wendepunkt, als Anfang einer Umkehr zu gesunden Zuständen angesehen werden kann. Diese Erörterung gerade Ihnen vorzulegen, ver-

anlaßt mich die Ueberzeugung, daß Sie der Mann sind, dem nichts fremd bleiben darf, was auf dem Gebiete des hier erörterten Gegenstandes, die Köpfe und Herzen der Livländer oder auch nur den Kopf und das Herz eines Livländers bewegt. Wenn Sie also das, was ich Ihnen jetzt vortrage, Ihrer Aufmerksamkeit würdigen sollten, so bitte ich Sie an diesen leitenden Gedanken sich zu halten und ihn nicht die Mängel und Ausschweifungen seiner Einkleidung entgelten zu lassen. Und so möge es denn für uns Alle, die wir es mit unserem Vaterlande ehrlich meinen, ein gutes Omen sein, daß ich meine — sehr einsam dastehenden — vaterländischen Grübeleien an Sie gerade heute abfertige, an dem Tage Ihrer Besitzergreifung von einer Stellung, die Ihren Wirkungskreis zum Heil und Segen dieses Landes um ein Bedeutendes erweitert. Daß Sie heute da stehen, wo Sie stehen, das ist die unmittelbare, lebendige Coalition: hervorgegangen aus unseres, Sie mit einer weit über alle Parteischranken übergreifenden Majorität wählenden Landtags dunkler Ahnung: daß wir höhere Güter zu gewinnen oder zu verlieren haben, als agrarische und antiagrarische Satzungen und selbstmörderische parlamentarische oder unparlamentarische, sociale und unsociale Schlachten. Mit der größten Hochachtung empfiehlt sich Ihrem wohlwollenden Andenken Ihr ergebenster — Waldemar von Bock war ein edel denkender, warmer Patriot und überragte die meisten seiner Landsleute an Tiefe der Bildung und Originalität des Geistes. Aber seine Ideen fanden damals nur geringen Wiederhall unter seinen Standesgenossen, denn nur wenigen stellten sich die Verhältnisse so objektiv dar, daß sie an seinem Vergleich der Parteien mit dem schwarzen Monstatos und dem befiederten Papageno, Gefallen gefunden und von manchem Persönlichen und Nebensächlichen abzusehen vermocht hätten.

Auch der Landtag von 1856 bot noch keine erfreuliche Aussicht. Die Reaction gegen die Ideen Fölkersahm's gewann noch einmal die Oberhand und bedrohte dieses wichtigste Bollwerk der Zukunft des Landes, die Sicherung einer autonomen geschichtlich entwickelten Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse. Walter schreibt am 13. November aus Riga: Der Landmarschall von Stein hat die Cholera hinter sich, aber den Typhus vielleicht vor sich, und den überwindet er nicht. Landrath von Molden vertritt seine Stelle im Landtage. Die neue Arbeit hat der Convent verworfen; die Rentenbank ganz verworfen und manches Gute fällt auch. Gott gebe dem Landtage Verstand! — Ein fataler Zwischenfall sollte auch Walter persönlich noch einen Theil der gehobenen Stimmung rauben, mit der er in seine neue Wirksamkeit eintrat. Walter sprach grundsätzlich nie anders, als streng vorbereitet, bei

seinen Amtshandlungen und hierdurch war er selbst bei schwierigen und heiklen Gegenständen, trotz aller entgegenstehenden Ansichten, der rhetorischen Wirkung sicher. Ein Zufall brachte ihn nun in die üble Lage das erste Wort, das er an die Ritterschaft Livlands richtete, ohne diese technische Sicherung improvisirt sprechen zu müssen, und einen unbändigen Sturm politischer Vorurtheile gegen sich zu entfesseln. Er berichtete an seine Frau:

Riga, 22. November: Vor einer Stunde bin ich von der Landtagspredigt zurück und will dir noch ein Paar Worte schreiben. Die Ritterschaft hatte mich aufgefordert, mich als General=Superintendent bei der Beerdigung des Landmarschalls von Stein zu betheiligen. Ich schlug es um meiner Heiserkeit willen aus, indem ich die Wahl stellte, den 21. zur Beerdigung zu sprechen und heute die Landtagspredigt aufzugeben. Darauf gingen die Herren nicht ein, drängten mich aber dennoch zur Beerdigungsrede. Mit Widerstreben nur gab Dr. Baerens die Erlaubniß und Pastor Berkholz, der auch ein Hauptdränger gewesen und die eigentliche Grabrede zu halten hatte und versprochen hatte, mir eine verdeckte Equipage zuzuschicken, und mir die Personalien überlassen hatte, schickte in seiner Dir bekannten unberechenbaren Zerstreuung keine Equipage, ja ließ mir durch den zugeschickten Diener sagen, ich möchte zu Fuß gehen, und ich ging. Darauf nahm Berkholz mir in der Leichenpredigt die Personalien vorweg, so daß ich eine ganz kurz für die Rede bestimmte Idee als neue Rede auf dem Flecke ausdehnen mußte. (Walter sprach anknüpfend an die vermittelnde Stellung des Landmarschalls v. Stein, über das Unheil des Parteiwesens und mahnte zur Einheit.) Damit nun der Tag bis zu Ende ein Unglückstag werde, — kamen am Abend noch die mir gewogenen Edelleute, und ich hörte von ihnen, daß meine Rede die äußerste Erbitterung erregt, und sie zum Abend eine Convents-Versammlung zum Richten über mich, und zum Berathen, was nun geschehen sollte, um mir das Wort zu weigern, — ausgeschrieben hätten. Und damit verbanden Böckell, der selbst wegen seiner Taubheit nichts gehört, und Mengden —! die deutlichen Winke, daß ich gut machen mußte. Natürlich weigerte ich mich, irgend was der Art zu thun, da es wäre ein Schlechtmachen des Gutgemachten gewesen; denn meine Rede war und ist meiner Ueberzeugung berechtigt und nöthig gewesen, und zeigt die wilde Enttäuschung, daß ich einen kranken Fleck muß getroffen haben: „Wie darf solcher Pfaff sich unterstehen, uns belehren zu wollen.“ Die Geschichte nahm mir doch den Humor und das Streiten mit den Herren die Stimme, und ich ging heute auf die Kanzel, um meine Predigt abzulesen und so zu vermeiden, daß nicht Leute, die sich so über mich ausgelassen, die Predigt

verdrehten und mich politisch verdächtigten. Ich strich darum alles weg, was der Art gemißbraucht werden konnte; und nahm die Brille mit auf die Kanzel. Ich bedauerte das Ablesen nur um derer willen, die wie von Dettingen u. s. w. statt zu schimpfen, durchaus zufrieden waren und denen ich gern eine nicht abgelesene Landtagspredigt gehalten hätte. Als ich auf die Kanzel gekommen, o weh! da war meine Brille ausgefallen, — und ob ich auch suchte, ich fand sie nicht, bis zu Ende der Predigt ich sie unterm Fuße herausfühlte. So mußte ich selbst den Text aus dem Kopfe verlesen und die Predigt frei halten. Leider ging's sehr langsam und drum lang. Löwenstern, Graf Manteuffel, Loudon waren hier, und außerdem Campenhausen, der, honnett genug, unter Thränen kam, mich um Verzeihung zu bitten, daß er gestern gegen mich so gewüthet. Er meinte, die Masse des Landtags stehe auf meiner Seite &c. Ich traue aber nun nicht mehr. Leute, die, weil sie eine Predigt mißverstehen, jähig sind, von Klagen, Widerrufen &c. zu sprechen, die sind nicht wie unsere Engelhardt's, Berg's &c.; und hätte ich nicht andere Pflichten als für den Adel, ich hätte heute meine Abschiedspredigt gehalten und den Adel gelassen bei der Wahl eines anderen als Gen.-Superintendent. So. Liebes Herz, habe ich Dir alles erzählt, was ich hier Keinem sage. Den 23. November: Es haben mich diese zwei Tage doch so angegriffen, daß ich am besten thue, nur mein Consistorium zu besorgen, und sonst mich im Zimmer zu erhalten, ohne Besuchen die Thüre zu öffnen. Ach die Leute verstehen mich nicht, wie sie mich nicht verstanden haben bei der ersten Rede. Von der Kraft einer einzigen Rede, eine von Wuth entbrannte Ritterschaft zu meiner jubelnden Anhängerin zu wandeln, davon schwärmen sie und meinen, darnach juckte es meiner Seele! Daß ich unsren armen Bauern sicherte, was man ihnen verkürzen möchte; sie sagens wohl, nun werden wir's thun; der überlegene Klügler wird schon alles zu Nichte machen, nachdem sie ein Paar Tage über meine Predigt geschwätzt, jetzt in Güte, wie früher in Wuth. Und ich bin nicht gesund genug, sie täglich auf meinem Zimmer zu haben und klar zu machen, wozu zu überreden ich Unrecht achte. Sie haben mich nicht verstanden. Mein Zimmer hat die wüthendsten Gegner Fölkersahm's erschaut und die thörichtesten Pläne gehört: und doch — soll ich ihnen in's Herz geredet haben. Die Anhänger Fölkersahm's haben mich meist am besten verstanden, und stimmen theils ein, theils ziehen sie sich zurück. Ich aber möchte zu Hause sein. Aus Schonung meiner Gesundheit werde ich morgen dem Gen.-Gouverneur zum Diner absagen lassen, ob er gleich an dem Tage, wo man gegen mich wüthete, einem der Herren gesagt: Das sage ich Ihnen, —

rührt man dem Manne ein Haar an, dann hat man's mit mir zu thun!
— Nein — doch ist's zu Hause besser. —

Aber schon diese erste Landtagspredigt hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Der öffentliche Ausdruck eines warmen vaterländischen Bewußtseins, von dem sie getragen war, wirkte in den Zuhörern nach und zum ersten Male beschloß die Ritterschaft auf dem Landtage von 1856 eigens im Interesse der lutherischen Kirche Livlands eine Deputation an den Kaiser zu senden. Stärker noch als in Livland war der Anklang, den die Predigt in der Schwesterprovinz Ehstland fand, wo ihr nicht diese Parteigegensätze im Wege standen.

22. Die Petition der Ritterschaften von Ehstland und Livland um Glaubensfreiheit und die zweite Landtagspredigt.
1857.

Aus Reval schreibt der Regierungsrath, Staatsrath von Schwedz am 22. Januar 1857:

„Theurer, geliebter Freund!

Du treuer und tapierer Vorkämpfer der guten Sache unserer Kirche, sollst der erste sein, dem ich die gute Botschaft über ihren Erfolg bei uns melde. Nach dem Vorgange auf dem livländischen Landtage hielt ich es für meine Pflicht, hier zu thun, was einem ehrlichen Manne ziemt, um den Landtag, der sich hier am 14. Januar versammelte, für die Angelegenheit zu interessiren. Ich arbeitete eine Darstellung der tractatenmäßigen Stellung unserer evangelischen Landeskirche in Ehstland aus, ließ 3 Exemplare davon in Circulation setzen und reiste, ohne alle Aussicht auf den geringsten Erfolg, am 4. Januar nach Dorpat, um dort mich näher zu instruiren. Am 17. Januar heimgekehrt, fand ich hier eine wunderbare Umwandlung der Gemüther. Baron Ungern war, zum Theil weil er sich abgeneigt der Kirchenfrage erwiesen, nicht wieder gewählt und Graß Keyserling trat an seine Stelle, von dessen Entschluß, dieses heiligste Recht zu vertreten, welches auch der Erfolg sein mag, man sich überzeugt hatte. Nun war ein Wett-eifer entstanden, wer den Antrag beim Landtage stellen solle. Die Stimmung ist dergestalt, daß selbst die Abgeneigten und Furchtsamen es nicht wagen, ihre Popularität und die öffentliche Achtung damit auf's Spiel zu setzen, daß sie Widerspruch oder auch nur Bedenken der Furcht und Unzeitigkeit versuchen.

Deine Reden an Stein's Grabe und bei Eröffnung des Landtages haben auch hier gewaltig gewirkt. Als die im Ritterhause versammelte

Ritterschaft sich in die Domkirche begeben sollte, um der Landtagspredigt beizuwohnen, fand der Vorschlag bei vielen Gliedern großen Beifall, statt dessen in einen NebenSaal zu treten und Walter's Landtagspredigt zu lesen. Nur der Umstand, daß kein Exemplar zur Hand war, verhinderte die Ausführung.

12 Uhr: Ich komme vom Landtage. Es war ein großartiger Moment. Der treffliche Antrag der Kreisdeputirten männlich und präcise abgefaßt, ward verlesen. Baron Ungern erklärte, welcher Meinung auch der Einzelne gewesen, hier gelte es, ein heiliges Recht wahren und den Ritterschaftshauptmann in der Ausführung des ihm zu ertheilenden Auftrages zu unterstützen. Kehlerling erklärte: er erachte es für seine Pflicht, diese Angelegenheit als die allerwichtigste vor Kais. Maj. zu vertreten und möge die Ritterschaft sich durch Aufstehen darüber aussprechen, ob sie gesonnen sei, das im Auftrage der Kreisdeputirten enthaltene Commissum ihm zu ertheilen. Die ganze Versammlung stand auf, eine tiefe Bewegung ging durch sie, alte Graubärte konnten eine Thräne im Auge nicht unterdrücken. Ehstlands Ritterschaft war enig wie nie, in dem Auftrage an ihren Ritterschaftshauptmann: bei Kais. Maj. darum zu suppliciren, daß die Rechte ihrer evangelischen Landeskirche in Grundlage der Capitulation v. 1710 und der Friedensschlüsse von 1721 u. 1743, Allerhöchst anerkannt und gegen den Synodal-Urtheil von 1794 wieder hergestellt würden, insbesondere befohlen werden möge, daß bei Ehen eingeborener Ehstländer evang. Confeßion mit russischen Unterthanen anderer Kirchen, die Kinder in der Confeßion des Vaters getauft werden sollten. Kehlerling schloß die Versammlung durch die Zusage, dieses Commissum, auch wenn kein erwünschter Erfolg zu erwarten wäre, pflichtgemäß vertreten zu wollen und wiederholte nochmals: „und so helfe uns denn Gott, wir können nicht anders.“ Bruder, das ist der schönste Tag meines 32 jährigen Amtslebens und habe ich nicht umsonst gelebt, um ihn erleben zu können. Gott helfe weiter, Amen. Grüße alle Freunde und behalte in Fürbitte und Liebe Deinen treuen Freund.

Wie steht die Sache in Riga, Pernau, Kurland? Wie ich höre, will die Stadt Reval, auf ihre Privilegien gestützt, auch vorgehen. Ehstlands Ritterschaft geht jedenfalls selbstständig und so schnell als möglich vor, daher möge man sich in Livland vorsehen, daß nicht die ersten die letzten werden. Gott helfe in Gnaden und öffne das Herz unseres geliebten Kaisers für Wahrheit und Gerechtigkeit.“ —

Die Deputation aus Livland, bestehend aus den Landrätthen Baron Gustav Roden und von Ströf, dem Präses des Consistoriums, sollte die Bitte an den Kaiser richten:

„Gew. Kaiserliche Majestät wolle Allergnädigst gewähren, der evangelischen Landeskirche dieser Provinz, die derselben von Sr. Majestät dem Kaiser Peter d. Gr. zugesicherten und von seinen Nachfolgern bis zum Jahre 1794 erhaltenen Rechte wieder zuzugestehen, und namentlich das bis zum genannten Jahre executirte Recht, daß die Kinder eines Ehepaares verschiedener Confession, — gleich wie solches durch das Allerh. Manifest vom J. 1812 auch für das Großfürstenthum Finnland angeordnet ist — in der Religion getauft und erzogen werden müßten, welche der Vater bekennt, huldreichst derselben wieder zu verleihen.“

Auch in Curland war man sachtlich dazu bereit, sich den Nachbarprovinzen anzuschließen, aber es überwog hier noch das Bedenken: ob der gegenwärtige Zeitpunkt der richtige sei. So schreibt Baron Hahn: Mitau, 3. Februar 1857: „Für Ihre gefällige Mittheilung sage ich Ihnen, hochverehrter Freund, meinen aufrichtigen Dank. Seien Sie überzeugt, daß die zu unterlegende Bitte, in Bezug auf die gemischten Ehen, uns auf das Angelegentlichste beschäftigt. Während der Krönungsfeierlichkeiten beriethen wir uns mit Stein und Ungern, doch der Rath aller einflußreichen Personen ging dahin, daß eine Demonstration alles verderben würde, indem der gute Wille des Monarchen, uns allmählich Concessionen zu machen, durch dieses officielle Drängen gezwungen wird, der öffentlichen Meinung in Rußland durch einen strengen Erlass gegen unser Bestreben zu genügen. Nach Nachrichten aus Petersburg besteht diese Ansicht noch, um so mehr, da alle einflußreiche Unterstützung uns jetzt fehlt. Unser erster Landtagstermin ist auseinandergegangen, ohne diesen Gegenstand in besondere Erwägung zu ziehen, der zweite Termin kommt erst Ende April zusammen.“

In der That sollte auch die rasch aufgeflamnte Hoffnung in Livland und Ehstland nur zu bald jenem lähmenden Hinhalten begegnen, das man in Petersburg seit Jahrzehnten in den kirchlichen Angelegenheiten geübt hatte. Bisher unerfahren in der Vertretung der kirchlichen Interessen, glaubte man auf den Landtagen des Erfolges schon sicher zu sein, wenn nicht mehr ein einzelner Geistlicher, sondern die Ritterschaften sich an den Kaiser wandten. In diesem guten Glauben hatte man weder den Rath und die Unterstützung des Fürsten Suworoff in Anspruch genommen, noch auch in Petersburg genügende Fühlung mit der augenblicklichen Stimmung gesucht. Freilich konnte es ja auch als eine Ehrensache der Ritterschaft erscheinen, gerade diese Angelegenheit ihres Glaubens und ihrer heimischen Kirche selbst in die Hand zu nehmen und nicht der Fürsorge der Regierung und des Fürsten Suworoff, eines Angehörigen der griechischen Kirche, zu überlassen.

Der Fürst Suworoff hielt sich Anfangs des Jahres 1857 in Peters-

burg auf. Er benachrichtet von hier aus am 11. Januar Walter von einem günstigen Bescheide, den er auf ein anderweitiges Gesuch hin erhalten hatte: Indem ich Euer Hochwürden meinen aufrichtigen Dank für das mir erwiesene Vertrauen ausspreche, erlaube ich mir noch schließlich, Sie zu ersuchen, in jedem etwa vorkommenden ähnlichen Falle mit derselben Unumwundenheit sich an mich zu wenden, und versichere Sie, daß es mir stets zur wahren Beruhigung gereichen wird, Ihren etwaigen Wünschen willfahren zu können. Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ew. Magnificenz ganz ergebener gehorsamer Diener Suworoff. — Walter entspricht dieser Aufforderung durch ein Schreiben: Wolmar, 18. Januar 1857. Durchlauchter Fürst, Hochgeehrter Herr General-Gouverneur! Die herrliche Weihnachtsgabe unseres geliebten Kaisers für die Soldatenkinder hat einen endlosen Jubel unseres Landvolkes zur Folge gehabt. Gott segne den Kaiser dafür, und jeden getreuen und weisen Rathgeber, der dazu geholfen!

Euer Durchlaucht gütige Erlaubniß, auch fürder unverhohlen zu Ihnen zu sprechen, danke ich Ihnen herzlich, und es wird Sie nicht wundern, wenn ich das nicht als *façon de parler* behandle, sondern, nach meiner bis heute unveränderten Ueberzeugung, daß Sie's mit dem Kaiser und darum mit uns, die des Kaisers Gnade eben Ihnen vertraute, ehrlich meinen, diese Erlaubniß dazu nuge, Ihnen die Bitte der livländischen Ritterschaft wegen der gemischten Ehen an Ihr treues und nobles Herz zu legen. Ich bin fest davon überzeugt, daß nur Ihre Empfehlung uns zum erwünschten Ziele bringen kann, und sehe so gern eben darin Ihrem Namen in Livlands Geschichte einen Segen gesellt, wie Ihr hoher Großvater ihn nicht herrlicher besitz, um seiner großen Kriegsthaten willen. Es ist dies Recht der Taufe der Kinder nach dem Vater auch ein angeerbtes Recht, von Finnland heute noch besessen, und nur durch Anwendung eines nicht für uns gegebenen Gesetzes auf uns, uns verkürzt worden nach 84-jährigem Bestande. Nichts kann dem Kaiser in uns treuere Unterthanen besser pflegen als die Erhaltung der Kinder bei der Väter Glauben, und Nichts kann die deutschen Familien den russischen näher befreunden, als die Wiederherstellung eines Rechtes, dessen Verletzung uns spröde macht gegen jede Alliance mit ihnen, so lange noch Anhänglichkeit an den eignen Glauben in uns wohnt. O! helfen Sie drum, dessen Leben unter uns Sie von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt haben wird, unserm geliebten Alexander mit Ihrer Erfahrung — der viel Herrliches gewagt und durchgeführt hat. Er wird neuen Jubel seiner Unterthanen hervorrufen, den europäischen Fürsten wieder vorangehen!

Wer dem Andern traut und auf ihn viel baut, der traut ihm auch viel zu. Das wollen Sie gütigst in meiner Bitte belegt finden. Man sagt: die Russen werden solche Verfügung mißbilligen. Wer sind die Russen? Ich meine ihre edelsten Gestalten sind ihre Repräsentanten, — und ich hatte Gelegenheit, manche unter ihnen kennen zu lernen, — und fand keine, die nicht unserm Fürsten Suworoff sich gern anschließen, dem Kaiser für solche Verfügung herzlich zu danken. Genehmigen Sie die nie alternde Versicherung der herzlichsten Liebe und Hochachtung Ihres, Durchlauchter Fürst, Ihnen allzeit treuen und gehorsamen Dieners

F. Walter.

Suworoff antwortet umgehend und eigenhändig in lebhafter Erregung: Den 24. Januar. Magnificenz! Mit einem schmerzlichen Gefühle in der Seele ergreife ich heute die Feder, um Ew. Magnificenz auf Ihren gütigen Brief vom 18. zu antworten. Dieser Brief enthält neue, für mich ebenso schmeichelhafte wie herzerfreuende Beweise Ihres Wohlwollens, das ich stets zu verdienen mich bestreben werde, wie Ihrer gütigen guten Meinung, auf die ich stolz bin. Sie haben in dem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche historisch und factisch vollkommen Recht. Ich bin der Ueberzeugung und den Grundsätzen meines ganzen Lebens treu — mein Wunsch in diesem Falle kann nur vollkommen dem Wunsche (und aus denselben Gründen) Euer Magnificenz identisch sein, — ja meine 9 jährige Erfahrung in Livland kann meine Ueberzeugung nicht schwächen, — und dennoch bin ich entschieden und mit aller möglichen Energie dem Schritte, den die Ritterschaft in einem Momente der reinsten Begeisterung, nicht aber der Besonnenheit beschloffen, entgegen. Erinnern Sie sich noch, geschätzter Herr General-Superintendent an unser Gespräch, wie Sie aus der Hauptstadt zurückkehrten? Ende Januar 1856 erzählte mir der Kaiser ausführlich dasselbe, was ich von Ihnen gehört, also auch seine an Sie gerichtete entschieden abschlägige Antwort. Nichts ist inzwischen vorgefallen, (im Gegentheil), was mir erlaubte, an die Möglichkeit einer andern Denkungsart bei S. M. zu glauben, oder an die Möglichkeit dessen zu glauben, was vor einem Jahre unmöglich war. Mein Gott! ist denn Zeit oder Unzeit im Leben bei jedem wichtigen Schritte nicht in die Wage zu legen? Der versammelten Ritterschaft kann ich nicht verzeihen, das Terrain, die Umstände, die Lage der Dinge, die Parteien des Fortschrittes, das Treiben, den Zustand der Gemüther, das Mögliche u. s. w. nicht zu kennen.

Was Herr von Tiefenhausen, als Gelehrter bei seinen Büchern und als Landwirth in gar zu engem Kreise, vergißt oder garrnicht bedenkt, das verzeihe ich manchem nicht. Die Stimme Einiger wurde nicht gehört und

mir machte man aus der Sache ein vollkommenes Geheimniß. Nun mögen Strýf und Nolden den Brei essen, den sie gekocht, und dann die Ueberzeugung davontragen, daß sie der Ritterschaft und allen Glaubensbrüdern und allen Gliedern aller christlichen fremden Confectionen im Reich auf eine furchtbare Weise geschadet haben; la poire n'est pas mûre sagt Louis Philipp; man kann seine Worte hier wiederholen. Was nach einiger, kurzer Zeit gelungen wäre — il faut savoir attendre — scheitert heute; was aber einmal abgeschlagen wird, und wir wissen aus Erfahrung, in welcher Weise es abgeschlagen wird, kann sehr lange nicht ebenso aufgenommen werden. Gurland, Gylland, ganz Petersburg sprechen nun davon, alle aber mißbilligend. Erlauben Sie mir, Magnificenz, diesen heiligen, aber schmerzlichen Gegenstand nicht länger zu berühren. Es ist ein wahres Unglück, daß Tiefenhausen's Unbesonnenheit und Strýf's Unerfahrung solchen Schaden bringt. Ich gebe Ihnen mein Wort, alles war schon im Fortschritte; wer jetzt die Bitte der Ritterschaft befürworten will, kann Ihrer Religion nur schaden. Ich werde niemals mein Gewissen damit beladen. Genehmigen Ew. Magnificenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und tiefsten Ergebenheit
Sumoroff.

Walter antwortet:

Wolmar, 28. Januar.

Durchlauchtigster Fürst,

Hochgeehrter Herr General-Gouverneur!

Daß man Euer Durchlaucht die beabsichtigte Bitte verheimlicht hat, ist mir fremd gewesen, und ist mir ganz unbegreiflich. Wie mochten die Herren wäñnen ohne eben Ihre Fürsprache irgend das Ziel zu erreichen! Wenn die libl. Edelleute durch das Gefühl der Schmach, welche auf dem Adel darum liegt, daß er trotz vieler Bitten bei unseren Kaisern seit 1794, keine gethan für sein Heiligstes, — zu dieser Bitte sich hätten gedrungen gesehen, nur pour reparer son honneur, und ohne darnach zu fragen, ob's zum Ziele führt: dann würde ich mich weniger wundern, wenngleich auch so gestimmt sie durch Ihre Vermittlung wenigstens einen gütigen Abschlag Seitens unseres Kaisers sich hätten besorgen sollen. Nun aber sind doch viele unter den Beschließenden gewesen, die um die Restitutio in integrum bitten, weil sie eben so warm ihrem Glauben anhängen und ihn ihren Kindern retten wollen, wie sie davon überzeugt sind, daß solche Maßregel eine innigere Vereinigung der Protestanten mit den gr. orth. Unterthanen des Kaisers zu Wege bringen und der Kaiser einen neuen Ehrennamen vor Europa und den hochherzigen Russen gewinnen muß. Wie konnte man dann ohne Ihre Vermittlung was hoffen? Ich würde keinen Augenblick

anstehen, in Beachtung Ihrer gütigen Warnung, Alles anzuwenden, um den beschlossenen Schritt auf meine Rechnung hin aufzuschieben, — müßte ich Sie nicht zuvor fragen: ist wirklich vom Aufschube was zu hoffen, namentlich jetzt, wo der Kaiser drum muß gehört haben? und wo Eshland auch dasselbe beschloffen? und wer weiß, was Curland thut? Oder wäre nicht vielmehr rathsam, um die Audienz zu bitten, und nur mündliche Bitte zu thun und mündlichen Bescheid zu erhalten, alle schriftliche Eingabe, die schriftlichen Abschlag nach sich zieht, vermeidend. Und kann der Kaiser, dem der Gedanke „ich darf nicht“ nur in Bezug auf offenes Unrecht nahen dürfte, und auch da nur in Bezug auf Gott, als hindernder, — der, so er Menschen ansehend, sagt: „ich darf nicht“ — um seine Herrschergewalt gekommen ist, — kann er nicht, ist die Restitution des Rechtes nicht rathsam, auf die Bitte um Gnade im einzelnen Falle die Ritterchaft verweisen, und so den Uebergang anbahnen zum Erbetenen? Schreiben Sie mir nein! jetzt Nichts! — und mehr Worte bedarf es nicht, — so werden Sie an mir einen treuen Kämpfer finden gegen das, was ich ersehne, um es zu retten: dennoch vertraue ich Ihnen unbedingt, und nicht nur Ihrem noblen Sinne, worin wohl nur sehr Wenige mir nicht beistimmen möchten, sondern auch Ihrer Weisheit und richtigen Beurtheilung der Sachlage, — so wenig Leute sich auch mir darin anschließen mögen. Darum bitte ich Sie um ein paar Worte, — oder soll's so gehen, wie ich Ihnen proponirt, nur um das Wort Ja. Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und unwandelbarer Liebe Ihres, Ew. Durchlaucht stets treu ergebenen
Walter.

Ulmann schreibt: Petersburg, 14. Januar 1857. Suworoff versichert, die Herren würden, wie ihm Rolken versprochen, vor dem April mit ihrer Deputation vor den Kaiser nicht treten, und hofft, die Vorstellung wegen der gemischten Ehen ganz zu hintertreiben. So sehr ich überzeugt bin, daß die Sache jetzt verfrüht kommt, so bin ich für das Liegenlassen doch garnicht. Lieber eine schlimme Antwort vom Kaiser (d. h. eine mündliche), als daß es heißt, die Leute haben den Muth nicht, und die Gegenpartei sicherer und muthiger wird. Darum werde ich das Meine thun, Strypf, wenn er kommt, Muth zu machen und ihn zu instruiren. Aber ihm, wie Tiefenhausen wünscht, Mehendorff zum Wortführer mitzugeben, das geht aus vielen Gründen nicht. Mehendorff ist schon darum gegen die Sache, weil die Livländer für sich gehen und die andern Provinzen nicht mit haben. Dafür ist etwas gethan, daß der König von Preußen freundlich-verwandtschaftlich ein Wort an den Kaiser schreibt wegen des Rechts der Protestanten in gemischten Ehen. Frommann freilich erwartet von

dorthier nichts. Suworoff ist sehr aigriert, daß man ihn, der die besten Absichten in dieser Beziehung gehabt, nicht gefragt, sondern ganz ignoriert habe. Indesß verzweifle ich nicht daran, wenn vorgegangen wird, ihn noch zu irgend einem Mitwirken zu gewinnen. —

Derweil ist die livländische Delegation, nachdem sie sich in Dorpat über einen durch von Stryck verfaßten Entwurf geeinigt hat, zum Zwecke eines gemeinsamen Vorgehens mit den Estländern in Verbindung getreten. Zugleich ist durch die archivariſchen Unterſuchungen von Schwebſ' die Einſicht in den hiſtoriſchen Sachverhalt ſo glücklich gefördert worden, daß jeder Schein eines Rechtsgrundes für die Beſtimmungen des Kirchengesetzes von 1832 zerſtört werden konnte. Der Landrath von Stryck ſchreibt: Dorpat, 6. Februar. O wie ſtraßt es ſich ſo ſichtbarlich, daß um die Wende des vorigen Jahrhunderts gründliches Forſchen und mühsames Studium ſo Hand in Hand gegangen iſt mit vollkommener Indifferenz gegen die Intereſſen der Kirche. Ich bitte Dich dringend, theurer Freund. laß doch auf das genaueſte unterſuchen, wie bei uns dieſe Vorſchrift (über die griechiſche Taufe bei gemiſchter Ehe) zur Geltung gekommen iſt. Was Du von Suworoff's Aeußerungen und ſeinen Anſichten mittheiſt, iſt gewiß beachtenswerth; wie viel iſt aber davon auch auf ſeinen Standpunkt als Grieche zu rechnen? ſeine Anſicht iſt doch auch eine beſangene. —

Ebenſo hoffnungsvoll, wie Walter im Jahre 1855, reiſte von Stryck im Februar 1857 in die Hauptſtadt; aber viel ſchneller noch ſolgte hier die Enttäuſchung.

Petersburg, 17. Februar 1857.

Theurer Freund!

Deinen lieben Brief habe ich durch Ulmann erhalten, leider iſt Dein Wort ein prophetiſches geworden und die ganze Bitterkeit, die ganze Schwere einer ſolchen Situation, habe ich vom Augenblicke meiner Ankuſt hier durchgemacht. Am 13. den vorigen Mitwoch, langte ich hier an und das erſte, was ich erfuhr, war die Mittheilung, daß Tags zuvor, als Suworoff gerade de jour geweſen, Se. Maj. ihm beſohlen, dahin zu wirken, daß wir mit unſrer Bitte nicht kämen, da er dieſe nicht bewilligen könne. Am anderen Tage fuhr ich, nach ſchlaſſoſer, ſorgenvoller Nacht, mit dem Landmarſchall zu Suworoff, wo er uns daſſelbe eröffnete mit dem Hinzufügen, daß dies im Namen Se. Maj. geſchehe und dabei der Gnade deſſelben verſicherte und endlich darauf hinwies, wie er die Zukunft uns wenigſtens nicht verſchloſſen, indem er bei dem wiederholten *jamais* und *pour toujours*, gebeten, letzteres nicht auszuſprechen, um ſich nicht für alle

Zeiten die Hände zu binden. Du kannst Dir denken, wie diese Nachricht mir unerwartet kam und welch' ein Schlag meinen Hoffnungen damit versetzt wurde! Geradezu zerbrochen fühle ich mich! — Für den Augenblick ist also an ein Vorgehen nicht zu denken, wenn wir nicht durch Nichtbeachtung die Sache verschlimmern und uns selbst damit schaden wollen. Da ich aber nicht weiß, wer und möglicherweise welche Motive auf diese Entscheidung eingewirkt haben mögen, so haben wir beschlossen, die von uns entworfenen Supplik dem Minister zu übergeben mit der Bitte, von derselben Einsicht zu nehmen und sie zu affirmiren, sowie uns zu gestatten, eine ausführliche Denkschrift und namentlich vom Standpunkte des Rechts zu solcher Bitte beleuchtet, ihm nachträglich übergeben zu dürfen. Dies ist durchaus nöthig, wie mir scheint; unser gutes Recht zu der Bitte, unserer Ev. Kirche die ihr zugesicherte Stellung wieder einzuräumen, ist hier ebenfowenig bekannt, wie der Begriff von der Bedeutung dieser Stellung. — Er bittet Walter, eine solche Denkschrift auszuarbeiten und berichtet, wie der Graf Sievers, der Director der Abtheilung für die fremden Concessionen, der eben mit einer Arbeit über diesen Gegenstand beschäftigt sei, in einem Gespräche anfangs das Recht des Landes sich zu beklagen ganz in Abrede gestellt habe, dann aber nach seinen Darlegungen doch zum Schweigen gebracht sei, ihm die Hand gereicht und gesagt habe: „das Alles sei ihm freilich nicht bekannt gewesen.“ Meines Bleibens hier wird wohl nicht mehr gar lange sein; habe ich die Supplik übergeben, so kehre ich in meine stille, liebe Heimath zurück; ach, das Herz ist so niedergedrückt, ich fühle mich so recht schmerzlich verwundet! Gott helfe in Gnaden und erhalte uns im Glauben an Ihn, an Seine Allmacht und Seine wunderbaren Wege! Leb wohl, theurer Freund.

Ruhiger faßte von Schwebs den Mißerfolg auf:

Reval, 15. Februar 1857

Theurer, geliebter Freund!

Nach neuesten Nachrichten hat Se. Maj. freundlich und gnädig sich gegen Suworoff über die Ritterschaften in Livland und Ehstland ausgesprochen und ihn bedeutet: sie möchten ihm jetzt nicht diese Sache vorlegen, um keine abschlägige Antwort zu bekommen. Die Details kenne ich noch nicht. Meines Erachtens, und der Ansicht ist auch der wohlunterrichtete Correspondent, der es sehr treu meint, ist dies, als erstes Resultat, ein günstiges, denn mehr konnten wir zur Zeit nicht erwarten, wo die Sache selbst unter uns noch ganz fremd und leider Vielen gänzlich gleichgültig ist. „Man muß sich Zeit nehmen. Die Gedanken müssen erst gesäubert werden von den Irrthümern, die sich seit 30 Jahren darin ein-

genistet haben, ehe eine neue Saat darin Platz findet. Wir dürfen nicht wissentlich diese Saat, auf einen verhärteten Boden, ohne vorhergehende Bearbeitung dem Verkümmern überliefern.“ — Dies sind weise Worte, die ich von Herzen unterschreibe! Aber: wo die Illusionen der Knaben aufhören, beginnt die Arbeit der Männer, wo die Männer verzagen, da treten die Helden ein und wo die Helden, als Zeugen für eine gute Sache fallen, da erwächst aus ihrer Saat ein Geschlecht, dem Nichts widersteht. Gott schenke uns Männer, mit rechter Weisheit ausgerüstet, so ist mir um den Ausgang der Sache nicht bange, ob auch, zu den 63 Jahren der Babylonischen Knechtschaft unserer Kirche noch die 7 fehlenden Jahre hinzukommen sollten (7 Jahre später nahm Walter seine Entlassung). — Meldet mir doch endlich wie es bei Euch steht. Reiserling ist von hier aus mit umfassendem Materiale ausgerüstet und wird dieses wohl in Petersburg nutzbar machen, die Geister aufzuklären. —

Des Näheren wird des Fürsten Sumoroff Bericht über seine Unterredung mit dem Kaiser folgender Art wiedergegeben: „Als ich aus dem Comité, wo ich mich gehörig herumgezankt, und dadurch so recht in die Stimmung versezt war, mit einiger Beredsamkeit und Wärme meine Gedanken zu äußern, zum Kaiser kam, nahm er mich bei Seite und fragte mich: „Sage mir, wie kommt es, daß der Adel Liv- und Ehstlands Beschlüsse faßt und Du nichts davon weißt, oder mir nichts davon gesagt hast und wie kommen die Herren dazu, mit einer solchen Petition sich wieder an mich wenden zu wollen, nachdem ich kurz zuvor erst ihrem Pastor Walter es entschieden abge schlagen?“ — Als ich hierauf antwortete, was meine Unkenntniß in der Sache betrifft, könne sich solches nur auf Livland beziehen, denn in Ehstland hat man in dieser Sache alles Vertrauen dem Grafen Reherling geschenkt, einem Manne, der dieses vollkommen zu rechtfertigen gewußt hat, indem er in richtiger Auffassung der Situation, auch schon den Entschluß gefaßt und mir solchen mitgetheilt hatte, gegenwärtig nicht mit einer solchen Bitte an den Thron Ew. Majestät zu gehen, — daher ich noch nicht Ew. Majestät davon präveniren durfte. Daß aber der Wunsch in beiden Provinzen rege geworden ist, darf Ew. Majestät nicht befremden, denn er ist natürlich! — „Sage ihnen, daß ich sie achte, weil ich sie liebe, und daß ich sie liebe, weil ich sie kenne, — aber daß ich es nicht erlauben kann, daß sie mit solchen Bitten kommen, sowohl jetzt, wie später; — sage ihnen das.“ — Ich erlaubte mir hierauf die Bitte: Se. Maj. möge im Herzen den Liv- und Ehstländern solches um so weniger nachtragen, weil sie ja eben, trotz ihres lebhaften und zu natürlichen Wunsches, doch die Ueberwindung gehabt, ihre Bitte zurückzuhalten, um

Gen. Maj. nicht zu einer abschlägigen Antwort zu veranlassen. — „Nein“ sagte der Kaiser, „das thue ich nicht, — und wiederhole nochmals. daß ich sie liebe und ihnen gut bin, nur sage ihnen, daß sie damit nicht kommen dürfen, für jetzt und alle Zukunft!“ — Hierauf bemerkte ich: daß Se. Maj., wenn auch vollkommen im Rechte, diese Bitte jetzt abzuwehren, doch sie nicht für die Zukunft abschneiden möchten, indem ich mir vorbehielte, im Interesse der Regierung selbst, späterhin Vorschläge in dieser Beziehung zu machen; — überhaupt habe ich, bei meiner Ehre — und ich betheure dieses mein Verfahren bei dem Muttergottesbilde — für Sie und Ihre Sache mit einer Wärme und einem Eifer gesprochen, wie sich solche durch meine innerste Ueberzeugung mir aufgedrungen und versichere ich Ihnen, daß ich mit Leib und Seele für die Gerechtigkeit Ihrer Sache eingenommen bin und hoffen will, daß Sie, wenn auch nicht jetzt, doch einst erlangen werden, was so natürlich ist: Glaubens-Freiheit. —

Nachdem der Gen.-Gouverneur so Mittheilung von seiner Unterredung mit dem Kaiser gegeben, dankte der Graj Kesylerling im Namen der Ebstländischen Ritterschaft für den warmen Antheil, den er an der Sache genommen, und daß er ganz im Sinne der Ritterschaft gehandelt, wenn er erklärt, daß sie gegenwärtig nicht officiell mit der Bitte hervortreten werde, solches jedoch für die Zukunft offen erhalten wolle.

So war man abermals auf die harte Probe der Geduld verwiesen. Durch eingehende Archivstudien suchen Walter und von Schwebß die geschichtliche Rechtslage den Regierungskreisen zugänglich zu machen, um wenigstens künftige Entschlüsse vorzubereiten. Graj Kesylerling schreibt:

Reval, 14. Juni 1857.

Hochgeehrter Herr Generalsuperintendent!

Die gehaltvollen und wichtigen Nachweisungen, die Sie mir mit einem Vertrauen, das zu verdienen ich stets bemüht sein werde, zugesandt haben, sind sogleich weiter befördert worden. Sie werden jedenfalls beitragen, die Wahrheit kennen zu lehren, um dadurch das Bessere zu fördern. Meine Kräfte sind gering und vergänglich, in einer Sache, die so groß und dauernd sein soll. Das hat mich nicht abgehalten, sie zu verwenden und ich kann es getrost thun, wenn Ihre Theilnahme und bei Gelegenheit Ihr Rath mir gesichert ist, da Sie, ehrwürdiger Herr, uns den Weg gezeigt haben. Mit aufrichtiger Verehrung Ihr —

Die sich häufenden Geschäfte und die Nothwendigkeit beständig mit der Landesvertretung und der Regierung in Beziehung zu stehen, zwangen Walter im Frühjahr 1857, seinen Wohnsitz von Wolmar nach

Riga zu verlegen und sein Pfarramt endgültig aufzugeben. Schon als Gast nur konnte er am 11. Mai seine Silberhochzeit noch in Wolmar, im Hause seines Nachfolgers seines Vetzters Alfred Walter, feiern. Am 27. September 1857 erhält Walter in Riga die erste telegraphische Depesche, die in seiner Heimathstadt aufgegeben ward: „Die Stadt Wolmar wünscht ihrem alten Pastor einen guten Abend!“ Dieser Verlust von Beruf und Heimath und der Wechsel aller Lebensbedingungen wird in dem vorschreitenden Alter von beiden Ehegatten nicht mehr verwunden. Mit dem körperlichen Wohlbefinden büßt Walter in Riga auch einen Theil der alten Lebensfreudigkeit ein. Die Bewältigung eines massenhaften Actenmaterials, welche die Streitigkeiten mit der griechischen Kirche erfordern, dehnt Jahre lang die Arbeit bis tief in die Nacht hinein aus und die geringen Erfolge, welche alle Bemühungen nur erringen, drücken die Gemüthsstimmung herab. Zu den Rücksällen des Nierenleidens gesellen sich schon jetzt Anfänge eines schweren Herzübeßs, welches die ungewohnte Lebensweise von Jahr zu Jahr steigert. Nur des Sommers vermag er sich einiger Wochen stillen Landlebens am Ostseestrande zu erfreuen. Hier hat Herr von Sönger auf Pernigell, ganz nach dem Wunsche Walter's, ein Sommerhäuschen in völliger Waldeinsamkeit errichtet, das ihm nun ein Ersatz für das Pfarrhaus in Wolmar wird. Die ganze Anhänglichkeit seines naturbedürftigen Herzens überträgt sich auf dieses stille Asyl, in welchem er auch die letzten Stunden seines Lebens verbringen sollte. Hier versammelten sich, wie in früheren Jahren in Wolmar, Verwandte und Freunde um ihn, und einige Male hat er hier auch noch eine Schaar Jünglinge und Jungfrauen zum Confirmandenunterricht in seinem Hause beherbergt. — Die sieben Jahre, die Walter in Riga lebte, wurden für ihn persönlich eine Zeit schmerzlichen Vermissens und gemüthlicher Herabstimmung. Die Tochter schreibt gelegentlich: „Mama's vieles Kranksein macht sie ganz melancholisch und Papa ist so müde und herunter, wenn nach allem Arbeiten und Hoffen, augenblicklich wenigstens, so wenig Resultate sind. Er sehnt sich so nach den Bäumen und nach den Vögeln, er sagte neulich: könnte ich mir doch eine Lerche kaufen, daß doch etwas Leben in das Haus käme und etwas, das an den Frühling erinnert.“

Die Erfolge, welche das Jahr 1857 für die Kirche zu verzeichnen hatte waren nicht ermutigend. Walter bemerkt darüber: „Die Eingabe über die gemischten Ehen hatte 1857 so wenig Erfolg, als die, welche 1839 die Synode an den Landtag richtete.“ Nur so viel war gewonnen, daß wenigstens der Landtag selbst sich seiner Pflichten gegen die Kirche bewußt geworden war, daß alle drei Provinzen aus der langhergebrachten Isolirung aufgeschaucht sich in gemeinsamen Lebenszielen begegneten und

der Fürst Suworoff sich persönlich engagirt hatte, die zurückgezogenen Gesuche der Provinzen bei Sr. Maj. zu vertreten.

Die Landtagspredigt von 1857 fand daher das einmüthige Streben für die Wahrung der höchsten Güter des Landes, zu welcher die erste Landtagspredigt die Ritterschaft aufgerufen hatte, in gewissem Grade wenigstens verwirklicht. Um „das Begonnene zu gutem Abschlusse zu bringen,“ mahnt sie dazu, sich auf einen allgemeineren Boden „als Confession und Nationalität“ zu stellen und sich in der „guten Ritterschaft des Christenmenschen“ zu fortgesetzter Arbeit zu rüsten. Indem die Predigt im Einzelnen die Wehr und Waffen behandelt, auf deren Kraft und Schutz das christliche Gewissen baut, kann sie in dem Bewußtsein der Sicherheit, welche diese gewähren, in das mahnende Gebet auslaufen: „Laß auch unser Livland sich nicht selbstfüchtig und engherzig abschließen gegen das übrige große Reich, dem es einverleibt ist und sich mit ihm desselben geliebten Herrschers erfreut.“ Auch die Verhandlungen auf dem Landtag von 1857 bewiesen, daß man entschlossen war, wohlthätige Reformen, namentlich der bäuerlichen Verhältnisse, kräftig zu fördern, indem die Ritterschaft August von Dettingen zum Landmarschall erwählte.

23. Die Bitte des Fürsten Suworoff um Religionsfreiheit. 1858.

Im Februar 1858 legte der Fürst Suworoff dem Kaiser den jährlichen Rapport über seine Verwaltung der Provinzen vor. Er schloß ihm dieses Mal zwei Ausführungen über die kirchlichen Verhältnisse Livlands an. Er befürwortete erstens die von der griechischen Kirche reklamirten, angeblich ihr zugehörigen aber diese Thatsache leugnenden Letten, durch weltliche Gerichte unter seinem Präsidium endgültig der einen oder der andern Confession zu überweisen. Er stellt sich zweitens, ganz auf den geschichtlichen Boden und erkennt das Recht Livlands an: die Kinder gemischter Ehen durch ihre Eltern frei für ihre Confession zu bestimmen, und betont dabei die Nichtigkeit der diese Rechte aufhebenden Bestimmungen des Kirchengesetzes von 1832. „Ungeachtet alles bisher Angeführten, würde ich nicht gewagt haben, die vorliegende Frage zu beurtheilen, weil nur Kaiserlicher Majestät Wille dazu berechtigt ist, wenn nicht gerade das Recht des Kaiserlichen Willens hier verletzt worden wäre durch zufällige, nicht von der Staatsgewalt hervorgerufene Umstände; und wenn außerdem nicht die zehnjährige Verwaltung der mir anvertrauten Gouvernements mich überzeugt hätte, daß in politischer Beziehung durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen ist, in Glaubenssachen drückende Maßregeln

hier zu ergreifen!“ Eine Gegenschrift, im Auftrage des Ministers Lanskoy verfaßt, widerlegte die vom Kaiser dem Minister-Conseil mitgetheilte Denkschrift Suworoff's. Es war eine erstaunlich oberflächliche, sich nur in Scheingründen bewegende Arbeit, hatte aber dennoch den Erfolg, daß die vom Kaiser persönlich günstig aufgenommene Eingabe des Fürsten Suworoff im Conseil abgelehnt ward und nun auch der Kaiser den Fürsten dahin beschied: „Sie fällt unberücksichtigt zur Seite.“ Suworoff antwortet: „Wie kann der Minister wagen, Ew. Maj. eine so — Arbeit abzugeben?“ — „Schwache nicht! Wie wagst Du die Arbeit — zu nennen, nachdem ich gesagt, daß sie mich überzeugt und mich Deinen Antrag zu verwerfen vermocht hat,“ verwies ihn der Kaiser. — „Ich muß Ew. Maj. doch bitten,“ entgegnete Suworoff, „die Arbeit des Ministers widerlegen zu dürfen, denn sie ist eine Scheinarbeit, argumentirt mit Scheingründen.“ — „Das magst Du thun“, erwiderte der Kaiser. — „Ich bin überzeugt, Maj. werden einst Alles zugestehen, was ich bat, aber es wird zu spät sein!“ fährt Suworoff fort. — „Jamais!“ ruft der Kaiser. „Das Wort kommt Ew. Maj. nicht zu: denn Sie haben über die Zukunft nicht zu verfügen,“ wirft Suworoff ein. — „Pour moi jamais“ verbessert sich der Kaiser. — „Auch für sich dürfen Sie für die Zukunft nichts abschneiden, auch sie gehört nicht Ihnen, Ihre Zukunft!“ beschließt Suworoff das Gespräch. Die Gegenschrift des Ministers bestand in der That aus einer Reihe von Einwürfen, die ohne alle Kenntniß der Geschichte aufgerafft sind, ja kaum den Eindruck eines ernstlichen principiellen Widerstandes machen. Sie stellen sich sogar zu der Hauptfrage selbst keineswegs ablehnend. Suworoff fiel es leicht den Gegner sachlich völlig zu entwaffnen.

Die letzten zwei Punkte lauteten:

4. „Die Frage hätte nicht vom juridischen, sondern von dem höheren und für das ganze Reich und alle Concessionen gemeinsamen Gesichtspunkte der Gewissensfreiheit erwogen werden sollen.“ Er habe, erklärt dagegen Suworoff, seine Provinzen von ihrem Rechte aus zu vertreten, sei aber nicht dagegen, daß man noch viele andere Gründe für seinen Zweck bebringe. Nur die Religionsfreiheit könne die Ostseeprovinzen dem Reiche annähern, wie der Druck allein sie ihm entfremde.
5. „Die Anregung der Frage über die Mischehen sei unter den gegenwärtigen Umständen nicht zeitgemäß.“ Hiergegen wird erwidert: Der Fürst Suworoff ist weder im Stande zu muthmaßen, welche Gründe die Anregung dieser Frage gegenwärtig unzeitgemäß machen, noch welche anderen Umstände es denn seien, welche sie zeitgemäß machen könnten.

Die Entgegnung war auch im Uebrigen durchaus schlagend und der Form nach meisterhaft, im Auftrage des Fürsten vom Landmarschall von Dettingen und dem Staatsrath Gerngroß in einer Nacht ausgearbeitet und vom Fürsten in allen Stücken gebilligt worden. Sie mußte auch den Kaiser von der sachlichen Richtigkeit der ministeriellen Einwände überzeugen.

„Der Kaiser lud bald darauf (ein besonderer Gnadenrweis) Suworoff ein, mit ihm gemeinsam das heilige Abendmahl zu feiern. Suworoff erbaute sich dabei sehr und prüfte sich während dieser Handlung über seine Schritte für die Protestanten und gelobte sich, lebenslang das Begonnene nicht liegen zu lassen. Dieses Gelübde theilte er der Kaiserin mit. Sie sprach davon auch dem Kaiser, um ihn für die Entgegnung Suworoff's vorzubereiten und verlangte diese auch für sich zur Einsicht. Suworoff übergab die Schrift dem Kaiser und auf ihr Verlangen auch der Kaiserin, welche dem Fürsten darauf mittheilte: sie hätte, um vorzuarbeiten, mit dem Kaiser über seine Arbeit gesprochen und er habe geantwortet: „ich stimme persönlich ganz mit Suworoff überein; kann nur jetzt nicht.“ Das geschah 1858 Ende März. Suworoff antwortet der Kaiserin: „warum jetzt nicht? Der Kaiser darf nichts fürchten und kennt auch keine Furcht; aber seine miserable Umgebung, die Recht hat zu fürchten, ist es, die ihm in's Ohr raunt: es geht jetzt nicht. — Da ist der Fürst Gortschakow zu Ihrer Linken, der immer spricht, nachdem er den Wind beobachtet, um angenehm zu sprechen, da ist der Vater Ihres vis à vis, der selbst Lutheraner ist und seinen Glauben nicht einen Pfifferling achtet; da der fanatische Bludow, der sich einbildet, daß Fanatismus und wahre Frömmigkeit, die sich ausschließen, zusammenpassen.“ Die Herren, von denen er so sprach, und laut sprach, saßen mit ihm am Theetisch der Kaiserin, die durch diese Rede höchst verlegen ward.“

So war das Resultat, welches Walter persönlich, die Ritterschaft durch Suworoff und endlich auch der Fürst selbst erzielt hatten, das nämliche, ein Schwanken der kaiserlichen Antwort zwischen „jamais“ und „nur jetzt nicht“, aus welchem ersichtlich war, daß der Kaiser unter dem Einflusse einer Macht stand, deren augenblickliches Ueberwiegen die ungünstigere Wendung zur Folge hatte, während er persönlich geneigt war, der Humanität und dem zweifellosen Rechte zu folgen. Die einzige Hoffnung bestand darin, daß man durch Erneuerung des Gesuches den Kaiser zu einer günstigeren Zeit vielleicht zu freiem Handeln werde bewegen können. Es blieb nur übrig, einstweilen in einzelnen Fragen das Recht der lutherischen Kirche möglichst zur Geltung zu bringen. Jede Aussicht fehlte, die Masse der thatsächlich in den vierziger Jahren Uebergetretenen, angeblich 80 000 wieder-

zugewinnen. Sie hätten nur allmählich auf dem Wege der Mischehen, also bei günstiger Entscheidung der Hauptfrage, ihre Kinder wieder dem verlassenen Glauben zuführen können. So mußte man sich, neben der Abwehr neuer Angriffe, die Jahr für Jahr einzeln immer noch vorkamen, der 200 Letzten annehmen, die hartnäckig leugneten, jemals Griechen geworden zu sein, während die griechische Kirche sie auf Grund angeblicher Listen reklamierte. Walter schreibt darüber: Statt sie nun auf ihre Bitten und ihre Aussagen hin in Anbetracht der ungenau geführten Listen der griechischen Kirche ohne weiteres freizugeben und so den Schein der Gewaltthat von der orthodoxen Kirche fernzuhalten, wurden sie reklamiert, auf alle mögliche Art bedrängt und geängstet und durch Verbot aller kirchlichen Pflege seitens der lutherischen Kirche in Verzweiflung gebracht. Viele ließen sich nun wirklich firmeln oder gingen zum Abendmahl in die griechische Kirche, so daß die Zahl der Widerstrebenden bedeutend zusammenschmolz. Von diesen wurden 33 überhaupt nicht weiter beansprucht, da offenbar alle Rechtsgründe fehlten. Weitere 42 wurden am 15. Februar 1858 von der orthodoxen Kirche frei, weil der Erweis ihrer Zugehörigkeit gegenüber den Zeugen, welche sie hatten, nicht erbracht werden konnte. Um das Unrecht nicht offen einzugestehen, schlug man allerlei Umwege ein. Der h. Synod verfluchte die Widerstrebenden z. B. als Abtrünnige und stieß sie so aus. Der Minister des Innern zeigte mir nur an: daß sie wieder besorgt werden dürften. Zugleich aber machte der Minister den Synod auf das Gefährliche dieses Verfahrens aufmerksam. Als ich dem Erzbischof Platon dankte, daß er endlich bewirkt habe, daß die Leute losgelassen wurden, antwortete er daher: losgelassen sind sie nicht, sondern verflucht und ausgestoßen. Ich bat ihn, er möchte doch diesen Modus auch auf die Uebrigen alle, die um Loslassung gebeten, anwenden, sie würden ihn dafür segnen. Platon aber antwortete: das geschieht mit keinem mehr, da der Minister bereits davor gewarnt hat.

Weitere 56 Widerstrebende hingegen erklärte der hl. Synod für Griechen, weil sie nicht nur in den griechischen Firmelungsakten, sondern auch in den Communionlisten der griechischen Kirchen verzeichnet wären. Daß aber auch diese Listen nicht zuverlässig seien und keinen Beweisgrund gegen die Versicherung der Leute selbst abgaben, geht daraus hervor, daß 2 von ihnen der Erzbischof selbst freigab und 2 weiteren im Auftrage des Senates vom Hofgerichte in Riga ihr Lutherthum zuerkannt wurde. Es war daher gerecht, auch die übrigen von den 56 freizugeben, um den Hader der Kirchen um sie zum Abschluß zu bringen. Auf einer Comiteesitzung in Petersburg beantragte daher der Fürst Suworoff, das Urtheil hierüber ebenfalls den Behörden zuzuweisen. Hiergegen machte der Erzbischof Platon geltend, es

wäre für die griechische Kirche würdiger, wenn sie selbst die Leute auf ihre Bitte hin freiwillig entließe. Dem pflichtete das Comité bei. Zu diesem Zwecke trat ich in eine Verhandlung mit dem Erzbischof Platon zu gütlicher Beilegung des Streites, bei welcher der Graf Sievers im Auftrage des Ministers den Vorsitz führte. Nach der hierbei getroffenen Uebereinkunft sollten die Prediger einstweilen von ihrem Gesuch an den Kaiser um gerichtliche Untersuchung, Abstand nehmen und die lutherische Besorgung der 52 Leute aussetzen, diese aber an den Erzbischof verweisen, der ihren Bitten um Freigabe entsprechen würde. Aber obwohl alle zu ihm nach Riga kamen und ihre Bitten und Versicherungen vortrugen, so zögerte und zögerte der Erzbischof mit der Erfüllung seiner Zusage; ja er stellte selbst gerichtliche Untersuchungen an, die er um der Würde seiner Kirche willen, hatte vermeiden wollen. Die Lage der Leute wurde hierdurch eine unerträgliche. — Im November 1858 wandte sich Walter mit dringenden Bitten und Vorstellungen an den Fürsten Suworoff und den Grafen Sievers, um eine Beschleunigung herbeizuführen.

„In ganz Europa wird heute mit Recht unser herrlicher Kaiser, wie kein anderer europäischer Fürst, um seiner hohen Humanität und Gerechtigkeit und um des Muthes willen gepriesen, der auch vor dem Schwersten nicht zurückbebt. Und in Livland schaut, wer es ehrlich meint, mit festem Vertrauen auf Sanson und Suworoff hin, die beide, so verschieden sie auch sein mögen in Art und Alter, durch Humanität und Ehrenhaftigkeit sich als würdig erweisen, einem solchen Kaiser zu dienen. Und doch sollten eben jetzt Verurtheilungen auf mangelhafte Kirchenlisten den Unterthanen des Kaisers in ihrem Heiligsten, in ihrem Glaubensleben, die schauderhafteste Gewalt anthun, die Treuen zur Untreue an ihrem Glauben zwingen dürfen?

Sie mahnen mich, Hochgeehrter Herr Graf, zur Geduld, und daß ich noch warten möge. — Ja wenn's mich selbst beträfe. — Ich wollte schon warten, wenn ich dadurch unserem geliebten Kaiser irgend Unangenehmes ersparen könnte. Für ihn ist mir ja auch das Leben nicht zu theuer. Hier gilt es aber, den ärmsten Gliedern unserer lutherischen Kirche Schutz und Vertretung zu geben, bei der von Gott und vom Kaiser geordneten Verwaltung ihrer Kirche. Sage ich ihnen: wartet noch! so lautet die Antwort: mein Kind stirbt und kann nicht länger auf die Taufe warten, oder: die Beerdigung meines Vaters kann nicht länger aufgeschoben werden, oder: mich drückt's, ich kann nicht länger leben ohne Beichte und Abendmahl, oder: meine Wirthschaft bedarf einer Wirthin, und ungetraut kann ich die Braut nicht in's Haus nehmen, oder: ich bekomme keinen Dienst mehr, weil ich immer auf der Straße liegen muß, in Folge der sich stets auf's

neue wiederholenden Citationen vor die Gemeinde- und Kirchspiels- und Ordnungsgerichte, und vor die Geistlichen der orthodoxen Kirche, die unter Strafandrohung mich und die Meinigen in ihre Gottesdienste fordern!

Ja es ist gewiß achtungswerth, daß diese armen Leute das alles aushalten, und nicht von ihrem Glauben abfallen. Ich bin es ihnen und dem Kaiser vor Gott schuldig, die Gnade Sr. Majestät für sie anzurufen; namentlich da Männer wie Lanskoy und Suworoff meine Bitte annehmen würden, und sie sind treu und haben bisher nie geweigert, gerechte Bitten an den Kaiser zu bringen. Oder ich müßte mich selbst vor den Riß stellen und den lutherischen Predigern befehlen, die armen Leute mit den Heilmitteln der Kirche wenigstens in den Fällen zu bedienen, da Gefahr im Verzuge ist. Es sind bereits $1\frac{1}{2}$ Jahre hin und nur 2 von den armen 56 sind freigegeben worden, ich aber extrage nicht mehr das Jammern der armen Leute und der von ihnen hartbedrängten Prediger. Sollten gerichtliche Untersuchungen angestellt werden, dann stand die Humanität auf Seiten der Vorschläge, welche der Fürst Suworoff machte. Diesen hätte der Erzbischof Raum geben sollen, wenn er sich den Muth nicht zutraute, auf humane Weise selbst wieder gut zu machen, was auf seine Vorstellung im Synod sich schlecht gestaltet hatte. Helfen Sie darum, hochgeschätzter Herr Graf, und Gott wird Ihnen in Ihren Glaubenswegen und den Ihren das vergelten, was Sie diesen Armen und ihrer Kirche zum Schutze gethan haben.“

Alles das führte zu keinem Abschluß. Man mußte in unendlich mühsamen aktenmäßigen Nachweisen das Material für jeden einzelnen Reklamirten beschaffen, um die Weigerung des Erzbischofs unhaltbar zu machen. Der starre, zähe Widerstand, der die Taktik des Synods bildete, wurde auch von dem Erzbischof Platon, einem sehr unbedeutenden, aber in Listen und Ränken aller Art sehr erfahrenen Manne befolgt. Noch im Februar 1859 wendet sich Walter mit der dringenden Bitte an die Ordnungsrichter, die Feststellung des Thatbestandes der einzelnen Fälle möglichst zu beschleunigen, da der Erzbischof ihr Zögern als Grund des feinen vorschläge. Während man so bemüht ist, einzelne Personen aus ihrem beklagenswerthen Zustande zu retten, fehlt es nicht an Beschwerden aus dem Lande, welche über die Verführungskünste und neue ungesetzliche Eingriffe einzelner griechischer Priester berichten, so daß man dadurch wieder verliert, was man mühselig gewonnen hat. Auch eine ernste allgemeine Gefahr erhob sich 1858 wieder in der Nachbarprovinz Gchiland. Es entstand eine ähnliche Bewegung unter dem Bauernstande, wie sie in Livland 1845 unter Golowin zur griechischen Conversion ausgenutzt worden war. Die Bauern wollten sich

der neuen und durchaus wohlthätigen Bauernverordnung nicht fügen, sie hofften, der Kaiser werde ihnen das Land der Gutsbesitzer schenken. Aber es stand jetzt in der Person Sumoroff's ein anderer Mann an der Spitze der Regierung. An Stelle der verwirrenden, aufreizenden Kunstgriffe, welche die Erlasse Golowin's füllten, sendet Sumoroff eine meisterhaft populär gehaltene väterliche Verwarnung: „Dem Chstenvolke.“

„Ueber 10 Jahre bin ich Generalgouverneur dieses Landes und habe das Chstenvolk bis hierzu als ein gutes kennen gelernt, so daß ich mit demselben habe zufrieden sein können.

Nun aber muß ich mit Bedauern bekennen, daß ein Theil unter den Bauern sich schwer vergangen und daß ich mit ihnen deshalb durchaus nicht zufrieden sein kann; denn an mehreren Orten haben sie sich gegen die Geseze vergangen, auf mehreren Gütern sind die Bauern ungehorsam und widerpenstig gewesen, und in dem Gute Mafster ist die schreckliche Sünde begangen worden, daß ein Kaiserlicher Offizier getödtet und 10 Bauern im Kampfe geblieben sind. Gemäß Kaiserlichem Befehl wird dieses Vergehen streng bestraft werden. Viele, welche widergesezlich gehandelt, haben ihre Strafe schon an dem Orte erhalten, wo sie sich vergangen hatten. Mein wie ist's gekommen, daß Bauern, die seither in Frieden gelebt haben, mit einem Male in mehreren Orten zu Auführern geworden sind? Ich antworte euch: die Ursache ist keine andere als eure Halsstarrigkeit und Dummheit.

Mit Willen Sr. Majestät des Kaisers ist eine neue Bauernverordnung herausgegeben worden, auf Kaiserlichen Befehl ist sie gedruckt und euch übergeben und bekannt gemacht worden. Das Herz Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers ist von Liebe gegen euch erfüllt, Er will nur euer Glück, und daß es euch wohl gehen möge. Wie habt ihr dieses Gesez doch so ganz anders auslegen können, als es Recht und Pflicht war? Das kam: 1. dadurch, daß ihr, als ihr zweifelhaft über die eine oder die andere Stelle desselben dachtet, nicht von der euch vom Kaiser gesezten Obrigkeit und den Gutsbesitzern Rath fragtet, welche euch gewiß richtigen Bescheid gegeben hätten; sondern daß ihr von solchen Menschen Rath suchtet, die die Sache nicht kennen, die euch fremd sind. die euch bösen Rath geben, und euch nicht lieben wie wir, eure Obrigkeit euch lieben. Diese sind eure übelsten Rathgeber; solche bösen Menschen müßt ihr der Guts-Polizei oder dem Hafenrichter übergeben. 2. Am klügsten hättet ihr gethan, wenn ihr, unter diesem Kaiserlichen neuen Geseze stehend, euch geduldet hättet, bis ihr verstanden, was dasselbe besagt, und leben geblieben wäret.

Habt keine Leeren Hoffnungen! Von Seite des Kaisers wird euch

niemals Land geschenkt werden, und ich, welchen Sr. Kaiserl. Maj. zum Ober-Befehlshaber Estlands gesetzt hat, mache euch hierdurch bekannt, daß alles Land den Gutsbesitzern gehört und in ihrem Besitze bleibt. Nach dem neuen Kaiserlichen Befehl sollte Alles geordnet und verboten werden, daß zu viel Bauernstellen eingehen.

Versteht recht! Ich, der ich euch auch liebe, ermahne euch, daß ihr Frieden haltet, und der Obrigkeit wie den Verwaltern gehörig gehorchet, es sei denn, daß der Verwalter selbst ungehorsam ist, welcher dann seiner doppelten Schuld wegen, euret und seiner selbst wegen der härtesten Strafe unterliegt; denn durch Gehorsam allein könnt ihr diesen Frieden erlangen, welchen unter dem Allergnädigsten Schutze Sr. Kaiserl. Maj. eure Obrigkeit und Gutsbesitzer euch wünschen. Rigascher Kriegsgouverneur, General-Gouverneur von Liv-, Est- und Curland. General-Adjutant Sr. Kaiserl. Maj. Italijski Fürst Suworoff.“ So verdankte man es dem umsichtigen und energischen Verfahren Suworoff's, daß der Ausbruch einer neuen Kalamität vermieden ward, und die agrarischen Verhältnisse sich zu einer festen Grundlage des Wohlstandes und der Ordnung im Lande gestalteten.

24. Der Besuch des Thronfolgers, die Befreiung der Reframirten und die dritte Landtagspredigt. 1860.

Wie die Arbeiten und Kämpfe Walters für die Religionsfreiheit die volle Billigung und Unterstützung Suworoff's fanden, so konnten wohl auch der Minister Lanskoy und der Kaiser seine Haltung nicht mißbilligen, wenn ihm im September 1860 eine im Lande bisher ganz ungewohnte Auszeichnung durch den „Bischofstitel“ verliehen ward. Auch Walter persönlich war von den wohlmeinenden Absichten des Kaisers wie dieses Ministers völlig überzeugt. Er schreibt in seiner Dankagung an den Minister: „Gott segne unseren hochgeliebten Kaiser, mit Freudigkeit und Kraft auszuführen, was Er begonnen hat, und was ihm den Namen des Doppelstegneten bringen muß. Gott erhalte ihm lange seinen treuen Lanskoy, den in Noblesse und Humanität so festen und sichern Minister, und den Thronfolger statte Gott seiner Zeit auch mit einem Lanskoy aus, daß er unseren Kindern werde, was uns der Vater ist. Vorstehendes ist, Hohe Excellenz, mein politisches Glaubensbekenntniß, seit Ihre große Güte mir's vermittelte und bot, daß ich meiner Kirche Wohlfahrt dem Kaiser und Ihnen persönlich ans Herz legen dürfte“

Dieses Zutrauen und die darauf sich gründenden Hoffnungen wurden erhöht durch den Besuch des Thronfolgers in Livland im August 1860. Walter berichtet hierüber:

Fünf Tage des Großfürsten=Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch in Livland von 1. bis zum 5. August 1860.

Im Begriffe, eine amtliche Fahrt zu unternehmen, verabschiedete ich mich beim Fürsten Sumoroff, und er forderte mich auf, für die Zeit des Besuchs, mit dem der Großfürst=Thronfolger Nicolai Alexandrowitsch Riga zu beehren willens sei, wieder in Riga zu sein.

Ich kam darum den 28. Juli nach Riga. Den 29. Juli erfuhr ich in der Consistorialsitung, daß durch ein Schreiben des Herrn Ministers des Innern und durch mehrere Schreiben des Erzbischofs Platon an das Consistorium, die noch übrigen Reklamirten, bis auf 4, von der griechischen der lutherischen Kirche waren zurückgegeben worden. Ich fuhr darob, am 30. Juli, zum Erzbischof und forderte ihn auf, auch die übrigen 4 noch zurückzugeben, damit ich, bei der Ankunft des Großfürsten, dem Grafen Strogonow, der mich gewiß darüber fragen würde, sagen könnte: Der Erzbischof ist, nach des Kaisers Willen human gewesen, und hat die für die griechische Kirche Reklamirten, aber ihren Uebertritt in dieselbe in Abrede stellenden Leute, welche der h. Synod für Griechen erklärt hatte, alle von der Orthodorie losgelassen. — Er fragte mich, ob ich den Grafen Strogonow kenne? was ich bejahte, und worauf er sagte: so gern er's möchte, ginge es doch nicht mehr an: heute ist's schon spät, morgen ist Sonntag, und am Montage ist der Großfürst schon hier. — Auf meinen Rath, sich die Akten nochmals anzusehen, und durch seinen Notär mir mündlich sagen zu lassen, was er später schriftlich festmachen könne: „ich würde diese mündliche Anzeige als officiell respectiren“, ging er ein, und den 31sten meldete der Notär mir: zwei lasse der Erzbischof noch los, die letzten zwei könne er aber nicht loslassen. Ich ließ durch den Notär ihm sagen: so lange auch nur noch Einer festgehalten wird, — könne ich ihn nicht human nennen.

Den 1. August zog der Großfürst, unter Glockengeläute, über die schön geschmückte Schiffsbrücke in das prachtvoll geschmückte Riga, unter donnerndem Hurrahruß des Volkes ein, und sein eigentlich vorherrschend ernstes und fast trübes Gesicht, schaute unter freundlichem Grüßen herzlich froh in den jubelnden Empfang. Seinen Vater, unsern Kaiser, sah ich drei Jahre vorher mit Thränen im Auge und erblassend vor Bewegung, in denselben Jubel hineingrüßen. Es war derselbe Jubel, aber um des Vaters und der Mutter willen: denn, was wußten wir vom 17 jährigen Jünglinge? Der Vater aber hatte geschrieben: nehmt meinen Sohn so freundlich auf, wie mich: mir hat's sehr wohl gethan. Und uns mußte es gut thun,

wenn ein so wohlthuerender Eindruck in's junge Herz, und vielleicht, seit es schlägt im selbstbewußten Menschen, zum erstenmal, eindrang. Und mich dünkt, das hatte der Vater uns zgedacht, neben der Liebe der baltischen Provinzen für den Sohn. Und der Sohn mußte das, bei seiner Bescheidenheit, beim Empfange herausfühlen: denn er schrieb dem Vater: „Dein Volk hier muß Dich sehr lieben: denn man hat mich über enthusiastisch aufgenommen“ — Auch der Mutter trüber Gedanke, daß des Sohnes Aehnlichkeit mit ihr, ihm des Volkes Liebe nicht gewinnen werde, sollte, nach den zur Reise drängenden Wünschen des Fürsten Suworoff, verschluckt werden. Und er wäre für immer aus ihr gründlich verschluckt worden, wenn sie des Sohnes Empfang gesehen hätte; denn der war nicht nur prächtig im Schmucke der Stadt, und er bot nicht nur im Glockengeläute ihm Ehren, die sonst nur regierenden Häuptern zukommen, sondern er war voll herzerhebenden Jubels.

Vor und hinter seinem Wagen, -in dem der Gen.-Gouv. Fürst Suworoff neben ihm saß, — von der reitenden Garde geleitet, und durch das Spalier der Fußgarde — zog er erst zur griechischen Kathedrale, wo ihn die griechische Geistlichkeit empfing, und von da zurück bis in's Schloß, wo der Gouvernements-Chef und der Commandant, der regierende Bürgermeister, der residirende Landrath und der Landmarschall ihn empfangen. Als es zu dunkeln begann, begrüßten die vereinten Sängercorps, unter dem Schein hunder hochgetragener Laternen in den Schloßhof ziehend, den Großfürsten. Er trat zweimal an das Fenster und dankte für den schönen Gesang. Darauf fuhr er, vom Fürsten Suworoff begleitet, durch die reich illuminierte Stadt.

Den 2. August war Cour angesagt. Wir versammelten uns im Kaiser-saale, und da ich ziemlich an's Ende der Reihe placirt war, sagte Suworoff zum residirenden Landrath, der an der Spitze der Reihe stand: Ich weiß nicht, was bei Ihnen Sitte ist; sonst aber ist's überall Sitte, daß bei Vorstellungen die Geistlichkeit obenan steht. Die Herren nahmen mich darnach an ihre Spitze. Der Großfürst kam und nachdem der Gen.-Gouv. mich ihm vorgestellt hatte, sprach er: „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sie sind schon lange mir bekannt als treu und willfährig (?) und durch Ihre ausgezeichnete Beredsamkeit.“ Darauf erkundigte er sich nach den Kirchen Riga's, der Größe meiner Diocese, nach meinen Dienstjahren und meiner letzten Anwesenheit in Petersburg. Er empfahl sich und ging weiter, indem er dem General-Gouverneur sagte: „Sie hätten den Bischof nicht in der allgemeinen Cour, sondern vorher in meinem Zimmer mir vorstellen sollen: ich hätte ihn gern allein gesprochen!“ was mir Su-

woroff, sich darob entschuldigend, mittheilte. Als der Großfürst den Saal verlassen hatte und die Versammelten sich entfernten, trat ich zum Grafen Strogonow, um mich ihm vorzustellen. Er sagte mir: „Wir sollen alte Bekannte sein, Herr Bischof?“ Ich antwortete: „Daß Ew. Erlaucht mich vergessen, liegt einem Manne Ihrer hohen Stellung sehr nahe; ganz so wie es mir nahe liegt, Sie nicht vergessen zu haben.“ „Wo haben wir uns denn kennen gelernt?“ „Hier in Riga, Erlaucht, während der ersten Cholera. Sie waren schon Obrist, und ich ein junger Landprediger.“ „Das war eine ernste Mission, die ich hatte“ sagte er. „Eben dadurch, Erlaucht, ward Ihr humanes und furchtloses Auftreten von Allen, die Sie kennen lernten, mit dem Ihnen damals gewiß nicht verborgen gebliebenen Enthusiasmus aufgenommen. Darum hätte ich Sie nicht vergessen, auch wenn ich Sie nicht auf dem Dampfboote wieder gesehen hätte, das Sie wie mich zu Kaiser Nikolai's Silberhochzeit nach Peterhof brachte.“ Dessen entsann er sich und auf seine Bitte, zu verzeihen, daß er mich vergessen gehabt, versicherte ich ihn, daß ich mich ihm vorgestellt, nicht, um ihn an mich zu erinnern, sondern um ihm zu sagen, daß wir mit herzlichster Freude es vernommen, als er, trotz seines Alters und seiner Unabhängigkeit, den schweren Beruf bei der Person des Thronfolgers übernommen, und daß wir Gottes Segen ihm dazu erflehten. Er dankte und ich empfahl mich, — das „wir sollen alte Bekannte sein“ auf Platon's Rechnung stellend.

Nach der Cour besuchte der Thronfolger den Erzbischof Platon und besah sich die Sehenswürdigkeiten an Gebäuden und Kirchen der Stadt, wobei er auch in die Jakobi-Kirche kam. Hier empfingen ihn der Präses des Livländischen Hofgerichtes, Baron Ungern Sternberg, als weltlicher Oberkirchen-Vorsteher der Jakobi-Kirche, der Ober-Pastor Bertholz und ich vor der Kirche. Wir führten ihn unter Orgelspiel nach kurzer Begrüßung in unsere Kirche und zwar bis zum Altar-Chor, damit die Gemeinde Alles hören könnte. Hier winkte ich, daß die Orgel schweige, weil weder ich des Großfürsten Fragen, noch er meine Antworten hören konnte. Den Inhalt unseres Gespräches, d. h. der Fragen des Großfürsten und meiner in der erhöhten Stimmung des Augenblickes gegebenen Antworten zu fixiren, wurde ich zwei Tage darauf vom Grafen Strogonow selbst aufgefordert: „Ich wünsche,“ sagte der Graf, „daß der Großfürst diese Worte nicht vergessen möge, die Sie ihm sagten, und pflege dies mit Allem so zu thun, was auf den Großfürsten Eindruck gemacht hat.“ Den Inhalt dieses kurzen Gespräches gab ich, so viel ich mich entsinnen kann, dem Grafen Strogonow in Folgendem wieder:

„Die Ritter- und Kronskirche zum St. Jacob hat weder Denkmäler

berühmter Männer aufzuweisen, die in ihr beerdigt sind, noch sonstige Merkwürdigkeiten, die, neben ihrem 650 jährigem Alter und dem 500 jährigen Alter des Altars und neben ihrer 300 jährigen Stellung als Metropole unter den Kirchen Livland's, — die Aufmerksamkeit der Fremden anziehen könnte. Wohl aber giebt es dagegen für Ew. Kaiserliche Hoheit, als dem Nicht-Fremden in dieser unserer Kirche, Denkwürdigkeiten hieselbst, auf die Sie hinzuweisen meine Pflicht ist.

Erstens, dort im Gewölbe über dem Altare blickt drohend auf uns herab ein Bote des Großfürsten Alexei Michailowitsch, der diese Bombe bei der Belagerung Riga's in diese Kirche warf; und sie bezeugt, ob auch Riga sich nicht ergab und die Belagerung aufgegeben ward, doch, daß Rußlands Bomben treffen können.“ Auf die Frage des Grafen Stragonow, ob die Bombe oben im Gewölbe stecken geblieben? antwortete ich: „sie ging ehrlich durch, ward aber da in's Gewölbe eingemauert, wo sie eingeschlagen, damit sie, welche die Kirche hatte zerstören sollen, in ihr die Erbauung fördere.“

Und zweitens jene Bombe wieder, die von Peter des Großen Belagerung her stammt, sie bezeugt, daß wir dem russischen Reiche vereint wurden nicht durch sündigen Treubruch, — wir ließen es doch darauf ankommen, daß die Bomben in die Kirche schlugen — noch durch feige Bombenscheu — Alexis' Bomben wirkten das nicht, — sondern durch die Gewalt des Siegers, der zu schützen versprach, was uns heilig war, und was seine Bombe verlegt hatte.

Und drittens die Kanzel dort, sie ward geweiht am Gedächtnistage des hundertjährigen Friedens, den Livland zum ersten Male während seiner Geschichte, und zwar unter russischer Oberhoheit genossen hatte. Wir haben die Bomben dort oben im Gewölbe nicht übertüncht, damit sie neben diesem Denkmale des Friedens, als geschichtliche Zeugen selbst im Heiligthume mit dazu dienten, die hier zur Erbauung durch das Evangelium versammelten Gemeindeglieder, auch zu treuer und dankbarer Unterthänigkeit unter unsern Kaiser zu kräftigen.

Und daß wir dazu auch in Bezug auf unsres Kaisers größtes Kleinod, seinen Thronfolger, reich erstarren möchten, dazu hat uns Gott hier den Fürsten Suworoff, die vierte Merkwürdigkeit in unserer Kirche, gegeben, der dafür sorgte, daß Ew. Kaiserliche Hoheit kein Fremder wären in dieser unserer Kirche, indem er von der unbegrenzten Liebe, welche er, neben seiner treuen Ergebenheit an unseres geliebten Kaisers, Ihres Vaters hohe Majestät, — für Sie, Kaiserliche Hoheit, im Herzen hegt, so oft und so liebenswürdig zu uns geredet hat, daß sie auch uns, ehe wir Sie von Angesicht geschaut, in's Herz gedrungen, so daß unsere Gebete hier Ihrer viel und herzlich gedachten und gedenken. Auch der Chorgesang, der eben soll angestimmt werden, ist solch Gebet für

Erw. Kaiserliche Hoheit, das ich Ihnen dolmetsche, wenn ich Ihnen wünsche des Vaters treue Liebe zu allen seinen Völkern und des Großvaters Energie. Beides geeint, kann einst einen Kaiser geben, wie Peter der Große war, und dessen wird Rußland bedürfen und wir mit ihm. Dazu segne Sie der gnadenreiche Gott, der Ihren hohen Vater, unsern treu geliebten Kaiser, Ihnen und uns lange noch erhalten möge. Amen.“

Der Gesang vom Orgelchor begann und ich begleitete den Großfürsten hinaus. Er fragte auf dem Wege: „sind das Choristen, die singen?“ Ich antwortete: „In unsrer Kirche, Kaiserliche Hoheit, wird nicht für Geld gesungen. Die Gemeinde singt und betet für den Großfürsten.“ Er sprach: „Das ist sehr schön.“

In den Wagen steigend that er noch einige Fragen und empfahl sich, um zur Domkirche zu fahren.

Zum 3. August war ich von der Ritterschaft zu einem Feste geladen, das dem Großfürsten in Treiden gegeben ward. Den Großfürsten in Rosenhufen aufzunehmen war von Petersburg aus wegen der Unsicherheit der neuen Bahnstrecke unterjagt worden; man kam daher dem Wunsche des Großfürsten: das Nathal von Treiden mit seinen Burgruinen kennen zu lernen, durch ein dort veranstaltetes Fest nach. Während unten im Thale ein Volksfest gegeben ward, tafelte man im Schloßgarten von Treiden in den Laubhallen uralter Linden. Als ein leichter Regen das Mahl störte und man dem Großfürsten einen Regenschirm bot, lehnte er ihn ab, da er ihn nicht brauche und der Fürst Suworoff sagte: einem so jungen Soldaten dürfe er nicht erlauben, einen Regenschirm zu benutzen. Erst als der Regen stärker ward, wurde der Schirm gebraucht, um den Großfürsten und die neben ihm sitzende Dame zu schützen.

Der Großfürst erwiderte den Toast auf den Kaiser und die Kaiserin, indem er das Wohl der Ritterschaft ausbrachte. Nachdem der Landmarschal den Kaiserlichen Gast gefeiert hatte, ergriff der Erzieher des Großfürsten, Herr von Grimm, das Wort und brachte das Gedeihen Livlands aus, „das uns so freundlich aufgenommen“, und der Großfürst rief: „Es lebe Livland!“ Als es dunkelte, zog man durch den prachtvoll erleuchteten Park in das Nathal hinunter, um in Segewold das Nachtlager zu nehmen. Die Gutmannshöhle war unten und oben schön mit Lampen erleuchtet und ein Platz am Felsen geglättet und mit Eichenlaub eingesaßt. „Wozu ist das?“ fragte der Großfürst, und man reichte ihm einen Bleistift, um der Sitte nach seinen Namen einzuschreiben. Er zog aber sein Taschenmesser hervor und schnitt selbst seinen Namen in den Sandstein.

Am 4. August war ich zur Tafel des Großfürsten, der ein Diner

gab, geladen. Bevor ich zur Tafel ging, machte ich dem Grafen Strogonom meine Visite. Er nahm mich freundlich auf. Wir kamen auf sein schweres Amt als Curator des Thronfolgers zu sprechen, und ich äußerte, daß in diesem Amte dem Reiche endloser Jammer bereitet werden könnte. Da sagte er: „nicht diese Stellung ist es, die vornehmlich schaden kann, weit mehr können die schaden, die dem Großfürsten nahe stehen, wie das Hemd dem Leibe. Wenn diese mit ihren Schmeicheleien kommen und derlei, dann kann man schier verzagen in meiner Stellung, in der man sich glücklich schätzt, wenn auch nur das gelingt, diese verderbenden Einflüsse zu beseitigen und unschädlich zu machen.“ Ob er auf Sumoroff anspielte, dessen grenzenlose Liebe wohl verwöhnen kann?

Ich sagte, der Großfürst sei mir sehr reif erschienen für sein Alter, — und ich müsse gestehen, daß mir das mehr Schmerz als Freude erregt, weil er das mit dem Verluste seiner Kindheit bezahlen müsse! Warum kann man dem Großfürsten nicht gönnen, wie jedes andere Menschenkind, durch ungetrübte und uneingezwängte Kinder- und Jugendjahre zum Menschen zu reifen. Dann mag er, in sich gekräftigt, in's großfürstliche Joch gespannt werden. Der Graf meinte: „Das sind Gedanken, die ich auch gehabt. Es geht aber nicht, weil er so nie sich in's Leben des Hofes und seines Berufes finden würde. Er muß von Klein auf ein Auge bekommen für all das Schlechte und für das wenige Gute, das ihn am Hofe umgiebt — um Beides recht zu würdigen.“

Wir kamen auf die griechisch-orthodoxe Kirche zu sprechen und darüber, daß ihren Geistlichen nothwendig bessere Bildung und bessere Subsistenz zu schaffen und durch Wegräumen des Cölibats für die höheren Stellen der herrschsüchtigen Hierarchie müsse vorgebeugt werden. Er ging darauf ein, wie auch darauf, daß ich auf seine Aeußerung: „die griechische Kirche habe bei ihren festen historischen Grundlagen nie Bedürfniß, noch Neigung zur Profelytenmacherei gehabt“, antwortete: nicht die gr. Kirche, sondern die russische Regierung sei früher tolerant gewesen.

Auf die Frage, ob bei der Gracifirung in Livland nicht die Laßheit der lutherischen Pastoren die Schuld getragen? antwortete ich: ich wollte die Schuld gleich auf uns nehmen, wenn er selbst unter den armen übergetretenen Leuten, die ich niedrig genug angeschlagen, wenn ich behauptet, daß sie für vorgespiegelten Landbesitz u. ihren Glauben verkauft haben, auch nur einen fände, der darüber befragt, den von ihnen verlassenen Predigern das Lob abstreitet, daß sie treue Arbeiter gewesen, und namentlich ohne Widerrede treuer, als ihre jetzigen griechischen Geistlichen. Auf die Frage, was denn den Uebertritt verschuldet? antwortete ich: lediglich politische

und zwar ganz niedrige politische Wühlerei und ihre obrigkeitlich gestützten Maßregeln. Ich erinnerte ihn daran, daß eben darum sein Vater, in demselben Strogonow'schen Parke, der ihm jetzt gehört, mir gesagt: Jeder gebildete Russe speit aus über diese Gracisirung Livlands.

Ich bat ihn, seinerseits darauf zu influiren, daß der Erzbischof Platon nicht nach Warschau versetzt werde, wie verlautet wäre: Wir haben uns mit ihm eingelebt, und wissen nicht, ob das mit seinem Nachfolger eben so gehen werde. Da fragte der Graf mich, wie es mit den 56 Reklamirten stehe? und ich sagte ihm, was ich den 30. Juli Platon gesagt, um durch den Namen Strogonow's der Sache förderlich zu werden; und daß Platon mir darauf auch zwei wieder losgelassen, aber leider doch noch zwei zurückbehalten habe, die ich indeß durch gerichtliche Untersuchung auch noch zurückzutragen hoffte. Ich hätte sie allerdings jetzt lieber alle von Platon freigegeben gesehen! „Also doch noch zwei!“ sagte er und entließ mich.

Um 4 Uhr versammelten wir uns zum Diner. Auch der Erzbischof Platon trat ein, und kam gerade auf mich zu, und sagte mir in's Ohr: „ich gebe Ihnen die letzten beiden auch frei, nur sagen Sie's dem Grafen Strogonow.“ Ich dankte ihm und ging auf die andere Seite des Saales hin, wo der Fürst Suworoff mit dem Grafen Strogonow sprach. Ich sagte zu Suworoff: „ich bin schuldig, Ihnen vor Allen die Freude mitzutheilen, die ich eben gehabt: denn Sie haben sich vor allen Anderen dieser armen Leute treulich angenommen. Der Herr Erzbischof hat nämlich eben die beiden letzten Reklamirten losgelassen.“ Der Fürst gratulirte mir dazu und sagte, als ich bemerkte, daß mir eine Bedingung gestellt sei, „wieder schon eine Bedingung!“ Als ich ihm aber sagte, daß diese Bedingung leicht zu erfüllen sei und nur in der Mittheilung an den Grafen Strogonow bestehe, lachte er und theilte es Strogonow mit, — und der nickte mir lachend zu und sagte: also doch! — Bei der Tafel saßen zu des Großfürsten Rechten der Erzbischof Platon und sein Archimandrit, zur Linken Suworoff und ich, gegenüber wie immer sonst der Graf Strogonow.

Der Fürst Suworoff erzählte mir, während der Großfürst mit Platon sprach, Folgendes: „Wir kamen in Curland auf einen Markt und viel Bettler sprachen den Großfürsten an. Er hatte bald sein Geld an sie vertheilt und wollte von mir vorgeschossen haben. Ich sagte: ich werde nun auch mein Theil geben, um sie zu befriedigen, und griff in die Tasche und warf das Geld unter die Bettler. Da legte der Großfürst mir die Hand auf die Schulter und bat mich: „Macht es Ihnen nicht Freude, dem Armen wohlzutun, dann geben Sie ihm lieber Nichts; aber werfen Sie

ihm Ihre Gabe nicht zu wie einem Hunde; das macht dem Armen die Armuth unerträglich.“ Ich antwortete: „ich bin wohl 41 Jahre älter als Sie, aber doch danke ich Ihnen für diese Belehrung: ich werde fürder nie dem Bettler was zuwerfen!“ — Nach einer Weile wandte sich der Fürst Suworoff zu mir und sagte: „Der Großfürst hat mir eben gesagt, daß er Sie über Alles gern möchte predigen hören. Er hat mir wohl nicht erlaubt, es Ihnen wieder zu sagen; ich weiß aber, daß er mir's noch auftragen wird.“ Ich antwortete: „es ist vor der Abreise des Großfürsten dazu keine Gelegenheit; aber auch wenn sie sich böte, würde ich dem Großfürsten ab-rathen, in seiner Stellung die Gelegenheit zu nutzen, um des Anstoßes willen, den er dadurch denen geben könnte, deren treue Anhänglichkeit er sich erhalten muß.“

Suworoff theilte darauf dem Großfürsten Partien aus meiner Petersburger Predigt mit über den Text: wo das Mas liegt, da sammeln sich die Geier, — und die Folge war, daß der Großfürst beim Aufheben der Tafel dem Fürsten zurief, „sagen Sie's ihm“, worauf Suworoff zu mir gewandt sagte: „ich sage Ihnen die vorher mitgetheilte Aeußerung jetzt officiell, und rathe Ihnen, dem Großfürsten in's andere Zimmer zu folgen, um mit ihm zu sprechen.“

Ich ging dem Großfürsten in das Nebenzimmer nach. Er war an das Fenster getreten und ich trat zu ihm und dankte ihm für seine mir durch Suworoff mitgetheilte freundliche Aeußerung. Er sagte: „es ist das keine Floskel, sondern so ehrlich gemeint, wie was Sie mir in Ihrer Kirche sagten, ich hörte Sie sehr gern predigen, und meine, es müßte auch das zu meiner Durchbildung mit beitragen.“

Ich antwortete: „wenn Kaiserliche Hoheit einmal Ihrer Kirche dazu helfen, daß sie lebendig werde, dann werden Sie die Redner nicht in fremden Kirchen zu suchen haben, was jetzt zu thun, böte sich auch die Möglichkeit dazu, ich Ihnen um Ihrer Stellung willen abrathen müßte.“

„Haben Sie viel gute Redner in Ihrer Kirche?“

„Wir haben deren.“

„Welche, wie heißen sie?“

„Das ist nicht so leicht gesagt; doch ich nenne Ihnen zuerst den Pastor Sokolowski, der aus seiner Gemeinde entfernt ward, weil er den Umtrieben der Gracifirung Livlands entgegen trat.“

„Wo wohnt der?“

„In Konneburg.“

„Und weiter? Haben Sie auch in Dorpat welche?“

„Ja wohl: da giebt's eben jetzt viel gute Redner. An guten Rednern

giebt es, wie an jeder geistigen Auszeichnung, Zeiten der Ebbe und Zeiten der Fluth. In Dorpat ist eben jetzt Fluthzeit.“

„Sie kennen unstreitig die griechische Kirche und auch ihre Mängel. Wie fangen Sie's an, daß Sie an guten Rednern reich sind?“

„Erlauben Sie die Frage umzustellen: denn zu sagen, wie wir in diesem Augenblicke an guten Rednern reich geworden sind, ist schwerer, als was Kaiserliche Hoheit scheinen wissen zu wollen: wie nämlich die griechische Kirche zu guten Rednern kommen mag?“

„Das meinte ich.“

„Zuvörderst müssen die Geistlichen vor zeitlichem Mangel gesichert sein, damit sie nicht die Schenke besuchen müssen, auf daß die Bauern sie nicht verhungern lassen. Zweitens müssen sie ihren Gymnasial- und Universitäts-Cursus durchgemacht und die Prüfung bestanden haben, bevor sie um die geistliche Weihe bitten dürfen. Nicht aber dürfen sie wie bisher im Kindesalter dem Seminar übergeben und zu Geistlichen bestimmt werden, ehe man weiß, ob sie die Gaben und Lust zum Amte haben. Endlich müssen die verheiratheten Geistlichen zu den höchsten Aemtern zugelassen und dadurch das Eölibat beseitigt werden; denn wer dem Familien- und damit dem lebendigen Staatsverbande fremd ist, kann in der Regel als Redner die nicht ergreifen, die in solchem Verbande stehen.“

„Das scheint Alles richtig, und das Letzte freut mich um so mehr aus Ihrem Munde, weil mir ein lieber griechischer Geistlicher gesagt hat: schafft das Eölibat ab, und unsere Kirche wird sich heben.“

„Das Eölibat durch ein Gesetz abzuschaffen geht nicht; es wird aber verschwinden, wenn die Verheiratheten auch in den höchsten kirchlichen Stellen werden gesehen werden. Ich höre, im h. Synod sei darüber berathen worden.“

„Wirklich? Ach, aber — auch hier heißt's wie bei viel Wünschenswerthem: es geht nicht!“

„Niemand darf sich erdreisten, Kaiserlicher Hoheit solch Wort zu sagen. Was gut und also von Gott ist, — das geht immer; es geht, ob auch Sie selbst den Sieg nicht sehen sollten; ebenso gewiß wie alles Böse, also das wider Gott ist, gewiß zu Schanden wird, ob auch Ihre Augen es für eine Zeit scheinbar siegreich sehen. Ersteres fassen Sie immer getrost an, — und es geht —; und Letzteres scheuen Sie sich anzufangen, — denn es geht nicht bleibend und wird zu Schanden.“

„Ach — es geht nicht!“

„Darf Ihnen das Niemand sagen, dann dürfen Sie's selbst auch nicht sagen. Vergessen Sie nicht, daß eine der höchsten Tugenden der Herrscher

— die Geduld ist, und zu der müssen auch Sie, wenn Sie Edeles erstreben wollen, sich kräftigen. Der Herrscher darf nie verlangen, daß die heute gestreute Saat gleich zum Baume und zur Frucht soll erwachsen sein. Da will's gewartet werden, bis Gottes Segen die gute Saat zu guter Frucht zeitigt und fördert.“

„Ja ich will mich Vorbilden zur Geduld.“

„Sie bedürfen deren um so mehr, als Ihr Vater, unser hoher Kaiser, ein gewaltiger Säemann ist. Er hat vieles begonnen, was, wenn Gott unsere Gebete erhört und ihn noch lange leben und regieren, und also auch vieles von dem Begonnenen auch ausführen läßt, — Ihnen doch Arbeit die Fülle nachläßt und Geduld verlangt, soll Ihre einstige Regierung Ihnen und dem Reiche Segen bringen.“

„Ja wohl; ein halb Jahrhundert mag's wohl währen, bis alles Begonnene ausgeführt ist.“

„Mehr noch! Gott gebe nur dem Kaiser langes Leben, daß er sein Theil schaffe und Ihnen Raum gebe, sich zu so schwerem Verufe vorzubereiten gleich wie Ihm Seines seligen Vaters lange Regierung dazu Zeit gab.“

„Ich will die Zeit wohl nutzen.“

„Nutzen Sie sie, wie Ihr Vater auch, um zu sehen und zu hören als Großfürst, was dem Kaiser Niemand zeigt noch sagt.“

„Vergessen Sie aber nicht, daß ich erst 17 Jahre alt werde, und wie viel ich noch zu lernen habe, um nur ein gebildeter Mensch zu sein.“

„Es versteht sich, daß ich das nicht vergesse: denn je mehr Sie sich Bildung aneignen, desto tüchtiger werden Sie, auch das zu üben, was heute Ihr Vater, obgleich ihn, den Kaiser, Niemand mehr sehen und hören läßt, was er als Großfürst kennen lernte, — fähig macht, die Kräfte des Reiches und seine Mängel in Anschlag zu bringen bei allen den gesegneten Maßregeln, die er ergriffen. Auch Sie können heute sehen und hören, was Sie auch als Großfürst später weder zu sehen noch zu hören bekommen.“

„Ach, das war das Unglück des armen Nicola, daß er von dem Allem Nichts ahndete.“

Der Großfürst wandte sich und besprach sich mit Anderen.

Als der Thronfolger auf dem Dampfboot auf der Düna abreiste, wies Strogonow, wie Todleben erzählte, ihn auf das Leben in Riga, die Segel- und Dampfschiffe auf dem Flusse, die schön geschmückte Brücke und die schönen Bauten hin und sagte: „das alles hat der Krone keinen Kopfen gekostet. Das liegt daran, daß die Stadt Geschichte hat. In jedem Jahrhundert wuchs die Civilisation, der Wohlstand und der Verstand in ihr, und

sie verlangte von der Krone nur: nicht gehemmt zu werden. Wir dagegen in Petersburg sind von gestern, und haben keine Geschichte: darum muß zu allen Unternehmungen die Krone das Geld hergeben, und es wird doch Nichts draus."

Beim Abschiede in Dünamünde soll Graf Strogonow dem Großfürsten gesagt haben: „Vergessen Sie den wohlthätigen Eindruck nicht, den diese Provinzen auf Sie machten. Es sind die civilisirtesten und loyalsten Provinzen des Reiches, und verlangen nur, nicht genörgelt zu werden."

So hatten sich an die Person des Thronfolgers ähnliche freundliche Beziehungen geknüpft, wie sie den Kaiser mit diesen Provinzen verbanden, und nach beiden Seiten bildete der Fürst Suworoff die natürliche Vermittlung, indem er das Land im Verlaufe seiner Verwaltung wirklich lieb gewonnen hatte und wußte, daß es seine eigene Gesinnung gegen das Kaiserhaus theilte.

Walter hatten die Tage der Anwesenheit des Thronfolgers wenigstens das Ziel erreichen lassen, für welches sich zunächst allein eine Aussicht geboten hatte, die Befreiung der 56 reclamirten Lutheraner. Sie bildeten mit den schon früher Befreiten zusammen 99. Zu seinem Geburtstage am 30. September richteten die Synodalen seiner Diocese an ihn folgendes Schreiben: „Geliebter Bruder, verehrter Bischof!

Die Befreiung von neun und neunzig lutherischen Gemeindegliedern aus fast fünfzehnjährigem Darben ihrer Seelen, die wir nächst Gott, dem Herrn, und unsrer Obrigkeit, Deiner treuen Bemühung zu danken haben, veranlaßt uns, Dir heute, mit herzlichen Segenswünschen zu Deinem neuen Lebensjahre, diese Uhr als sichtbares Zeichen unsres Dankes darzubringen. Wir wollen hiermit nicht sowohl einen Verlust ersetzt haben, den Du im Dienste der Kirche und der Liebe einmal gehabt hast, (Walter war auf einer Dienstreise durch nächtlichen Einbruch seiner Uhr und Börse beraubt worden), als vielmehr Dir ein Zeichen und uns ein Zeugniß gegeben haben. Es erinnere Dich der flüchtige Lauf der Stunden, wenn Du die heilige Nacht hältst, auf die der Herr Dich für unsere Kirche gestellt, daran, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sei der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden, und der Schlag der Uhr bezeuge Dir, daß in Gebet und Liebe für Dich schlagen die Herzen Deiner

Synodalen.

Den 30. September 1860."

Die werthvolle Uhr, welche mit dem Schreiben überandt ward, trug in der Innenseite der goldenen Kapsel die Inschrift: Soli Deo gloria, also doch 99!

Walter's Studienfreund, der Consistorialrath Paul Carlblom, der das Geschenk zu übersenden hatte, fügt hinzu:

Lieber Ferdinand!

Das Uhrwerk unfres Lebens bedarf, um nicht in Stocken zu gerathen, gegenseitiger Mittheilung und Erweisung von Liebe. Was wir von Dir empfangen, ist aere et auro perennius, wir können's Dir nimmer erstatten — das Andenken was wir entgegenzunehmen bitten, sei ein Zeichen der Gediegenheit unserer Herzensgefinnung. Als solches wird es Dir von Werth sein.

Auf das Dankschreiben, das Walter an die Synodalen richtet, erwiedert Pastor Sokolowski am 10. Nov. 1860: Mein lieber, alter Walter, Dein Brief vom 2. November, ob er gleich allen Synodalen gilt, soll mir ein theures Andenken sein; denn Dir wohlgethan zu haben ist mir um so süßer, als unfre Art uns oft einander gegenüberstellt, wenn ich auch an Deiner Liebe nie gezweifelt habe. Ich hätte nur gewünscht, Du hättest dabei sein können, als die Synodalen das Liebeszeichen Dir zu geben beschloffen:

Du hättest in dem Klange

Wohl mehr als Klang gehört.

Diese freundliche Anerkennung seiner Amtsbrüder, war zugleich auch der Ausdruck des allgemeinen Vertrauens, dessen sich Walter in seiner Heimath erfreute. Schon im December 1859 war er zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde des Ostseegouvernements ernannt worden: „als thätiger Beförderer aller sittlichen und religiösen Interessen unserer Glaubensgenossen“

So verband sich denn mit der Anwesenheit des Thronfolgers in Livland ein wirklicher Erfolg, der erste den man in dieser unseligen Sache durch fünf Jahre mühsamer Arbeit und oft unwürdigen Verhandlungen errungen hatte. Walter behielt das Bild des freundlichen Jünglings mit der Wärme, die seinem Herzen eigen war, in treuem Gedächtnisse. Am 6. December sprach er zum Namensfeste des Thronfolgers in der Jakobikirche über Luf. 7, 18: „Weine nicht“, und knüpfte eine Hinweisung auf die Leiden an, die über die syrischen Christen damals eingebrochen waren.

„Vor Alters wurden Kreuzzüge gepredigt, um der Sarazenen Morden zu hindern, uns laßt einen unblutigen Kreuzzug thun, — das Neß laßt uns gleich St. Petro auswerfen in Jesu Namen, um wenn auch nicht an Fischen, so doch an Liebesgaben für die syrischen Befenner des Kreuzes, einen reichen Zug zu thun.

Neun Jahre sind schon verfloffen, da that ich einen ähnlichen Zug; aber in der Fremde, an Karlsbad's Heilquellen. Es galt damals dort,

wo seit dem dreißigjährigen Kriege keine evangelische Kirche mehr gestanden, eine solche in Mitten der Katholiken zu erbauen. Ich forderte dazu in einer Festrede, an des hochseligen Kaisers Nicolaus I. Geburtstage, die aus allmöglichen ConfeSSIONen und Volksgenossen bestehende Versammlung auf, zu würdiger Feier des Festes, eine Nikolaus-Gabe zu sammeln und darzubringen, als Grundstein der zu erbauenden evangelischen Kirche. Das Netz war ausgeworfen in gutem Glauben, und der Zug war gesegnet, und schon rufen die Glocken vom Thurm dieser Kirche die Protestanten in Karlsbad zu ihren Gottesdiensten.

Ich werfe auch heute wieder das Netz aus, und zwar desselben guten Glaubens, und wieder zu einer Nikolaus-Gabe, daß wir das heutige Fest durch eine Darbringung für die armen syrischen Christen würdig begehen. Unser Fürst Sumoroff wird es uns gewiß nicht weigern, freundlich beim Cäsarewitsch Thronfolger unsre Bitte zu vertreten, daß Se. kaiserliche Hoheit mit uns gemeinschaftlich der syrischen Christen ConfeSSIONsverschiedenheit übersehen wolle, ob ihrer Gemeinschaft des Glaubens an den Gekreuzigten, und die Gaben ihnen zusenden wolle, auf seinen Namen als Nikolaus-Gabe. Dann werden die unter Thränenströmen auf die Jammerscenen zurückschauenden Armen auch in dieser Gabe das „Weine nicht“ des Herrn erkennen, und in Hoffnung ihre Häupter erhebend niederstinken vor dem Gekreuzigten, und wir werden Gefährten in Syriens Bergen gewinnen zu dem Gebete für unsern Cäsarewitsch Thronfolger Nikolaus.

Darauf fest hoffend werfe ich das Netz aus, und begegne dem Zweifel, daß dem Propheten im eignen Lande oft mißglückt, was in der Fremde gelang, mit dem Einwande, daß ich's nicht im eignen, sondern in dessen Namen auswerfe, der spricht: was Ihr thut den Geringsten der Meinen und in meinem Namen, das thut Ihr mir. Er selbst segne!“ So lieferte denn auch diese Nikolaus-Gabe vom 6. Dezember 1860 einen Beitrag von 600 Rubeln.

Unter den ermutigenden Eindrücken des letzten Jahres und in dem Bewußtsein, daß die wichtigsten der heimischen Interessen, die kirchliche Freiheit und der wirthschaftliche Fortschritt des Bauernstandes, von der Landesvertretung wie von der Regierung die erwünschte Unterstützung und Förderung gewonnen hatten, wendet sich die dritte Landtagspredigt am 21. November 1860, an die äußere Zeitslage Europas anknüpfend, einer Beleuchtung der wahren Gesinnung in der Thätigkeit für das Gemeinwohl zu. Auch der Fürst Sumoroff, der während des letzten Landtages seiner Gesundheit wegen im Süden weilte, ist wieder an der Spitze der Regierung in der Kirche: „Gegrüßt seist aber in's besondere Du, durchlauchter

Fürst, und oberster Vorgesetzter unserer baltischen Lande — dessen Gegenwart unser letzter Landtag entbehrte, Genesung und gesunde Heimkehr aus dem Süden von Gott Dir erslehend, und dessen treue und aufopfernde Vertretung unseres Landes und seiner Ordnungen uns täglich herzlich beten lehrte, daß der Herr Dich uns lange erhalte, und heute uns darob danken macht, daß Du Dich uns eineß zu dieser Gottes Weihe suchenden Stunde“

Anknüpfend an die Kämpfe in Central-Amerika, den Vereinigten Staaten, an die Bedrängniß der Christen in Syrien und Indien, die Revolution in Italien, die Mißgeschick Österreichs, und die bevorstehende Emancipation der Bauern in Rußland, wird „das Auskaufen der bösen Zeit“ zum Thema der Rede genommen. Böse macht die Zeit ihr vergänglicher Inhalt, der sich in dem Brechen der Verträge und Traktate durch Regierungen und Fürsten, und in Conspiration und Untreue der Völker ausdrückt. Die böse Zeit wird ausgekauft durch das Ewige, das man ihr zum Inhalt giebt und die Treue, mit der man an ihm festhält und den Muth, mit dem man es verfißt. Diese Treue findet sich in der Geschichte Livlands, trotzdem daß das Land dreimal seine Herrschaft gewechselt hat, nie verlegt: „Es war nicht feiges Murren und heimliches Conspiriren, der Livländer Thun, in freier Mannesrede baten sie um Erfüllung der Traktate und trugen derweil das Unvermeidliche, bis Gott die Gewalt über sie nahm“ „Unter der vierten Regierung leben wir jetzt, und zwar zum ersten Male, so lange wir von Livland wissen, hat unser Land seit 150 Jahren Frieden genossen und es ist zu einem Wohlstande gediehen, wie nie zuvor. O daß wir dieses nie aus den Augen verlieren und Gott den Dank dafür nicht weigerten, daß er im Schutze des großen Reiches uns durch so viele Jahre dieses Segens theilhaftig werden ließ, und daß er Rußlands Kaiser nicht nur die äußere Gewalt über uns behalten hat, daß er unserem Kaiser auch die viel größere die innere Gewalt, die der Liebe unserer Herzen zu ihm gegeben, welche ein Volk dem Herrscher treu erhält, ob auch die äußere Gewalt des Schwertes ihm fehlte, — und auch sie soll unserm Kaiser mit Gottes Beistand nie fehlen“ „Und sollten durch die Rätthe und Diener unsres hohen Kaisers, die ebensowenig wie wir selber auf Infallibilität Anspruch machen können, und die der Kaiser doch haben muß, — Regierungsmaßregeln uns betreffen, durch die unsere vertragsmäßigen Rechte und Ordnungen bedroht erscheinen, — auch dann laßt uns die treue Unterthänigkeit unsrer Väter nicht verleugnen, und in freier Mannesrede, die unser Kaiser achtet und die ihn nur ehrt, bei aller Demuth zu ihm reden, und reden zum obersten Vorgesetzten unsres Landes, der in seiner Treue zum Kaiser und in seiner aufopfernd freundlichen und kräftigen Vertretung unsrer Heimath wohl bewährt ist; vertrauensvoll

laßt uns sprechen und festiglich hoffen, uns werde alle Hilfe werden, die Menschen möglich ist. — Wer nicht frei zum Kaiser zu sprechen wagt, ob er gleich dazu berufen ist, — der giebt dem feigen Murren Raum und was daraus erwächst — und vor solcher Schmach und Sünde, wahre Gott unser davon unbeflecktes Land gnädig immerdar“ Unläßlich der Gegenstände, die insbesondere der Fürsorge der Landesvertretung empfohlen werden, heißt es schon hier: „Pfleget die Schulen bis hinab zu den Schulen des Bauernstandes — die eigne Intelligenz in der Förderung derselben in allen Ständen bezeugend, als der Macht, die den Wahn scheucht und die Knechtung durch denselben“

25. Die Abberufung des Fürsten Suworoff und die vierte Landtagspredigt. 1862.

Je mehr die große Reform, welche Kaiser Alexander im russischen Reiche durchführte, sich ihrem Abschlusse näherte, desto mehr mußte man auch in Livland die Hoffnung gewinnen, daß endlich auch der Zeitpunkt kommen werde, auf den der Kaiser die Livländer bisher vertröstet hatte. In Livland beurtheilte man die Freigabe der Bauern in Rußland allgemein mit der wärmsten Sympathie; handelte es sich doch um ein Gut, dessen man sich in der Heimath bereits fast fünfzig Jahre über erfreute und als einen mächtigen Fortschritt der Humanität und Cultur freudig begrüßen mußte. Am 19. Februar 1861 predigte Walter in der Jakobikirche zum Thronbesteigungsfeste: „Wie diese Feier, durch die ganze Persönlichkeit unfres Kaisers und durch sein Wort, unfre Blicke auf die gehoffte und verheißene Wiedergeburt unfres Reiches wendet, nach den manchen bösen Tagen, die es durchgemacht hat und noch kann durchzumachen haben, — so möchte die Belehrung des heutigen Evangelium über die Bedingungen für die Theilnahme am Gottesreiche — uns zugleich unser Theil am Segen der gehofften Wiedergeburt unfres Reiches sichern — und geschehe das auch nur in der allgemeinsten Weise, welche das Wort aussagt: je besserer Christ, desto besserer Unterthan.

Auf unfres Reiches Wiedergeburt — heißt den hoffenden Blick uns wenden das heutige siebente Fest der Thronbesteigung unfres geliebten Landesvaters. Laßt auch hier uns reich sein in der vertrauensvollen Liebe der Unterthanen, denen zugut unser Kaiser Laßt auf Laßt sich aufgeladen, und die er aufgerufen, mit ihm alle Kräfte daranzusetzen, daß gelingen möge, was er zu Gottes Ehre begonnen hat. Laßt uns nicht in Selbstsucht fragen: was werde ich davon haben? Es sei uns genug, daß es taugt zur Ehre Gottes und zum Heile des Reiches. Laßt nicht scheel uns blicken auf das

Gute, das Andern der Kaiser zuweist, und wären sie die Aermsten in ihrer Stellung, wie in ihrem Verdienste um den Kaiser. Ja selbst wenn's gilt, vom Gignen was zu opfern, — laßt uns nicht lässig sein! Was wir dem Geringsten thun in Jesu Namen, will er hundertfältig uns wiedergeben, neben dem ewigen Leben, — und ihm geben wir, was wir dem Willen des Kaisers opfern zu Gottes Ehre und zum Heil des Reiches. Dazu kräftige auch der heutige Tag uns, daß wir auf dem Plage erfunden werden für Alexander, wo er uns aufruft. Dazu kräftige der Herr uns in herzlichem Gebete um unseren Kaiser. Zu den fernsten Gegenden unseres Reiches, denen unser Kaiser gleichfalls heilsame Umgestaltungen zugebracht, — nach Sibirien laßt mich noch Eure Blicke wenden. Auf die Bitte unsrer Kirche hat unser Kaiser verstattet, daß die dorthin Verschiedten und Verwiesenen unsres Glaubens in eignen neu zu bildenden Dörfern angesiedelt werden. Die Unterstützungskasse hat bereits, ihre kirchlichen Bedürfnisse aus den eingesandten Gaben der Liebe zu besorgen, beschlossen und begonnen. Sie hat aber nur mit den kirchlichen Bedürfnissen zu thun. Damit nun die Leute nicht in die Goldwäschen und in die neben denselben sicheres Verderben bietenden Schenken sich sammeln und dort verkommen, damit sie sich ansiedeln und ein neues Leben beginnen und in sich und ihren Familien dem Staate wieder brauchbare Unterthanen bieten, thut auch Hilfe Noth für ihre zeitliche Existenz, um Pferd und Vieh zum Anbau sich anzuschaffen. Dazu heute milde Gaben sammelnd, laßt auch in der Ferne uns des Kaisers Absichten fördern und zugleich das Heil derer, die, ob auch von uns verschickt, doch nicht aufhören, unsres Glaubens und unsres Landes Kinder zu sein. Sammeln wir dazu heute Liebesgaben zu einer Alexander-Gabe, — und sie sei gesegnet, wie für die Syrischen Christen die letztgesammelte Nikolaus-Gabe war. Amen.“

Am 4. März 1861, zum zweiten Ostertage und zugleich zur Nachfeier des Geburtstages Kaiser Alexander's heißt es in der Predigt: „Es ist nicht nur Ostern heute und nicht nur die Osterfreude macht uns heute jubeln, Alexander's, unseres geliebten Kaisers Geburtstagsfest ist's. das wir nach seinem eignen Willen heute auch begehen. Und wir begehen dieses Fest jubelnd wie noch nie zuvor weil es aus der Osterfreude im Kaiserlichen Herzen erwachsen ist, das an der Osterfreude zu dem Entschlusse erstarrte, die Fesseln der Knechtschaft im großen Rußland zu zerbrechen, und als Herrscher freier Unterthanen mit ihnen zu jubeln den Osterjubil.“

In der stillen und ernsten Zeit der Leiden Christi sprach er aus das gewaltige Wort, das wohl geeignet war, maßlosen Jubel im ganzen Reiche

zu erwecken. Er sprach es aus zu solcher Zeit, auf daß unter Christi Kreuz und unter den Eindrücken seiner für uns getragenen Leiden, des Kaisers Gabe von seinen Völkern still betrachtet und im Herzen wohl bewegt werde, bevor der Jubel des Dankes dafür ausbräche. Und ebenso hemmte er den Ausbruch der Freude, zu dem des Kaisers nahender Geburtstag einlud, der erste Geburtstag, den er in mitten seiner durch ihn freierklärten Unterthanen begehen sollte. Der Kaiser beachtete es, daß dieser Tag in die stillste der Leidenswochen fiel und gestattete dem Jubel nicht, störend die ernststen Gedanken und stillen Seufzer zu unterbrechen, in denen sein Haus und sein Volk die Sterbewoche Christi begingen, und nur im stillen Herzen haben wir am Geburtstage des Kaisers, Dank und Gebet für ihn vor Gott gebracht. Und als endlich mit dem Ostermorgen und seiner Freude auch des freien Volkes Jubeln und Danken vor dem Kaiser sich berechtigt achtete, — trat dem wieder des Kaisers Wort hindernd entgegen. Ungetheilt sollte zuvor die Oster-Freude über die Auferstehung Christi vor Gott erschallen, aus der allein auch der Gedanke zur Befreiung der leiblichen Knechtschaft erwachsen war. So vorbereitet und in die rechte Fucht gestellt, brach heute im ganzen Reiche der Jubel aus, der die Freude ausdrückt über die Geburt des ersten Kaisers lauter freier Unterthanen im russischen Reiche. Und er klinge hehr und mächtig dieser Jubel, hinauf zum Throne des geliebten Landesvaters und hinauf zum Throne Gottes, unsres Heilandes, dessen offenes Grab allein den Kaiser kräftigen und heiligen konnte, ihn an seinem Geburtstage sich und seinen Völkern zu gönnen. Wir aber wollen in der heiligen Osterfreude uns stärken, es dem Kaiser nachzufühlen, was ihn vermocht hat, solche Freiheit den bisher leibeigenen Völkern zu verkünden und an derselben Quelle uns fähig machen zu allem Hohen und Heiligen, das wie die Emancipation in des Kaisers Herzen, aus der selbsterfahrenen Gnade Gottes in unserem Herzen erwachsen mag und darum taugt zu fördern und zu erhalten, was der Kaiser begonnen.

Es geht die Rede im Volke, daß unser Kaiser allen Gründen, mit denen man ihn von dem Gedanken der Freilassung abzubringen gesucht, die Antwort entgegengestellt habe: „Ich weiß, daß sehr Ernstes und Schweres sich an das Wort der Freilassung lehnen kann und ich bin auf das Aeußerste gefaßt. Fest und gefaßt aber bin ich, weil ich weiß, daß ich und meine Sache in Gottes Hand liegen und Gottes ist der Sieg und die Ehre ewiglich.“

Für Livland sollte dieses Jahr durch eine Veränderung folgenswer werden, deren ganze Bedeutung sich zunächst freilich noch der Beurtheilung entzog. Der Fürst Suworoff wurde von Livland abberufen und in die unmittel-

bare Umgebung des Kaisers verfehlt. Man war geneigt, darin nur ein Zeichen hoher Gunst des Monarchen gegen den ihm persönlich befreundeten Fürsten zu sehen und erwartete sich manchen Vortheil von einem solchen Rathgeber in der Nähe des Kaisers. Für Livland schien um so weniger Gefahr damit verbunden, als an seine Stelle ein Deutscher, der General Baron Lieben trat und bald darauf die zweithöchste Stellung in der Regierung des Landes dem Landmarschall von Dettingen zufiel. Auch Walter erhielt durch einen hohen Orden einen neuen Beweis des kaiserlichen Vertrauens und der befürwortenden Freundschaft des Fürsten Suworoff. Daß aber die Entfernung des Fürsten diesen wohlthätigen Mann aus einer Stellung, in welcher er als Chef der Provinz in allen ihren Angelegenheiten gehört werden mußte und nicht umgangen werden konnte, in eine solche brachte, in der viele andere neben ihm standen und er ebensowohl den größten Einfluß gewinnen, wie auch einen jeden verlieren konnte, das trat damals noch nicht in das Bewußtsein. Walter fiel die Trennung vom Fürsten Suworoff sehr schwer. Er war ihm nicht nur zu warmem Dank für die vorurtheilsfreie Stellung verpflichtet, die er zu den Bedrängnissen der Kirche eingenommen hatte, sondern er hatte ihn in den Jahren ihres Zusammenwirkens in häufigem Verkehr auch persönlich lieb gewonnen und verlor in ihm einen treuen und aufrichtigen Freund. Bei seinem Scheiden aus der Provinz hatte er dem Fürsten im Namen der lutherischen Kirche Livlands einen herzlichen Nachruf gewidmet und ein Dankgebet in den Kirchen für ihn angeordnet. Am 9. März 1862 schreibt Suworoff:

„Euer Eminenz.

Vier lange Monate sind verflossen und ich bin noch nicht in der Möglichkeit gewesen, drei wichtige, ernste, theure Pflichten zu erfüllen: Erstens, Ihnen für alle Güte meinen innigsten, wärmsten Dank zu bringen, für alle Güte und Freundschaft, mit der Sie mich beehrt und beglückt haben während meines fast 14jährigen Aufenthaltes in unsern lieben schönen, theuren Provinzen. Ich versäumte, Ihnen meinen unaussprechbaren Dank zu sagen für die zu guten Worte, die Ew. Eminenz die Gnade und Güte hatten, weit über meine wenigen Verdienste und meinen wahren, guten Willen und meinen unzweifelhaften Eifer hinaus auszusprechen und drucken zu lassen. Sie haben mir einen Segen geschickt, aus einer Hand, die für meine Zukunft heilbringend sein muß und wird. Drittens, kann ich Ihnen gar nicht, mir selbst schwerlich beweisen, daß ich nicht ein Verbrechen begangen, indem ich beinahe vier Monate den Brief, der mich so beehrte, beglückt hat, auf den ich mit Recht so stolz bin, unbeantwortet ließ.

Ich komme in meinem hiesigen Leben nie zur Besinnung, man läßt mich nie allein — mein Leben ist nicht zu beschreiben, von 8 Uhr des Morgens ist es mir unmöglich, allein zu sein und wenn ich bei Unterschrift der Papiere um 3 Uhr Morgens fast schlafe, so habe ich dabei die sicherste, bestimmteste Ueberzeugung, daß ich den ganzen Tag hindurch kaum zum Bewußtsein und garnicht zur Befriedigung meiner mir täglich auferlegten Obliegenheiten gekommen bin. Ich hätte meinen waderen Freund K. bitten können, mir einen Brief an Ew. Eminenz zu schreiben. Sie in Ihrer Güte hätten es mir verziehen, ich aber hätte mich geschämt und hätte es mir niemals verziehen — also bin ich gezwungen gewesen, ein unerklärliches Stillschweigen sicheren Gewissensbissen vorzuziehen. Heute kann ich nur deswegen schreiben, weil ich aus der Hauptstadt herausgefahren, auf der Jagd bin, und dennoch die Jagd nicht mitmache. Der Kaiser hat mir erlaubt im Hause zu bleiben, unweit Luga, wo Se. Maj. Sein Nachtlager gehabt, und die Bären-Jagd nicht mitzumachen. Nur so komme ich dazu, einige Briefe zu schreiben, — bald muß ich zur Eisenbahn-Station, wo mein Herr mich im Vorbeifahren wieder zu sich nimmt. Ich werde nie im Leben Ihre Güte vergessen, nie meine Dankbarkeit erkalten lassen und niemals aufhören, mit Glück zurückzudenken, welcher Ehre und welchen Glückes ein Mann von Ihrer, von Allen überall anerkannten Größe, von Ihrem, jedem Christen gegenüber geheiligten Stande, mich mit unbefreiblicher Macht des Wortes für würdig erachtet hat. Ich verspreche feierlichst, mich stets zu befeßigen, mit allen Kräften dahin zu arbeiten, Ihres Segens, Ihres Lobes nicht unwürdig zu sein. Was kann ein Mann, ja ein Bischof, Haupt einer christlichen Diocese, einer so bedeutenden, wie der Livländischen, mehr für einen Mann thun, als Eminenz für mich gethan, indem Sie mich den Gebeten dieser großen Gemeinde anzuempfehlen geruhten.

Ich darf Ihre kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen, kann also nichts über mein mühsames Leben erzählen. Ich habe in schwierigen Momenten auf Gottes allmächtige Gnade nicht umsonst gezählt, ich habe Glück gehabt. Man lebt aber schnell, was die Zukunft bringt ist noch sehr unbekannt. Niemals glänzten unsere Ostsee-Provinzen, im Vergleich mit allen übrigen, mit einem schöneren Glanze. Es wäre für unsere unbeschreiblich herrlichen Allerhöchsten Herrschaften ein Trost, hinzukommen, um besseres zu hören und zu sehen. Gott gebe, daß ich diese schönen Tage erlebe und mitmache. Ja, ich sage es voraus, *et en parfaite connaissance de cause* — es wäre gut, wenn das Herrscherpaar jezt ein Land besuchte, wo sie Beide endlich die Verehrung finden, die sie Beide wirklich verdienen. Das sagt ein Mann, der nie ein Hofmann sein kann, der aber jezt den

Kaiser täglich sieht und nicht immer was Gutes oder Unangenehmes vorzutragen hat. Ich höre ihn sich aussprechen, ich sehe Thränen in seinen Augen und will schwören, daß so eine große Seele, so ein großes Herz und so viel Güte und Edelmuth und vollkommenes Wohlwollen, so eine vollkommene Abwesenheit von Egoismus, von jeder leider zu sehr erklärbaren Rancune — niemals existirt haben. Was soll ich von unsrer herrlichen Gebieterin hinzufügen. Sie hat alle großen Tugenden, alle großen Eigenschaften, traut aber nicht genug auf sich selbst, und hat eine Macht, Alles zu beherrschen, jeden anzufesseln, macht aber zu wenig Gebrauch davon.

Ein Eindruck wie die Einfahrt in Riga 1856 und 1860 — ist gerade, was ich für unsere Gebieterin wünsche!

Erlauben Sie mir, Eminenz, die Ueberzeugung zu hegen, daß Sie mir, wie schuldig ich auch bin, verzeihen, und zu hoffen, daß Sie meiner Verehrung, meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und ehrfurchtsvollen, vollkommenen Ergebenheit sicher sind

Alexander Suworoff.“

Walter antwortet darauf:

„Durchlauchter Fürst.

Hochgeehrter Gönner!

So sehr auch Ew. Durchlaucht Zeit in Anspruch genommen ist, habe ich Ihnen doch nicht ersparen können, meinen Dank zu empfangen für Ihren so gütigen Brief. Gott segne Sie dafür, daß Sie mein und meiner Diöcesanen Gebete für Sie freundlich aufgenommen. Es ist auch nicht Einer derselben die Frage schuldig geblieben, ob ich auch in ihrer aller Namen Ihnen den herzlichsten Dank gesagt? und aus vielen Gemeinden sind mir Schreiben zugesandt, um ihr Amen, ihre Zustimmung zum gedruckten Nachruß auszusprechen; ja selbst zwei der durch Ihre gütige Verwendung freigewordenen reclamirten Bauern kamen eigens deshalb nach Riga, um mich zu fragen, ob ich in meinem Dankschreiben an Ew. Durchlaucht neben den Predigern auch der Gemeinden und ihrer herzlichen Gebete für Sie und auch der freigewordenen Reclamirten, namentlich gedacht, und der heißesten Dank-Gebete, mit denen sie Ihnen das Geleite gegeben? — Ich habe Ihnen das nicht vorenthalten dürfen! — so wenig ich Ihnen den Dank dafür vorenthalten kann, daß Sie in Ihrem Briefe mir wieder einmal einen Blick gewährt haben in Ihr treues Herz, — und mich eben das drin haben sehen zu lassen, davon Sie wußten, daß mich's auf's höchste erquickt. Jawohl hat mich Ihre begeisterte Liebe und Verehrung für unsern Kaiser und unsere Kaiserin, — bewegt und erquickt. Dazu, daß Sie mit solcher

Liebe und Verehrung Beide und ihr theures Haus in Ihrem Herzen und auf Ihrem Leben tragen, und daß Sie uns zu gleichem Lieben und Verehren mit sich hinreißen, — dazu gönnen wir Sie Petersburg, bei aller Selbstsucht, die Sie hier nicht missen möchte! Und nun noch eine Bitte! Schaffen Sie uns einen Besuch des kaiserlichen Paares und fehlen Sie selbst dabei nicht. Ew. Durchlaucht wissen, mit welcher treuen Liebe wir unsrem Herrscherhause anhängen und wie innig wir das Kaiserpaar verehren. Sie wissen zugleich besser als ich, wie viel trübe Stunden unser kaiserliches Paar durch Unverstand und Mißverstand seitens der Unterthanen eben in dieser Zeit hat erleben müssen. Darum werden Sie mich verstehen, wenn ich durch einen Besuch bei uns, unsren theuren Herrschaften eine wünschenswerthe und erfrischende Erquickung zugebracht, da mich dünkt, daß die ungetrübte Freude, die sie hier überall mit Jubel begrüßen wird, ihnen wohlthun werde. Ueber ein Kurzes wird ja mit Gottes gnädigem Beistande auch in allen übrigen Theilen des Reiches derselbe Jubel sie wieder begrüßen. Die wunderbare Geduld und Nachsicht unseres vortrefflichen Kaisers hilft dazu mächtiglich, daß die kranken Stirnen, die zum Neuen noch kein Vertrauen faßten und sich in die nothwendigen Opfer noch nicht zu finden wissen, — möglichst bald und ohne Schaden sich mögen zu Frieden geben. Derweil aber möchte, falls ich nicht irre, unter Ihrer Begleitung eine Reise durch unsere Provinzen heilsam wirken.

Verzeihen Sie, wenn ich selbst den Schein auf mich nehme, — über die Grenze meines Berufes hinauszugehen. Hier treibt mich mein theuerster Beruf, — die Liebe zu meinem Herrscher und das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie, taugt's nicht, was ich bat, den Brief in den Kamin werfen, und mir nicht zürnen werden. Gottes reichster Segen bewahre Ihnen Freudigkeit und Kraft und das Vertrauen unsres Kaisers! Das von Gott erslehend, empfiehlt sich Ihrer ferneren Gewogenheit in vollkommenster und und herzlichster Hochachtung und Verehrung Ihr, Erlauchter Fürst, ganz gehorsamster Diener

F. Walter.“

Trotz des weitgehenden Entgegenkommens und der milden Gesinnung, welche Kaiser Alexander II. seit dem Beginn der politischen Bewegung im Jahre 1860 den Polen bewies, hatten sie sich zu maßlosen Wünschen und tollkühnen Plänen hinreißen lassen, die ersichtlich eine fürchterliche Katastrophe herbeiführen mußten. Wie im Jahre 1855 die Petition der Polen die Hoffnungen kreuzte, welche man an die Audienz Walter's beim Kaiser knüpfte, so sollte auch der polnische Aufstand Livland zu einem völlig unverschuldeten Unheil gereichen. Die Verhältnisse in Livland boten in allen

Beziehungen einen vollständigen Gegensatz zu Polen. Ein streng loyales Land hatte hier zwar langsamen, aber sicheren Schrittes, die Bahn eines autonomen Fortschrittes seiner Kultur eingeschlagen, auf der es sich völlig geordneter Verhältnisse und bereits eines ansehnlichen, wirtschaftlichen Wohlstandes auf breiter Grundlage erfreute. Nur in dieser Entwicklung nicht gestört zu werden und daher vor Allem die Herstellung des dem Lande durch schmähliche Ränke entzogenen Rechtes der Religionsfreiheit, war der Inhalt der Bitten, die man immer wieder dem Herrscher an das Herz gelegt hatte. So schmerzlich man an der wiederholten Täuschung und Vertröstung dieser Hoffnungen trug, so blieb doch die Ergebenheit und Liebe, die man dem Herrscherhause in der Provinz entgegenbrachte, unverändert und die Aussicht, dem Kaiserpaare, bei ihrem Besuche hier, ein freundliches Gegenbild zu den Sorgen der Regierung bieten zu dürfen, fand auch jetzt wieder in Livland lebhaften Anklang. Diesen natürlichen und geschichtlichen Gegensatz von Livland und Polen in eine künstliche Analogie beider Länder zu verwandeln, dazu sollte zwei Jahre später der polnische Aufstand den äußeren Anlaß und der Journalist Rattow sein Gewissen und seine Erfindungskraft hergeben.

Schon jetzt war man in Livland vorsichtig besorgt, selbst jeden Schein eines Gegensatzes zum übrigen Reiche zu vermeiden. Die inzwischen in Petersburg aufgetretenen, mysteriösen, Alles in Aufregung setzenden Feuersbrünste, die deprimierte Stimmung, welche in Folge dessen im Reiche herrschte, ließen mancherlei Bedenken gegen die in Livland geplanten Festlichkeiten hervortreten, denen Walter in einem Briefe vom 1. Juni 1862 an Suworoff Ausdruck giebt.

„Durchlauchter Fürst.

Hochgeehrter Herr Kriegs-Gouverneur!

Ew. Durchlaucht zuvörderst sollen diese Zeilen sagen, was nach unsrer Zuversicht zu Ihnen. Sie selbst schon voraussetzen werden, daß wir nämlich unsres theuren Kaisers und seines treuen Dieners in diesen Tagen stets gedacht, und mit Schmerz in herzlichem Gebete uns zu Gott gewandt haben ob jeder betrübenden Nachricht aus St. Petersburg. O wie gern hätten wir selbst viel Schweres durchgemacht, um dem hohen Kaiserhause und Ihnen diese schweren Ereignisse zu ersparen! Und doch, wollte ich das nur Ihnen sagen, würde ich's nicht wagen, von Ihrer Zeit auch eine Minute nur zu beanspruchen. Mich läßt aber der Gedanke nicht zur Ruhe kommen, daß der Jubel, der unsern hohen Besuch hier begrüßen wird, und er wird sich gewaltig aufthun nach diesen trüben Zeiten, dem Kaiser und seinem Hause bei denen schaden könne, welche von den, uns Deutschen ohne-

dies schon abholden, russischen Tagesblättern sich anreizen lassen, die nach diesen angreifenden Tagen dem Kaiserpaare gewiß zu gönnende Erholung mit Mißmuth anzusehen, weil sie gerade in den baltischen Provinzen geboten wird; daß sie neben dem Schmerze ob der unseligen Feuersbrünste dieser Tage und mehr noch ob der etwaigen Ursache derselben, unsern Jubel als Mißklang verwerfen und dem Kaiser ihn vorwerfen könnten, weil Er ihn hervorgerufen und mit seiner Erlaubniß Summen für den Empfang unserer verehrten Herrschaften verausgabt werden, welche den obdachlos gewordenen Armen in Petersburg nützen könnten. Der Gedanke, daß so die uns vom Kaiser zuge dachte Freude den russischen Untertanen zum Anstoß und dem Kaiser dadurch zum Schaden gereichen könne, beunruhigt mich um so mehr, je dringlicher ich selbst Ew. Durchlaucht gebeten habe, uns zu diesem Besuche zu verhelfen. Das eigene Glück muß dem Wohlfeyn des Kaisers und seines Hauses allzeit nachstehen und wir müssen jenes ohne Bedenken aufopfern, so oft die Politik es um dieses willen erheischt. Das drängt mich zu diesem Briefe und es kommt dazu, daß Ew. Durchlaucht in dieser Zeit wahrscheinlich Petersburg nicht werden verlassen können, Sie uns aber nicht fehlen dürfen, um mit Ihren alten Baltikern, die Sie doch dem Herrscherhause an's Herz gelegt, sich der Gegenwart unseres Herrscherpaares zu freuen. Daher wird Sie meine Frage nicht befremden, ob der Besuch nicht aufgeschoben werden müßte? Ich spreche nur von Aufschub: denn, ob wir auch die verführliche Gelegenheit opfern sollten, eben in so trüber Zeit unsere Treue und jubelnde Verehrung zu erquicklicher Erholung unserm Herrscherpaare darzubringen, so würde es uns doch zu schwer werden, den ersehnten Besuch ganz entbehren zu müssen. So habe ich mein Herz vor Ew. Durchlaucht erleichtert. Ich bin aber schuldig zu sagen, daß ich eben nur meine Ansicht ausgesprochen habe denn die Repräsentanten unfres Adels sind entgegengesetzter Ansicht und hoffen herzlich, den ersehnten Besuch eben in dieser Zeit empfangen und ihre treue Ergebenheit höchst denselben bezeugen zu können. Sie können Recht haben, falls die Petersburger Feuerbrünste nur Unglück waren; war dahinter aber mehr als bloßes Unglück, dann möchte meine Besorgniß vielleicht begründet sein. Das werden Erlaucht am besten beurtheilen, und Ihrem Urtheile füge ich mich gern, und weil ich dasselbe aus dem werde kennen lernen, was geschehen wird, kann ich mit der Bitte an Sie schließen, daß Sie mir nicht antworten möchten, damit ich nicht noch größeren Raubes an Ihrer kostbaren Zeit schuldig würde. Gott segne und erhalte den Kaiser und die Seinen. Sie selbst aber müssen sich schonen, denn Sie müssen meines Erachtens noch lange leben und allzuvor zwar für unsern Kaiser und sein Haus, für die ich Sie unentbehrlich halte in dieser

viel bösen Zeit; und auch für's Vaterland, da Ihr Name Ihre Kräfte multiplicirt, um, wie es eben noth thut, hier zu fördern und dort zu hindern, was kein Anderer fördern und hindern kann; und endlich auch für das kleine baltische Stück Erde, das an Ihrem Leben sich so gern erwärmt. Schonen Sie die Lebenskräfte, die außer den Ihrigen so Vielen theuer sind und gegenspendend. Gott sei auch Ihre Obhut in diesen Tagen! Bleiben Sie gütig auch fürder gewogen Ihrem, Erlauchter Fürst, in herzlichster Hochachtung und Verehrung allzeit treuen und gehorsamen Diener

J. Walter.“

Kurz vorher hatte Walter einem zweiten Freunde in Petersburg, dem General Meyendorff, dem langjährigen Präsidenten des General-Consistoriums zu einem 50jährigen Dienstjubiläum im Namen des Consistoriums und persönlich seine Glückwünsche ausgesprochen. Meyendorff antwortet am 4. Februar 1862: „In der Ueberzeugung, daß was aus dem Herzen kommt, auch ebenso zu Herzen gehen muß, richte ich diese, wenn auch nur wenigen Zeilen an Sie, viel geachteter Walter. Innigst gerührt durch die herzliche Theilnahme, welche auch Sie an dem für mich unvergeßlichen Tage, in Ihrem Schreiben bezeugten, kann ich nicht unterlassen, einem Manne persönlich für seine Aufmerksamkeit zu danken, dem für sein Wirken schon in der Gegenwart das schönste Denkmal in einer allgemeinen Hochachtung und Verehrung gesetzt ist. Ist Ihnen nun dieses schöne Loos beschieden, so ist dies eben, was mein Herz mit so tiefer Empfindung hat aufwallen lassen, daß auch Sie, mein edler Freund, in Liebe und Anerkennung an eine mir so wichtige Begebenheit sich freundlich erinnert haben. Voll der tiefsten Empfindungen, der Hochachtung und Liebe Ihr treu ergebener Freund.“

Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin in Livland fand im Herbst 1862 statt und erfüllte wenigstens seinen nächsten Zweck, indem er dem Herrscherpaare den freundlichen Eindruck eines ihnen treu ergebenen Landes gewährte und in Livland das Vertrauen und die Hoffnungen belebte, die man in den wohlbedenkenden Monarchen setzte. Walter wurde keine Gelegenheit gegeben, mit dem Kaiser in nähere Beziehung zu treten. Die Ritterschaft veranstaltete den Empfang des Kaiserpaares im Schlosse zu Rokenhufen, aber der Fürst Suworoff fehlte dem Lande.

In der kirchlichen Angelegenheit hatte man auf Wunsch des Kaisers sich bisher immer wieder geduldet, aber endlich mußten doch auch hier entschiedene Schritte geschehen. Am 30. Januar 1863 schrieb der Ritterschaftshauptmann von Estland, Baron Pahlen: „Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Petersburg habe ich auch an maßgebender Stelle, ohne den Rechtspunkt zu berühren, und ohne selbst officiell vorzugehen, für die Freiheit unserer Kirche zu

wirken gesucht, namentlich auf daß für's Erste, bis unsere Angelegenheit definitiv geordnet wird, die milde Praxis des hochseligen Kaisers Alexander I. wieder eintreten solle. Ob mit Erfolg, ist noch abzuwarten. Doch lange können wir nicht mehr zögern, man ist des langen Harrens müde und bald muß der Zeitpunkt da sein, wo alle Vertreter deutschen Wesens und evangelischen Glaubens, offen für die Rechte unserer Kirche eintreten. Em. Eminenz ergebenster Pahlen."

Hierauf antwortet Walter am 4. Februar: „Gott segne Euer Excellenz in dem so tüchtig übernommenen Verufe, und Er segne Sie und Ihr Wirken, namentlich auch in Bezug auf das, was Sie an maßgebender Stelle bereits berührt. In Bezug auf Alexander's I. mildere Praxis hatte ich leider bemerkt, daß sie den Ausländern noch zugänglich sei, und das brachte mir die Antwort ein: „Sie sind nicht Ausländer, sondern Russen!“ Ich berühre das, damit Sie es meiden. Genehmigen Sie, hochgeschätzter Herr Landmarschall, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, und daß wir hier uns herzlich gefreut, daß die Wahl der Ritterschaft auf Sie fiel und in Ihnen unseren Landen wieder einen so redlichen Vertreter bot. Gott erhalte Sie frisch, trotz dem glatten Parquet und gesegnet in Ihrem Walten. Behalten Sie auch in freundlichem Andenken Ihren treu ergebenden

F. Walter."

Die Reformen und Kämpfe, welche im Anfange der sechziger Jahre allwärts die politische Welt bewegten, die Anerkennung der nationalen Einigung Italiens, die Befreiung der Leibeigenen in Rußland, der polnische Aufstand und die zunehmende Macht des Napoleonismus, der gewaltige Kampf in Nordamerika und der erbitterte Verfassungskampf in Preußen, hatten auch in Livland ein lebhafteres politisches Bewußtsein wachgerufen, welches Fragen aufwarf, die nicht mehr bloß einzelne Stände oder Lebenskreise betrafen. Die Zeitungen, die bisher vorzüglich nur Nachrichten brachten, begannen Meinungen zu vertreten und sich gegenseitig zu befehden. Neue Organe „einer öffentlichen Meinung" wurden in deutschen und lettischen Zeitschriften und Tagesblättern gegründet.

Aber diese Interessen bewegten sich in sehr verschiedenen Richtungen, entsprechend den beiden Bestandtheilen der Bevölkerung, dem gebildeten deutschen Publicum und den lettisch redenden Landbewohnern. Die erstere findet in der Landtagspredigt von 1862, die letztere in der von 1864 ihren Wiederhall. Diese Scheidung konnte sich um so mehr geltend machen, als die Ueberzeugung sich zunehmend befestigte: das bisher in gemeinsamem Interesse verfolgte Ziel der Religionsfreiheit, müsse über kurz oder lang als unab-

weisbare Forderung der Kultur und Humanität seine Gewährung finden. Was man als Landesrecht seit dreißig Jahren vergeblich erstrebt hatte, hoffte man nun als Consequenz des rapiden Fortschrittes der russischen Regierungsprogramme zu gewinnen. Diese Parole des Fortschrittes aber, die aus dem Innern des Reiches ebenso laut wie vom Auslande her in das Ohr klang, rief auch in den gebildeten Kreisen Livlands lange zurückge- drängte sehr berechtigte Wünsche und Bedürfnisse wach, welche in die Forde- rung einer zeitgemäßen Reform der mittelalterlichen ständischen Verfassung des Landes, einer Erweiterung des Rechtes des Landbesitzes und der Landes- vertretung auf den Bürgerstand und einer durchgreifenden Umgestaltung der Justiz in Stadt und Land ausliefen. Man wünschte nicht nur die be- gonnene Sicherung eines kräftigen lettischen Bauernstandes durch Begünsti- gung des Verkaufes der Bauernhöfe möglichst beschleunigt zu sehen, son- dern verlangte auch für die bürgerlichen deutschen Stammesgenossen eine würdigere Stellung, als sie ihnen die vom Adel beanspruchten und festge- haltenen Vorrechte zugestanden. Je mehr sich die jüngere Generation des Adels selbst diesen Ideen anschloß, um so mehr wurde andererseits auch der Widerstand hiergegen wachgerufen, und die Erinnerung früherer Parteilungen verschmolz mit den neuen Meinungsdivergenzen zu einem Gegensatz, der durch die Uebertragung auswärts gebräuchlicher Schlag- worte und politischer Kategorien nicht gerade Klärung gewann. Unter ganz anderen Voraussetzungen und Zielen standen sich in Livland Conser- vative und Liberale gegenüber, aber das hinderte nicht, daß man an dem Eifer und Hader der Parteien im preußischen Landtage, wie ihn die Zeitungen übermittelten, die Gegensätze schärfte und steigerte, welche sich in den heimischen Verhältnissen aufthaten.

Walter war stets bemüht gewesen, allen Parteilaltungen in der Heimath entgegenzuwirken und die auseinandergehenden Interessen auf gemeinsame Ziele zusammenzuführen. Auch die Parteilämpfe in Deutschland, insbesondere in der preußischen Kammer, verfolgte er nur mit tiefem Bedauern. Für den Verfassungskstreit in seiner Zuspitzung zu einer Paragraphenfrage hatte er wenig Verständnis, und wenn seine liberalen Freunde mit den sonnen- klaren Beweisen der Journalistik staatsrechtliche Probleme lösten und das heilige Recht der Opposition darlegten, so vertrat er in den oft sehr leb- haften Debatten meist die Auffassung der Regierung und des viel geschmähten Ministeriums. Obwohl ihm eine nähere Bekanntschaft mit dem preußischen Staatswesen fehlte, so ließ ihn doch seine langjährige Arbeit in öffentlichen Interessen, seine vielseitige Erfahrung und reise Menschenkenntniß sehr bald ein Verständnis für die practische Sachlage und die Ueberzeugung gewinnen,

daß man nur auf der einen Seite wirklich wisse, was man wolle, und die Zeit wenig angethan war, die Kräfte Deutschlands in innerem Hader zu vergeuden. Namentlich die feste Entschlossenheit, der Muth und die Thatkraft Bismarck's flößte ihm eine unmittelbare Sympathie für den großen Mann und ein Vertrauen ein, das ihm für die Führer der Opposition völlig abging. Die liberalen Doctrinen in der preussischen Kammer stießen ihn schon durch den fühlbaren Mangel einer tieferen philosophischen Begründung ab und entfernten ihn zunehmend dieser Richtung, der er früher weit näher gestanden hatte. Die ganze Heftigkeit seiner Natur aber konnte hervorbrechen, wenn er den extremen Ideen über das Staatsleben kritiklos beipflichten hörte oder gar auf Sympathien mit den verbrecherischen Handlungen stieß, welche die Leidenschaft des Parteikampfes damals gebär. Auch der persönliche Eindruck, den er auf einer Reise nach Deutschland empfing, als er 1863 seine schwer erkrankte Frau nach Wiesbaden begleitete, ließ ihn über das Parteitreiben dort keine günstigere Meinung gewinnen. „Daß sie auf den Universitäten nichts lernten und auch im Leben unter den Kameraden der Wahrheit entbehrten und der Selbstsucht fröhnten, daß sie leer und nackt auf der Universität lebten und von ihr abgingen, hat es verschuldet, daß Liberale und Reactionäre, beide Parteien in ihrem Gebaren und Renommiren, den ruhigen Beobachter mit Ekel erfüllen. Ob auch auf beiden Seiten Einzelne tüchtige und hochgelehrte Herren sind, so sind das doch nur Einzelne, und meist schwache Seiten sind es, von denen sie hierher und dorthin gezogen werden. Das Herrschende ist eine ruhmredige Leerheit, ein arrogantes Greifen nach dem, was zu erringen die Leute zu träge und zu feige sind, und das sie darum im Besitze Anderer schmähern. Das Ende wird ein feiges Fliehen sein, über den Gräbern vielleicht der durch ihr Wählen Verführten, wenn nicht Befreundung mit Napoleon, also Verrath. Das mag den Wählern beider Parteien nicht fernstehen, sie mögen nun von einer in Preußen oder Oesterreich gipfelnden Einheit, von Monarchie oder Republik, von Bruch der Verfassung von der einen oder der anderen Seite, von Einkerkierung oder Aufständen reden.

Auch im politischen Leben giebt es eine Pietät, die uns aufrecht erhält, wenn Namen, wie liberal sein, Demokratie, Constitution zc. den bisherigen Vorstellungen über das Staatsleben das Grab graben. Wer dann mit dem Reformiren seiner selbst anfängt und vor fremder Thür nicht steht, bevor die eigene rein ist, der lernt darob und derweil, daß berechnigte Staatsformen nicht gemacht (oktroirt) werden können, sondern sich selbst machen aus der Selbstreform der Staatsglieder, und daß der Mangel

Hieran allein verschuldet und erhält alle mangelhafte Staatsform, Regierung zc. als Blüthe der Staatsglieder selbst. Diese Pietät, welche uns an die eigene Brust schlagen macht bei jedem Anblick einer Staatskrankheit, sie ist weder indifferent gegen dieselbe, noch erhebt sie uns zum Richter über andere; sie macht aber in der Selbstreform uns sicher, daß das Kranke sterben und das Gefunde gewiß siegen wird, und zwar durch Kämpfer, die kein Wühler reizte noch sammelte."

Ähnliche Gedanken, durch die politischen Bewegungen in der Heimath selbst aufgedrängt, boten Walter den Stoff zu der vierten Landtagspredigt am 12. Februar 1862. Sie knüpft an die Worte Hardenberg's: „Wenn ich ihn nur habe“ an, und führt durch, daß: „wenn wir ihn nur haben, wir auch Kirche und Vaterland, Freiheit und Frieden wiedergewinnen werden.“ Er mahnt: „in der gewaltigen Gährung überall in Europa nur das Kreisen der Zeit zu erkennen, die — ob auch unter viel Kampf und Noth — wie in den Tagen Hardenberg's, so auch jetzt ein neues, frisches Leben gebähren will“ Die Anwendung des Textes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ erkennt das Zurücktreten des früheren Parteihaders in Livland dankbar an und beleuchtet die Oberflächlichkeit der politischen Schlagworte der Gegenwart, der thörichten Verbindung von Fortschritt mit Liberalität und Reaction mit Conservativismus. „Der abstracte, aller geschichtlichen Grundsätze entbehrende und den Rechtsbegriffen des Volkes fremde Fortschritt des sogenannten Liberalismus verschwindet spurlos, wenn, und dem entgeht er nicht, ein tüchtiges Donnerwetter dreinschlägt und es in herabströmendem Regen die Luft reinigt von den Wolken, in welche er seine Luftschlösser gebaut hat. Wo dagegen der Fortschritt sich aufthut, ohne den geschichtlich errungenen Rechten und Besizthümern, moralischen oder weltlichen, Gewalt anzuthun, und wo die geschichtlichen Errungenschaften sich selbst fortentwickeln nach den Forderungen der Gegenwart, — da werden die Kraft und Zeit verschwendenden Rückschläge erspart: da ist liberaler Conservativismus."

„Freiheit, aus der Wahrheit geboren, und Gleichheit, aus der Liebe geboren, sind die weltbesiegenden Rechtsbegriffe der Christen: und ein Staat, der seinen Unterthanen, und ein Machthaber, der in seinen Untergebenen will stark sein, hat ihnen nur solche Ordnungen und Gesetze zu geben, die gegen diese ihre Rechtsbegriffe nicht verstoßen: sonst scheitert er an ihnen."

Wie ein Wiederklang der frommen Zuversicht und freudigen Hoffnung, von der diese vierte Landtagspredigt 1862 getragen war, lautete ein Bericht, der Walter im Jahre darauf, am 18. April 1863 aus Dorpat durch die Frau seines Bruders zugeht: „Gestern hat mein altes Herz noch vor seinem Stillstehen einen schönen Triumph erlebt; einen Tag, den es einst

nimmer zu sehen dachte. Usmann, mein lieber, verehrter, war angekommen und er, den ich einst aus der Stadt gewiesen sah, so daß er nicht einmal die eine Nacht über das schreckliche Wetter, das eben losgebrochen war, abwarten durfte, er stand jetzt auf einem hohen Balcon, weithin sah man die schlankte Gestalt mit dem greisen bloßen Haupte, und tief unter ihm wogte ein Feuermeer, über das hinaus helle Fahnen wehten. Aus vielen hundert jungen Kehlen wurden die Hurrah's gerufen und Jubellieder gesungen. Nur er war derselbe wie ich ihn damals sah, in seinem Hause, als der Gensdarm nicht von seiner Seite wich, still, heil und freundlich, so jetzt, wo 600 Fackeln zu ihm hinaufbrannten. Ach, wie viel mal mußte ich gestern zu meinem lieben Gott sagen: ja Du verstehst alles auszugleichen, wenn nur einer in Demuth und Zuversicht gehorsam und still in der Prüfung steht. Dieselbe lange Straße, die einst ihn sah hinausgewiesen dahinziehen, nur von Einem bewacht, sah jetzt den Feuerstrom mit den Siegesfahnen und hörte die Vieder voll Jubel aus all den jungen Herzen.“

Schärfer beleuchtet konnte der Abstand von zwei Decennien nicht in das Bewußtsein treten, als in diesem festlichen Einzuge in Dorpat, welchen die Studirenden dem einst abgesetzten und verbannten Rector der Universität, nunmehr dem Bischof und höchsten Vertreter der protestantischen Kirche in Rußland, bereiten durften.

26. Das Deutchthum in Livland und die letzte Landtagspredigt 1864.

Während man auf kirchlichem Gebiete in Livland sich der Hoffnung hingeben konnte, die Beschwerden des Landes würden endlich doch noch durch den Kaiser abgestellt werden, erwuchs dem Lande aus dem nationalen Gegensatz seiner Bevölkerung eine neue Gefahr.

Trotz mancher Kämpfe war es gelungen dem Bauernstande in Livland, auf Grundlage der Föllkersahm'schen Reformideen, eine durchaus günstige Lage zu sichern. Durch Pachtung und Kauf der Bauerngüter war ein großer Theil der Landbevölkerung bereits zu einem ansehnlichen Wohlstande und schnell wachsender Kultur und Bildung gelangt, und es stand in dem freien Willen eines Jeden, diesem Vorgange seiner einsichtigeren Volksgenossen zu folgen.

So wenig man nun auch gegen diese Reformen in Livland den Tadel jener Ueberstürzung erheben konnte, die in Rußland zu so bedenklichen socialen Zuständen geführt hat, so blieb doch auch hier die Reaction nicht aus, welche so bedeutende wirtschaftliche Veränderungen im Volksbewußtsein nach sich ziehen. Schon 1843 hatte Walter die Ueberzeugung aus-

gesprochen: „Wir dürfen nicht meinen, daß irgend welche Reformen den revolutionären Funken im Volke erlöschen werden, den der Gedanke einer Landbesetzung entzündet hat, der von Rußland aus zur Erregung der Massen in das Land geworfen wurde.“

Wie sich schon 1859 in Estland unter dem Landvolke eine Bewegung gegen die nur auf sein Bestes abzielenden Reformen erhoben hatte, so trat jetzt auch in Livland eine Opposition unter den Letten gegen den Ankauf und die Pacht der Bauernhöfe auf. Man hoffte, durch Behinderung der freiwilligen Reformen die russische Regierung zum Einschreiten zu veranlassen und durch sie, auch ohne Gegenleistung, in den Besitz des Landes zu gelangen.

Hiermit verband sich eine Agitation in den neu erstandenen lettischen Zeitungen, deren halbgebildete Publicisten eine kümmerliche Geschichtskennntniß dazu verwerteten, dem Volke klar zu machen, daß eine solche Reform durch Kauf und Pachtung, welche die Gutbesitzer keineswegs empfindlich schädigte, nicht die gerechte Sühne sei für das Jahrhunderte alte Unrecht, das der Bauer in Livland erlitten hätte. Man zog die politischen Bewegungen in Europa zur Beleuchtung der heimischen Verhältnisse herbei, das napoleonische Nationalitätsprincip die Einigung Italiens, den polnischen Aufstand, und suchte hierfür einen patriotischen Wiederhall in der Idee eines national lettischen Bewußtseins im Gegensatz zum Deuthum. So setzte sich am Anfange der sechziger Jahre in Livland der kraftlos und inhaltsleer gewordene Gegensatz von Bauer und Herr in den faßlicheren, ohrfälligen der Sprache, von lettisch und deutsch um, in welchem nun alle Unzufriedenheit ihren Ausdruck fand. Schon im Jahre 1863 mußte die Regierung eine lettische Zeitung auf vier Monate unterdrücken, weil sie den Racen- und Klassenhaß verbunden nährte. Walter war anfangs geneigt, dieser Bewegung wenig Bedeutung beizumessen und sie nur für eine künstliche Agitation zu nehmen, die im Volke selbst keinen Wiederhall fände. Er war selbst genauer als die meisten Letten mit Sprache, Sitte, Charakter und Empfindungsweise dieses Volkes vertraut. Er hatte ihm bei weitem den größten Theil seiner Lebensarbeit gewidmet und hatte es, so wenig er seine Fehler verkannte, um vieler achtungswerther Eigenschaften willen aufrichtig lieben gelernt. Er empfand in sich so wenig einen Gegensatz zu den Letten, daß sie ihm vielmehr in gewissem Grade den Mangel eines deutschen Volksthumes in seiner Heimath ersetzten. Er hörte daher überhaupt nicht gern von Deutschen und Letten reden, sondern zog die Unterscheidung von lettisch und deutsch sprechenden Livländern vor, weil er die Ueberzeugung hegte daß gemeinsame Religion und Kultur die Be-

völkerung Livlands geistig weit mehr einigten, als sie die Sprache zu scheiden vermochte. Daß auch dieser äußere Unterschied mit dem Fortschritte des Volksschulwesens, in dessen Pflege jetzt schon Gutsbesitzer und Gemeinden wetteiferten, fortfallen werde, war ihm in keiner Weise zweifelhaft. Er hatte selbst Gelegenheit gehabt, unter seinen Augen zu verfolgen, wie leicht und willig sich Letten die deutsche Denkweise und Sitte aneigneten und jeden Unterschied bis auf die letzte Spur zu tilgen vermochten. Der erste Lehrer, den das Seminar in Wolmar ausgebildet hatte, Neiken, fühlte sich zu tieferer geistiger Bildung hingezogen und wurde von Walter in sein Haus aufgenommen, um sich hier für das Universitätsstudium vorzubereiten. Er absolvierte in Dorpat, von seinen Kommilitonen deutscher Herkunft geachtet und geliebt, das theologische Studium und bald stellte ihn sein lauterer Charakter und für alles Ideale erschlossener Geist den geachtetsten Geistlichen des Landes zur Seite. Er stand unter den jüngeren Predigern dem Herzen Walter's am nächsten und war mit ihm betreffs der Zukunft seiner Volksgenossen ganz eines Sinnes. Leider wurden die Hoffnungen, welche sich gerade an die Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Mannes knüpfen mußten, durch einen frühzeitigen Tod vereitelt. Den 3. Juli 1868 schreibt Walter: „Vor drei Tagen ist Neiken am Nervenfieber gestorben. Seine Frau war, ehe er erkrankte, verreist; die Arme findet ihn im Sarge, den Versorger zweier Elternpaare und der eignen Kinder. Heute wird er beerdigt und wenn ich nicht Thorheiten dabei befürchtete, unter denen mein Name nicht vorkommen darf, wäre ich hingefahren. Jetzt bleibe ich, während vielleicht Lettomanen dort, den tüchtigsten, das Germanisiren seines Volkes verlangenden Letten und ihren Hauptgegner begraben. Er allein hatte unter den gebildeten Letten einen klaren Blick über die politische Lage unseres Volkes. Auch Zimse hat in Neiken das ihm nöthige Gegengewicht verloren.“ Dem Beispiele Neiken's folgten zahlreiche seiner Volksgenossen. Sie studirten mit ihren Landsleuten deutscher Abkunft in Dorpat, lebten mit ihnen eng befreundet in derselben studentischen Verbindung und nahmen auch im bürgerlichen Leben eine völlig gleich geachtete Stellung ein. Ein lettischer Schüler der Parochialschule in Wolmar, dessen Begabung Walter früh aufgefallen war, wuchs in seinem Hause in brüderlichem Verhältniß zu seinen Kindern auf und wirkt gegenwärtig als angesehenen Geistlicher in der Pfarre Walter's zu Wolmar, ganz im Sinne seines väterlichen Freundes.

Daselbe, was Walter so auf das glücklichste in seiner nächsten Umgebung sich vollziehen sah, diesen Ausgleich der Gegensätze durch eine freiwillige und in der Natur der Dinge liegende Germanisirung, das wünschte

er auch dem lettischen Volke als Ganzem, um dieses Volkes selbst willen, ermöglicht zu sehen. Nicht eine Behinderung, wohl aber eine leichtfertige Verzögerung dieser ebenso nothwendigen wie wohlthätigen Entwicklung sah Walter nun aus der deutschfeindlichen Bewegung der lettischen Presse erwachsen. Das einzige Mittel, mit dem hier zu begegnen war, bot das Landschulwesen dar. Der Lässigkeit und den Vorurtheilen entgegenzutreten, welche unter den Gutsbesitzern in Livland noch immer gegen die sprachliche Annäherung mit der lettischen Bevölkerung bestanden, und die Forderung des Unterrichtes im Deutschen, welche Walter schon 1843 gestellt hatte, zu erneuern, findet er sich in der Landtagspredigt von 1864 veranlaßt. Sie faßt die Germanisirung der Letten als eine rein interne Angelegenheit des Landes ohne jede politische Beziehung zu Rußland auf, als die Erfüllung einer lange verabsäumten Pflicht, als ein Werk der Liebe zu der Landbevölkerung der Heimath.

Wie die erste Landtagspredigt „Kirche und Sprache“ die höchsten Schätze nennt, die dem Lande durch seine Capitulation gesichert worden waren, so wird auch jetzt nur die nothwendige Folge aus diesem geschichtlich und rechtlich gegebenen Thatbestande gefordert: „Die Ritter und Landschaft, wie die Bürgerschaft Livlands ist deutsch, — und daß wir nicht sagen können, ganz Livland ist deutsch, ist von uns selbst verschuldet, als wir in unklarer Pietät gegen die Bruchtheile aus der Geschichte verschwindender Volksstämme, ihre Nationalität zu erhalten uns bemühten, gegenüber ihrem, in der Natur der Lage derselben begründeten Drange zur Germanisirung, und damit auch zur nationalen wie bereits zur confessionellen Gleichstellung mit ihren Herren. Wenn's noch möglich ist, wolle Gott das Versäumte namentlich durch die bereits ehrlich gepflegten und fortzupflegenden Schulen, für sie nachzuholen, uns genügende Liebe für sie geben.“

Während Walter in derselben Predigt, indem er die Justizreform im Lande berührt, es ganz unverhohlen ausspricht, man möge sich damit beeilen, damit nicht von Rußland aus dem Lande fremdartige Geseze augenöthigt würden, liegt ihm in der Sprachenfrage eine solche Besorgniß völlig fern, da er hier lediglich die Agitation der Letten und die Vorurtheile seiner deutschen Landsleute im Auge hat. Er hatte 1843 vom Landtage den Unterricht im Deutschen für die Landschule verlangt, 1852 in einer Druckschrift das Recht der Germanisirung begründet, 1855 in einem Memorial für den Minister den Werth des deutschen Charakters der Provinzen für das Reich dargelegt. Ueber das Recht und die Pflicht, dem Landvolke den Zugang zum Deutschthum zu erschließen, konnte gar kein

Zweifel bestehen, denn die deutsche Sprache war, wie die evangelische Religion, dem Lande in allen Verträgen und Capitulationen zugesichert worden. Im Jahre 1869, wenig Wochen vor seinem Tode hat er seine Auffassung dieser Frage in folgender Gestalt wiedergegeben:

Das Deutschthum.

Das von Deutschen eroberte Livland wurde vom Deutschen Kaiser und Reiche als selbstständiger deutscher Staat anerkannt, — und alle Verträge Livlands mit seinen mächtigen Nachbarn sind, seit die Bischöfe gleich dem Ritterorden aus der Reihe der Herren des Landes ausschieden, nur vom deutschen Adel des Landes und von den deutschen Bürgern der Städte geschlossen worden. Das gilt auch von den Unterwerfungsurkunden, durch welche das von seinen Nachbarn bedrängte und verwüstete Land, unter Vorbehalt des Schutzes für die deutsche Sprache in Schule und Verwaltung, für Glauben, Gesetz und Besitz, der russischen Oberherrschaft sich unterwarf.

Diesen Vorbehalt oder die Rechte und Privilegien Livlands, hat nicht nur der Kaiser Peter I. in den, auch in den Rysstädter und Alboer Friedenstractaten wiederholten Accordpunkten, für sich und seine rechtmäßigen Nachfolger bestätigt, sondern sie sind auch von den Nachfolgern Peters bis zum heutigen Tage, ohne Ausnahme, anerkannt und zugesichert worden.

Es ziemt daher den Livländern wohl, die von ihren Herrschern ihnen zugestandene Sonderstellung, trotz der Opposition und Anfeindung, die sie in manchem Ministerium und in der Moskauer Publicistik hat erleiden müssen, selbst zu respectiren.

Das ist namentlich auf den Livländischen Landtagen die Aufgabe der Livländischen Ritter- und Landschaft, — und darauf mußte darum auch die den Landtag einleitende Landtagspredigt von 1864 hinweisen. Sie that es, indem sie die tagenden Ritter- und Landsassen mahnte, was keines Kaisers Wort noch dem Lande genommen, erstens: sich und ihren Nachkommen unverkümmert zu bewahren die freie Glaubensstellung, die deutsche Nationalität, wie Besitz und Gesetz des Landes. Sie mahnt zweitens: auch den seit 1819 von der Hörigkeit befreiten und eben jetzt von der letzten Frohne zu entlastenden Bauern, wie ihnen bereits an dem Glauben und Besitze und an der Rechtspflege Theil gegeben war, so endlich auch an ihrer deutschen Nationalität Theil zu geben. Durch Förderung des Schulwesens sollte denen, die darnach verlangten, mehr als bisher die Möglichkeit geboten werden, durch deutsche Sprache und Bildung sich zu germanisiren und dann auch Theil zu haben an unseres Kaisers Vertrauen, auf die

Treue seiner deutschen Unterthanen und auf ihre Bereitwilligkeit in seinem Dienste in der Heimath, wie im großen russischen Reiche. —

Ich wünsche, dem Herrn Samarin (Herr Samarin hatte in einem politischen Pamphlet die Loyalität der Livländer niedrig verdächtigt) Unkenntniß der Livländischen Geschichte und der ihrem Herrscher treuen Gesinnung vorwerfen zu dürfen, um nicht der Persidie es zuschreiben zu müssen, wenn er „den systematischen, auf eine Festigung des germanischen Elementes durch Entnationalisirung des Volkes gerichteten Plan“ meiner Predigt als ein Verbrechen vorwirft. Rechtlich dürfte nur das Fehlen dieses Planes ihr vorgeworfen werden, in einer deutschen und vom Herrscher als solche anerkannten Provinz.

Den Plan aber, „dadurch die baltischen Provinzen an Preußen bringen zu wollen“ konnte nur die Persidie dessen hier unterstehen, der selbst dem NationalitätenSchwindel verfallen ist, den Napoleon's Annexionsgelüste über die heutige Welt gebracht hat, und den die Panslaven in dem Wahne pflegen daß die politischen Grenzen mit den Grenzen der Nationalitäten durchaus zusammenfallen müßten. Mit sich selbst im Widerspruche suchen sie hier die fremden Nationalitäten des russischen Reiches zu russificiren, dort dagegen anderen Staaten zugehörige slavische Völker Rußland zu vereinigen, je nachdem das Annexionsgelüste erfordert. Nur wer diesem Schwindel verfallen ist, kann an ein Russificiren Livlands denken, trotz der historisch begründeten Wahrheit, daß die minder civilisirte Nationalität nie die höher civilisirte zu verdrängen vermag; nur der kann den deutschen Livländer deshalb verdächtigen, weil er in Bezug auf die fortschreitende Civilisation sich an Deutschlands Culturentwicklung anlehnt und an der deutschen Nationalität treulich festhält, ja zu derselben auch den seinem Schutze befohlenen Letten zu fördern sucht. Nur ein solcher kann den Gedanken fassen, man gehe damit um, dem russischen Scepter und dem unter ihm genossenen Frieden untreu zu werden, und eine Annexion Livlands an Preußen vorzubereiten und Livland wieder dem Loose zuzuführen, der Schauplatz endloser und verheerender Kriege zu werden. Wer solche Verdächtigung auszusprechen wagt, thut es jedenfalls mala fide; denn er hat selbst das Bewußtsein: daß Livland den Segen des Friedens, wie es ihn bisher genossen hat, nur im Schutze Rußlands hoffen darf und ferner, daß Livland bisher, weil es seiner deutschen Nationalität treu blieb, seinen russischen Herrschern die treuesten Diener und dem russischen Reiche die fleißigsten und intelligentesten Beamten und Arbeiter geboten hat. Keine Provinz und kein Gouvernement des russischen Reiches kann sich bisher Livland an die Seite stellen, in Bezug auf die Zahl der Officiere, die für's Vater-

land den Heldentod gestorben sind, wie derer, die als Mitglieder des Heeres und der Verwaltung hohe Stellungen im Reiche eingenommen, oder in Kunst und Wissenschaft zur Fortbildung das Ihre beigetragen haben. Keines hat sich von dem Verrath und Aufstand gegen Kaiser und Reich so fern und rein gehalten und hat, wo ihm offenkundiges Unrecht geschah, wie Livland, dasselbe stillschweigend und treuen Herzens getragen, bis die Zeit der Abhülfe Seitens des Herrschers kam, dem es sein Leid geklagt.

Soll das anders werden? Wer das sich zum Ziele seines Strebens und Wirkens erwählt, der sehe wohl zu, womit er dem russischen Kaiser und Reiche ersetzen will, was er ihnen nimmt und er sehe sich vor, daß der Livländer mit seiner Treue am Deutchthum, um die deutsche Treue und seine Ehre gebracht, russisch sprechend nicht auch seine neuen Gesinnungsgenossen bald in Treulosigkeit überflügelt und Aergeres selbst thut, als Herr Samarin, — nicht aus Livländischen Herzen —, ihm schon zugetraut hat.

Das Lettenthum.

Livland wurde von Deutschen erobert, die eben darum nicht Colonisten neben und unter den Letten und Esten, sondern Herren des Landes waren. Sie wurden zugleich Herren der zum finnischen Volksstamme gehörigen, von ihnen unterworfenen Esten, wie der zum indogermanischen Volksstamme gehörigen und als Colonisten erst mit den Deutschen in das Land gekommenen Letten. Diese den deutschen Herren, Landbesitzenden Edelleuten wie Bürgern der Städte, unterthänigen Nationalen, d. h. Esten und Letten, wurden nach der Sitte jener Zeit als Hörige und später als Leibeigene, im Dienste wie im Schutze ihrer Herren zur Bearbeitung des Bodens ihrer Heimath verwandt. Gleichzeitig wurden ihre Brüder und Kinder von den einfallenden russischen Heereshaufen, als Kriegsbeute aus dem Lande weggeführt und verkauft, oder wenn sie als Kranke und kleine Kinder lästig waren, umgebracht. Als Hörige und Leibeigene konnten die Letten und Esten natürlich in der politischen Stellung Livlands keine Bedeutung haben. Schon damals wäre es gerathen gewesen, diese Völkerspitter zu entnationalisiren. Dieses war um so mehr gerathen, als die Deutschen allmählig vorwärtsschreitend sie mit ihrem Glauben und ihren Sitten und wieder mit Besitzrecht und persönlicher Freiheit ausstatteten, ja ihnen Theil gaben an der Gemeinde- und Rechtspflege im Lande, sodaß schließlich nur noch die Sprache sie von den Deutschen unterschied. Diese hätten sie sich, bei ihrem Drange nach Germanisirung, bald angeeignet, hätte man in den von den Deutschen für sie errichteten Schulen, neben dem Lettischen und Estnischen auch im Deutschen für diejenigen Unterricht geschafft, die selbst hiernach Verlangen

trugen. Leider hatte man aus unklarer Pietät für ihre Nationalität dieses absichtlich bisher vermieden, oder doch nicht genug gefördert.

Das junge Lettland ist ein nagelneues Produkt des letzten Decenniums. Als man es zu besprechen begann, schien es mir mehr in den Befürchtungen seiner Tadler, als in Wirklichkeit zu existiren. Diese traurige Wirklichkeit ist aber jetzt klar zu Tage gelegt.

Wir waren es bei uns zu Lande bisher gewöhnt gewesen, daß die jungen Letten und Ehsten, welche höhere Bildung erlangten, mit denselben auch ihre Nationalität abstreiften, und als Ebenbürtige in die Reihe der gebildeten Deutschen traten. So möchte es jetzt bereits schwer fallen, alle die Familien unserer deutschen Bevölkerung, und zwar in allen Ständen derselben, von den gefürsteten Nachkommen Kaupo's an bis zum armen halbdeutschen Handwerksmann herab, anzugeben, welche von germanisirten Letten und Liven abstammen. Sie sind mit gutem Rechte sich ihres Deutschthumes bewußt und vertreten es würdig neben allen zugewanderten Volksgenossen aus den verschiedensten Gauen der alten deutschen Heimath. Es ist einmal eine solche Entnationalisirung ein Proceß im Völkerleben, der uns nach dem Zeugniß der Geschichte auch sonst und überall da als unvermeidlich entgegentritt, wo das herrschende Volk zugleich das höher gebildete ist, und nicht spröde ist gegen die Aufnahme fremder, zu seiner Bildung sich erhebender Elemente in seine Nationalität. Andererseits hat das unterdrückte Volk, wenn es höhere Bildung besaß, das Joch des Unterdrückers bald wieder abgeschüttelt, oder den Unterdrücker geistig unterjocht und ihn durch seine geistige Superiorität so beherrscht, daß dessen Nationalität durchaus umgestaltet wurde.

Die Germanisirung der, eine höhere Bildung erringenden Letten war vielfach bedingt. Zunächst dadurch, daß sie sich an kein anderes Volk von höherer Bildung anlehnen konnten; denn ihre nördlichen und östlichen Nachbarn standen auf niederer Bildungsstufe als sie selbst. Sodann bestand der Kreis, in den sie ihre Bildung hineinführte und in dem sie allein die den Anforderungen ihrer Bildung entsprechende, gesellige oder gemüthliche oder litterarische Befriedigung fanden, nur aus Deutschen. Ebenso verband sie der Beruf dem sie ihre Bildung zuführte, nur deutschen Berufsgenossen. Zur Germanisirung trieb die Bildung sie auch schon dadurch, daß die Deutschen sie auf dieser Grundlage als Ebenbürtige aufnahmen, hingegen ihre eigenen Volksgenossen sie Halbdeutsche oder Strüffeldeutsche (kahrklu wazeeschi) schalteten und sie aus bloßem Neide mißhandelten. Freilich waren sie ihrerseits wiederum auch oft bereit, wenn sie noch ohne höhere, nur durch viel Arbeit und Kämpfe zu erringende

Bildung waren, sich in rohem Hochmuth über ihre ärmeren Volksgenossen zu erheben. Der Weg zur Germanisirung war endlich auch dadurch geebnet, daß die meisten der jungen Letten unter Deutschen aufwuchsen und dadurch in's deutsche Volksbewußtsein einwuchsen, oder doch den Deutschen die Anleitung und oft auch die Mittel zu ihrer Bildung verdankten. Gewöhnlich war es der Prediger, dem beim Ueberhören der Kinder, des Knaben Begabung auffiel, der die Eltern dazu vermochte, ihn die Landschule besuchen zu lassen, und der dann, sah er in der Schule sein Urtheil über den Knaben bestätigt, die Eltern wieder bestimmte, ihn in den deutschen Schulen oder auf der Universität, sich weiter ausbilden zu lassen. Waren die Eltern zu arm oder zu karg, so besorgte der Prediger wohl selbst die nöthige Unterstützung durch begüterte Deutsche.

Die Dankbarkeit, diese edelste Blüthe des gebildeten Gemüthes, die leider ebensovohl bei großer Verstandesbildung fehlen kann, wie sie uns, ob auch selten, bei niederer Bildung des Verstandes entgegentritt, — sie wurde gemeiniglich die Brücke zur Germanisirung, indem das junge Gemüth an dem Herzen erwarnte dem es sich zu Dank verpflichtet hielt. Sie erstarkten dann durch den Verkehr mit den an Bildung Reicheren und in deren geselligem Kreise zur Demuth gegenüber der Gefahr der Selbstüberhebung, die denjenigen arg bedroht, der unter seinen minder gebildeten Angehörigen schon als Kind den Hahn im Korbe abgiebt.

Das Junglettenthum.

Die jungen Letten hingegen, die sich zwar auch zu höherer Bildung aufgeschwungen hatten, sei es, daß sie auf der Universität der Gelehrsamkeit oblagen, oder nur in Lehrerseminaren gebildet wurden, oder sich anderen Berufsarten zuwandten, aber dennoch dem Deutschthum feindlich entgegen traten, hatten meist eine andere Entwicklung genommen. Sie waren ohne die dankenswerthe Vermittlung der Prediger oder anderer Deutschen, und ohne den Verkehr in gebildeten Kreisen, nach dem Willen und auf Kosten ihrer Eltern geschult worden. Sie erwuchsen im Kreise der ungebildeten Angehörigen nur zu leicht zu maßloser Selbstüberhebung, welche natürlich in den gebildeten Kreisen anstieß und zurückgewiesen ward. Das gab sie dann der bitteren Stimmung preis, daß man sie darum nicht genügend ehre, weil sie als Letten geboren seien.

Diesen Hochmuth und diese Bitterkeit hielten sie fest, trotzdem daß sie neben sich eine bedeutende Zahl Volksgenossen sahen, die als Prediger und Aerzte, als Beamte der Krone, als Lehrer und Rüstler im Dienste der Kirche,

als Kaufleute, Künstler und Handwerker, sich allgemeine Achtung erwarben, und nie in ihre Klagen einstimmten. Auch diese verleugneten ihre lettische oder ehstnische Abkunft durchaus nicht und dienten ihren Volksgenossen herzlich treu, ebenso wie die Deutschen, denen sie sich anschlossen, an ihnen und an ihren Volksgenossen es gethan hatten. Sie hielten sich gerade an die tüchtigsten Vertreter des Deutschthums und sie sind gemanifirte Letten und sind Deutsche. Jene aber ritt der Hochmuth und machte sie blind für das Bewußtsein, daß sie doch selbst auch den Deutschen alle ihre Bildung verdankten, und daß Deutsche nur zu Stande brachten die Schulen der Letten, von den Gemeindeschulen bis zum Lehrer-Seminar. Sie übersehen, daß bis auf ganz geringe Ausnahmen Deutsche nur schrieben und drucken ließen, was die Ehsten und Letten an wirklich brauchbaren Druckschriften besaßen, und was keineswegs so wenig ist, als man vorgiebt. Deutsche machten in der lettisch-litterarischen Gesellschaft tüchtige Studien im Dienste der Reinheit der lettischen Sprache, ließen Arbeiten drucken, auf vergleichendes Sprachstudium gestützt, gaben Theile der Grammatik und jüngst noch eine ganz neue Grammatik heraus, sammelten Materialien zu einem Lexikon und setzten einen Preis von 700 Rb. S. auf die Beendigung desselben, und boten daneben so manches belehrende Buch dem Volke. Sie vergaßen, daß Deutsche zur religiösen und sittlichen Bildung des Volkes eine Gemeindepflege eingerichtet hatten, wie sie wenig Länder besitzen, so daß selbst bei der wüsten Volksverführung vor Jahren, in der wenig Völker auf dieser Entwicklungsstufe bestanden hätten, doch $\frac{3}{10}$ der Bevölkerung der Versuchung nicht unterlagen. Auch Deutsche waren es, die 1804, 1819 und 1849 der Kaiserlichen Majestät die Agravverordnung unterlegten, und bevor an eine Bauernemancipation im übrigen Rußland nur gedacht wurde, brachten sie hier allmählich, ohne Unruhen, eine Agrarorganisation zu Stande, die man nur ungehindert braucht gewähren zu lassen, um die Verhältnisse hier zu einer hohen Blüthe zu bringen.

Aber das alles haben die Leute, von ihrem Hochmuth geritten, vergessen, wenn sie im letzten Decennium sich entschlossen, nicht nur sich selbst zum schändlichsten Undank gegen die Deutschen zu bekennen, sondern auch das übrige Volk der Letten zu gleichem Undanke zu verführen. Und das haben sie gethan in ihren Organen, dem „Gast des Hauses“ und „Haus, Natur und Welt“ indem sie dem Volke Haß gegen die Deutschen einzupflanzen suchten, und die religiöse Bildung, die dem Volke vornehmlich als Boden aller ferneren Volksentwicklung geboten worden, verdächtigend und herabsetzend auf die Lehrer der Kirche und unter diesen auf ihre eigenen Volksgenossen, die treuesten Arbeiter für die Litteratur der Letten selbst. Sie

haben dem dazu nicht reifen und in gesunder Achtung für seine Obrigkeit erzogenen Volke, von Garibaldi's Heldenthaten und der Entthronung der italienischen Herrscher, von Ungarns Auflehnung gegen Oesterreich erzählt und in unreifen Artikeln das Volk politisch verbildet. Um ein neues Organ für ihr unreifes Geschreibsel zu gewinnen, haben sie die Concession zur Gründung einer neuen Lettisch-litterarischen Gesellschaft in Anspruch genommen und zu diesem Zwecke, der Wahrheit zuwider, die bisher durch lange Jahre bestehende lettisch-litterarische Gesellschaft verleumdete. Sie haben dem Domänen-Ministerium das Landschulwesen in Livland und Curland und insbesondere auf den Domänen-Gütern falsch geschildert und die Pfleger des Volksschulwesens frech verleumdete. Und das alles entblödeten sie sich nicht zu thun, ohne der Verantwortung zu gedenken, in die sie verfallen müssen, wenn das Volk sich wirklich irre machen ließe in seiner religiösen Stellung, und nicht mehr die religiöse Erkenntniß für seinen höchsten Schatz halten, und nicht mehr mit Vertrauen sich halten sollte zu seinen kirchlichen Führern. Sie bedachten nicht, daß ihre politischen Unterweisungen das Volk vertraut machen mit dem Gedanken des oft belobten Aufstandes, und der Entthronung der von ihnen bespöttelten Herrscher. Sie bedenken nicht, daß es würdiger und weiser ist, Besseres zu schreiben, (und was schrieben sie?), als in unverschämter Kritik und in schlechtem Lettisch dazu, die Gedanken und die Sprache an dem herunterzureißen, was für das Volk geschrieben ist.

Jene gebildeten Letten in's Auge fassend, die germanisirt, mit den übrigen Deutschen das Wohl der Letten besorgen sollten, — hatte ich den Klagen über das junge Lettland mein Ohr verschlossen.

Ich hielt dafür, daß unter den durch das Lehrerseminar in größerer Zahl zu höherer Bildung geförderten Letten wahrscheinlich manche an dem erklärlichen Hochmuth litten, der ihnen einredete, die Deutschen achteten sie als geborene Letten nicht ebenbürtig. Ich meinte, daß wiederum auch so manche Prediger und Deutsche des Landes, die bisher mit ganz ungebildeten Küstern und Lehrern der Volksschulen nur zu thun gehabt und diese darnach auch behandelt hatten, sich noch nicht so schnell daran gewöhnen könnten, ihnen eine bessere Behandlung zukommen zu lassen und sie mehr in ihre Kreise zu ziehen. Ich hoffte, das werde sich aber alles schon ordnen und geben, wenn nur Geduld da wäre zum Zuwarten. Die späteren Schritte aber, wie die, welche der Collegien-Secretär Woldemar that in Bezug auf das Schulwesen und die lettisch-litterarische Gesellschaft, sowie das unflätliche Betragen der Organe des jungen Lettland, dieser von ihnen gepriesenen Verbrüderung (beedriba), sie öffneten mir die Augen.

Den Jungletten kam der Gedanke gar nicht, daß ein Volk, das von seiner Geschichte keine Nachrichten und nicht einmal geschichtliche Volks-
gesänge hat, auch keinen Boden hat für die Entfaltung seiner Nationalität.

Oder worin soll man diese Nationalität der Letten sehen, im Gegensatz zu den germanisirten Letten? Will man etwa in das alte Unrecht verfallen, welches in den herrschenden Lasten, im Lügen zc. lange unterdrückt gewesener Völker ihre Nationalität sucht? Oder lassen sich herrschende Tugenden der Letten aufweisen, um diese ebenso unberechtigt zur lettischen Nationalität zu stempeln? Sind aber Lasten und Tugenden allen Völkern in bestimmten Entwicklungsstufen gleich eigen, — und macht die höhere oder niedere Bildung auch nicht die Eigenthümlichkeit eines Volkes aus; worin besteht diese denn? Ledig in der Geschichte der Völker und ihren geschichtlichen Erinnerungen, Sagen und Liedern ruht ihr Nationalbewußtsein. Haben aber die Letten derlei nicht, — so ist auch keine Nationalität ihnen zu bewahren, sie sind hinüber zu führen in ein in höherer Bildung stehendes und sie sich aneignendes Volk und dessen Volksbewußtsein.

Darum achte ich, die Letten waren billig längst schon zu germanisiren und sie sind es noch, sollen sie anders zu einem Nationalbewußtsein und Leben kommen.

Es ist Unrecht, das Volk der Letten, das alles geschichtlichen Bodens zu einem kräftigen Volksbewußtsein und also zu nationaler Fortentwicklung entbehrt, in eine gegen die höher gebildeten Deutschen spröde festgehaltene nationale Isolirung zu bannen, statt seiner nicht wegzuleugnenden Neigung entgegenzukommen, die es drängt, in die Bildung und Nationalität der Deutschen ganz aufzugehen, sich also zu germanisiren.

Ein doppeltes Unrecht ist es aber, das Volk dadurch in seiner lettischen Nationalität zu isoliren, daß man 600 Jahre zurückgreift, um aus jener Zeit her: die Sanddünen der Ostsee, roth von dem durch die Deutschen vergossenen Helden-Blute der Letten, als alle Befreundung mit den Deutschen verbietendes Gespenst hervorzubeschwören. Es ist nicht nur deshalb ein Unrecht, weil das ganze Gespenst, also die angeblich geschichtliche Thatsache, eine durchaus erdachte Fiction ist, weil die Letten hier im Lande unter der Führung der Deutschen gegen Liven und Esten kämpften. Aber auch bei den Esten, die allerdings in blutigen Kriegen mit den Deutschen gekämpft haben, wäre solches Zurückgreifen auf die Geschichte fernher Jahrhunderte und ihrer Greuelthaten ein Unrecht, weil der jetzige Deutsche mit jener Zeit nichts zu thun hat. Er hat vielmehr die damaligen Sklaven freigelassen, die damals begründete Frohne überall abgeschafft und auf dem Wege, auf dem er selbst zum Landbesitze gekommen ist, durch Kauf, hat er auch den

Setten ihn möglich gemacht. Er hat endlich dem Setten in der Germanisirung die einzige ihm übrige Möglichkeit eröffnet, um dem Deutschen in der Bildung ebenbürtig zu werden, sich mit ihm eines kräftigen Volksbewußtseins zu erfreuen, und aus diesem heraus zu jeder reichen Entfaltung des Volkslebens sich aufzuschwingen.

Die Russificirung.

Das Verlangen der Moskoviter dieser Neuzeit, die Ehten und Setten zu russificiren (Walter erlebte nur die ersten Anfänge dieser Bestrebungen), hat, abgesehen von der vorläufig wenigstens bewirkten Hemmung der wünschenswerthen Germanisirung, keine Aussicht, sein Ziel zu erreichen. Gleich wie der Gräcificirungsschwindel mit der ersten guten Ernte und dem Befehle Alexanders: Niemand vor Ablauf einer halbjährigen Bedenkzeit zu firmeln! aufhörte, und einer Reaction seitens der Betrogenen Platz machte, die noch heute fortwährt; ebenso werden auch die Russificirungsbestrebungen in Bezug auf unsere Bauern ihrer Zeit sich als fruchtlos ausweisen. Diese Bestrebungen wurden unterstützt durch die Wühlereien einiger weniger deutsch gebildeter Ehten und Setten, die ihren eigenen Werth höher anschlugen als es in ihrer Heimath geschah. Da sie sich ungerecht zurückgesetzt, ja wohl auch zurückgewiesen achteten, suchten sie sich an den Deutschen ihrer Heimath dadurch zu rächen, daß sie in Verbindung mit griechischen Geistlichen mündlich und auf dem Wege der Publicistik, namentlich der moskovitischen Zeitungen, gegen die Deutschen agitirten. Sie gaben übertriebene und verdrehte, theils ganz erlogene Schilderungen der elenden Stellung unserer Bauern, welche das unsere Provinzen nicht kennende russische Publicum gegen die deutschen Herren Livlands aufreizte. Dazu kamen wieder zwei einander folgende Mißwachsjahre, welche gewisse Elemente im Bauernstande empfänglich machten für die vorgeschwindelte Hoffnung auf Erlösung aus aller Noth durch Auswanderung nach Rußland, oder durch Russification, die sie von ihren deutschen Herren befreien sollte. Trotz des in den letzten Decennien tiefig vorgeschrittenen Wohlstandes der livländischen Bauern, haben solche Vorspiegelungen nicht nur außer den Provinzen, sondern auch bei so manchen durch die Nothjahre schwer heimgesuchten Löstreibern, Tagelöhnern und Knechten, ja selbst bei manchem leichtgläubigen Wirths Eingang gefunden und sie zur Auswanderung und Russificirung geneigt gemacht. Gute Erndten, neben den arm und nackt heimkehrenden Auswanderern, werden den Einfluß dieser Wühlereien aufhören machen. Alles wird nur dazu dienen, die durch Fremdheit des orthodoxen Glaubens, der russischen Sitten, Geseze, Sprache und Gemeindeordnung bei unseren Bauern be-

gründete Abneigung gegen die Russificirung zu vergrößern. Die Letzten sind in der Civilisation bereits den Russen überlegen und von klein auf an germanische Sitte, Geseze und Rechtspflege gewöhnt. Sie wissen sich eines Glaubens mit den Deutschen, und sehen nicht wenige ihrer Brüder und Kinder, wie schon seit lange her, so jetzt jährlich mehr, durch deutsche Bildung zu sicheren Lebensstellungen gelangen und als Deutsche unter den Deutschen aller, selbst der höchsten Stände leben und sich wohl befinden. Das geschieht trotz der wühlenden Schreier und Schreiber über das Elend unserer Bauern und ihren Haß gegen die Deutschen.

Daß die Landtagspredigt von 1864 seine letzte sein würde, hat Walter zwar nicht geahnt, als er sie ausarbeitete und hielt, und doch hat sie ihm selbst unbewußt eine Art testamentarischen Charakters gewonnen. Nicht nur das Thema: „Dieser säet, der andere schneidet“, veranlaßte ihn, in der Predigt alle Lebensinteressen des Landes in einem Rückblick und Vorblick zusammenzufassen, sondern auch sein persönlicher Gemüthszustand legte ihm in dieser Zeit den Gedanken nahe: daß auch er sich zu beeilen habe mit dem Säen, damit andere zu schneiden fänden.

Er war im Herbst 1863 ohne Hoffnung für die Genesung seiner Frau aus Deutschland heimgekehrt und im Frühjahr 1864 sah er nach 32-jähriger beglückender Ehe einer Trennung entgegen, welche seiner ganzen Natur nach für ihn gleichbedeutend mit dem Abschlusse seiner Lebensarbeit sein mußte. Diese Stimmung legte es ihm nahe, die Wünsche, Hoffnungen und Ziele, die er in seiner Wirksamkeit für die Heimath gehegt und gepflegt hatte, zu einem Programm zusammenzufassen und sie aus dem einen Grundgedanken der Sorge um das Wohl der Heimath zu entwickeln. Je mehr er gemüthlich in anderer Richtung in Anspruch genommen war, um so mehr mochte eine abstracte logische Consequenz ihn in der Disposition der Rede leiten, die es ohnehin nur mit der Zusammenfassung ihm völlig geläufiger Vorstellungen zu thun hatte.

Am 9. März war die Predigt gesprochen worden und drei Tage darauf, ganz wie im Jahre 1862, war der Druck des Manuscriptes durch das Consistorium und Tags darauf von der Censur gestattet worden. Wie in früheren Jahren ward die Predigt buchhändlerisch vertrieben, allerorts gelesen und Niemand fand ein Befremdendes oder nahm einen Anstoß an ihr. Der einfältige Einwurf, welchen die russische Presse neuerdings gegen die Beweisführung von Dalton gerichtet hat: die Predigt sei anders gesprochen worden, als sie im Drucke vorliegt, ist natürlich völlig aus der Luft ge-

griffen, die wohlfeile Ausflucht eines schlechten Gewissens. Der ganze Lebenslauf Walter's macht es zu einer inneren Unmöglichkeit, daß er etwas anderes hätte sagen können, als im Drucke gesagt ist. Das Manuscript der Predigt, welches erhalten ist, beweist mit diplomatischer Sicherheit, daß die erste Niederschrift der Predigt, hier wie immer, auch dem Seher vorlag. Daß aber nur auf der Kanzel ein solcher Zusatz gemacht worden wäre, der sich weder im Drucke noch im Manuscripte findet, widerspricht nicht nur der feststehenden Gewohnheit Walter's, sondern war ihm auch stilistisch und rhetorisch durch die streng durchdachte Periodisirung der Rede, und insbesondere der hier in Frage kommenden Partien derselben ganz unmöglich. Fast zwei Monate waren seit der Rede vergangen, als ein Freund Walter gelegentlich mittheilte: „seine Predigt sei zum Gegenstande eines fulminanten Leitartikels der Moskauer Zeitung gemacht und von dieser als das Programm der staatsgefährlichen livländischen Germanisirungspartei bezeichnet worden.“ Walter sprach nicht einmal den Wunsch aus, den Wortlaut kennen zu lernen, er hielt es für ein nichtiges Zeitungsgeflüster.*)

Am 8. Mai 1864 hatte Walter seine Frau verloren und am 14. Mai in Wolmar bestattet. Er kehrte tief gebeugt nach Riga in ein vereinsamtes Leben zurück.

Im Jahre 1847 hatte er aus Petersburg der Frau geschrieben: „Ich weiß es, mit Dir wäre mein guter Engel von meiner Seite genommen“; in ganz anderem Sinne freilich sollte sich das Wort ihm jetzt erfüllen. Am 18. Mai besuchte ihn in Riga Baron Friedrich Meyendorff, der gegenwärtige Landmarschall von Livland. Er stand Walter persönlich nahe, der ihn als Jüngling konfirmirt hatte und ihm seitdem in Liebe und Freundschaft zugethan war. Baron Meyendorff hatte den damaligen Landmarschall, den Fürsten Lieven, nach Petersburg begleitet, wohin sich gleichzeitig auch der Gouverneur von Livland, A. von Dettingen, begeben hatte. Es galt die lange vorbereitete und nun endlich, wie es schien, aussichtsvolle Petition der Ritterschaft um die Befreiung des Landes vom kirchlichen Drucke dem Kaiser zu unterbreiten. Baron Meyendorff kam nun mit einem Briefe von Dettingen's an Walter in größter Eile von Petersburg nach Riga zurück.

Die Veranlassungen hierzu hatten sich in Moskau und Petersburg abgespielt und werden von Dalton geschildert: „Fürst Paul Lieven hatte dem Zar mit dem Bittgesuche des Landtages eine sorgfältig ausgearbeitete Denkschrift über die confessionelle Frage seiner heimischen Provinz überreicht und aus dem eingehenden Gespräche mit dem Kaiser, wie er mir selbst ver-

*) J. Eckardt, Charakterbilder. Leipzig 1876. S. 538.

sicherte, den überzeugenden Eindruck gewonnen, daß es des Monarchen fester Entschluß sei, dieser brennenden Frage eine wirkliche Lösung zu geben. Darüber waren die Parteimänner in Moskau keinen Augenblick im Zweifel, daß diese Lösung anders ausfallen würde, als ihnen genehm war.

Die Lösung war ausgegeben, daß die Ostseeprovinzen, die sich seit ihrer Einverleibung nie wider Rußland aufgelehnt und allzeit ihre Unterthanentreue bewährt, in gleicher Verschuldung wie Polen sich befänden und darum gleiche Behandlung verdienten. — Es galt einen Hauptschlag, und zwar rasch. Die freilich schon vor zwei Monaten gehaltene und ebenso lange im Drucke erschienene Landtagspredigt, welche bis dahin unbeachtet geblieben war, mußte in Ermangelung eines anderen Angriffspunktes den passenden Vorwand zum Ausfall bieten. Der kühne Kämpfer und Journalist löste in einem mit der ganzen zündenden Kraft seiner glänzenden Feder geschriebenen Artikel über diese Predigt die ihm gestellte Aufgabe. Der gewandteste Advokat hätte nicht geschickter die Anklagepunkte zusammenstellen, Licht und Schatten günstiger, drastischer vertheilen, den Aeußerungen des Predigers durch kaum bemerkbare Wendungen und Verschiebungen eine ihnen fremde Bedeutung und Tragweite zuschieben können, als es Rattow in dieser fesselnden Berichterstattung that und auf diese seine Zusammenstellung vor ganz Rußland seine Anklage gründete.

Der Ausfall Rattow's gelang auch dieses mal wieder; sein machtvolles Wort schlug durch. Von Moskau bis Petersburg und hier bis hinauf in die höchsten Kreise tönte die kühne, von feuriger Vaterlandsiebe durchglühte Rede des moskovitischen Führers wieder. Sie forderte ein Opfer. Man brachte es dem so geschickt in grollende, hochgehende Erregung versetzten Elemente. Es ist dies allzeit eine gefahrdrohende Darbringung für den Opferer; denn sie bedeutet eine bedenkliche Huldigung der Macht, die das Opfer begehrt.

Bischof Walter wurde zur unverzügerten Einreichung seines Entlassungsgesuches veranlaßt. Es ist beachtenswerth und ein Zeugniß, wie widerstrebend das Opfer gebracht wurde, daß der Minister des Innern in dem Schreiben, in welchem er dem baltischen Generalgouverneur diesen Beschluß zur Ausführung mittheilt, zweimal bedeutend betont, daß der unerfreuliche Eindruck, welchen die Rede hervorgerufen, dieses Einschreiten veranlaßt hat. Also nicht der Inhalt der Rede selbst. Dieser durch die Darstellung Rattow's hervorgerufene Eindruck bot, wie der Minister ausdrücklich erklärt, in dem gegenwärtigen Augenblick „besondere Unbequemlichkeit im Hinblick auf die mehr oder minder dringenden und wichtigen, zur Zeit der Prüfung unterliegenden Fragen in den Ostseeprovinzen“ Noch mehr. In diesem

Schreiben bezeugt der Minister die persönlichen Vorzüge des Opfers und seine früheren Verdienste, und daß der Kaiser in ihrer Anerkennung dem Bischof eine lebenslängliche Pension in vollem Betrage seines gegenwärtigen Gehaltes bestimme. Sie werden selbst zugestehen, daß kein russischer Kaiser einem lutherischen Prediger solche Anerkennung seiner persönlichen Vorzüge gewähren würde, der einen so freiden Satz von der Kanzel verkündigte, wie Sie ihn jetzt noch dem längst entschlafenen Manne in den Mund zu legen wagen.“

Diese Auffassung wird in allem Wesentlichen durch die Art, wie die Sache an Walter herantrat, bestätigt, nur daß auch die Nothwendigkeit seines freiwilligen Rücktrittes hierdurch erst ihre Beleuchtung gewinnt.

Der von Baron Meyendorff überbrachte Brief des Gouverneurs von Nettingen lautete:*)

Petersburg, den 16. Mai 1864.

Theurer Freund!

Dem Beileid das der Freund über des Freundes Verlust empfindet, Worte zu leihen, ist mir nie geläufig gewesen; drum lassen Sie mich auch heute schweigen über den Tod, der Ihr Haus so verödet: Gott helfe Ihnen das Kreuz, das er Ihnen gesandt, tragen!

Ich schreibe Ihnen heute in Veranlassung und im Interesse der Sache, die unter dem Titel der „confessionellen“ unsere Herzen gleich warm belebt. — Noch nie ist mir das Briefstellern so schwer geworden, als heute; das Warum? wird sich Ihnen aus dem Nachfolgenden von selbst ergeben.

Ihre Landtagspredigt hat, wie Sie bereits wissen werden, einen Sturm von Unwillen in den entgegengesetztesten Lagern heraufbeschworen. — Wo wir uns nur zeigten (ich meine den Landmarschall und mich), sind wir mit Vorwürfen und dem bittersten Ausdrücke des Mergers empfangen worden. — Die Böswilligen werfen uns vor, daß unseren ganzen confessionellen Bestrebungen nicht das Wesen derselben, sondern nur eine politische Tendenz, und zwar die Germanisirung und Lostrennung, zu Grunde liegen. — Die befreundeten Gemüther sprechen es vorwurfsvoll aus, daß uns nicht zu helfen sei, wenn wir durch solche Momente, wie Ihre Predigt, die Thätigkeit der Freunde lahm legten. Kaiser und Kaiserin haben gegen mich ihren Unwillen über die öffentliche Verlautbarung und Verbreitung derartiger Programme, geäußert. — Der Kaiser namentlich drückte sich dahin aus, daß es ihm unmöglich gemacht werde, seinen wohlgemeinten

*) Hermann Dalton: Offenes Sendschreiben u. i. w. Sechster, unveränderter Abdruck. Leipzig 1889. S. 27.

Bestrebungen für unsere confessionellen Interessen Folge zu geben, wenn wir ähnliches Aergerniß nicht vermieden! Die entschuldigenden Erklärungen, welche wir gaben, blieben fruchtlos den massenhaften Invectiven gegenüber, die sich allerseits her gegen die höchsten Organe der Staatsregierung kund thaten. Man verlangte zur Sühne des Geschehenen ein Opfer, — der Kaiser hat darin gewilligt, und gestern beschlossen, Sie zur Einreichung Ihres Abschieds officiös auffordern zu lassen. — Gleichzeitig wünscht aber auch der Kaiser, daß Sie wenn irgend möglich, dazu veranlaßt werden möchten, mit Ihrem Abschiedsgeſuch der sonst unvermeidlichen officiösen Aufforderung zur Einreichung derselben zuvorzukommen, um dadurch größeres Aergerniß in der Provinz zu vermeiden. Ihr ganzer gegenwärtiger Etat ist als lebenslängliche Pension für Sie Allerhöchst festgestellt worden.

Diese Sachlage ist mir gestern Abend durch Walujew mit der Bitte mitgetheilt worden, Sie meinerseits zu ersuchen, dem officiösen Auftrage, welchen der Minister 48 Stunden später dem General-Gouverneur hinsichtlich Ihrer wird ertheilen müssen, von Sich aus entgegen zu kommen.

Ich glaube, die Gemüther unserer engeren Heimath genug zu kennen, um vorauszusagen, daß, wenn der officiöse Zwang zur Einreichung Ihres Abschieds bekannt wird, es nicht an Aeußerungen demonstrativen Charakters fehlen wird, die im gegenwärtigen Augenblick nur gar zu sehr geeignet wären, Alles zu verderben, was sich im Hinblick auf unsere confessionellen Bestrebungen jetzt so günstig zu gestalten verspricht. — Ich bin daher der Meinung, daß es eine Forderung patriotischer Hingebung ist, daß Sie, allen officiösen Aufforderungen zuvorkommend, von sich aus, und mit Zugrundelegung Ihrer häuslichen Verhältnisse und persönlichen Angelegenheiten, Ihren Abschied nehmen, und das Publikum durchaus ignoriren lassen, daß in casu noch ein anderer Wille maßgebend gewesen. — Ich bitte Sie, meinen lieben und verehrten Freund, inständigst, der so dringlich vorliegenden Nothwendigkeit Rechnung zu tragen, und der härtesten Freundespflicht, zu deren Erfüllung ich durch Abfassung dieses Briefes genöthigt war, mit eingehendem Vertrauen zu begegnen! — Es handelt sich in casu nicht um Wochen oder Tage, sondern nur um Stunden: lassen Sie den Vorsprung, den dieser Brief vor dem Walujew'schen Schreiben an Kieven hat (also etwa 40 Stunden) nicht ungenutzt vorübergehen; es wäre uns das Allergünstigste, wenn Kieven durch Sie in den Stand gesetzt wäre, Walujew zu antworten, daß aller Anlaß zum Walujew'schen Injuncto weggefallen sei, weil Sie bereits vor Eingang desselben Ihr Abschiedsgeſuch eingereicht hätten. — Nur auf diesem Wege scheint mir die Möglichkeit geboten, dieser unheilvollen Episode einen minder schädlichen Ausgang zu bereiten.

Wie schwer es mir geworden, Ihnen, theurer Freund, diesen Brief

zu schreiben, und wie schmerzliche Empfindungen dabei meine Seele durchkreuzen, — das Ihnen schildern zu wollen, hieße den Mann verkennen, der mehrere Decennien hindurch es verstanden, nicht allein im engen und engsten Kreise dem Freunde Freund, Stütze und Trost zu sein, — sondern selbst über die Grenzen der engeren Heimath hinaus allen Gefinnungsgegnossen als Lehrer der Wahrheit und hehres Vorbild der Gefinnungstreue zu dienen, in welcher allein ein patriotisches Streben fruchtbaren Boden findet und fest und würdig wurzelt. Mit blutendem Herzen schrieb's, grüßt Sie aber mit wärmstem Freundesgruß Ihr getreuer

Dettingen.

Der Ueberbringer dieses ist Ihr, Ihnen mit wärmstem Herzen ergebener, Schüler Friedrich Meyendorff. Er allein weiß um den Inhalt desselben und können Sie daher mit ihm rückhaltlos sprechen. — Im Uebrigen bitte ich Sie dringend, gegen Niemand irgend etwas von meinem Briefe zu äußern. — Es wäre mir weniger schwer gewesen, Ihnen, — statt der schriftlichen Mittheilung — mündlich Bericht zu erstatten; ich kann mich aber vor 5 bis 6 Tagen noch nicht von hier rühren, — und die ganze Sache ist in solches Gedränge gerathen, weil der Kaiser dieselbe vor seiner Abreise in's Ausland geschlossen zu haben wünscht. — Der Kaiser soll am 24. seine Reise antreten.

Semperidem.

Der Entschluß Walter's konnte unter diesen Umständen freilich nicht zweifelhaft sein; denn es war thatsächlich schon für ihn gehandelt worden. Dem Ziel, das er seit dreißig Jahren unablässig verfolgte: der Herstellung des alten livländischen Rechtes, der Freiheit in den gemischten Ehen, durfte keine Person in keinem Falle im Wege stehen. Er nahm das Geschehene auf sich. An demselben Tage noch wurden alle erforderlichen Schritte gethan. Die Eingabe an den General-Gouverneur mußte vorchriftsmäßig lauten:

Ew. Excellenz, habe ich die Ehre, um Ihre gütige Vermittelung bei Kaiserlicher Majestät für meine Entlassung vom Amte des Livländischen Generalsuperintendenten, gehorsamst zu ersuchen. Meine schon lange angegriffene Gesundheit, der wiederholte Badereisen nicht genügend aufgeholfen haben, hat mich öfter schon nach Ruhe verlangen gemacht. Nun hat aber das Abscheiden meiner Frau mich so hart betroffen, daß ich diesen Wunsch, und die Pflicht, rüstigerer Kraft Raum zu machen, nicht länger meine zurücksdrängen zu dürfen! Mit Dank gegen Gott, der mir geholfen, bisher meinen Obliegenheiten nachzukommen und gegen meinen geliebten Kaiser, der mir in meinem Leben viele Gnade erwiesen hat und für den meine

Gebete allzeit die Gnade Gottes anrufen werden, ersuche ich Sie darum, meiner Bitte zu willfahren und verbleibe ich in aller Hochachtung und Ergebenheit Euer Excellenz ganz gehorsamster Diener

Riga, 1864 den 18. Mai.

F. Walter.

Dem Landrathscollegium geht die Anzeige zu: Ein hochwohlgeborenes Landrathscollegium habe ich die Ehre, mit tiefinnerstem Danke für alle Güte und Achtung, welche mir seitens der Livländischen Ritterschaft, von meiner Wahl zum Gen.=Sup. an, bis zum heutigen Tage reich zu Theil geworden ist und unter den herzlichsten Segenswünschen für Livlands Ritterschaft, — gehorsamst anzuzeigen, daß meine lange schon wankende und neuerdings wieder hart angegriffene Gesundheit mich gezwungen, dem Wunsche nach Ruhe, und der Pflicht, rüstiger Kraft Raum zu geben, — zu willfahren und bei Kaiserlicher Majestät meine Amtsentlassung anzusuchen.

Riga, 1864 den 18. Mai.

F. Walter.

An den Minister Walujew berichtet er:

Hohe Excellenz. Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Eben von der Beerdigung meiner theuren Frau heimgekehrt, finde ich die Nachricht vor, Kaiserliche Majestät halte es für gut, daß ich um Amtsentlassung einkomme, und es werde mir das ehestens befohlen werden; — und ich beeile mich Ew. Hohen Excellenz ungefümt zu berichten, daß ich den Kaiserlichen Willen, in meiner Entlassungseingabe an den Herrn General-Gouverneur Baron Lieven, alsofort nachgekommen bin, und zwar ohne einen Befehl dazu abzuwarten und ohne zu fragen, womit ich das verschuldet habe: weil es darauf bei Erfüllung des Kaiserlichen Willens gar nicht ankommt; wohl aber es möglicher Weise lieb sein kann, daß ich ohne Befehl dazu mein Abschiedsgesuch um meiner Gesundheit willen einreiche, und weil meinem hochgeliebten Kaiser im Kleinen wie im Größten treu zu dienen stets meine größte Freude bleibt, — worin mit Gottes Beistand nie soll lässig erfunden werden, in aller Hochachtung und Ergebenheit Ihrer hohen Excellenz ganz gehorsamer Diener

Riga, 1864 den 18. Mai.

F. Walter.

An die Geistlichen seiner Diocese schreibt er: Morgen wird meine Entlassung eingereicht und ich nütze den letzten Tag meiner amtlichen Stellung unter Euch, um den herzlichsten Dank für alle in meinem Amte von Euch und Euren Gemeinden erfahrene Liebe, Euch und ihnen zu sagen

und dem reichsten Segen Gottes, das bisher gemeinsam gepflegte Werk zu befehlen. Ich habe um meine Entlassung gebeten und von unseres Kaisers Gnade sie und zugleich auch volle Pension erhalten. Gebeten habe ich um meine Entlassung nicht aus Arbeitsfurcht oder aus irgend welcher Furcht, sondern lebiglich, weil ich nach reiflicher Ueberlegung diesen Schritt als meine Pflicht anerkannt habe. Gott gebe in Bälde auch Euch Einsehen, daß ich recht gethan. Hoffet auf Gott und befehlet sammt den Gemeinden Ihm unsere theure Kirche. Seid dem Kaiser treu und laßt nicht ab, ihn ehrlich zu lieben, daß mit Euch die Gemeinden in treuer Liebe zu ihm halten. Mein aber gedenket in Frieden. Amen.

Riga, den 18. Mai 1864.

Bischof Walter.

Auch die Reize des Kelches, die Annahme der Kaiserlichen Pension war nicht zu vermeiden.

„Der Kaiser hat, weil ich es ihm ersparte, mir die Eingabe des Abschiedes zu befehlen, mir, dem nach dem Gesetze keine Pension zustand, sie lebenslänglich ohne mein Ansuchen zugestanden. Ich wollte sie ablehnen und hat den General-Gouverneur, das dem Kaiser zu unterlegen. Ich ließ aber nach, weil der General-Gouverneur erklärte, es werde das den Kaiser beleidigen, der eben dadurch mir seine persönliche Gewogenheit habe zeigen wollen.“ Ebenso äußert sich in dieser Frage Ulmann: „Die Dir bestimmte Pension nicht anzunehmen, hast Du gar keine Ursache. Mögen die Leute, die daran Lust finden, sie als eine hingeworfene Gnade darstellen, von Seiten des Kaisers ist's eine Anerkennung des Opfers, das Du gebracht hast.“ Ebenso hatte Ulmann sich selbst zu der Frage gestellt, als ihm 1843 ein gleiches Unrecht geschah: „Die Pension vom Kaiser nehme ich allerdings als Anerkennung dessen, daß er mich unverdienter Weise außer Brod gesetzt, an.“

Walter's Abschied vom Consistorium schildert ein Augenzeuge, der Sekretär dieser Behörde, Julius Eckardt: „Es war an einem Mittwoch, da erschien bei den in Riga anwesenden Gliedern des livländischen Consistoriums der Bote dieser Behörde, um zu ungewohnter Stunde eine sofort abzuhaltende außerordentliche Sitzung anzufagen. „Ich glaube, es ist ein großes Unglück passiert, der Bischof sieht ganz verändert aus,“ hatte der treue, Walter tief ergebene Mann, auf die Frage nach den Gründen dieser auffallenden Gile zur Antwort gegeben. Als die Geladenen das Sessionszimmer betraten, hatte Walter seinen Platz bereits eingenommen, fest und männlich wie immer saß er da, aber die Blässe seines Gesichtes und ein leises Zucken

um den festgeschlossenen Mund ließen auf eine heftige Erregung seines Innern schließen. Nach Beendigung der Eröffnungsformalitäten, sagte er langsam und ruhig, aber mit bebender Stimme: „Ich habe die Herren herbemühen müssen, weil es die Erledigung eines dringenden Geschäftes gilt. Gründe, die ich nicht näher erörtern kann, veranlassen mich, meinen Abschied zu nehmen. Ich bitte ein hochwürdiges Consistorium, den erforderlichen Bericht noch heute nach Petersburg abgehen zu lassen. Hier ist mein Gesuch.“ — Der Eindruck dieser Worte läßt sich nicht schildern: nach minutenlangem Schweigen ergriff das älteste Mitglied der Behörde das Wort, um darauf hinzuweisen daß eine Entscheidung von so großer und schmerzlicher Tragweite nicht im Augenblick und nicht in Abwesenheit des Präsidenten gefaßt werden könne. „Es ist keine Zeit zu verlieren,“ gab Walter zur Antwort, „und unsren Präsidenten habe ich von meinem Entschlusse, der unabänderlich ist, bereits benachrichtigt. Meine Entlassung wird so rasch erfolgen, daß wir kaum noch Zeit haben werden, die dringendsten Geschäfte zu erledigen.“ Erst nach diesen, in dem gewohnten freundlichen Tone gesprochenen Worten wurde den Anwesenden klar, was geschehen sei und machte die Ueberraschung, welche über denselben gelegen, einer tiefen, leidenschaftlichen Erregung Platz. Walter hatte inzwischen die ernste, herzergreifende Freundlichkeit wiedergewonnen, die bei ihm nach heftigen Affecten gewöhnlich einzutreten pflegte. Als das jüngste Mitglied der Versammlung sich leidenschaftlich erhob, um mit von Thränen erstickter Stimme den Antrag auf collectiven Rücktritt des gesamten Consistoriums zu stellen, mahnte er liebevoll zur Ruhe und Fassung. Mit den Worten: „Das Consistorium muß gerade jetzt auf dem Platze bleiben — unsere Sitzung aber wird für heute wohl am besten geschlossen werden“ erhob er sich. Inzwischen hatte die Kunde von dem Vorgefallenen sich auch in die Nebenzimmer mitgetheilt; das Kanzlei-Perfonal gab seiner Theilnahme an dem Vorgefallenen stummen, aber gerade darum tiefergreifenden Ausdruck — kein Auge aber blieb trocken, als der imposante Mann sich an die anwesenden Beamten wandte, und in schlichten, herzlichen Worten bat, ihm Hestigkeit und Verletzungen, deren er sich schuldig gemacht, nicht nachzutragen und den Zeiten gemeinsamer Thätigkeit, ein freundliches Andenken zu erhalten. — Zwei Tage später fand die gewohnte regelmäßige Sitzung statt, an der Walter noch Theil nahm und die in den herkömmlichen Formen verlief: als wir das Portal des Rigaschen Schlosses nach Schluß der Sitzung verließen, trat ein Freund auf mich zu, der mich bei Seite rief und mir die Nummer der „Nordischen Post“ (des damaligen officiellen Petersburger Regierungs-Organs) überreichte, in welcher bereits gedruckt stand: „Der livländische General-Superintendent und Vice-

Präsident des Consistoriums, Bischof Dr. Ferdinand Walter, ist auf sein Ansuchen des Dienstes entlassen worden.“ Ich eilte Walter nach, um ihm das Blatt zu übergeben; mit der ruhigen Bemerkung: „Sie haben es kurz gemacht“ wandte er sich ab, um den Weg in sein verödetes Haus fortzusetzen *).“ Am 19. Mai war der Abschied vom Kaiser verfügt worden, am 20. Mai die Mittheilung an den General=Gouverneur ergangen und am 26. Mai an das Consistorium ausgefertigt worden.

Ueber die Pflichtgemäßheit seiner Handlungsweise ist Walter nie ein Zweifel gekommen. Am 4. November 1868 schreibt er: „Ich bereue noch heute den damals gethanen Schritt, als ich für nöthig erkannte, meinen Glaubensgenossen zu Liebe selbst um meine Entlassung einzukommen, nicht; denn was ich von ihm gehofft habe, ist alles erfüllt worden.“ Jedoch seine Bereitwilligkeit, dem Gemeinwohl auch dieses Opfer zu bringen, konnte Walter nicht über das bittere Bewußtsein hinweghelfen, daß eine schwere Niederlage der vaterländischen Interessen, denen er seine Lebensarbeit gewidmet hatte, hiermit an seine Person geknüpft wurde. Zwanzig Jahre früher, als er selbst in Petersburg keinen Weg unversucht ließ, um dem Unrecht, welches dem Rector Ulmann geschehen war, entgegenzuwirken, schrieb er: „Ich lasse mich nicht in die Falle locken, daß bei Gefährdung allgemeiner Güter des Einzelnen soll vergessen werden.“ Weit weniger noch ließ sich in diesem Falle die Person von der Sache trennen. Walter hat seine Meinung über den Vorgang seiner Entlassung nie eingehender ausgesprochen, geschweige denn sich über das Unrecht, welches ihm widerfuhr oder die hierbei Betheiligten beschwert. Es lag nicht in seiner Natur, Dinge, die seine Person betrafen, zu berühren. Aber es ist ihm sehr schwer geworden, sich mit den Folgen einer Handlung in Einklang zu setzen, die nicht die seinige war, und seine Laufbahn in einem Handel abschließen zu sehen, der seiner Denkweise völlig entgegenstand und ihm selbst das bittere Gefühl nicht ersparte: daß man den geforderten Kaufpreis doch wohl gar zu kurzer Hand bewilligt hatte. Daß hier ein politischer Fehler begangen worden war, der den Anfang einer neuen, schwereren Zeit des Leidens für seine Heimath bezeichnete, konnte sich ihm nicht verschließen, und so sah er am Ende seines Lebens mehr verloren gehen, als er selbst je für sie zu erringen gehofft hatte. Durch das persönliche Leid gleichzeitig auch in seinem innersten Leben getroffen, klagte er damals in seiner Weise: „Der Herr hat mich gedemüthigt, er hat mich bis in das Mark mürbe gemacht. Er hat mich aber auch erhöht, denn er hat mir gezeigt, wer ich bin. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

*) J. Eckardt, a. a. O.

Dreißig Jahre über hatte Walter unablässig im Dienste seiner Heimath gearbeitet. Mehr als irgend ein Livländer seit den Tagen Sonntag's war er in seiner ganzen Persönlichkeit mit den Schicksalen der Heimath verwachsen. Jedem Angriff hatte er unter den Letzten Stand gehalten, jeden Erfolg durfte er unter den Vorkämpfern begrüßen. Seine Berufung an die Spitze der Landeskirche, jede Auszeichnung, die ihm in dieser Stellung zu Theil wurde, war als eine Trophäe des siegenden Rechtes über die weichende Gewaltthat empfunden worden. Auch mancherlei geistige und seelische Bedingungen hatten sich in seiner Person glücklich zusammenfinden müssen, um der Treue gegen die Heimath die strengste Loyalität gegen Herrscher und Reich in einer so lebensfähigen und vorbildlichen Gestalt zu verschmelzen. Es war ein böses Omen für die Zukunft des Landes, wenn gerade diese Persönlichkeit politisch unmöglich wurde; es drohte damit eine Zeit heraufzuziehen, die eine sittliche staatsbürgerliche Existenz in Livland überhaupt zum Problem machen mußte.

Auch persönlich war Walter nicht wenig zugemuthet worden. Er war ein Mann von lebhaftem Ehrgefühl und starkem natürlichem Stolz. Jede Furcht und persönliche Rücksicht war ihm von jeher verächtlich gewesen. Er war gewohnt, in seiner Heimath das Beispiel der Gefinnungsfestigkeit und des Muthes in jeder Gefahr zu geben. Nun mußte er selbst den Schein auf sich nehmen, einer Consequenz aus dem Wege gegangen zu sein, er mußte dem Unrecht einen Schein des Rechtes zugestehen, der weit über seine Person hinausgreifen sollte. Er mußte sein Gesuch um den Abschied formell auf Gründe stützen, welche für ihn nicht die bestimmenden waren und durch ein thörichtes, undurchführbares Verschweigen der wahren Sachlage die Urtheile und Erwartungen in die Irre leiten. Den Forderungen der Selbstverleugnung war er freilich gewachsen, so lästig sie ihn im Einzelnen auch berühren mußten. Das Paulinische Element in seiner Natur, das ihn sich früher nur in Kampf und Ringen recht wohl fühlen ließ, war längst einer in sich geruhigten milden Denkweise gewichen, deren er in dem versöhnenden und ausgleichenden Walten in der Kirchenleitung bedurfte. Wohl hatte er auch schon in mancher Richtung resigniren gelernt; aber auf die Arbeit selbst, auf die Thätigkeit für das Gemeinwohl zu verzichten, sich in die Isolirung des Privatlebens zu finden, war eine Forderung, mit der er sich erst befreunden konnte, als Gründe sie unabweislich machten, die ihn der Verpflichtung eines weiteren irdischen Wirkens enthoben. Auch hieran aber mußte er sich schon jetzt nothgedrungen gewöhnen und die Mittheilbarkeit und Lust an der Unterredung, die ihm eigen

war, wick bald auch dem freiwilligen Schweigen einer in sich gefehrten Lebensführung.

Schon am 25. Mai 1864 beklagt er sich: Nachdem ich erklärt habe: ich kann jetzt nicht mehr sagen, als daß ich meinen Schritt für Recht erkannt und überzeugt bin, daß alle ihn bald auch dafür erklären würden, während wenn ich jetzt meine Beweggründe ausspräche, ich das Erzielte verfehlen würde; suchen die Leute mir doch immer in unseliger Weise das Warum 2c. abzudrängen. Ich muß solche Gespräche abbrechen, indem ich sie bitte, aufzuhören, da der dabei nicht zu vermeidende Aerger sich mit meiner Brunnenkur nicht vertrage. Solche Unterredungen und Hiobsfreundschaften muß ich meiden und ich fürchte sie, während ich sonst Ruhe genug habe, um meine Kur fortzusetzen. Leider muß ich und die Sache, für die ich eingetreten bin, viel Unglumpf und Hemmung erfahren, weil mein Schweigen nicht geduldet wird. Das muß man schon tragen. Werde ich für meine Arbeitscheu 2c. bekrittelt, muß ich mir's schon gefallen lassen. Denen, die es thun, lohnt es nicht, die volle Wahrheit zu sagen. Mögen sie denn wissen, was auch wahr ist. Morgen erhalte ich wahrscheinlich die officiële Entlassung. —

Nur sehr schwer erschloß sich Walter dem Glauben, der Kaiser selbst, der Sohn Nicolai's, habe sich wirklich durch das Lärmen der Presse in seinen Entschlüssen bestimmen lassen. Weit näher lag ihm die Vermuthung von Intriguen und Ränken der alten Feinde des Landes, der socialen und kirchlichen Agitation.

Den Seinen schreibt er am 25. Mai 1864: Für Euch, aber nicht für's Publikum, dem ich nichts bieten kann als: Ich habe nach bestem Gewissen für Recht erkannt, was ich gethan. Die Gründe dazu und ihre Berechtigung werden bald klar werden! — Usmann 2c. und der Kaiser selbst sind der Ansicht, daß meine Landtagspredigt, und die über die Germanisirung erboften 15 Zeitschriften in Petersburg und Moskau, mich unbequem machten; sie werden's bald sehen, daß diese Ansicht ihnen listiger Weise beigebracht ward, während factisch ich unbequem geachtet ward für die Umtriebe zur Aufreizung der Bauern. Sie beginnen bereits, und ich kann am Ende von Glück sagen, daß ich bei den bevorstehenden Stürmen das Steuer nicht zu führen habe, während jüngere Kräfte und ihre Vertretung dazu geeigneter sein möchten. Ich halte die ganze Sache für eine List des Erzbischofs Platon, der mit meiner Entlassung die zurück verlangenden Griechen und unsere Herren intimidiren will, bei dem Bevorstehen seiner Rundreise durch Livland. Die theils unflätigen, und theils perfiden Artikel der russischen Publicisten haben indeß ein Ende genommen, denn der

Minister hat das Thema weiter zu behandeln verboten. Der Kaiser hat gesagt: mich hat in der Predigt nichts bestoßen, aber die allgemeine Empörung der russischen öffentlichen Meinung verlangt ein Opfer und mir wird's schwer, einem so loyalen Unterthanen und treuen Anhänger gegenüber. Er hat auf mein Gesuch mich entlassen und, weil ich ihm die Eingabe zu befehlen ersparte, mir, dem nach dem Gesetze keine Pension zustand, — die lebenslängliche Pension ohne mein Ansuchen zugestanden. Dem Erzbischof Platon hat der Kaiser seine Rundreise nicht abschlagen können, ohne darum seinen Entschluß wegen freier Wahl der Tausen in gemischten Ehen aufzugeben.

29. Mai 1864: Dazwischen habe ich früher schon mich müde gefühlt in der eben nicht leichten Arbeit, und zweimal hatte ich den Voratz, zurückzutreten, ausgesprochen, ohne ihn auszuführen. Da traf sich's, daß am ersten Tage unsrer Rückkehr aus Wolmar in das verödete Haus, — mir es klar gemacht ward, daß ich unsere Kirche zu dem von uns Erzielten, und wenn auch zum Theile nur, fördern könne durch ungesäumtes Zurücktreten, — und ich habe mich nicht bedacht, trotz der Befürchtung, daß der Kirche, außer dem erstrebten Guten, — böse Zeiten drohen. Es scheint, ich soll in denselben nicht am Steuer stehen. Warum? — das wird sich schon zeigen. Der Kaiser ist, — trotz dem Geschrei der Russomanen, — uns wohl gewogen, und wir haben ihn in dieser Gesinnung zu erhalten: kann doch nur aus seiner Gewogenheit unsrer Kirche zu Theil werden, was wir mit allem Pochen auf unsere Privilegien nicht erzwingen können. Das in's Auge fassend habe ich um Entlassung gebeten. Wer steht übrigens dafür, daß in Petersburg nicht noch etwas geändert wird, daß mir z. B. nicht noch bei Schamil Quartier gegeben wird. — Ähnlich wie Walter dachte auch Ulmann über die Sache, wenn er auch die Muthmaßungen Walter's über die nächste Veranlassung abweist. Er schreibt:

Petersburg, 22. Mai.

Mein lieber Bruder!

Eben wollte ich mich hinsetzen, um Dir zu schreiben, als Dein Brief vom 20. Mai ankam. Was ich dabei fühle, daß Deine Kraft und Thätigkeit für unsere Kirche verloren zu gehen scheint, (Gott gebe, daß es nur so scheint!), jedenfalls auf die Weise, und da nicht mehr zu wirken vermag, wo sie so vollkommen an ihrem Plage war, das erlaß mir, Dir auszudrücken. Ich habe an diesen Tagen schon schwer genug daran getragen. Als ich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit davon erfuhr, war

schon nichts mehr daran zu ändern in dem Rathe derer, welche das als unumgänglich nöthig ansahen, um Schlimmeres zu verhüten. Mir aber war die Sache noch nicht als eine vollkommen abgemachte dargestellt und ich zerquälte mich damit, von welcher Seite ich's anzufassen hätte, um noch die Maßregel abzuwenden. Da geht es vorgestern schon durch die ganze Stadt herum: Walter hat seinen Abschied. Ich machte mir nun Vorwürfe, mich so lange besonnen zu haben — aber abgesehen davon, daß ich die Leute, auch wenn ich noch zur rechten Zeit gekommen wäre, gewiß nicht auf andere Gedanken gebracht hätte, (meine gleich anfangs gemachten Einwendungen fruchteten gar nichts), so bin ich nachher inne geworden, daß auch zur Zeit, da ich's erfuhr, ein Rückgängigmachen nicht mehr möglich war. Die Herren, die dieß Opfer ausgedacht, sind — so viel ich zu schauen vermag — ehrlich überzeugt, daß es nothwendig war und zwar eben um der großen Sache willen, der es jetzt gilt, (welche, — die Ueberzeugung habe ich gewonnen, auch von Walujew und Sumoroff ehrlich vertreten wird), — mich haben sie davon noch nicht überzeugt. Die Zukunft wird's lehren. Darin irrst Du, daß es in ganz entgegengesetztem Interesse geschehen sei. Das werden Dir andre und auch ich, sobald ich Dich sehe, auseinandersetzen. Man verlangt und hofft hier, daß Dein Opfer als ein vollkommen freiwilliges werde angesehen werden und bittet, dahin zu wirken. Wie das möglich sein soll, sehe ich allerdings nicht ab, und habe es den Herren rund heraus gesagt, daß man dem nicht glauben wird. Ich bitte Dich aber, daß Du nicht anders davon sprichst. Denn dahin ist allerdings zu wirken, und da bitte ich Dich, thue das Deine, daß keinerlei Demonstration in den Ostseeprovinzen für Dich sich erhebt. Das könnte jetzt in jedem Falle nur schaden.

In Unthätigkeit darfst Du nicht bleiben. Noch sehe ich nicht ab, was Gott Dir Besonderes zu thun geben wird. Aber um Eines bitte ich Dich: arbeite Deine zur Feier des Universitäts-Jubiläums begonnene Pastoraltheologie für Livland aus. Niemand kann eine bessere geben als Du. Der Herr sei mit Dir und gebe Dir Kraft und Rath zu dem, was jetzt Noth thut.

Dein Ulmann.

Professor von Engelhardt schreibt :

Dorpat, 24. Mai.

Theurer Bischof!

Jetzt wissen wir endlich, seit Reyherling's Ankunft, was es mit den traurigen und räthselhaften Ereignissen für eine Bewandniß hat, die sich in Riga zugetragen. Du kannst Dir denken, in welche Aufregung uns

Dein Schicksal verseht. Ist es schön, für's Vaterland zu sterben, so ist es auch voll inneren Lohns, für die Kirche des Herrn verstoßen zu werden. Wenn die alten patres ihr Leben am würdigsten schlossen, wenn sie es auf dem Scheiterhaufen dahin gaben, so setzen wir ihm in unserer modernen Zeit doch die schönste Krone auf, wenn wir mitten aus unserer Amtsthätigkeit vertrieben werden.

In welcher Beziehung das Opfer, das man Dir zuge-
muthet, wirklich nothwendig und für die Gewährung von
Freiheiten förderlich sein konnte, begreife ich nicht. Indeß
darüber hilft uns wohl Niemand jemals zur Klarheit und das unabänder-
liche Factum steht fest. Du wirst so lange Du lebst Dein Herz der liv-
ländischen Kirche widmen und Deine Kräfte in ihren Dienst stellen.

Heute hat Christiani in öffentlicher Fürbitte im Gottesdienste Deiner
in so warmer und bewegter Weise gedacht, daß er uns Alle tief ergriff
und bewegte! Ja, Gott segne Dich reichlich und sei Dein starker Lohn.

In Liebe Dein Engelhardt.

Der Ritterschaftshauptmann von Ehstland schreibt am 31. Mai:

Zu meinem größten Schmerz habe ich durch die Zeitungen erfahren,
daß Sie, hochgeehrter Herr, die hohe Stellung, die Sie in unseren baltischen
Landen einnahmen, so plötzlich verlassen haben.

Obgleich ich wohl vermuthen kann, weshalb Sie diesen Schritt gethan,
sind mir die näheren Beweggründe bis jetzt doch noch nicht bekannt. Der
Sinn Ihrer letzten Landtagspredigt ist von böswilligen Händen verdreht
und verdächtigt worden, um Ihnen und uns zu schaden, und wie es scheint,
ist es ihnen nur allzusehr gelungen.

Hochverehrter Herr, ich kann nur mein tiefstes Bedauern darüber aus-
sprechen, daß Sie uns gerade jetzt, wo wir Ihrer am meisten bedürfen,
verlassen. Wir alle wissen es, und die Nachwelt, die alles ruhiger und
richtiger prüft und nur das wahre Verdienst würdigt, wird es constatiren,
daß Sie der Erste gewesen, der uns den Muth wachgerufen, wieder ernstlich
für unseren Glauben einzutreten.

Die Saat, die Sie gesäet haben, sie wird gute Früchte tragen, aber
auch hier wird der Text Ihrer letzten Predigt zur Wahrheit: Wo der eine
säet, wird ein anderer erndten.

Sollte ich als Vertreter unserer Ritterschaft oder in irgend einer
anderen Stellung Ihnen nützen können, bitte rechnen Sie stets auf mich,
der sich Ihrem Andenken huldigst empfehlend stets verbleiben wird

Ihr aufrichtig ergebener

A. Pahlen.

XXV

Wie die politischen Gesinnungsengenossen Walter's, so sind auch die ihm persönlich am nächsten stehenden Personen nicht einen Augenblick über die Sachlage im Zweifel. Die Frau seines Bruders schreibt aus Dorpat 26. Mai 1864: Es ist schimpflich, daß Piers nicht, sondern ich Dir heute schreibe. Aber Du kennst ja diesen Bruder besser als ich und weißt, daß er keine Worte hat, wenn sein Herz zum Ueberfließen voll ist; weißt auch, daß er mit Dir steht und fällt, mit Dir, seinem letzten, einzig übrig gebliebenen von all den herrlichen Geschwistern, die er gehabt hat. Er läßt Dich tausendmal grüßen und Dir sagen: er wisse, daß wo Du stehst und wie, da sei's am rechten Plage. —

Diesen Briefen schließen sich überaus zahlreiche von Geistlichen und Laien, von Synoden und Communen an, die den Dank und die Liebe aussprechen, die Walter sich in seiner Heimath erworben hatte, und in gleicher Weise auch die Sorge um die Zukunft von Kirche und Land.

Von den Fabeln freilich, welche das russische Publicum gegen die deutschen Ostseeprovinzen aufregen sollten, ist in all den Briefen nicht eine Silbe zu finden. Um hiervon etwas zu erfahren, mußte man eben die russischen Zeitungen lesen, und wo ein Rivländer sie las, da wußte er auch, was er davon zu halten hatte. So schreibt ein alter General an Walter:

Carlsbad, 21. Mai 1864.

Magnificenz!

In der Nr. 113 der „Nordischen Biene“, einem russischen officiellen Blatte, ist Ihre Landtags-Rede übersetzt und gesagt: „Sie dringen nicht allein auf Lutherthum und Deuschthum, sondern auch auf Losreißung der Baltischen Provinzen von Rußland, und daß ein Solches von jedem guten russischen Patrioten nicht geduldet werden darf u.“ Diese Nummer ist mir hier zu Gesicht gekommen, ich habe sie dem Landrath Baron Nollen geschickt. Ihnen, Herr General-Superintendent, halte ich für Pflicht, eine solche Anzeige zu machen, damit Sie den Russen begreiflich machen, durch Einrücken Ihrer Rede, sowohl in ausländische, deutsche als französische Zeitungen, daß Sie niemals von einer Losreißung von Rußland gesprochen haben.

Russische Zeitungen werden Ihre Erwiderungen nicht aufnehmen. Freund Dettingen, dem ich mich zu empfehlen bitte, ist's bekannt, wie gut ich namentlich mit General Patapoff, der viel über die Zeitungen zu sagen hat, stehe. Durch den, wenn Sie keinen anderen Weg finden sollten, wird es mir gelingen, Ihre Erwiderungen in die russischen Zeitungen zu bringen, und alle Ihre Wünsche in dieser sehr kitzlichen Sache dem russischen Publicum gedruckt mitzutheilen.

Ich bitte, verjügen Sie ganz über mich. Seien Sie versichert, daß nicht allein mit Worten, sondern auch mit Thaten ich alles anbieten werde, um das von Ihnen in der Rede Gesagte zu erfüllen. Will der Adel nicht hören, nun so wird es gräßlich kommen und er ist nicht werth, sich Lutheraner zu nennen. — Mit Leib und Seele der Ihrige, General-Major a. D. F. v. Ditmar, Besizer von Neu-Tennern.

26. Aus dem Privatleben.

Mit der Niederlegung seines Amtes tritt Walter völlig in das Privatleben zurück. Er hielt sich hierzu schon durch die Annahme der Kaiserlichen Pension für verpflichtet und bald sollte auch sein persönliches Befinden ihm jede öffentliche Wirksamkeit unmöglich machen. Schon bei dem Begräbniß seiner Frau war ihm ein Sohn erkrankt, dessen Leiden ihn nöthigte, im Herbst 1864 einen südlichen Kurort aufzusuchen. Er reiste mit dem Sohne, begleitet von seiner Großnichte Auguste Bandau, die ihm seit vielen Jahren mit der Treue einer Tochter anhing, nach Pau in den Pyrenäen und lebte hier ein Jahr, nun auch räumlich von den heimischen Verhältnissen getrennt, ganz der Pflege des Kranken. „Wie gut und sorgsam er gegen Hermann ist, kann man sich, wenn man es nicht gesehen hat, kaum denken. Er heizt Ofen, putzt Stiefel, kocht die Milch für ihn am Morgen, geht auf den Markt und kommt mit großen Blumensträußen in den Händen und Kartoffeln und Rüßen in allen Taschen heim.“

Das Anerbieten seiner Freunde, ihm die heimischen Zeitungen und Journale zu übersenden, lehnt er ab, nur die wichtigsten Ereignisse werden ihm mitgetheilt und von ihm brieflich berührt. Die Bewegung des Junglettenthums schwillt derweil immer mehr an und äußert sich in Brandstiftungen und Drohbriefen gegen die besitzenden Klassen, sie wird in der russischen Presse durch Aufreizung gegen die Deutschen geschürt und im Lande selbst von den Organen der Regierung geschürt. Walter schreibt den Seinen, sie hierüber beruhigend: Pau, 3. December 1864: Meines Erachtens ist von Dettingen der Mann, der unseren Verhältnissen gewachsen ist, und man muß sich nicht irre machen lassen, wenn er nicht sagt, was er thut und sich, statt darüber zu sprechen, am Thun genügen lassen. — In den kirchlichen Verhältnissen zögerte die Regierung immer noch, den Preis zu zahlen, für den Walter sein Amt niederlegte. Aber die Forderungen und Erwartungen des Landvolks gingen schon weit über das bescheidene Ziel hinaus, das man bisher in der Freigabe der Wahl der Confession für die Kinder aus gemischten Ehen, verfolgt hatte. Nicht nur für die

Kinder allein, für sich selbst wollen die zur griechischen Kirche Uebergetretenen die freie Religionsübung haben und bestürmen die Geistlichen um Zulassung zum lutherischen Cultus. Die Prediger werden hierdurch in eine Gewissensnoth gebracht, die auf die Dauer nicht mehr zu ertragen ist. Die Warnung, die Sumoroff an den Kaiser richtete: „Ich bin überzeugt, Majestät werden einst Alles zugestehen, was ich bat, aber es wird zu spät sein,“ sollte sich voll- auf bewahrheiten. Die Prediger sehen sich schon jetzt genöthigt, dem Drängen der zur lutherischen Kirche zurückverlangenden Letten in einer Petition an den Kaiser Ausdruck zu geben. Umann berichtet darüber:

Petersburg, den 10. November 1864.

Lieber Bruder!

Unser lieber Präsident Meyendorff hat sich über Deinen Gruß sehr gefreut. Wir leben in einer kirchlich bewegten, vielleicht mehr oder weniger entscheidenden Zeit. Die politischen und kirchlichen Gegner der Ostseeprovinzen regen sich mächtig und haben leider mit ihrem Zeitungsgeschrei und ihren Hof-Intriguen mehr Einfluß als man glauben sollte. Dagegen scheint hier ein *va banque!* im Werke zu sein und kommt jetzt das Comité, wie erwartet wird, zusammen, so muß der Kaiser wahrscheinlich ein entscheidendes Wort sprechen, wovon für uns viel abhängen wird, zugleich für den Minister Walujew, ob er bleibt oder nicht. Die Synode hatte beschlossen, eine Deputation an Kaiserliche Majestät zu senden, die vollkommenen Rücktritt der Uebergetretenen verlangen sollte. Sokolowski und Willigerode waren dazu erwählt. Die Unterlegung an das Consistorium in der Sache enthielt Dinge, die ich, abgesehen von dem an sich verkehrten Vorhaben, ernstlich mißbilligen mußte. Ehe noch meine ausführliche Beleuchtung dieser Unterlegung bei Karlblom in Riga angekommen war, hatte das Consistorium die Deputation verboten. Meine Beleuchtung, die ich auch an Christiani eingesandt hatte, erhielt eine, meines Erachtens, schwache Antwort von diesem (im Namen von noch 6 anderen dortigen, denen er sie wenigstens mitgetheilt hatte), die mich zwang, noch einmal zu antworten. Willigerode hatte zwar einen Paß nach Riga in Wohlfahrtsangelegenheiten erhalten, blieb aber nun zurück. Sokolowski (der Ältere), welcher die Synode nicht mitgemacht hatte, und welcher sich nicht ganz mit der Synode, mehr aber mit meiner Beleuchtung einverstanden erklärte, war vom Central-Comité der Unterstützungsclasse nach Petersburg gerufen worden, um zum Jahresfeste zu predigen. Um nun doch etwas zum Wunsche der Synode zu thun, suchte er um eine Unterredung mit dem Minister nach (was auch wir wünschten). Er legte ihm die schwere Bedrängniß der Pastoren gegen-

über dem Verlangen der Convertiten und gegenüber dem Raskol (Secte), der sich unausbleiblich bilde, vor und wie die Pastoren das nicht hervorgerufen hätten, aber nun in schwerster Versuchung der Gesetzesübertretung ständen. Der Minister ging freundlich darauf ein, versicherte, daß er das wohl verstehen könne, daß er das Mögliche in der Sache gethan habe und noch thun werde, aber auch von den Pastoren verlange, daß sie sich aller Demonstrationen u. s. w. enthielten, indem sie dadurch der Gegenpartei nur neue Macht geben. So steht es nun — Gott helfe weiter. In manchen Dingen geht es doch vorwärts. 1855 hatten wir 397 Kirchspiele und 424 Prediger, 1863 425 Kirchspiele und 480 Prediger, und die Zahl der neuen Kirchspiele wächst noch fortwährend. —

Pau, 1. Januar 1865. Der Neujahrsabend war freundlich bei Doctor Schmid verbracht. Auch des Kaisers haben wir gedacht. Möge Gott ihm helfen, das viele Gute, das er begonnen, zum Segen fortzuführen, und allen bösen Rath und Willen, auch in Bezug auf unsere Heimath, von sich zu weisen.

3. Januar. Von der Ritterschaft sind mir 1700 Rbl. jährliche Pension bewilligt. Ich habe mich dafür bedankt; hege aber doch die Hoffnung, daß, wenn ich damit meine Schulden bezahlt haben werde, eine weitere Zahlung unnöthig sein könnte, da ich ohne diese Schulden mit dem auszukommen hoffe, was mir kaiserliche Guld zukommen ließ. —

An die Stelle des Baron Lieven ist unterdessen Graf Schumalow zum General-Gouverneur von Livland ernannt und das Amt des General-Superintendenten verwaltet interimistisch, bis zur Neuwahl auf dem nächsten Landtage, ein Freund Walter's, Consistorialrath Paul Carlblom. Er berichtet:

Riga, 18. März 1865. Am 16. März war die Wahl des General-Superintendenten; Christiani ist an erster Stelle, ich bin an zweiter Stelle vorgeschlagen. Höffentlich wird Christiani bestätigt. Bis dahin werde ich das Amt verwalten und dann als Erzherzog Johann wieder nach Tyrol zurückkehren. Der Landtag tagt noch, hat aber seine liebe Noth, weil ihm die Pistole auf die Brust gesetzt wird in verschiedenen Anträgen, die von allerhöchster Stelle kommen. In der Kirchenfrage ist bisher nichts weiter geschehen, an Lievens Stelle ist der Graf Schumalow getreten. Ein junger 38jähriger Mann mit den höflichsten Hofmanieren. Am 19. Januar stellte ich mich ihm zum ersten Male vor und es entspann sich folgendes Gespräch: Ew. Erlaucht haben die Oberverwaltung einer Provinz übernommen, die sonst die glücklichste Provinz im russischen Reiche war, jetzt aber die unglücklichste ist, weil Glaubenszwang und Gewissensdruck auf

Tausenden lastet. Ich beschwöre Gw. Erlaucht, nutzen Sie Ihre Stellung bei Kaiserl. Maj. dahin, daß dieses Elend aufhöre, — ich beschwöre Sie im Namen Gottes, dessen Diener ich bin, helfen Sie uns zur Glaubensfreiheit, damit Bivland wieder ein glückliches Land werde. — Sch.: Ich bin, wie jeder gebildete Mann, für Toleranz, der Kaiser ist es auch — hoffentlich wird die Zukunft bringen, was in der Gegenwart unmöglich ist. Ich bitte Sie, machen Sie Ihren Einfluß auf die Herren Pastoren geltend, daß Niemand Propaganda mache. Ich werde den griechischen Priestern auf die Finger sehen. Ich werde mich bemühen, so unparteiisch als möglich zu sein. Es muß still von beiden Seiten sein. Die nothwendige Politik verbietet dem Kaiser, 70 000 Angehörige der orthodoxen Kirche freizugeben. Ich bitte Sie, bleiben Sie still. — Wenn wir still sind und still bleiben, so wird man eben meinen, daß wir zufrieden sind und unsere gerechten Erwartungen bleiben alle unerfüllt. Soeben waren 4 arme Ehten bei mir, die bei Gw. Erlaucht sich gemeldet hatten, mit der Bitte um Erlaubniß zum Rücktritt und die Sie abschlägig beschieden hatten. Einer von ihnen sagte mir: jezt bleibt mir nichts mehr übrig, als mir das Leben zu nehmen; wenn ich an Weib und Kind denke, so bin ich der Verzweiflung nahe. Ich mußte ihm aus dem Evangelium Trost zusprechen. In diesem Falle sind alle unsere Prediger. Sie werden uns das doch nicht als Propaganda-Machen anrechnen, daß wir diese Gefangenen trösten. Sie lassen ihre Kinder von Lutheranern taufen und leben in wilden Ehen. Wie lange soll das dauern? — Sch.: Ich weiß das, der Kaiser weiß es auch — dennoch muß ich Sie bitten, bleiben Sie still, es wird nur Ihr Vortheil sein! — Will man einen neuen Rascol großziehen? Nach der Zeit der Stille, die Gw. Erlaucht verlangen, kommt dann eine arge Verfolgung über uns und über die armen Leute. — Sch.: Eine Verfolgung darj und wird nicht kommen, dafür stehe ich Ihnen und ich hoffe, auch die Lutheraner werden mir danken! — Bei der Verabschiedung behielt Schumalow meine Hand lange in der Seinigen, bat mich, ihn öfter zu besuchen, er unterhalte sich gern über religiöse Gegenstände; in Paris, wo er länger gelebt, habe er meist mit Protestanten verkehrt und Pressensé rechne er zu seinen Freunden u. s. w. Sehr charmant! — Durch meine Landtagspredigt am 8. März, in welcher ich unter anderem das Glaubensbekenntniß thetisch und antithetisch darlegte, bin ich in Mißkredit bei ihm gekommen. Er hat das öffentliche Aussprechen des Glaubensbekenntnisses als Demonstration gegen die griechische Kirche sehr übel vermerkt. Habeat sibi! Das neucodificirte Privatrecht Bivlands, das mit dem 1. Juli in Kraft tritt, hat das Consistorium genöthigt, gegen Art. I. dieses Privatrechtes zu protestiren,

in welchem das Gesetz, daß Kinder gemischter Ehen griechisch getauft werden müssen, durch unten angeführte Svodstellen eingeschmuggelt werden sollte. Unser Protest ist an den tagenden Landtag gegangen. So ziemlich in allen Kirchspielen Livlands werden jetzt die Kinder gemischter Ehen lutherisch getauft und täglich erscheinen Letten und Esten bei mir, die um Rücktritt zur lutherischen Kirche bitten wollen und ich schicke sie zu Schuwalow. Es kommt dabei nichts heraus, sie werden abgewiesen. Er wird aber beständig daran erinnert, daß Bobrinskij's Bericht reine Wahrheit enthielt. Es soll bald bei uns zu einer Constitution kommen. Gott stehe uns bei! —

Pau, 6. Januar 1865. Ist Schuwalow honett und bleibt er länger bei uns, dann kann er dem Schaden eher entgegenreten, als ein Deutscher. Gott behüte die Heimath!

Pau, 24. April 1865. Eben kam per Telegraph die Nachricht von des Thronfolgers Abscheiden an. Die armen Eltern und das arme Livland, das die Hoffnung verloren, die es auf ihn setzen konnte seit seinem Besuche! — Diese Nachricht trübte auch die Freude, welche die lange erwartete Entscheidung des Kaisers in der Kirchenfrage Walter einige Tage vorher bereitet hatte.

Pau, 14. April 1865. Heute bekam ich die Nachricht von der, wenn sie schriftlich kommt, wohl sehr zu dankenden Entscheidung wegen der gemischten Ehen. So ist mir doch Wort gehalten. Ich habe es stets erwartet und nie daran gezweifelt und habe denen, die meine Bitte um den Abschied tadelten, nicht sagen dürfen, welche Frucht davon unsrer Kirche in Aussicht gestellt war. Gott segne es dem Kaiser und unsrer Kirche, die wohl auf der Wacht stehen muß; denn ob auch das Gesetz das Reversal nicht verlangt, so behält doch die griechische Kirche das Recht und die Gewohnheit, eine Ehe zu verweigern oder doch zu erschweren, wo das griechische Gemahl nicht zuerst die Taufe verspricht, und sie mit Lügen und Drohungen einzuschüchtern. Wachen die Prediger und Gemeinden nicht, so wird die Praxis so schlecht als möglich. Doch Gott sei gelobt und dem Kaiser gedankt, daß dieser Anfang der Gleichberechtigung der Confectionen geboten ist. — Walter bemerkt später hierzu: Damit war gewiß viel Schweres nicht weggeräumt, was die Gefeirmelten drückte, besonders die Ehen, in denen beide Gatten griechisch waren und nach dem Gesetze der griechischen Kirche auch ihre Kinder der griechischen Kirche zuführen mußten. Aber die Aussicht auf dieses Gesetz war doch so lothend, daß Niemand darauf zu hoffen wagte, und daß Alle, ehe es erlassen war, dafür Gott zu preisen bereit waren. Denn damit hörte der Krebs der Reversale auf, der die Existenz des Lutherthums um so ernster bedrohte, je mehr die griechischen Geistlichen

nur gemischte Ehen begünstigten. Begünstigten jetzt die lutherischen Prediger auch die gemischten Ehen, so behielt die griechische Kirche nur die Zukunft, in Livland auszussterben, ohne daß die Regierung die griechische Kirche in ihrem Rechte verletzende Maßregeln zu ergreifen brauchte. Es war damit nicht nur die Sicherung der Kirche für die Zukunft geboten, sondern auch die Basis zu vielem anderen, wenn die Prediger es treu ausbeuteten. Auch die unglücklichen Gefirmelten konnten sich in ihr eigenes Leid eher fügen, wenn ihnen, durch Aufhebung des Reversales, für ihre Kinder die Möglichkeit eröffnet ward, wieder in der lutherischen Kirche beten zu können. Namentlich waren auch die Eltern darin einer milderen Praxis unterworfen, daß sie nur an einen jährlichen Genuß des Abendmahles in der griechischen Kirche gebunden sind, sonst aber nach Gefallen alles thun und lassen können. Um diesen Gewinn verlangte ich, natürlich ohne diesen Grund zu verlautbaren, selbst meinen Abschied, der mir, nicht verlangt, ohne diesen Gewinn, zu Theil geworden wäre. Und mit dem Bewußtsein der eben entwickelten Folgen, befahl der Kaiser, durch den Minister Livlands altes Recht in gemischten Ehen zu restituiren, während ein neues Gesetz an den Reichsrath hätte gehen müssen und nicht durchgegangen wäre. Und als es da war, ward es wie Unwerthes bemäfelt, und war nicht genug. Es schmeckte eben nach mehr, weil es die Basis für Vieles bot. —

So war denn wenigstens zu einem Theile das erreicht, was Walter seit 1834 erstrebt hatte: der Hauptpunkt des Kirchengesetzes von 1832, die Zugehörigkeit der Kinder der gemischten Ehen zur griechischen Kirche, war für Livland ungültig erklärt worden. Walter hatte also doch von Anfang an den richtigen Weg beschritten, als er sich auf das historische Recht des Landes stützte; denn so sehr man auch diese Sonderrechte in Rußland verdächtigen mochte, man gestand doch lieber diese Ausnahme zu, als die Religionsfreiheit im ganzen Reiche, die die griechische Kirche selbst gefährden konnte. Aber freilich nur in der durch die Rücksicht auf die griechische Kirche möglichst verkümmerten Form ward selbst für Livland dieses Zugeständniß gemacht. Und doch hatte der Bericht des Grafen Bobrinskij, den der Kaiser mit vollem Vertrauen zu einer Untersuchung der religiösen Lage in die Provinzen geschickt hatte, gelautet:

„Ew. Majestät, es ist mir sowohl als Rechtgläubigen, wie auch als Russen peinlich gewesen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses officiellen Betruges zu sehen. Nicht die freimüthigen Worte dieser unglücklichen Familien, welche sich an Ew. Majestät wenden mit der zwar demüthigen, doch feurigen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren, die Religion nach dem Zuge ihres

Gewissens zu bekennen, nicht diese offenherzigen und rührenden Aeußerungen ihrer Gefühle sind es, welche auf mich einen so peinlichen Eindruck gemacht haben, sondern dieß namentlich, daß dieser Gewissenszwang und dieser allen bekannte officielle Betrug unzertrennlich verknüpft sind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit. Um aus dieser Lage heraus zu kommen, bietet sich nur ein Ausweg dar: im Schoße der rechtgläubigen Kirche nur diejenigen unter den Einwohnern zu behalten, welche wirklich zur Rechtgläubigkeit sich bekennen, unter Freistellung an alle Uebrigen, in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einzig dem Zuge ihres Gewissens zu folgen.“

Auch nicht ein neues Gesetz trat an die Stelle des mit Unrecht bestehenden Kirchengesetzes, sondern eine bloße Ministerialverordnung und unendliche Intriguen und Ränke konnten aus der Praxis in den einzelnen Fällen erwachsen. Es hatte für Walter etwas sehr schmerzliches, dieses Resultat seiner unermüdlichen Arbeiten und den Preis seines Rücktrittes in der Heimath nicht einmal in dem Maaße, als er gehofft hatte, anerkannt zu sehen. Dieses lag nicht nur an dem verkümmerten Gehalte des Zugeständnisses, sondern vorzüglich an den ganz veränderten Verhältnissen, die Walter bei seiner Rückkehr in der Heimath antrai. Auch persönlich sollte Walter so sehr von Leid und Krankheit beschwert heimkehren, daß ihm eine Mitarbeit an den heimischen Aufgaben nicht mehr ermöglicht war. Die Pflege des geliebten Sohnes nahm alle seine Kraft in Anspruch. Nur an der herrlichen Natur der Umgebungen Paus an der Blütenpracht, die hier der Frühling erschließt, erquickt er sein Gemüth, daß in der sorgjamen Beobachtung des Kranken immer mehr von seiner Hoffnung einbüßt.

Pau, 15. April. Eben habe ich unsre 7 Vasen mit frischen Blumen ausgestattet zum morgenden Ostertag, der zugleich Mutters Geburtstag ist. Es ist etwas Freundliches, daß wir den ersten Geburtstag nach ihrem Abscheiden am Tage der Auferstehung zu feiern haben: „Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein“ lasen wir gestern und für Mutters Geburtstag muß der Ostertag das über ihrem Grabe besiegeln.

20. Mai: Heute ist es ein Jahr, daß Mutter hinging! Was ist seitdem vieles geschehen! Die einzelnen Wochen sind reißend schnell hingegangen und doch ist dieß Jahr durch seinen Reichthum an Erlebnissen, mir länger geworden als je eines. Mir kommt es vor, als seien Jahre seitdem vergangen. Ach, unser armer Junge sieht wohl jämmerlich aus, und mich, der bisher immer voll Hoffnung war, will die Hoffnung schier verlassen. In so herrlichem Klima dieß Elend, was würde da der Norden bringen. — Der Sommer, in Badenweiler zugebracht, verschlimmerte das Uebel

noch mehr, so daß bei der Rückkehr nach Pau im October, der Ausgang nicht mehr zweifelhaft ist. Nach schweren Wochen des Leidens, die er, immer wieder Hoffnung lassend, unausgesetzt am Krankenbette verbrachte, sah er den Sohn im 21. Lebensjahr am 2. November 1865 hinscheiden.

Diese anderthalb Jahre ununterbrochener Sorge, die sich an den Tod der Frau und den Verlust des Amtes angeschlossen, und nun der Schmerz um den Sohn haben das Herzleiden schnell entwickelt und Walter schon im 64. Lebensjahre zu einem Greise gemacht. Als er in die Heimath zurückkehrte, fand er die kirchlichen Verhältnisse in eine Richtung gedrängt, die er mit den Grundsätzen, welche er zeitlebens befolgt hatte, nicht mehr in Einklang zu setzen vermochte. Das lange Zögern der Regierung mit den Zugeständnissen der religiösen Freiheit, das Bewußtsein, daß ein Zustand, der von der Regierung selbst als Unrecht anerkannt war, doch nicht abgestellt wurde, obwohl er täglich Tausenden die schwersten Gewissenskämpfe kostete, hatte die Geduld der lutherischen Prediger erschöpft und sie dem Flehen der Leute um Zulassung zum lutherischen Gottesdienste nachgeben lassen. Ein großer Theil der lutherischen Geistlichkeit befand sich nun in einem durch die Regierung selbst verschuldeten Widerspruche mit dem Gesetz; der kirchliche Zustand hatte den Rechtsboden verloren, es war eine neue, der Denkweise Walter's fremde Zeit heraufbeschworen worden. Auch die Männer, die mit Walter in einem Sinne gewirkt hatten, fühlen sich diesen Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Usmann schreibt darüber:

Petersburg, 8. December 1865.

Du willst nun arbeiten? — ach, könnte ich, ich wiese Dir Arbeit zu für unsere Kirche! Aber es kann ja auch mit Dir so kommen, wie es mit mir gekommen ist, und dazu helfe der Herr!

Hättest Du im vorigen und in diesem Jahre die Synode präsidirt, so wäre es zu dem nicht gekommen, wozu es gekommen und woraus sich die jetzige Praxis der livländischen Prediger herschreibt, die mich tief betrübt. Allerdings ist Veranlassung dazu reichlich von oben her gegeben worden, aber es wäre dem Glauben, und dem lauterem Gewissen angemessener gewesen, zu erklären: wenn ihr noch so sehr Gesetzesübertretung wünscht und ungestraft sein laßt, wir geben uns dazu nicht her, macht reine Sache! Bisher habe ich das Gen.-Consistorium rein vom Eingehen in solche Praxis und Gewährenlassen solchen Treibens zu erhalten gesucht, auch wo wir dem Ministerium unbequem damit kommen. Leider geht das furchtsame und unsichere Vorschreiten mit dem, was doch für recht gehalten wird, sehr hoch hinauf und wir können nicht sicher sein, daß nicht über kurz oder lang ein

ganz anderes Regime an die Tagesordnung kommt. Auch das würde mit der Zeit überwunden werden, bewahrten wir uns nur ein reines Gewissen. Die Erlaubniß für unsere Prediger, zu trauen, wenn die Popen die Trauung verweigern, wäre vielleicht schon da, wären nicht zugleich so viele Gesetzesübertretungen unserer Prediger da. Minister und General-Gouverneur welche diese letzteren als hinzustellendes fait accompli (in guter Absicht) gewünscht haben, haben sich nun für jene Forderung selbst die Hände gebunden.

Was und wie es werden wird, ist für jetzt nicht abzusehen.

An Civilehen dürfte für jetzt bei uns nicht zu denken sein, und mich dünkt, für unser Volk ist's auch nicht wünschenswerth.

Was mich betrifft, so bin ich leiblich noch gesund und stark genug für mein Alter. Geistig meine ich keine bedeutende Abnahme von Kräften zu spüren, bin aber doch der Ueberzeugung, daß ich bald, recht bald meinen Abschied nehmen muß, um nicht meinem Vorgänger und manchen andern ähnlich zu werden. Auch verlangt's mich danach, mich bei stiller Arbeit und Zurückgezogenheit auf mein letztes Stündchen vorzubereiten.

Q. D. B. V.“

Auch Walter fühlte sich nicht mehr im Stande, in die Arbeit für die Kirche einzugreifen. Er antwortete Ulmann: „Ich will nicht aus dem Ruhestande heraus.“

Ähnlich wie Ulmann spricht sich auch ein anderer Freund Walter's, der Consistorialrath Carlblom über die veränderte Sachlage aus. Er schreibt am 16. December 1865:

Es geht hier zu Lande alles drunter und drüber. Die Leute taufen ihre Kinder selbst, d. h. die Convertiten. Der Pastor trägt sie ein und segnet sie ein; sie kommen in Schaaren zum Abendmahl, ohne vorher angeschrieben zu sein, und machen später dem Pastor eine Anzeige. Einige Pastoren haben sich auch dazu herbeigelassen, in officieller Weise Uebergetretene wieder zur lutherischen Kirche zu recipiren. Was daraus werden wird, ist nicht abzusehen. Einige werden wegen ihrer Voreiligkeit schwer büßen müssen.

5. Januar 1866. Das neue Jahr hat trübe genug begonnen. Der General-Gouverneur Schuwalow hatte an das Consistorium das Ansinnen gestellt, die Pastoren aufzufordern, ihren Abschied zu nehmen. Diesen Antrag hat das Consistorium abgelehnt und wird nun richten müssen. Wir werden in den Riß treten, falls nicht vorher Gnade oder Gewalt vor Recht ergangen sein sollte. Die Pastoren haben dem Genßdarmen-Obriß ein-

gestanden, Convertiten ad sacra admittirt und auch confirmirt zu haben. Wir werden sie wohl entschuldigen, aber nicht retten können. Vielleicht schreibst Du mir in dieser Sache. Die Zeit ist böse. Der Brodmangel und Geldmangel im Lande groß. Gott wolle doch helfen! —

Der Präsident des Consistoriums von Stryk schreibt: 22. December 1865: Eine schwere Zeit haben wir, seit Du uns verließest, erleben müssen. Das Jahr 1864 schloß mit banger Sorge und jetzt stehen wir wieder am Jahreschlusse und es ist nicht besser geworden. Besonders sind es die confessionellen Bewegungen hier im ehestnischen Livland, die mir in Voraussicht ihrer nothwendigen Folgen große Sorgen machen. Maurach und Mickwitz sind schon vom Gensdarmen-Obristen Adrianow, auf Befehl des General-Gouverneurs vernommen worden, Christiani ist der dritte, zu dem er sich begeben hat. Ein Glück ist es, daß Adrianow ein Ehrenmann ist. Er hat Maurach, wie ich höre, 13 Fragen schriftlich vorgelegt, die er mit großer Freimüthigkeit schriftlich beantwortet und gerade und offen sein Verhalten bekannt hat. Was aber wird nun die Folge sein? Wird nun die Verfolgung der Prediger und der auf's Neue Convertirten beginnen? oder wird man noch weiter die Augen verschließen und nichts sehen wollen?

Ich kann dieß nicht glauben, sie werden, da sie zu schwer compromittirt sind, sicher dem Consistorium übergeben werden, und dieses kann ja nur nach dem Gesetze erkennen! Und dieses ist — obgleich mein Herz dabei blutet — noch das Geringere! Wird aber nicht alle Hoffnung, die wir für unsere baltischen Lande hegten, und der wir durch Jahre hoffend entgegenzusehen, vernichtet werden, und unsere Kirche wieder unter den alten Druck zurückkehren, unter welchem sie schon lange geknechtet hat? Gott wolle gnädig seine Kirche schützen und unseres Kaisers edles Herz erfüllen und lenken! —

Walter's Ansicht über die Sachlage erhellt aus einem Briefe an Carlblom:

16. December 1865. Deinen Sohn leite an, daß er nicht über die Schnur zu hauen sich gewöhne, was wohl zu thun in Livland eben viel Versuchung zu sein scheint. Sie ist um so gefährlicher, je leichter es ist, in abstractem Verstande den Knoten durchzuhauen, statt ihn zu lösen, und je leichter es ist, als ständen wir in Mitten der Heidenwelt und ohne gesetzliche Schranken, — alle Gesetze nach dem Vorbilde unserer Gegner zu umgehen und zu übertreten. Wir haben die Verpflichtung, in Geduld das Unrecht zu tragen und mit Rechtthun zu erwidern, und mit Beachtung der Vorschriften, welche ein Nebeneinander christlicher Confectionen ermög-

lichen sollen, die Erfüllung dieser Vorschriften und ihre Verbesserung auf gesetzlichem Wege zu erstreben. Schwer ist's zu tragen, und in Mitten gesetzlosen Treibens zum Gesetze zu halten. Der entgegengesetzte Weg ist der der Revolution. Mich dünkt, es giebt Leute, welche unsere Deutschen, und namentlich die Prediger gern auf diesen Weg einlenken, und von denen, für welche sie diesen Weg einschlagen, verlassen und desavouirt sehen möchten. Die Redensarten, „der Kaiser wünscht dieß, und er möchte das, um aus dem fait accompli Weiteres verfügen zu können, seine Umgebung aber und seine Diener nur sind das Hindernde“, diese Redensarten sind alt abgebrauchte Phrasen, mit denen wir, wie in alter so in neuer Zeit, das arme, unwissende Volk vielfältig haben irre führen sehen. Sie sollten billig keinen lutherischen Prediger irre machen.

Dem Sage, man müsse Gott mehr gehorchen als dem Kaiser, kann ich in vorliegender Stellung, nun gar in Bezug auf die Ehe, die als weltliches Institut weltlichen Verordnungen unterliegt, höchstens die subjective Berechtigung zuerkennen, daß Niemand verdamme, wo von Gewissenssache, also von ganz subjectiver Stellung, die nur dem Gerichte Gottes vorliegt, die Rede ist. Einen Synodalbeschuß aber auf solche Gewissensklemme hin zu gründen, oder auf sie hin anzustreben, halte ich für unberechtigt. Es ist ja wohl möglich, daß die Erfahrungen des Lebens mir die Unhaltbarkeit eines Gesetzes, oder einer Lehre gar, auf die ich bona fide mich verpflichtet habe, klar macht. Ich kann mich um der Treue zu meiner christlichen Kirche oder zu meinem Staate willen, nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet achten, nicht feige aus der Kirche und aus dem Staate, in denen ich zu dieser abweichenden Ueberzeugung kam, auszuscheiden, um mir und ihnen den schlechten Frieden zu bewahren. Ich darf vielmehr in dieser Kirche oder in diesem Staate das, was ich in ihnen gewonnen habe, zu gemeinem Nutzen verwenden, und in ihnen offen thun und lehren, was ihren Gesetzen und ihrer Lehre zuwider ist. Ich darf aber, in solche Stellung getreten, der Kirche oder dem Staate, die ich von dem guten Rechte meiner Ansicht nicht habe überzeugen können, es nicht verübeln, wenn sie mich für meine Lehr- und Gesetzeswidrigkeiten strafen, also mich hindern, fürder dem in ihnen Feststehenden zuwider zu lehren und zu thun. Hingegen werde ich jedem Individuum es gar sehr verübeln, wenn es sich berechtigt achtet, mich zu verdammen, wo ich mein Verfahren nur auf Gewissensdrang, also auf ganz Subjectives basire. Thue ich aber mehr, als für mich selbst nur meinem Gewissen genügen, dann muß das gute Recht meines Thuns nachgewiesen werden, und je klarer mir das ist und je klarer ich's Anderen mit

objectiven Gründen machen kann, desto mehr darf ich hoffen, den Sieg zu gewinnen; aber umgekehrt, auch besiegt und beseitigt zu werden, darf mich da nicht befremden.

Den klaren Beweis dafür, daß im Verfahren unserer Tage Gott mehr gehorcht werde als dem Kaiser, — habe ich aus den mir gemachten Mittheilungen noch nicht ersehen können; — und doch dürfte der allerbürderst bei jedem Vorgehen, und nun gar bei gemeinsamen Unterlegungen, Forderungen und Beschlüssen nicht fehlen.

Daselbe Thun, das zur Reise gebiethen war und darum obtenirte, brachte den Namen des Liberators oder Reformators ein, — während es unreif, ohne zwingende Begründung unterliegend, einen anderen Namen einbrachte, und nicht mit Unrecht selbst in den Fällen, die später durch die hinzutretende zwingende Begründung die Ehre des Martyriums gewannen. —

In diesen Ansichten hätte das Land vielleicht erhalten werden können, wenn Walter in seiner Stellung verblieben wäre; auf sie zurückführen hätte auch er die Geistlichkeit nicht mehr können, die von der Regierung selbst zum Verlassen des Rechtsbodens theils gezwungen, theils vielleicht auch in guter Absicht, veranlaßt war. So war es auch eine innere Nothwendigkeit für Walter geworden, sein Leben als Privatmann zu beschließen. Er lebte im Hause seiner Tochter in Rensal und später in Dorpat und nur im Sommer ladet er sich Freunde und Verwandte, wie in früheren Jahren, als Gäste in sein Strandhäuschen zu Pernigell. Seine Zeit wird vorzüglich durch die Lectüre in Anspruch genommen, die ihn auf die philosophischen Studien der Jugend und manches damals noch aufgesparte Werk zurückführt. Unter den Neueren ist es vorzüglich Fechner, dessen geistreiche und gemüths-tiefe Schriften ihn fesseln und ihm durch manche verwandte Anschauung näher treten. Aber weder diese freie Beschäftigung, noch das freundliche Familienleben im Hause der Tochter und der Verkehr mit dem Bruder in Dorpat, vermögen ihm den Verlust der langjährig gewohnten Arbeit im Dienste concreter, gemeinnütziger Ziele vergessen zu machen. Noch einmal wird ihm eine größere Aufgabe, die Uebersetzung der livländischen Bauernverordnung in das Lettische, vom Landrathscollegium übertragen. Es erfreute ihn, an dem äußeren Abschlusse eines Werkes als Greis noch Antheil zu gewinnen, für welches den Jüngling einst die Eindrücke der Reise in Schweden begeistert hatten und das der Mann unablässig im Auge behielt: an der Verbesserung der Lage des Bauernstandes der Heimath. Aber nur unter peinlichen Beschwerden seines zunehmenden Leidens war es

ihm möglich, so andauernd die Feder zu führen und diese Arbeit zu Ende zu bringen.

Auch noch einen letzten herben persönlichen Verlust hatte Walter zu ertragen, als ihm 1867 seine Großnichte und treue Pflegerin, Auguste Bandau, durch einen frühen Tod genommen ward. Von Jugend auf hatte sich das geistige und gemüthliche Leben dieses reich beanlagten Mädchens unter seiner geistlichen Leitung und Sorge entwickelt und zu der lauterem Selbstlosigkeit werththätiger Liebe veredelt, die es in der hingebendsten Pflege seiner leidenden Frau, dann seinem Sohne und nun ihm selbst zugewandt hatte. Sorge und Kummer um dieses ihm so theuer gewordene Leben warfen ihn selbst auf das Krankenlager und zum zweiten Mal ließ ihn seine starke Natur den Typhus überstehen.

Im Jahre 1868 tritt er seine Sommerreise an den Ostseestrand wohl schon mit dem Bewußtsein an, von lieb gewordenen Orten und Personen Abschied nehmen zu müssen. Er macht den Umweg über Fellsin, um noch einmal Heimthal zu besuchen, wo er glückliche Jugendjahre als Hofmeister verlebte. Die ungewöhnliche Wärme dieses Jahres gestattete einen wohlthätigen Aufenthalt in der freien Natur, aber mit dem Hochsommer traten rings um seinen Landsitz in Pernigal unlösliche Waldbrände auf und verleiteten ihm wochenlang selbst das erfrischende Gestaude des Meeres. Er schreibt an seinen Sohn nach Deutschland:

„Dem fast undurchdringlichen Rauche, neben der selbst in den Nächten 20° R. übersteigenden Hitze, die auf 32° R. zu Mittag gestiegen ist, schreibe ich es zu, daß ich so manche Woche stets so beschwerten Herzens, als werde irgend eine gräßliche Nachricht kommen, verlebt habe. Ich habe einen solchen Sommer und so spät erst eintretenden Frost hier im Lande noch nicht erlebt. Regen haben wir nur an drei Tagen gehabt und der hat endlich auch die Waldbrände gelöscht. Hoffentlich wird endlich auch etwas geschehen gegen die drohende Hungersnoth, vor der Gott uns gnädig bewahren möge, da Typhus und Ruhr in diesem sonst so schönen Jahre schon viel Opfer genommen haben.“

Während die politische und kirchliche Lage des Landes sich immer trüber und bedrohender gestaltete, sollte der innere Nothstand, den die Dürre des Sommers verschuldete, Walter noch einmal zu einer hülfreichen Thätigkeit rufen, die ihm die letzte Befriedigung der Arbeit gewährte.

Die Rückreise nach Dorpat führt ihn über Riga, Wenden und Wolmar, „um noch manchen alten Bekannten wiederzusehen, der in meinen bösen Tagen freundlich zu mir gehalten“ Aber so manchen von ihnen findet er jetzt im Krankenbette und auf dem Sterbelager. „Mein alter Universitäts-

freund Müller in Riga lag ohne Besinnung, vom Schlage getroffen, und den General Ruge fand ich in elendem Zustande; der hochgebildete und seine Mann scheint kindisch zu werden.“

Dorpat, 1. October 1868. In Wolmar schließ ich die Nacht und fuhr nach dem Gottesdienste und nachdem ich der Unsrn Gräber geschmückt, auch eine Deputation des Gewerbevereines hatte annehmen müssen, die mich zu ihrem Ehrenmitgliede machte, zu Ulmann nach Walf, bei dem ich bis 11 Uhr blieb, dann ging es durch die Nacht hierher. Gestern, als mein Geburtstagstisch gerade fertig war, kam ich hier an und fand Deinen Brief aus Köln als die liebste Gabe auf dem Tische. Es hat mich sehr gefreut, daß Dir Köln und der Rhein so zugesagt haben. In beidem bin ich zu Hause und sehr gern zu Hause, wenn ich auch den katholischen Pomp bei den Gottesdiensten nicht zu übersehen vermag. Mir wird das möglichst Einfache in den Gottesdiensten immer mehr Bedürfniß und das Liturgische in demselben immer fremder. Den Rhein aber mußt Du noch einmal bereisen und zwar zu Fuß und im Rahn, um die Einzelheiten am Rhein und in den Nebenthälern in ihrer reichen Schönheit zu genießen. Die Mutter hat sich derselben auch sehr gefreut. Kräftige Dich am Leibe, daß Du später etwas vertragen kannst. Denn, was Du auch ergreifen magst, kein leichtes Leben bietet die Zukunft unserer Heimath. Ohne Vorliebe aber kein gelehrter, oder gar ein theologischer, weil das Gewissen immer berührender Beruf! Lieber Schuster sein mit ungetrübtem Gewissen. Ja, wohl ist die Frömmigkeit der Boden, auf dem allein aller Frieden erwächst, — aber — die Gräfin Dohna hat ein wahres Wort geschrieben: Die Frömmigkeit läßt sich nie zu einer Magd machen, dieweil sie die freieste Tochter des Himmels ist. Wer sie nicht um ihretwillen mag, sondern weil sie auch eine gute Beihülfe bieten kann, der kann höchstens feile Pfaffen in seinen oder des Staates Dienst bringen. Die werden aber nie Frömmigkeit wirken, sondern sie ertödteten, wie sie anrücklich machen bei den edelsten — eben darum der wahren Frömmigkeit sonst am meisten zugeneigten Geistern, wie das öfter am sogenannten Christenthum erfahren wurde. Heuchelei und Scheinheiligkeit ist weit schrecklicher, als was dem Glauben vorausgeht: es ist der Weg hinab aber nicht hinauf.

20. October: Heute ist unseres Hermann Todestag. Daß mir da die Abgeschiedenen der letzten vier Jahre schwer auf dem Herzen liegen, und ich um die noch Lebenden besorgt bin, liegt wohl nahe.

21. October: Heute beginnt der extraordinäre Landtag, den der Landmarschall ausgeschrieben, weil die Herren oben eine Loyalitätsadresse wünschen, gegenüber von Bod's und Anderer Schriften in Deutschland.

Da die Bod'schen Beiträge meist Wahres enthalten, ob auch in sehr schlechtem Stil und mit unnützer Beißigkeit, — so hoffe ich, man werde sich nicht blamiren, wie einst der Landtag zu Wolmar, als er Patskul desavouirte. Die ewigen Angriffe seitens der Moskauer können unendlich werden, und ich habe manches Mal gewünscht, unsere Zeitungen hätten nie darauf geantwortet. Die nöthige und schlagende Antwort dürfen sie nicht geben; halbe Antworten berühren nur Unwesentliches und schaden eher als sie nützen. Die Bod'schen Beleuchtungen durch reine Facta wären immer das Einzige, das auf den Grund geht. Seine Bißigkeit gegen alles Russische dagegen und Publication von Sachen, die als interne müßten behandelt sein, kann nur schaden. Es veranlaßt zu dem Samarin'schen unberechtigten Schlusse: „wie er im Auslande und Ausländer geworden, gesonnen ist, so sind die Livländer alle gesonnen, wagen es nur nicht auszusprechen.“ Die Livländer sind aber so nicht gesonnen, weder gegen das arme Volk, dessen Zeitungsredacteurs solche antigermanistische Wühlereien treiben, ohne daß dem Volke das darf vorgeworfen werden, noch gegen die Regierung, die eben gegen die Wühler einzuschreiten noch nicht möglich achtet und von uns nicht darf verbittert werden, soll's nicht weit ärger werden. Mein Trost ist, daß das Rechte endlich doch obliegen muß, und das ist nicht auf Seiten der Wühler. Freilich muß dabei Geduld nach oben hin und eigene Treue nicht fehlen und beides ist schwerer beizuschaffen, als ein nur mehr aufreizendes Pamphlet. Ich meinstheils bete noch ehrlich für den Kaiser und gegen Alle, die ihn hindern, das Gute zu vollbringen, wonach ihn verlangt, ob sie nun in Moskau, oder Darmstadt, oder Stuttgart wohnen! Dabei bin ich zufrieden, daß ich privatistiren kann und nirgend zu den Officiellen gehöre. Dem Kaiser halte ich mich für verpflichtet, theils um der Liebe willen, mit der ich von jeher und auch heute noch zu unserm Kaiser halte, theils aus Dankbarkeit für die sorgenlose Existenz, die der Kaiser aus lauter Güte, obgleich das Geleß sie mir nicht zusprach, und obgleich ich auf sie nicht hoffte, mir zusicherte.

1. November 1868. Aus Riga weiß ich nur, daß die Conventsherrn zusammen gewesen und Professor Schirren zum Fingerweise für sie, den Samarin-Artikel in die Rigasche Zeitung gerückt hat. Afakow's Zeitung „Moskwa“ ist indeß auf sechs Monate unmöglich gemacht, „gegen einzelne Provinzen die übrigen aufzureizen“ In meinem Gärtchen auf dem Dache ist alles weiß, bis auf die fünf Rothtannen, die ich in Kästen dort ziehe und die Fettmeisen, die vor dem Fenster die für sie ausgestellte Nahrung verzehren und mit den Zeigern und dem Stieglitz, die auf dem Fenster im Bauer residiren, liebäugeln.

2. November 1868. Das Gerücht wird immer allgemeiner, der Minister des Innern sei ab. Er hatte eben dem Kaiser vorgeschlagen, die Landvertheilung an die Knechte der Bauern, für einen Zwangspreis, in den baltischen Provinzen einzuführen. Der Minister des Auswärtigen hat das im Minister-Comité so beleuchtet, daß der Proponent seine Proposition beim Kaiser hat zurücknehmen müssen. An seine Stelle soll Schumalow und an dessen Stelle (geh. Polizei) soll Albedinski kommen. Der Curator Rehsferling, die letzte noch gebliebene Spitze aus der Suworoff'schen Zeit, der einen in Riga residirenden Gehülfen bekommen hat, sieht sehr schwarz. Von Dettingen's Beförderungen werden von seinen Gegnern gern verbreitet, weil sie sein Abtreten als Gouverneur als etwas Honettes nicht leugnen können. Gibt ihm der Kaiser einen Wirkungskreis, so geschieht es, weil er persönlich ihn hochhält und gern hat.

13. November 1868. von Bock hat der Convent auf Rath des Ministers des Innern oder Schumalow's desavouirt. Die Formulirung ist noch nicht bekannt. Sie kommt in den Nord. Wäre das nicht geschehen, so hätte ich wohl Bock gebeten, eine Erklärung von mir in seine Blätter aufzunehmen. Der Ritterchaft oder des Conventes Schleppenträger will ich aber nicht sein. Wäre Bock stehen geblieben bei der einfachen Darlegung des factischen Zustandes und der ihn beleuchtenden Eingaben und Arbeiten, so hätte er seiner Heimath großen Dienst geleistet, schon dadurch, daß die Höchstgestellten eine gedruckte und klare Darlegung einsehen konnten. Daß er aber seine galligen Wize und seinen schauderhaften Stil für dieselbe gegen die Höchstgestellten am Staatsruder, und oft ungerechtfertigt, und gegen das russische Volk und die griechisch-russische Kirche ausließ, hat nur verbittert und kann nur schaden und gerade uns. Ein Jammer, daß ein so honetter und begabter Mensch wie er, so schreiben mußte. Die livländischen Correspondenten für die Bock'schen Beiträge hat Serenissimus „traitres“ genannt. Es kann diese Ansicht Anlaß geben, die Correspondenz in's Ausland, sowie die Aeußerung der im Auslande Weilenden in nähere Einsicht zu ziehen. Die jüngere Generation soll verdächtigt sein. Unsere Verhältnisse sehen Rehsferling zc. sehr schwarz an; ich nicht. Meiner Ansicht wird der Moskower Einfluß einmal aufhören, und alles was er angebahnt hat. Darum habe ich doch nichts dagegen, wenn der Livländer sich expatriirt. Nur soll er es nicht thun, um in Deutschland zu hungern und die Kinder wieder als Neulinge herzuschicken nach Brod; und auch nicht des Wahnes: es mache sich so leicht, den Boden, auf dem wir erwachsen und der sammt den darauf wachsenden und gewesenen Menschen mit unserm ganzen Leben und Wesen verwachsen ist, aufzugeben, ohne einmal in den Anschauungs-

weisen, berechtigten und gebildeten und erschwindelten, mit der deutschen Welt zusammenzuklingen. Macht sich's, daß Deutschland Dir heimisch wird und Dich so stellt, daß Du nicht verdammt wirst, über dem Darben zu nichts Rechtem zu kommen, — so greife zu. Von dort hierher zu kommen ist keine Unmöglichkeit, wenn Dein Sinn sich wieder hierher wendet. Sonst bietet der hiesige Boden immer noch Möglichkeit, die Menschheit und darin sich zu fördern, welchem Berufe Du Dich auch zuwendest, — und hinderlich werden Dir, die vor Dir denselben Namen führten, in Livland wenigstens nicht werden. Ein guter Name ist auch ein Schatz, ob er auch nur hier gilt.

12. December 1868. Heute feiert Ihr in Deutschland den Christabend, und ich hoffe, Du werdest irgend einer Dir bekannten Familie Dich angeschlossen haben, um nicht zum ersten Male in Deinem Leben diesen Abend allein zu verbringen. Vielleicht trifft dieser Brief als heimathlicher Gruß zu rechter Zeit bei Dir ein. Gute Nacht, mein lieber Sohn. Gott segne Dir das Fest und das neue Jahr!

7. Januar 1869. Jung hat, nachdem der Gouverneur ihn grob behandelt, den Abschied verlangt und erhalten. Seine statistischen Nachrichten über die livländischen Agrar- und Bauernverhältnisse hatten in Moskau mißfallen, da sie sich nicht ohne Widerlegung beseitigen ließen. Doch die stinkende Gasse der hiesigen Politik, wo die Hunde losgelassen, die Steine aber angefroren sind, (siehe Tappe, russ. Grammatik), will ich nicht berühren. Ihr habt Besseres.

2. März 1869. Daß Dorpat zum Petersburger Jubiläum keinen Deputirten geschickt, hat angestoßen. Man wollte möglichen Scandal durch die Russomanie vermeiden; obgleich Bidder und Engelhardt bestimmt waren, lateinische statt deutsche Anreden zu halten, die auch neben des Finnländers lateinischer Rede nicht weiter verdacht worden wären. Schirrens angekündigte Rede über Patkul ist zu viel besprochen worden, um nicht zu vermuthen, daß sie ganz unterbleiben werde. Auf die Vorstellung, daß das russische Dociren der Geschichte für das Gymnasium nicht thunlich sei, ist das wieder aufgegeben worden, aber auch aller Geschichtsunterricht im Gymnasium; die Mathematik aber soll russisch werden!

14. März 1869. Gestern hat Schirren, der sich zum Expatriirtwerden bereit macht, seinen Vortrag über Patkul oder eigentlich über Livland zu Patkuls Zeit, durch zwei Stunden im Courier, statt in drei Vorlesungen bei aller Gemüthlichkeit gehalten. Die Aula war besetzt wie ich's noch nie gesehen; denn man erwartete offenbar Etwas, was nicht vorkam. Die Rede war gut und kann jederzeit gedruckt werden. Dem Adressen schreibenden

Convente möchte sie nicht angenehm sein und der am 18. beginnende Landtag möchte durch sie dem Convente leicht unbequem werden, und der Wahl August Dettingen's zum Landmarschall möchte sie Abbruch thun, zu Gunsten Nollen's und Middenдорff's, der Mitkandidat ist. Sonderbar erscheint mir diese Stellung Schirren's und eines großen Theils der bisherigen Anhänger Dettingen's, da meiner Ueberzeugung nach Dettingen mehr als alle Anderen Willen und Kraft hat zur Vertretung des Landes. Sonderbarer noch erscheint mir des General-Gouverneurs Abbedinski Verfahren, der von Dettingen verlangt hat, daß er sich nicht solle wählen lassen, sonst werde er selbst abtreten; — worauf Dettingen geantwortet: wenn der Saal ihn wählte, werde er's annehmen. Meiner Ansicht nach wäre kein anderer für den Kaiser wünschenswerther als Dettingen, der neben seiner Mannhaftigkeit und Geistesgegenwart wie mit dem Lande so mit dem Kaiser es ehrlich meint, und von diesem wenigstens nicht mißkannt ist. Unsere dermalige Stellung kann nur durch solchen Mann zurecht gestellt werden.

4. April 1869. Nollen ist Landmarschall, da August Dettingen einen Theil seiner Stimmen um der Adresse willen verloren hatte. Er ist Landrath geworden. Die Kreiswahlen werden seine Anhänger im ehstnischen Livland beseitigen. Die Landsassen haben actives und passives Wahlrecht erhalten, bis auf Ausnahmen. Die zu wünschende Einigkeit fehlt ganz. Gott gebe, daß das nicht ausgebeutet werde, um den Kaiser an den Livländern gar irre zu machen, die doch immer die treuesten seiner Unterthanen sind. Doch halt! Politika habe ich in meinen Briefen verschworen, ekeln sie mich doch auch ungeschrieben an.

5. April 1869. Die Dettingen und was mit ihnen zusammenhängt, auch Carl Engelhardt von Seelen, sind abgewählt. An deren Stelle sind Knorring und Brasche Deputirte. Gott gebe wenigstens Verstand und verhüte Schaden.

14. April 1869. Heute erhielt und durchlas ich Schirren's Schrift gegen Samarin, in Leipzig gedruckt. Ich fürchte, sie wird uns wieder abverlangt werden, da die Universitätscensur sie durchgelassen, wo er selbst drin sitzt. Die Arbeit ist brav und würde ihm die Professur kosten, auch wenn er den einzigen Passus, den ich nicht billige, weggelassen hätte. Dieser Passus beschreibt den Charakter oder die Charakterlosigkeit des russischen Volkes, um die Thorheit des Russificirens aufzudecken. Das arme Volk, das nicht Schuld hat an Samarin's und der Moskowiter Schwindelei, hätte er aus dem Spiele lassen sollen, wo es ihm daran nur gelegen war, die Schwindler zu züchtigen. Daß er das nicht that, wird der Sache Schaden, auch wenn dem Kaiser die Augen aufgehen, daß der Herren

Schwindler Münzen auf der Rückseite ein anderes Gepräge haben, als ihm gezeigt worden. Lasse der Kaiser Schirren's Schrift, so wäre es allerdings möglich, daß er die jetzige Strömung dämmte oder vielmehr ihr den Zufluß abschnitte; das wegwerfende Urtheil über das russische Volk, selbst wenn es berechtigt ist, würde ihn aber verletzen und also schaden. Die Schrift ist eine tüchtige Arbeit nicht nur zur Abweisung der Schwindler aus Moskau, und nicht nur um des Kaisers Augen die Intention derselben klar vorzustellen, sondern auch um dem Livländer selbst die Geschichte seiner Heimath und den Werth und die Bedeutung ihrer Privilegien klar vorzulegen, wie es sonst nicht geschah; und um dem Kaiser in klaren Worten zu zeigen, wohin der Russificirungs- und Gracificirungsschwindel führt, für dessen Unterdrückung des Kaisers Ehre im Halten des verpfändeten Wortes engagirt ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser selbst liest, und also auch nicht, daß er das ehrlich gemeinte Wort Schirren's beachtet; und daher möchte das mildeste was ihn trifft, Entlassung sein. Lies die Schrift, sie ist es werth, auch wenn man Samarin's Schandschrift nicht gelesen hat.

Schirren ist an die erste Station gelangt. Der Curator hat ihn seiner Censorstelle entseht. Das mußte er thun und er that es gleich, er besetzt und entseht selbst, — damit die Universität nicht das Censorrecht verliere. Er hat dem Minister die Bitte vorgelegt, Schirren dieser Schrift wegen nicht außerordentliche Maßregeln erfahren zu lassen, aber ihn der Professur für russische Geschichte zu entledigen. Wird, was auch geschehen kann, Schirren nach Samara oder dertl. transportirt, dann werden Samarin und Consorten schon dafür sorgen, daß die Russen ihn „den deutschen Hund“ fassen, der über das russische Volk so geschrieben; und die Regierung würde es nicht hindern können. O! daß der Kaiser einen Gutgesinnten in seiner Umgebung hätte, der ihn auf die das Beste des Kaisers ansehende Tendenz des Buches und seine schlagenden Stellen aufmerksam machen möchte. Schirren's Verabschiedung und der Paß zur Ausreise sind angekommen. Ich hätte wohl gewünscht, man hätte ihn gar nicht gestraft; doch besser ist es so, als durch Uebersiedelung nach Rußland.

6. April: Schirren hat aus Stettin geschrieben. Ich bin's zufrieden, daß er im irdischen Jenseits angekommen ist, so wenig ich glaube, daß die Regierung für seine Schrift ihm mehr thun werde, als sie in seiner Verabschiedung gethan hat. —

Nächst der Schrift Schirren's hat Walter in dieser Zeit die „Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an von Dr. A. von Harleß“ gelesen und mit vielen Anmerkungen begleitet, die an ihrer Stelle unter seinen Aufzeichnungen hier mitgetheilt sind.

Am 26. März 1869 feierte man in Livland das 50jährige Fest der Aufhebung der Leibeigenschaft. An Walter wurde telegraphirt: In Wolmar zum Gedenktage der Freilassung versammelte Festgenossen übersenden ihrem alten Pastor, der sie den Weg zur wahren Freiheit geführt, ihre herzlichsten Glückwünsche durch den Kirchenvorsteher Knieriem. — Während nur sein unerfütterlicher Glaube an die siegende Macht des Guten, Walter über die traurigen politischen Zustände zu erheben vermochte, die über die Heimath einbrachen, wandte er seine eigene letzte Lebenskraft noch einem stillen Wirken christlicher Wohlthätigkeit zu. Schon im Jahre vorher hatte er Sammlungen in Livland veranstaltet gegen die Nothstände, in denen sich die Nachbarprovinzen Ehstland und Finnland befanden. Jetzt war der Mangel auch in Livland eingezogen und es gewährte Walter eine wohlthuende Befriedigung, nicht nur durch seinen alten Freund, den Pastor Sirelius aus Finnland, eine Gegengabe für Livland zu erhalten, sondern auch selbst noch durch emsiges Sorgen der weitverbreiteten Noth steuern zu können. So viel noch in seinen Kräften stand, suchte er durch Correspondenzen in die Ferne und persönliche Bemühungen in Dorpat, den ihm allerseits zufließenden Hülfsmitteln, eine umsichtige Verwendung zu sichern. Namentlich der durch Bettelerei mit Verwahrlosung bedrohten Jugend wandte er seine persönliche Fürsorge zu.

2. März 1869. Morgen erlasse ich zu oder neben der Zeitung einen Aufruf, um dem schaarenweisen Umherbetteln der hungernden Bauernkinder dadurch zu steuern, daß in den Schulen ihnen neben dem Unterricht tägliche Beföstigung gegeben wird, falls sie das Betteln lassen oder es zu lassen von der Gemeindeverwaltung gezwungen werden. Dem muß durchaus gesteuert werden. Mein Leiden ist dasselbe, es sei denn, daß ich den Schmerz mehr vermeide und nach dem Morgenkaffee nicht mehr ausgehe. Der kommende Sommer wird hoffentlich Erleichterung bringen.

22. März. Um dem Betteln der Kinder im Ehstnischen, ein Product das die Letten nicht kennen, ein Ende zu machen, habe ich eine Collette eröffnet und in der Gensd'armes Kaserne eine Schule für die Bettelkinder eröffnet, wo sie den Vormittag Unterricht und Frühstück und Mittag erhalten, aber nicht mehr Betteln dürfen. Ich habe das Publikum gebeten, Kindern nicht mehr Almosen zu geben, sondern sie in die Schule zu weisen. Schon haben wir 186 Schüler, einen Unterofficier zum Ordnungshalter, seine Frau zur Köchin und einen Lehrer zum Unterrichten.

4. April. Gines so milden Winters und zeitigen Frühjahrs entfinne ich mich nicht. Freilich für meine Bettelschule, die 225 Schüler hat, muß

ich zeitiges Grünwerden wünschen, damit ich sie nicht zu schließen genöthigt werde, ehe die Kinder anderwärts Nahrung finden. Bisher hat's nicht gefehlt.

13. April. Hier ist das Frühjahr angekommen; mein Dachgarten ist blau von Leberblumen, auch die rothe Hepatika und Ornithogalen dazwischen, auch der Faulbaum ist in Blättern.

17. April. Meine Bettelschule, die bis auf 271 Kinder besorgte, ist durch Arbeiten und mehr Verdienst der Eltern, glücklich auf 171 verringert worden. Diese aber werde ich wohl noch ein paar Monate versorgen müssen. Bisher habe ich 500 Rbl. dafür gesammelt. — Den 21. April vollzog Walter seine letzte Amtshandlung in der Taufe eines Großkinderchens.

8. Mai 1869. Heute ist's bald ein Jahr, daß Du wegreistest und 5 Jahr, daß die Mutter starb, und den 12. zwei Jahr, daß der kleine Hermann (ein früh verstorbener Enkel) geboren ward. Sein Grab ist hübsch mit dem eisernen Kreuze von reichem Blumenflor geschmückt. Auch mein Garten auf dem Dache ist voll Blüthen und die Sträucher und die weiß gestrichenen Geländer und Bänke, die Laube und der Tisch darin machen ihn so angenehm, daß ich den ganzen Nachmittag in ihm mich gesonnt und mit den Kindern mich unterhalten habe.

14. Mai. Der Mutter Beerdigungstag ist heute und der Tag von unseres Hermann's Erkranken und Auguste Bandau's Geburtstag. Alle drei hat Gott abgerufen, und ich, der schon damals nach Dr. Baerens Ansicht das unheilbare Herzübel hatte, das alles Gehen, namentlich nach dem Essen, und alle Kälte mit Schmerzen geleitet, — habe alle drei überlebt! Weiß Gott, wie lange es noch währt mit diesem Leben, das allgemach sich nur auf's Lesen beschränkt und auf einiges Schreiben; denn mit dem Hören, namentlich wenn mehrere zugleich sprechen und Musik, oder das Rassel'n der Wagen hinzukommt, will's auch nicht mehr gehen. Ebenso vertrage ich zu sprechen nicht, besonders nicht das Disputiren, bei dem ich mich ärgere oder mich aufregen lasse. Das geschieht nicht ohne Schmerz und wird von mir d'rum vermieden. So aber wird, außer der Morgenpromenade, das Zimmer meine Welt und neben ihm auch mein Dachgarten, in dem selbst der Flieder schon blüht. Zum Strande gehe ich nicht vor dem 10. Juni, denn Piers' 50jährigen Doctor will ich hier noch feiern. — Nach diesem schönen Feste, das noch einmal alle Verwandten um die beiden alten Brüder versammelte, reiste er über Wolmar in sein geliebtes Sommerhaus am Ostseestrande. Zum letzten Male besuchte er die Friedhöfe seiner Vaterstadt, auf denen seine Eltern, 4 Brüder, 4 Schwestern, seine Frau und 6 seiner Kinder ruhten. Die Herzbeschwerden nahmen jedoch hier schon so überhand, daß er der Klage nicht mehr wehren konnte: Der Herr lege ihm

eine Prüfung auf, noch schwerer als allen seinen Geschwistern. In banger Sorge sahen die Verwandten in Wolmar den sichtlich verfallenden Mann weiterreisen. Er erreichte noch sein Ziel aber die Lebenskraft war erschöpft. Von einem warmen Bade heimkehrend brach er am Ufer des Meeres zusammen, dessen Wogen einst die ersten deutschen Männer an diese Gestade trugen.

Ein Sonntag Morgen, der 29. Juni 1869, beschloß das Leben Ferdinand Walter's, das Gott in christlicher Liebe und der Heimath in deutscher Treue diente.

II.

Fünf Predigten zur Eröffnung der Landtage.

Livländische Landtagspredigt

am 22. November 1856

in

der St. Jacobi-Kirche zu Riga

gehalten

vom

Livländischen General-Superintendenten

Dr. F. Walter.

Gegen den Druck dieser Landtagspredigt ist, nach vorgängiger Durchsicht von Seiten des Livl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 4. Dezember 1856.

Im Namen und von wegen des Livl. Evang.-Luth. Consistoriums:
W. v. Stryk, Präses.

Secr. Fliedner.

Der Druck wird gestattet.

Riga, den 11. December 1856.

Censor G. Kästner.

Die Liebe Gottes des Vaters, die Gnade unsres Herrn und Heilands Jesu Christi, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen! Amen.

Trachtet vor Allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, und das Andere wird Euch Alles zufallen. Auch in diesem heiligen Worte bietet sich uns der gewaltige Felsen, auf den sich's sicher baut; an dem aber auch zerschellt, was an ihm Anstoß nimmt. — Das bezeugt nicht nur die heilige Schrift, wir lesen es auch geschrieben auf allen Blättern der Geschichte, die geschehen ist und geschrieben steht uns zur Mahnung und Warnung.

Seht hin auf Frankreichs wilde Kämpfe, die ihren Anfang nahmen zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Die gewaltigen da entwickelten Kräfte, sie mußten zerschellen, als der Wahnsinn decretirte, daß kein Gott sei, und als wieder die Lächerlichkeit Raum fand, zu decretiren, daß Gott sei; und die Ideen, die damals im Völker- und Staaten-Bewußtsein auftauchten, und die nur in Gott ewige Wahrheiten sind, — sie mußten in dieser Lostrennung von Gott zu gottlosen Tugenden werden, nur fähig Völker und Staaten zu verderben. Werfet den Blick auf ein Volk, das uns näher steht, und auf seine Berathungen in der Paulskirche. Ob auch noch so

edle Sehnsucht die deutschen Staaten diese Verathungen beschicken ließ, ob auch noch so schöne Hoffnungen das Volk auf sie baute, — das Urtheil war über sie gesprochen, als der Beschluß gefaßt war, ohne Gebet zu tagen. Näher noch tritt diese Wahrheit uns in Narwa's Geschichte entgegen. Als nach geschehener Capitulation Kaiser Peter der Große in Narwa einrückte, und — die Kathedrale der lutherischen Stadt für die griechische Kirche einnahm, da hat der große Kaiser auf ihr bestürztes Klagen den Narwenfern die Antwort gegeben: „so lange dies Gotteshaus, wie ich's Euch genommen, sammt den drin hängenden Bildern Luther's und Melancthon's, von der griechischen Kirche genutzt wird, soll's der Nachwelt erzählen, wie Peter die Stadt strafte, die in ihrer Capitulation alle zeitlichen und irdischen Vorthelle bedachte, ihres Glaubens aber und ihrer Kirchen darin nicht wahrnahm.“

Um so freudiger darf ich Dich, edle Ritter- und Landschaft Livlands, heute in dieser unsrer lutherischen Landes-Kathedrale begrüßen! Denn ein Sigel ist Guer Hiersein des Segens, der in jenem Worte ist zugesagt Allen, die zuvörderst trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit; — ein Sigel in Bezug auf dies Gotteshaus, und ein Sigel in Bezug auf die darin Versammelten.

1) In Bezug auf diese unsre lutherische Landes-Kathedrale. Daß derselbe große Kaiser sie nicht auch beanspruchte für seine Kirche, bezeugt das nicht, daß unsere Väter anders als Narwa mit ihm capitulirt? Und sie haben allerdings Kirche und Sprache als ihre höchsten Schätze bekannt, als sie vor Allen sie in der Capitulation sich gesichert. — Und daß sie noch unser ist, diese Kirche, bezeugt das nicht, daß Peter's hohe Nachkommen bis heute geachtet ihres großen Ahnherrn

Weisheit, die in der Treue am Glauben den besten Grund und Boden erkannte für die Treue am Herrscher? — Und ob er auch unsrer Kirche, als der kleinsten unter den großen Domen dieser Stadt, vorüberging der hohe Besuch unseres vielgeliebten, des jetzt regierenden Kaisers, der hohe Besuch, den wir gehofft am 200jährigen Gedenktage jener Kugel da oben im Gewölbe, — damit ihr gespenstisches Erzählen vom ersten und noch feindlichen Zarengruße, der sie in diese Kirche warf, verschwinden möchte vor dem hellen Hoffnungsglänze, den des eignen und so herzlich geliebten Kaisers Besuch ihr sollte entgegenstellen; — ob er auch uns vorüberging, dieser gehoffte und ersehnte Besuch, — klang nicht dennoch auch zu uns herüber aus den großen Domen der Hoffnungsjubel ob Alexanders Besuch, der auch, und in seiner Weise, verkündete: „all' Fehd' hat nun ein Ende?“

2) Und in Bezug auf Euch, — daß Ihr Euch hier sammelt, ehe Ihr taget über des Landes Wohl, — ist's ein Bekenntniß nicht, und ein Gott zu dankendes Bekenntniß, daß Ihr Euch des zeitlichen Segens nur dann zu Gott versehet, wenn Ihr zuvor getrachtet nach des Gottesreiches Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe, als die Kraft von oben suchend? — Und ob auch Mancher vielleicht meinte, daß dieser Gottesdienst eben das Unnütze sei für Euer Vorhaben, — ist nicht um so mehr Gott zu danken ob der Väter alter Ordnung, die des Einzelnen Ansicht nicht stark werden läßt, das Ganze anstoßen zu machen an dem lebendigen Steine zum Aergernisse. — Und ob auch diesem entgegen es Andere geben möchte, die — mit mancher in Europa erklingenen Stimme zusammenklingend, — der Väter Ordnung loben, aber nicht für sich, noch um ihrer selbst willen, der Frömmigkeit begehren, son-

bern ihre Pflege Seitens der Geistlichkeit als ein polizeiliches Institut für die ihnen unterworfenen Massen in Anspruch nehmen! — wenn's dem offenen Gegner nicht gelingt, die väterliche Ordnung zur Seite zu schieben — dem heuchlerischen Gebahren gelingt es noch weniger, ihn mit der väterlichen Ordnung zu versöhnen; ja es wird vielmehr selbst der wahrhaft fromme Erbe der Väter, durch sie der also entstellten Ordnung entfremdet, mit den doch wenigstens um der Ehrlichkeit willen achtbaren Gegnern sich zu einen, versucht, — und uns tritt die Frage entgegen: warum bedarf's denn dazu noch des Gotteshauses und der Predigt? Lebte Gott denn in Häusern von Menschenhand gebaut? Und sind wir nicht allzumal Priester — und bedürfen keines besondern Priesterthums? — Es liegt in dieser Frage Wahres, wenn auch mit Frankem gemischt, — und es wird selbst der ehrliche Gegner der väterlichen Ordnung, wenn er auch dieser Frage sich angeschlossen, an ihr den Ausweg finden aus seiner Verwirrung, nach der Verheißung, daß der Ehrliche endlich doch zum rechten Ziele kommt. — Ihr sollt freilich Edle Livlands, allzumal Euch Priester Gottes wissen, in der Nachfolge Christi, des hohen Priesters, der nie das Seine suchte; und Euer Ritteraal soll allerdings Euch ein Tempel Gottes sein, geschmückt mit der Erinnerung an die Ahnen, die mit Edelthat drin Gott gebient; und Ihr sollt ihn heilig achten den Saal, und ihn rein bewahren vor jeder Rede und jedem Betragen und jedem Streben, das nicht vor Gott besteht. — Aber, daß Ihr Priester Gottes seid, und Euer Berathungsaal ein Gotteshaus, — wo habt Ihr's her, als aus der Predigt des Gotteswortes? und wo bereitet Ihr Euch diesen Euren Ehrenberuf würdig zu üben, als in der gottgegebenen

Erbauung, da das Wort des lebendigen Gottes und das gemeinsame Gebet, wie der Sakramente Kraft, jeden Menschen ruft zur Buße ob seiner Sünde und zum Glauben an des Heilands Gnade, zur Gottesliebe und zur Liebe unter einander, und Euch heut zur Hoffnung auf gesegnetes Tagen? — Und soll das auch Euch nach der Väter Sitte hier geboten werden: weniger doch als ein anderes — auch von Menschenhand gebautes — Haus solltet Ihr zu solchem Zweck das Haus nicht achten, worin durch Jahrhunderte schon Eure Väter zu ihren Landtagen sich geheiligt? —

Nun, so grüße ich denn mit Freuden heut in unserer lutherischen Landes-Kathedrale Livlands edle Ritter- und Landschaft zu der Weihe, die Gottes Wort ihr reich darbringen möge, der Väter hohe Pflichten würdig zu pflegen. Und ich kann Euch edle Herren, nur bitten, mir zu helfen bei der Verkündigung dieses Wortes: denn des Redners Kraft ruht zu großem Theil in dem Zuhörer. Wollet annehmen meine Rede, so schwach sie ist, als den Ausdruck ehrlicher Liebe zur Ritterchaft meiner Heimath, als Ausdruck ehrlicher Liebe zu dem Volke, das auch ich bereits drei Jahrzehnde auf sorglichem Herzen getragen, als Ausdruck ehrlicher Liebe zu unserm Kaiser, dem Ihr zu dienen Euch versammelt und zu dem Gott, der mich bestellt zum Lehrer und Verkünder seiner Wahrheit. Was wir als aus ehrlichem Herzen kommend ansehen, das verübeln wir einander nicht, selbst wenn es unförmlich wäre. Wollet mich bei meiner Rede tragen auf Euren Gebeten, daß ich nicht spräche, als der mit äußerlichen Formen es meint zu thun zu haben oder als der zu gefallen wünscht und drum meidet das Kranke zu berühren; nein, helft mir, freudigen Muthes auf alles Kranke weisen, in der

der Ritterschaft Livlands schuldigen Achtung, die in ihr soviel gefunden Sinn voraussetzt, daß sie das Kranke, das bei jedem Menschen, hoch und niedrig, zu rügen, die Predigt da ist, — gern rügen hört, um es zu überwinden. Solcher Hochachtung voll grüß' ich Euch alle, auch die, welche nicht mit uns stehen in der Väter Glaubensgemeinschaft. Ist jedem Christen das Evangelium doch theuer, das wir pflegen, dann werdet auch Ihr heute Euch unserer Gemeinschaft nicht entziehen zu dem Bekenntnisse, daß, wo Ihr mit den Vätern Euch ehrlich vor Gott wisset, Ihr auch werdet gesegnet sein in den von den Vätern ererbten Berathungen zu des Landes Wohl.

Wir haben gestern gestanden am Sarge Eures Landmarschalls. Daß Euch nicht verloren wäre, womit er diesen Landtag vorzubereiten gesucht! Wir haben gemeint, neben ihm der edlen Männer gedenken zu müssen, die auch zu Gottes Frieden sind einggerufen, nachdem sie durch manche heiße Jahre und Kämpfe für diesen Landtag vorgearbeitet. Ihre Namen gehören der heimatlichen Geschichte an, und wir durften sie, als der Neuzeit Zierde, nennen, weil wir sie ehren und nur ehren wollten; daß ihre edlen Gedanken und Vorarbeiten diesem Landtage zu gut' kämen! — Auch Eure Gräber können bald gegraben sein! O daß Ihr dann Euch getroster Heimfahrt erfreuen könntet! — Dazu auch segne Gott der Herr Euch und Eure Landtags-Berathungen mit Weisheit und Liebe von oben, — er segne auch mein Wort dazu, — auf daß die Ueberlebenden aus der Tiefe ihrer, über den drei Gräbern zum Frieden geeinten Herzen Beschlüsse hervorholen möchten, die den diesjährigen Landtag zu einer reifen und edlen Perle gestalten, werth hinzugereicht zu werden zu den übrigen als edle Perlen erglänzenden Landtagen,

welche die Ehrenkrone bilden für Sidlands Ritter- und Landschaft. — Der Text aber, den wir zu diesem Behufe der heutigen Betrachtung zu Grunde legen, steht geschrieben: Luc. 12, 42—48.

Der Grundgedanke alles christlichen Lebens und Lehrens ist die organische Gemeinschaft aller Menschen, d. h. daß alle Adamgeborne, ob auch Jeder für sich selbst seine eigene Person ist, zusammen doch Eine Lebensgemeinschaft bilden, die berufen ist zur Gotteskindschaft oder berufen ist der Tempel zu werden, in dem Gott will wohnen. — Diese Eine Gemeinschaft zerfiel durch die Selbstsucht der Sünde in gegen einander gleichgiltige und selbst wider einander feindliche Elemente; — also daß Gott selbst in ihr verlorenes Leben treten mußte, um die zerstreuten Glieder in dem Einen, der nicht das Seine suchte, zu sammeln, zu einer neuen und ewigen Lebensgemeinschaft, der Christenheit. Wie nun Er war, dieweil Er wandelte in Knechtsgestalt, so sollen wir mit Ihm als die zum Haupte gesammelten Glieder des Einen Leibes sein und nicht suchen das Unfere, sondern das, was Gottes ist und derer, die er uns vertraut hat. Und wie ein lebendiger Leib aus viel Gliedern besteht, deren jedes seine eigene Gabe und seinen eigenen Beruf hat, um damit seiner Seits das Ganze zu fördern: so sollen auch wir das Ganze, die gottgeweihte Menschheit, fördern, indem wir Jeder uns treu erweisen über das uns Vertraute und für die uns Vertrauten, daß wir ihnen zu gut als treue Haushalter erfunden werden im großen Haushalte Gottes, und darum in dem Haushalte des Kaisers, der uns bestellt und erhält, einen Jeden in seiner Haushaltertschaft. — Selig der treue Haushalter! Das sei unser Thema. Du aber, heiliger Gott,

heilige uns in Deiner Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit! Amen.

Um von der Haushalterschaft zu sprechen, in der wir Jeden gern felig wüßten, haben wir drei Fragen zu beantworten:

Wer ist der Haushalter? worüber und für wen ist er Haushalter?

1) Der Haushalter, mit dem wir es zu thun haben, ist der Adel Livlands, der Stand, der nach der Macht, die Gott ihm gegeben, und nach des Kaisers Bestallung, in unserer Heimath privilegiert ist, d. h. vorzugsweise berechtigt ist das Land zu besitzen und des Landes Wohl zu vertreten.

Sind wir bereit zu lernen aus der Geschichte, als die in ihr Gottes Regierung allzeit erblicken, dann werden wir's verstehen, warum einst eine der edelsten Adels-Corporationen Europa's — durch fast 30jährige trübe Zeiten gehen mußte. Ihr Gebahren gedachte nicht mehr der Ehre ihrer Väter, und Gott hat ihr der Väter vergessenes Lösungswort also in's Gedächtniß gerufen, die Devise: noblesse oblige, d. h. der Adel ist berechtigt, um Pflichten zu üben, seine Pflicht ist sein Vorrecht. — Die Zeit ist, Gottlob, vorüber, wo um dieses einen Adels willen in einem großen Theile der civilisirten Welt der Adel mit Ungebühr, ja als Ungebühr behandelt ward; — und ob es auch noch heute hier und da einen gäbe, der seine Seligkeit darin sucht, was die Geschichte bereits gerichtet, und sich gebährdet, als ob er nur dazu berechtigt sei das Land zu besitzen, um es zu zertreten, und als ob die Pflichten der Nichtprivilegirten, die Rechte aber der Nichtstthuenden wären: die Zeit ist vorüber, und es ist unbillig, der Marodeure Treiben dem Heere zuzuschreiben. Rein

Adel wird heute, und wär's auch nur aus Schaamgefühl, es leugnen, daß seine Pflicht sein Recht, und also sein Recht auch seine Verpflichtung sei. — So kommt es denn auch unserm Livländischen Adel gewiß nicht bei es zu leugnen, daß sein Landbesitz auch eine Pflicht sei, und seine Vertretung des Landeswohls sein Recht, soll er sich nicht selbst entadeln; und es wird der Livländische Edelmann das um so weniger leugnen, je mehr er sich, auf Gottes Wort erbaut, einen Haushalter Gottes und des Kaisers weiß.

Adam griff nach dem Apfel, weil ihn gelüstete wie Gott zu sein, — und das Gift der Selbstsucht verdarb ihn und sein Geschlecht. Solcher Apfel giebt es heute noch viele; und auch des Adels Privilegium dünkt Vielen lustig anzuschauen, weil sie von ihm schrankenlose Herrschaft auf der Erde hoffen, wie nur Gott sie hat und haben soll. Solche Äpfel sind giftig, ob auch lustig anzuschauen, — wenn ihnen das Gift nicht genommen wird durch das Wort von der Haushalterschaft. Dieses nämlich sagt nicht: Du sollst wie Gott sein, also Gott sein, — sondern es sagt: Du sollst Gottes Diener sein, und wirfst, als treuer Diener, nach dem Bilde Gottes göttlichen Geschlechts erfunden werden. — Unbeschränkter Herr zu sein ist nur Gottes Vorrecht, weil in Gott weder Willkühr noch Selbstsucht ist. Wir Menschen sind mit beidem von Klein an reich ausgestattet, daher wir als unbeschränkte Herren durch unsere Willkühr und Selbstsucht — zum Fluche, statt zum Segen ausschlagen. Ein beschränkter Herr aber ist der Haushalter, der nicht von sich selbst Herr ist, sondern von Gott zum Herrn gesetzt wird, und nicht für sich selbst Herr ist sondern für die, über welche ihn Gott gesetzt, und der darum, was er als Herr in Händen hat, als

Gottes Eigenthum achtet, und weiß, wie der heißt, der das ihm Vertraute durchbringt, und weiß, daß er seinem Herrn zur Rechenschaft verpflichtet ist über die Verwaltung des ihm Vertrauten. So achten selbst unsere vor Menschen unbeschränkten Kaiser — sich vor Gott beschränkt, und haben's allzeit als ihren edelsten Namen in Anspruch genommen, daß sie Gottes Diener und Haushalter seien. — Und Ihr, Edle Livlands, die Ihr doch beschränkt seid auch unter menschlicher Macht und Obrigkeit, solltet nicht willfährig sein Euch als Gottes Diener und Haushalter zu achten? Ihr solltet noch sprechen können: wer will mir's wehren mein Gut zu verschleudern, wie ich es will? und mit den Meinen, ob sie neben oder unter mir stehen, zu verfahren wie mir's beliebt? Und Ihr solltet vergessen mit wem Ihr's zu thun habt, wenn Ihr denen zu nahe tretet, die Euch vertraut sind, und solltet sprechen von Gnaden erweisen, wo Ihr Eure schlechte Pflicht und Schuldigkeit thut gegen den, der Euer Herr ist, — und das ist Gott selbst, und nächst Gott der Kaiser, — und Ihr solltet, wo Ihr Recht und Ehre verfehlet, die Euch sind zugewiesen, an Euch selbst dabei denken und Euch selbst bedenken, statt darin zu verlangen, daß Gottes und des Kaisers Ordnung soll geehrt und Gottes und des Kaisers Dienst soll geachtet werden? — Selig der Haushalter, den sein Herr wach findet, wenn er kommt, und treu, und dem das Gesinde des Herrn ein gut Zeugniß giebt, daß er zu ihm sprechen kann: Du hast mir gedient in den Geringsten, und bist treu gewesen über Geringes an Zeit und Gut, an Ehren und Rechten: ich will Dich über Großes setzen. Gehe ein zu Deines Herrn Freuden.

Wehe aber dem Haushalter, den er findet schlafen, wenn er kommt, oder daß er in Geiz und Habsucht des Herrn

Geld verscharrt hat und hat's dem Boden entzogen, in dem es wuchern sollte, oder hat es verschleudert und des Herrn Volk zer schlagen und verdorben. Er wird sein Urtheil empfangen. Was ihm vertraut war, wird ihm genommen und Treueren gegeben, — er selbst aber erntet Verwerfung vom Verwerflichen!

So lehrt Gottes Wort über die Haushalter, und dasselbe lehrt den, der sehen will, überall die Geschichte der Menschen.

2) Was ist's, das dem Adel Livlands vertraut ist als einem Haushalter von Gott und vom Kaiser, als eben das, was sein Privilegium ist: das Land, das er besitzt und des Landes Wohl, das er vertritt?

Wer das Land zu besitzen berechtigt ist, ist damit, als Haushalter Gottes, dessen das Land ist, und des Herrschers, der ihn im Besigrechte schützt, verpflichtet den Landbesitz dahin zu verwenden, wozu das Land da ist, — hier also das Land sowohl, das der Adel seinem ausschließlichen Besitze hat vorbehalten, als auch das, welches auf des Livländischen Adels eigenen und wahrhaft edelmüthigen Vorschlag schon vor 50 Jahren, und wieder vor 6 Jahren, Kaiserliche Majestät als für den Livländischen Bauern bestimmtes Land anerkannt hat, das seiner Nutznießung gegen jährliche Vergütung übergeben wird, bis er's zu erblichem Besitze gewonnen. — Ob's Hofzland heißt, ob Bauerland, ob steuerfrei oder steuerpflichtig, — aller Erdboden ist da, auf daß er seinen Schöpfer lobe. Das thut er nicht, wenn er ausgefogen wird und wüste da liegt, den wilden Thieren zuleßt nur Preis gegeben. Der Erdboden lobet Gott, wenn er die möglichereichste Frucht schafft und behagliches Leben den Menschenkindern, für die

er geschaffen ist, daß sie, — nicht wie die Einwohner von Haftanstalten eben vor Hunger und Blöße nur gesichert, — jedes Augenblicks wahrnehmen möchten, um ihm zu entlaufen, — nein, daß sie sich heimisch fühlen auf dieser Erde, durch all' das, was wir eingeschlossen achten in unsre Bitte um das tägliche Brod. — Ist aber das der Zweck des Erdbodens, dann soll auch der ihn besitz, ihn fördern zur Erreichung dieses Zweckes, er muß Intelligenz und Geld als Betriebs-Capital in ihn stecken. Verhältnisse und Ordnungen ihm schaffen, die ihn solchem Ziel entgegen führen. Ja selig der Landbesitzer, der diesen recht adlichen Beruf erkannt und geübt, der durch fruchtbare Triften und auf reichen Wiesen wandelt, der Wälder zog und Felder schuf, — wo Moräste und wüste Haiden nur gewesen, — und der darum von Tausenden Gott und seinen Haushalter da loben hört, wo früher nur Ginöden waren und armes Bettelvolk nur hauste, — er thut der Scholle das ihr von Gott zugewiesene Recht an, dessen Nichtachtung nach aller Geschichte von jeher den Besitzer besitzlos gemacht.

Unter dem Lande aber und seinen Rechten verstehen wir zugleich die auch, die auf dem Lande wohnen, und deren Rechte zu vertreten der Livländische Adel vom Kaiser berechtigt und von diesem Rechte verpflichtet ist, deren Rechte in religiöser, wie in bürgerlicher Beziehung der Adel Livlands von jeher vertreten.

Livlands Adel dankt seinen Ursprung aus dem Schwerdtorden dem Protestantismus. Nur als Protestant durfte der Schwerdttritter, vom Eedigkeitsgelübde los, einen Hausstand gründen; nur als Protestant durfte er den unbedingten Ordensgehorsam dem Herrscher weihen, nur als Protestant den geist-

lichen Besitz säcularisiren und zum eignen machen. Was Wunders denn, wenn Livlands Adel sich wesentlich protestantisch weiß — als Katholik müßte er billig wiedererstatten, was er säcularisirte; was Wunders, wenn Livlands Adel mit seiner Entstehung dasteht als Patron der lutherischen Kirche und ihr für alle Zeiten sichern Bestand bot, für sie allen Landbesitz in Livland belastend; was Wunders, daß er seine Mannen in den 30jährigen Krieg auch ausandte diesen seinen Glauben zu schützen, daß er die Glaubensrechte vertrat vor den Herrschern, so oft es Noth that beim Wechsel der Regierungen, der Herrscher und der Zeiten, und daß er jederzeit bereit war zu gutem Zeugnisse für seinen Glauben, mit Intelligenz und mit scharfem Schwerte ausgestattet, seine Söhne dem Herrscher zuzuführen, daß sie als Adel des Schwerdtes des Reiches Heere mehrten, und als Adel des Rechtes die Vorlagen machten zu den Gesetzen des Landes und wachten über deren Erfüllung. Und was so Livlands Adel von jeher als heilige Pflicht geübt, weil's sein Recht war, das Landeswohl in religiöser und bürgerlicher Beziehung zu vertreten, das ist noch heute sein Vorrecht, also seine Pflicht, — seine Pflicht sowohl in Bezug auf die, für die er Haushalter ist, als auch gegen Gott, der der rechte Herr ist gegenüber dem Haushalter, und gegen den Kaiser, der ihn bestätigt und beschützt in solchem Rechte, — in der Pflicht also, zu ihm ehrlich und offen zu sprechen für's Wohl des Landes, und der, wie darum, daß er Herr über uns ist aus Gottes Gnaden, so auch darum, daß er, wie allen Adel des Reiches, so insbesondere auch den Livländischen mit reicher Huld und Gnade überschüttet hat, — Livlands Adel auch darauf ansehn mag, daß er ehrlich gegen ihn verfahre und

vor ihm würdig vertrete, was ihm als Haushalter in Livland vertraut ist.

3) Für wen soll Livlands Adel Haushalter sein?

Die Antwort giebt die dem heurigen Landtage gemachte Vorlage. Die Agrar- und Bauer-Verordnung von 1849 soll der sechsjährigen Erfahrung gemäß revidirt werden. Der Livländische Bauer also ist es, dem zu gut Livlands Adel als Gottes und des Kaisers Haushalter diesmal tagen soll. — Daß der, der bauerlichen Nutznießung, ja selbst käuflichen Aneignung zugewiesene Antheil des Livländischen Landbesitzes sich auch herausgestalte zur Ehre Gottes und seine Bewohner sich darauf wohl fühlten, ist die Aufgabe des Gesetzes und seiner Prüfung. Ob Frohne es sei, oder wie man sonst die bisher bei uns so genannte Weise das steuerpflichtige Land zu nutzen, zu nennen beliebt, und unter edlen Herren hat so manche Bauerschaft sich dabei auch wohl befunden; ob's Geldpacht sei mit ihrer Mehrung der Arbeitskraft und Zeiterparung, ob's der — jedem Landmann als letzte Hoffnung vorstehende erbliche Besitz ist; was eben am sichersten diesen Grund und Boden zur heimischen Wohnstätte des Bauern erhebt, und welcher Gesetzeschutz ihn am besten schützt vor Willkühr und Unrecht, und was ihm Zufriedenheit bietet in seinem Glaubensleben, das ist's, was von des Adels Berathungen das Volk, und was der Herrscher von ihnen erwartet. Daß das Ergebniß wäre dem Volke zum Segen und darin unfrem Landesvater zu Gefallen; zu gutem Lobe aber vor Gott und Menschen dem treuen Haushalter!

Wollte aber schließlich Einer antworten: wenn's so steht mit des Adels Vorrechten im Lichte der Haushaltertschaft, daß er nämlich eben nicht das Seine, sondern das anzusehen hat,

was der ihm Anvertrauten ist, — dann ist's ja eine Last, Livländischer Edelmann zu sein! so muß ich gestehen: dasselbe meine ich auch so lange diese Last nicht zur Lust wird. Darf aber das Wunder nehmen? Soll nicht der der größte sein im Gottesreiche, der Aller Diener ist? Ist nicht darum auch der Kaiser über Alle, weil er Allen dient und für den schlechtesten auch zu sorgen seine Pflicht erachtet? Würde macht Würde, — und die Würde kann so groß werden, daß wohl mancher sich retten möchte hinter dem Rathe, den der Heiland dem reichen Jünglinge gab: verkauf' dein Gut und gieb es den Armen, und folge mir nach. — Diesem reichen Jünglinge schaute der Heiland in's Herz und er rieth ihm so, weil er nur so den Götzendienst loswerden konnte, zu dem sein Habe und Gut ihn geknechtet. Und wer sich heute eben so geknechtet weiß unter seinem irdischen Besitze, und kann nicht loskommen vom Knechten andrer, das ihn selbst zugleich zum Knechte macht dem möchte auch heute kein andrer Rath taugen. Wem dagegen anflingt das Wort von der Haushaltertschaft, und wer's begreift, daß im lebendigen Organismus verschieden begabte Glieder sind, in der Menschheit also auch Herren und Diener, Arme und Reiche sein müssen, — auf daß das Ganze gedeihe und Gottes Ehre wachse, — der wird als Livländischer Edelmann nicht nur sich selbst, er wird auch seinem Geschlechte das Privilegium des Livländischen Adels erhalten, er wird dies thun nicht in der Selbstsucht, sondern im Bewußtsein, das Ganze dadurch zu pflegen; er wird, im Bewußtsein, daß der Adel ohne bedeutenden Landbesitz, namentlich unter unserer Regierung, die in ihrer Liberalität jeder Intelligenz den Weg eröffnet zu den höchsten Ehren und Wirkungskreisen, — bald zum Lust-

gespinnste wird, das Adelsland sichern, daß es unzer Splittert auf die Seinen komme, und daß er diesen es möglich mache, den Stützpunkt abzugeben für die schwächeren Nutznießer und Besitzer im Lande, und er wird ebenso in den Seinen dem Lande sichern und seinen Bewohnern den vom Herrscher dazu berechtigten Vertreter ihrer Wohlfahrt, ihrer religiösen, wie bürgerlichen Rechte: er wird's in seinen Söhnen auch fürder dem Lande sichern, die diesem zu gut, hier mit Intelligenz, dort mit dem Schwerte dem Kaiser dienen, und das Alles — nicht in Selbstsucht, sondern im Bewußtsein des lebendigen Organismus in dem auch dem Adel seine Haushalterschaft, dem Ganzen zu gut, ist zugewiesen, der er nicht sich, noch die Seinen entziehen darf, so lange er seine Pflicht auch als sein Recht, und sein Recht auch als seine Pflicht anerkennt. Daß aber das also bleibe in unfrem Vöderland, das walte Gott, dem Lande zu gut, dem Kaiser zu Willen und Gott zu Ehren, zur Seligkeit aber den treuen Haushaltern. Amen.

Livländische Landtagspredigt

am 19. November 1857

in

der St. Jacobi-Kirche zu Riga

gehalten

vom

Livländischen General-Superintendenten

Dr. Ferd. Walter.

Gegen den Druck dieser Landtagspredigt ist, nach vorgängiger Durchsicht von Seiten des Civl. Ev.-Lutherischen Consistorii Nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 29. November 1857.

Im Namen und von wegen des Civl. Ev.-Lutherischen Consistorii
W. v. Strzyk, Präses.

Secr. W. Goldmann.

Der Druck wird gestattet.

Riga, den 30. November 1857.

Dr. C. C. Napieráky, Censor.

Gnade und Friede von Gott, unserm Herrn, sei mit Dir, Ritter- und Landschaft Livlands, sei mit uns Allen. Amen.

Epheser 6, 11—19.

Es sprach, edle Herren, einst ein achtbares Mitglied Eurer Gemeinschaft den Rath aus: „Richtet den Kämpfern „des Ritterjaales ein von Allen geachtetes Banner auf, etwa „die Confession oder die Rationalität, und alle Edlen werden „sich sammeln zu gemeinsamem Schutze ihres Heiligthums, „und alle Edlen, welcher Richtung sie auch sonst gehörten, „werden in diesem gemeinsamen Kampfe einander lieben und „achten lernen, um des Willen, daß sie's mit ihrem Heilig- „thume allzumal doch ehrlich meinen, — und in solcher Aus- „söhnung der Gemüther werden sie darnach die minder wich- „tigen Interessen, über die sie früher sich entzweit hatten, „friedlichen Sinnes lösen.“ Die Wahrheit und Weisheit dieses Rathschlags hat, Gott sei es gedankt, Livlands Ritter- schaft, ohne von ihm zu wissen, auf dem vorjährigen Land- tage bezeugt: denn der Beschluß, durch den Livlands und Esthlands protestantische Ritterschaften, im Interesse ihres Glaubens sich einer alten Schuld entledigten, hat auch in dieser Beziehung dem Livländischen Landtage großen Segen

gebracht. — Daß Ihr, edle Ritter und Landsassen Livlands, jedoch dabei nicht stehen bleibet, sondern das nur Begonnene zu gutem Abschlusse brächtet, dazu wolle der Herr den heute beginnenden Landtag gnädig segnen! Und das verlesene Wort des Apostels Paulus ist wohl geeignet, Euch dazu Hülfe zu leisten, indem es noch Allgemeineres, als Confession und Nationalität sind, vor Euch hinstellt, damit Ihr zu guter Ritterchaft Euch darum schaartet, und Einmüthigkeit gewännet in gegenseitiger Achtung, trotz den verschiedensten Ansichten in Bezug auf das zu erzielende Wohl unseres Landes. Ihr sollt nach des Apostels Mahnung Euch theiligen am Kampfe Gottes gegen die Finsterniß, um in guter Ritterchaft Theil zu gewinnen an Seinem Siege. —

Es stellt aber der Apostel in unseren Textesworten einen Kriegermann vor unser Auge, — wie er sich wappnet zu ritterlichem Kampfe. Er schürzt das Gewand mit dem Gurte auf, zu freiem Ausschreiten, und legt den Krebs, d. h. den Panzer an, um getrost dem Feinde die Brust zu zeigen, und zieht den Stiefel an, der über Stein und Dorn den Fuß sicher auftreten läßt im Kampfeslaufe; und zum Schutze gegen die feindlichen Waffen ergreift er Schild und Helm, und zum Angriffe das scharfe Schwert, — und endlich weihet er, vollkommen gewappnet, seinen Kampf dem Herrn, und erfleht den Sieg von der Macht Seiner Stärke.

Euch, edle Herren, kann dies Bild kein fremdes sein. Wie manchen Gurer Vorfahren hat die graue Vergangenheit, wie manche Gurer Söhne und Brüder, ja wie viele selbst aus dieser Versammlung, hat die neueste Zeit doch also angethan erschaut in ehrenhaftem Kampfe, zu dem diese, gleich jenen, getrußt, den Herrn anzurufen, der den Sieg giebt in

der Macht seiner Stärke, — ist's anders wahr, daß der Väter frommer Sinn im Krieger oft noch reich gelebt, während die Männer der friedlichen Berufe, wenn sie überhaupt noch meinten, mit Gott welche Gemeinschaft zu bedürfen, nur etwa noch für's Volk von Furcht wußten vor dem Gotte, auf den der Krieger sein Vertrauen setzte. —

Je bekannter Euch aber das Bild ist, das der Apostel erwählte, um durch ein Gleichniß uns zu zeigen, wie wir uns gut anthun mögen zu der guten Ritterchaft, die der ganzen Christenheit obliegt, desto leichter wird des Gleichnisses Bedeutung Euch in Mitten der mit Euch sich daran erbauenden Gemeinde Gottes, einleuchten.

Es gilt auch hier eine gute Ritterchaft zu halten; nur daß verschiedene Zeiten und Erstrebniße auch verschiedene Waffen und Rüstung mit sich bringen. Dort ward Fleisch und Blut bekämpft mit äußerlicher Waffe, — und die alten Ritter haben das Feld behalten, hier das heidnische Volk unterwerfend, und dort unter W. v. Plettenberg in ihre Grenzen zurückweisend die Unterwerfung heischenden Nachbarkürsten. Hier haben wir's, nach des Apostels Worten, mit den Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, welche in der Finsterniß dieser Welt herrschen, also mit den bösen Geistern unter dem Himmel zu thun, und da gilt keine äußerliche Rüstung noch Waffe. Ob wir diesen Feind nun zusammenfassen unter dem Namen des Sinen, der in der Finsterniß herrscht, oder ob wir ihn uns nach der Erscheinungsweise der Finsterniß in einer Vielheit böser Geister vorstellen, — ob wir den Sinen oder die Vielen uns als persönliche Wesen oder als unpersönliches Untwesen zu denken pflegen, das ist hier gleichgültig: denn bei jeder dieser Fassungs-

weisen bleibt das, um was sich's hier handelt, unverändert, — daß wir nämlich zu kämpfen haben gegen eine unsichtbare geistige Macht, und gegen die bedarf's geistiger Wehr und Waffen. Und wird als Element dieser feindlichen Macht näher die Finsterniß bezeichnet, also die Feindschaft wider Gott, welcher das Licht ist, und die Lüge und Selbstsucht bezeichnet, welche Gott widerstrebt, der die Wahrheit ist und die Liebe, — dann erkennen wir die gute Ritterschaft des Apostels als eine Gott geweihte, die die Gottlosigkeit zu bekämpfen und darum anzulegen hat die Rüstung Gottes, in welcher allein sie des Sieges gewiß ist. Und sie siegt gewiß: denn wer will wider Gott bestehen? und Gott ist mit uns in solcher Ritterschaft. Und sie siegt über Alles, was Finsterniß ist, ob's Lüge heißt oder Selbstsucht, Feigheit und Heuchelei, oder Gewaltthat und Ungerechtigkeit, oder welche Ekelnamen es sonst führe; und sie stärkt und rettet zugleich Alles, was aus Gott ist, Wahrheit und Liebe, Mannhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, und ist etwa noch ein Lob, und ist etwa noch eine Tugend, ebensowohl in uns selbst, als im Nächsten. — Sie hat ein Auge für's rosigte Morgenroth des Fortschrittes, und bekämpft es nicht wie das Blutroth des Umsturzes; sie ehrt den festen Grund des geschichtlichen Bodens, und wittert nicht lediglich Modergeruch der Gräber in ihm; — die extreme Verzerrung jeder Wahrheit bekämpft sie, die Wahrheit selbst in jeder Stellung ehrend; der schlechten Sache ist sie Feind, dem Menschen aber Freund, ob er sich auch verirrt. Sie siegt so, die gute Ritterschaft, mit Gott, der die Finsterniß besiegte und uns aus der Finsterniß rettete, die über uns war mächtig worden und hatte uns in ihren Dienst betrogen und gezwungen. Und mit diesem Siege der guten Ritter-

schaft ist jeder Sieg uns gesichert über den Feind, den wir bekämpfen, nach der Verheißung, daß, wer zuvörderst nach dem Reiche Gottes trachtet, dem das Uebrige Alles auch zufallen werde.

In diese gute Ritterschaft Gottes wollet auch Ihr, edle Ritter und Landsassen Sidlands, Euch heute schaaren! Gebet darum Raum der Mahnung des Apostels und leget an die Rüstung Gottes, die allein Euch auch beim heurigen Tagen Alles wohl ausrichten und das Feld behalten macht. — Mich aber wollet, wie Paulus es auch für sich von den Ephesern bittet, tragen auf betenden Herzen, daß mir gegeben werde, mit freudigem Aufthun des Mundes Euch kund zu thun das Geheimniß des Evangelii, auch in dem Reichthume der, von Euch anzulegenden Rüstung Gottes, über die ich Euch predigen soll. Je höher Euer Gebet mich erhebt, desto höher her kommt meine Verkündigung, und je nachdem Eure Herzen dem Worte sich aufthun, desto mehr sprudelt es aus warmem Herzen: denn es wiegt, wo in der Gemeinde der Geist wohnt und uns anweht, die lebendige Auslegung des Evangelii so viel, als die Gemeinde wiegt, in der sie geboren wird. — Und sollte, wie's doch nicht fehlen darf der lebendigen Predigt zu Euch, d. h. der Einführung des Gotteswortes in Euer Leben, sie hier oder dort Euch Schmerz erregen: dann rechtet darob nicht mit dem, der durch sein Wort verwunden läßt, nur um zu heilen, — und rechtet darob auch nicht mit mir, ob meine ehrlich gemeinte Verkündigung auch viel Schwachheit zeigte. Verpflichtete mich nicht schon der Herr, dem ich diene, dazu, nicht zu predigen, wonach die Ohren jucken, sondern was dient zum Heile; so thäte es doch der Sinn, mit dem Ihr meine letzte Predigt zu Euch habt aufgenommen.

Sie wies auf Euern heiligen Beruf als Haushalter Gottes und des Kaisers, und auf Recht und Pflicht, so damit gegeben ist. Heute weist das Wort Gottes Euch auf die innere und äußere Stellung, die Ihr einzunehmen habt im Kampfe gegen jede Feindschaft, die Eurem heiligen Berufe sich entgegenstellt. Thut nun dieß Wort Euch auch wehe, dann rechet nicht mit Gott, nicht mit seinem schwachen Knechte; rechet aber mit Euch selbst. Die wunde Stelle schmerzt jede Berührung! Rechet mit der Finsterniß, die auch Euren inwendigen Menschen unterdrücken und als Herr in Euch sich gebahren möchte, und die zürnt ob dem Worte, welches das Leben verheißt nur über dem Grabe der Sünde. Du aber, heiliger Gott, heilige uns in Deiner Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

Der Apostel Paulus mahnt die christliche Gemeinde, in deren Mitte auch Ihr, edle Herren, Euch heute an seinem Worte erbauen möget:

I. Ergreift die Rüstung Gottes, daß Ihr am bösen Tage könntet Widerspruch thun, und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten.

Der böse Tag ist der Tag des Kampfes; und der währt durch unser ganzes Leben hienieden, — und der steht auch Euch jetzt bevor, edle Herren, bei Euren Tagen zum Wohle des Landes: denn das Wohl des Landes fördern heißt, Widerstand thun und überwinden dem gegenüber, das des Landes Wohl will hindern. Ob nun das Hindernde Euch entgegentritt von Außen her, oder im Landtage, den ihr halten wollt, oder in Euch selbst, — es macht den Tag zum bösen Tage; und der Feind, der uns Menschenkindern den Tag am meisten böse macht, den schwersten Kampf verursacht, ist nicht der

von Außen nahende, — der wohnt in uns selbst. Ohne diesen Feind zu überwinden, lohnt es nicht, Siege zu erstreben nach Außen hin: sie helfen uns Nichts! Mit dem Siege über uns selbst dagegen tritt jeder andere Sieg uns nahe. Daß dieser und jeder Sieg aber uns nicht entginge, dazu mahnt der Apostel uns, die Rüstung Gottes anzulegen, und bietet sie Stück vor Stück uns an.

1) Das erste Stück der Rüstung Gottes bezeichnet der Apostel mit den Worten: **Stehet nun, die Lenden umgürtet mit Wahrheit.**

Wir haben, christliche Versammlung, ein altes Sprichwort, das sagt, daß Lügen kurze Beine haben, und darum nicht nur bald eingeholt werden, sondern auch leicht stolpern über ihre langen, vielerlei verdeckenden Gewänder. Daher das Schleichende und Trippelnde in des Lügners Gang und Rede, daher sein knechtischer Blick und seine feige Furcht. — Ob er nun, ein Heuchler, unter dem Scheine des Guten, ja des Göttlichen selbst, die Lücke seines Herzens und Thuns birgt, — ob er ein verschmitzter Betrüger uns unsern Vortheil da zeigt, wo wir ein Raub werden müssen seiner Selbstsucht, — ob er glatt und vorsichtig hinüberschlüpft über die Löcher, die er von vornherein seinen Versprechungen beigebracht, oder wie sonst das menschliche Leben ihn uns zeigt: immer ist er gezeichnet durch das Bewußtsein, daß er leicht stolpern kann über die Lügengewänder, in die er sich gehüllt, — und daß er endlich doch jeden Falls zu Schanden wird, weil Gottes der Sieg bleibt, und Gott ist die Wahrheit. — Dahin weist uns Christen des Apostels Wort, wenn es uns als erstes Erforderniß einer guten Ritterchaft die Wahrheit zuweist, die als der, das Gewand schürzende Gürtel des

freien Mannes, ihm ein freies Ausschreiten bietet im Kampfe, wie sie den freien Blick, die freie Erhebung des Hauptes, und das freie Manneswort selbst dem Gefesselten giebt, dem gegenüber, der ihn fesselte, und wagt nicht in sein Auge zu schauen, — trotz seiner vielgepriesenen List in klüglich verstrickenden Worten und anderen Mitteln, die dem kriechenden Wurme gehören, welchen die Finsterniß gebiert und der bestimmt ist, zertreten zu werden. — Betrogen zu werden, — das läßt sich schon verschmerzen; aber ein Betrüger zu sein, das nimmt dem Manne die Ehre und jeder Gemeinschaft die ehrenhafte Mannesstellung. Wer betrügt, ist um sein innerstes Leben gebracht und erst recht eigentlich besiegt. — Das nahe uns Christen nie! Den giebt's schon, der darin uns weit übertrifft, so daß wir ihm gegenüber Stümper unser Lebenlang bleiben, — und sinken tiefer als er: denn wir verleugnen mehr und verwerfen mehr, denn er.

Gebet auch Ihr, edle Ritter und Landsassen, Raum dieser Mahnung des Apostels, allen Christen geboten, und also auch Euch für diesen Landtag. Wahret unsrer Liof. Ritterschaft Würde darin, daß sie eine freie Ritterschaft bleibe. Die Wahrheit aber nur macht frei. Wen Ihr eben ansehet in Euren Berathungen, ob's die Standesgenossen gilt, ob die Obrigkeit, ob die Untergebenen: wahr sei Eure Sprache zum Kaiser, wahr zum Bauern, wahr Euer Tag mit einander. Darin nur steht Ihr fest und geht Ihr sichern Schrittes, und wißt Euch geachtet und werdet beachtet, wo es deutsche Treue gilt. — In Lug und Trug sind wir nicht zu Hause. Wir, — und ich sage auch Ihr: es liegt nicht im Blute, nicht im Glauben, nicht in Euren Institutionen. Sie vertragen's nicht! —

2) Das zweite Rüstzeug einer guten Ritterschaft weist der Apostel uns zu in den Worten: **Ziehete an den Krebs, d. h. den Panzer der Gerechtigkeit.** —

Gerecht ist, wer Jedem giebt, was ihm zukommt: Gott die Ehre, der Sünde die Unehre, und dem Menschen — Liebe, und zwar dem Nächsten eben so, wie mir selbst, und falls ich mir selbst meine der Nächste zu sein, mir eben so viel nur, als jedem andern um Gottes Willen. Wie ein stählerner Panzer stählt das Bewußtsein solcher Gerechtigkeit des Mannes Brust, und alle Furcht ist ihm fremd um ihres guten Gewissens Willen.

Das böse Gewissen aber, ob es mir nun vorwerfe, daß ich Gott die Ehre weigere, die Ihm zukommt, oder, daß ich dem Nächsten entziehe, was er um Gottes willen berechtigt ist von mir zu fordern, oder zu erwarten, — es giebt meine Brust der Furcht preis. Wie bei des Sturmes Brausen und des Donners Krachen, so beim Fallen des einzelnen Blattes vom Baume, wie bei der Verkündigung des göttlichen Wortes, das immer mich eben treffen soll, so bei des Nächsten ganz unverfänglicher Rede und jeder Miene seines Gesichtes, die durchaus mich auf's Korn gefaßt haben soll, — überall erbebt meine Brust und ich bin tiefinnerst verletzt. Die Furcht sieht schon Gespenster und sie flieht vor Fleisch und Blut, sie flieht vor dem unsichtbaren Feinde, und flieht und kann doch sich selbst nicht entfliehen! — Und wir werden sie nicht los, diese Furcht, — ob wir auch in aller Strenge uns dem Gesetze Moses unterstellten. Das ist nicht gegeben zur Gerechtigkeit, sondern zur Verdammniß. Du sollst, heißt's da wohl, was Du nicht willst, — und ob auch das äußere Sollen noch so sehr von Lohn- und Straf=Verheißung ge-

kräftigt wird, — wir erfüllen's doch nicht; — ja, ob wir im äußern Thun auch vollbrächten, was wir sollen; doch haben wir nur den Schein der Gerechtigkeit, nicht das Sein, so lange wir in unserm Thun Gott und dem Menschen geben, was ihnen zukommt, nicht, um ihnen es zu geben, sondern um unsrer Lohnsucht und unsrer Furcht vor Strafe, diesen Stimmungen des Knechts, zu genügen, — so lange wir also ebenso auch das Gegentheil gethan hätten, hätte es dieselben Verheißungen gehabt. — Und schafft demnach alle Strenge des göttlichen Gesetzes, von Außen her uns verpflichtend, ebenso wie das ungezügelte Hingegenensein an die Knechtschaft unter die Begierden und Lüste des Fleisches, nur feige Knechte, — weil das Gesetz nur Furcht des bösen Gewissens wirkt und nicht gerecht macht, — wie vielmehr muß nun gar Furcht wirken der bloße Schein der Gerechtigkeit, unter dessen Decke der Heuchler wohl Menschen betrügt, aber weder Gott noch das eigne Gewissen irre führen kann, ob er auch in allmöglicher Form der Frömmigkeit sich oder sein Vermögen kasteite, in selbstgebauten Kirchen wandelte, Schaaren von lobhudelnden faulen Bäumen fütterte u. s. f. —

Gerechtigkeit ist nur zu finden im Volke Gottes, im Volke des neuen Bundes, dem der Wille Gottes in Herz und Sinn eingeschrieben ist als eigener Wille, — und zu dem nicht gesprochen wird: Du sollst, was Du nicht willst, noch kannst; sondern in dem es heißt: ich muß und ich will und ich kann: denn was ist Gott unmöglich, der in mir schafft das Wollen und das Vollbringen? Weil ich weiß, daß ich Gottes Ehre will und suche, ob ich auch noch strauchle, und weil ich weiß: ich jage darnach, dem Nächsten, dem Kaiser und dem Unterthanen, alle Liebe und Treue zu

halten, ob mir's auch noch mangelt an der Vollkommenheit, — darum kenne ich keine Furcht vor Gott, und ich fürchte keine menschliche Befehdung: ich stehe ihr gestählte Brust ihr bietend.

O daß er auch Euch, Edle Livlands, nicht fehlte bei Euren heurigen Tagen, dieser Panzer der Gerechtigkeit! In ihm seid Ihr gewachsen aller Einschüchterung, und werdet Ihr in guter Zuberficht zu Gott und dem Kaiser neuen Reichthum entfalten an gerechten Beschlüssen, gerecht werden den Forderungen und Erwartungen unsres geliebten Kaisers, gerecht Euren Standes- und Stammesgenossen, gerecht den Bedürfnissen derer, die Euch untergeben sind, und über die vor Gott und dem Kaiser als Haushalter Antwort zu geben ohne Furcht und in Freudigkeit, nur der Panzer der Gerechtigkeit Euch möglich macht.

3) Ueber das dritte Rüstzeug spricht der Apostel: **Seid an den Beinen gestiefelt, als die fertig sind zu treiben das Evangelium des Friedens, damit Ihr bereitet seid.**

Wie wir durch das Evangelium des Friedens selbst sind bereitet worden, zu taugen für eine gute Ritterschaft, so sollen auch wir fertig sein, es zu betreiben. — Wir sollen gestiefelt sein, d. h. unser Fuß soll bereit sein, dem nachzuwandeln, der uns bereitet hat in der Nachfolge Christi also das Evangelium des Friedens zu betreiben denen gegenüber, mit denen wir zu kämpfen haben in der guten Ritterschaft Gottes.

Bahn gegen Bahn ist das Motto dieser Welt und ihrer Kämpfe. Es sind dies aber lauter Kämpfe zum Tode, sowohl dessen was wir bekämpfen, als auch zugleich unser selbst: denn, laß ich vom Bösen mich verleiten, auch Böses

zu üben, und vom Hass, auch zu hassen, — so wird nicht nur mein Gegner etwa verzehrt werden vom Feuer meines Hasses, sondern mich selbst verzehrt innerlich dasselbe Feuer, in mir ist das Gute durch das Böse überwunden. Scheinbar sind wir Sieger, in Wahrheit aber unterliegen wir in solchem Kampfe dem eigentlichen Gegner, dem Bösen, der Finsterniß, — der wir zu Dienst uns ergeben, um aus dem Bruderkampfe als Brudermörder hervorzugehen, — im Gegensatz gegen den, der sich an's Kreuz ließ schlagen und versenkt ward in's Grab, — um auf seinem Grabe die Siegesfahne zu schwingen, um welche hinfort eben die sich sammeln zum Leben, die ihn in den Tod gehaßt, und darum ihn getödtet. — Wir sind zur guten Ritterschaft Gottes berufen, und sollen in der Rüstung Gottes kämpfen; aber nicht als die Klopfschlechter, die nur um des Kampfes willen kämpfen, — noch, um dem Tode neue Opfer zu bringen, was kein Sieg Gottes wäre, der selbst das Leben ist und darum keines Tod kann wollen; sondern, als die, Christo nach, sich Sieger achten, wenn sie den Gegner dem Leben gewonnen. —

Christus kam in die Welt, nicht sie zu richten, sondern sie zu retten; denn das ist der ewige Rathschluß des Vaters, daß der Sünder sich bekehre und lebe. Darum rief er die Mühseligen und Beladenen zu sich, darum schalt er nicht wieder, wo er gescholten ward, und dräuet nicht, wo er litt; sondern hat für seine Feinde: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun; und ließ sich belasten mit unsrer Sünde Fluch und Tod, und hat uns dadurch mit sich vor des Vaters Angesicht und in die Kinderschaft Gottes versetzt. Und wie nun Christus das glimmende Fünklein, zu dem unsre Sünde das göttliche Feuer in uns unterdrückt hatte, noch sah, trotz

aller unsrer Niedrigkeit, und es sah, weil's aus Gott war, und Gott sich selbst nie lassen kann; und er ist gekommen, daß er dieses Fünklein in uns wieder ansahe zu neuem lichten Leben der Wahrheit und zu neuer Blut der Liebe, welche ist des Gesetzes Erfüllung und die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; — so sollen auch wir, ob dem Feindseligen und Gottlosen, das sich uns in unfrem Nächsten entgegenstellt, nicht blind werden für das göttliche Leben, das auch im ärmsten Sünder noch glimmt, und das zu erkennen und dessen sich zu erbarmen vornehmlich der bereitet und geschickt ist, der sich selbst bewußt ist, gleiche Barmherzigkeit erfahren zu haben. Und wer wach ist an seinem göttlichen Leben, und erkennt drum im Andern auch das, noch so sehr in ihm verborgene Leben aus Gott und pflegt es in Liebe und stärkt es, — der gewinnt zugleich im Gegner selbst den besten Verbündeten, um den Friedensweg einen Siegesweg zu preisen: wie ja auch Gott, mit seiner Liebe das aus ihm geborne Leben rettend, uns zur Gegenliebe zwingt und uns für den Weg der Heiligung zu seinen Kämpfern sammelt, zuwider der Finsterniß, die bisher unser Herr gewesen. — Das ist's, was der Apostel von der Christenheit fordert, wenn er für den Gotteskampf sie mahnt, fertig zu sein, um das Evangelium des Friedens zu betreiben, mit welchem auch sie bereitet ist. — Und darum hält unsre lutherische Kirche so fest an dem Feldruf: „wir sind gerecht aus Gnaden;“ — und auch unsere Fürsten bekennen sich sammt der ganzen Masse der Erlösten zu demselben Bekenntnisse der Demuth, daß sie aus Gottes Gnaden und ohne eigen Verdienst und Würdigkeit sind, was sie sind. Wie der Fürsten Recht zu begnadigen auf dieser erfahrenen Gnade sich gründet und sich

gründen wird, ob auch der Hölflinge Falschmünzerei das Wort der Demuth zum Titel der Hochmuths umstempeln möchte, — so wird auch in uns Allen die erfahrene Barmherzigkeit Gottes in Christo der Boden, aus dem uns Fähigkeit und Lust erwächst, den Gegner nicht zu verderben, sondern ihm mit Friedensgedanken zu nahen, und ihn auch Gott und uns zu gewinnen.

Möge auch Dein bevorstehendes Tagen, edle Ritter- und Landschaft, sich bekennen zu dem Evangelio des Friedens, damit auch Ihr zu einer guten Ritterschaft bereitet seid. Seid Ihr anders durch's Evangelium des Friedens selbst erwacht zu einem edlen und wahren Leben, dann könnt Ihr auch nicht umhin, dasselbe im Gegner selbst zu suchen und zu finden, und es zu stärken und zu fördern, Euch selbst und der ganzen Ritterschaft zu gedeihlichem Wachstume im Edlen und Wahren, und zum schönsten Siege über alle feindlichen Mächte. Wer seinem Feinde Achtungswerthes weiß abzugewinnen, legt über sich selbst das Zeugniß ab, daß er Solches in sich trage und damit zum Friedenswege bereitet ist, d. h. eingereicht ist unter die Kämpfer Gottes, die mit Gott das Göttliche zum Siege fördern, und dazu eine gute Ritterschaft halten.

II. So sollen wir mit Wahrheit zu freiem Ausschreiten, mit Gerechtigkeit zu Mannesmuth und mit Friedenssinn zum Retten des Göttlichen im Gegner ausgestattet sein für eine gute Ritterschaft nach unsres Apostels Mahnung. Doch bleibt der Apostel dabei nicht stehen, daß er uns zuweist unsre Stellung, oder wie wir selbst gesinnt sein sollen als Gotteskämpfer. Er führt uns auch dahin, wo uns diese Gesinnung und Stellung herkommt, und wo wir für sie

Schutz und in ihr Sieg finden können, wenn wir in ihr angefochten werden. Darob sagt er:

Vor Allem ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts, und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Wenn der Apostel uns zumuthete, in Wahrheit, Gerechtigkeit und Friedenssinn uns zu rüsten: dann liegt die Frage nahe: wie komme ich zur Wahrheit, nachdem ich von Kindesbeinen an zum Lügen fertig war; — wie zur Gerechtigkeit, — bei der selbstsüchtigen Beforgung meines Vortheils in allem Verkehre: wie zum Friedenssinn bei meiner langgeübten Bereitschaft zu Haß und Gewaltthat, meinen Gegnern gegenüber? — Und wieder, wenn ich — obwohl nach des Apostels Mahnung gerüstet, — von allen Seiten angefochten werde, hier durch Lug und Trug, und dort durch unverholene Ungerechtigkeit, oder auch durch Haß und Feindschaft auf den Tod, — und die Versuchung mir über den Kopf wächst also daß ich Gleiches mit Gleichem zu vergetten, also die Gottesrüstung aufzugeben im Begriff stehe, — oder wenn ich verzweifle an der Sache, die ich vertreten, dieweil sie immer wieder unterliegt, und verzweifle dran, daß Gott mich haben wolle in der Reihe seiner Kämpfer, weil mir der Sieg immer wieder entwunden wird: — da fragt sich's wieder: wer will mich retten aus diesen Zweifeln und mich stärken, daß ich ausdaure und endlich doch Alles wohl ausrichte und das Feld behalte? — Des Apostels Antwort ist:

1) Vor Allem sei der Glaube Dein Schild, daran alle feurigen Pfeile des Bösen verlöschen. Glaube an Christi

prophetisches Amt; daran, daß er ist die allgenugsame Offenbarung des Einen, der mit sich selbst Eins, in sich selbst wahr ist, — daß Christus also sei die Wahrheit: und er hat als Wahrheit gesiegt und die Finsterniß der Lüge überwunden. Wer an Gott glaubt, glaubt auch an sich selbst. Und wer nicht mehr mit Pilatus, die Ahseln mitleidig zuckend, fragt: was ist Wahrheit? sondern hat sie mit den Augen gesehen in Christo in aller Fülle ihrer Gotteskraft, und gehört ihr Wort, damit sie siegt, — der wag't's auch, wahr zu bleiben und der Zuversicht wahr zu bleiben, — daß Niemand wider Gott besteht, die Lüge darum, — ob sie auch heute noch glänzt, nothwendig endlich doch zu Schanden wird, und mit ihr Alles, was sich ihr ergeben. — Wie vor Christi einfacher Wahrheit alle Klügelei und List der Pharisäer zu Schanden ward, so oft sie auch gemeint ihn damit zu verderben, — so werden auch uns gegenüber alle listigen Pläne des Gegners in eitle Schatten aufgehen, halten wir nur streng an der Wahrheit. Das geschieht aber freilich nicht dadurch, daß wir eben nur offenherzig sind und der Offenheit uns als der Wahrheit rühmen, während sie wohl gar nur Frechheit ist, d. h. ungescheutes Hervorheben und Ausprechen der Lüge, die in uns herrscht, und deren wir uns vor uns selber schämen sollten, wie viel weniger uns erdreisten dürften, Andere durch ihre nackte Blöße zu verlegen. Wahr ist nur der Offenbarer seiner Herzensgedanken, der in diesen eben Wahres nur hat. Wer Gott trägt im Herzen, wer sich Eins weiß mit dem Gottesgeiste und in dem sein Leben und seinen Werth erkennt, dessen offenes Ausprechen kann nur Wahres bieten. Und dazu führt Christus uns, als das ewige Licht Wohnung da machend, wo bisher unter den finsternen

Schatten des Todes kaum ein Seufzen der Kreatur nach Erlösung zu hören war. Wer Lüge im Herzen hat, — und spricht Wahrheiten aus, selbst die ewigen Wahrheiten des göttlichen Wortes, der lügt darin; und spricht er offen aus, was in ihm wohnt, — so lügt er wieder, dieweil die offene Aussprache die Lüge nicht kann zur Wahrheit wandeln. — Glaube an Christum, daß er ist Gott in seiner menschlichen Offenbarung, und Du wirst selbst werden durch Christum ein — ob auch noch so zerbrechliches irdenes, Gefäß, von dem aus die Herrlichkeit Gottes in die Welt tritt, und sie siegt und bezeugt's, daß mein Glaube nicht eitel war, der auf den der Wahrheit verheißenen Sieg gebaut.

2) **Nimm den Helm des Heils:** Dein Glaube nehme den Helm des Heils an, an dem wie Glas zerspringt das Schwerdt der Ungerechtigkeit, das Dich verderben möchte. — Glaube an Christi hochpriesterliches Werk, darin er am Kreuze die Vergebung unsrer Sünden uns erworben und die Frucht und Strafe derselben auf sich genommen, und über dem Grabe des selbstgerichteten Adams, der des Todes sterben mußte, uns die Gerechtigkeit erworben, in der er — im Namen der Menschheit, und hinfort durch ihn und mit ihm, jeder der an ihn glaubt, hineintritt in die Kindschaft, — durch den zerrissenen Vorhang der Furcht in das Allerheiligste vor des Vaters Angesicht, um ihm zu geben, was ihm gebührt, sich selbst: hier bin ich! Abba, d. h. lieber Vater. Das ist die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, — das die Gerechtigkeit, die auch gerecht macht gegen alle Menschen, ihnen zu geben, was ihnen zukommt, die Liebe der Gotteskinder, und die ist des Gesetzes wahrhafte Erfüllung, nicht Schein, nicht Gleißnerei. —

Mit diesem Helm des Heils thut mich die Gnade an; der Glaube aber nimmt ihn an, — nur Unglaube weist ihn ab. Wer aber in seinem Schutze kämpft, den kann hinfort Nichts einschüchtern: denn wer will wider Gott bestehen? Guten Gewissens fürchte ich nicht die Todesstreiche des Gegners, — sie können höchstens ein Heldengrab mir geben, über dem die Siegestrophäen hangen; — fürchte ich nicht, daß mich Gott verlasse und nicht annehme meinen Dienst in seinem Reiche: Gott hat vergeben überschwenglich über mein Verstehen, und er hat's verheißen, was in Christi Blut besiegelt ist, daß siegt die gerechte Sache und wer sie führt. Selbst der Gegner und seine Gewalt und sein scheinbar Siegen, es muß dem dienstbar werden, der in Christi Kreuz die Gewißheit gewonnen, daß Gott mit ihm ist: gleich wie das Holz, das als Holz des Fluches aufgerichtet ward, zum Baume wurde, in dessen Schatten alle Völker sich sammeln zum Preise des Herrn, und er ist der Gekreuzigte.

3) Nehmet das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Das ist das letzte Rüstzeug, das der Apostel uns zuweist zum Siege, wie zum Angriffe des Gegners. Der Geist sei Dein Schwert: das giebt uns Christi königliches Amt, darin Er den Geist ausgießt über die theuer Erworbenen, daß sie in Ihm hätten, womit in Seinem Reich unter Ihm zu dienen und den Sieg der Gotteskämpfer zu gewinnen. Das Wort Gottes aber ist das Schwert des Geistes.

Nehmt das Schwert des Geistes, wenn die Anfechtungen des Feindes Euch hindern, Alles wohl auszurichten. Ein Schwert in unsrer Hand? Wie stimmt das zur ganzen übrigen Rüstung, die nach Frieden trachtet? wie zu Christi Thun, der litt und darin überwand? — Wohl sprach Christus:

Ich bin nicht kommen in die Welt, daß ich sie richte; und doch rief er, der Friedensfürst, nicht Friede, Friede, wo kein Friede war; sondern er brachte den Krieg, und einen Krieg, da die nächsten Angehörigen, Eltern und Kinder gegen einander aufstanden. Ist denn Christus mit sich selbst in Widerspruch? Mit nichts! — Der uns nach unserm ewigen Leben, nach dem unterdrückten inwendigen Menschen retten will, kann das nicht, ohne den alten Adam in uns, der unser göttlich Leben unterdrückt hält, in den Tod zu geben. Auf dessen Grabe erst wandelt der neue Mensch der Gerechtigkeit. — So erheißt auch unser Friedenssinn, der das Göttliche im Nächsten zu retten hofft, daß wir das Schwert ergreifen gegen das was sein göttlich Leben unterdrückt hält. Erst wenn dieser Feind besiegt ist, geht das durch ihn bisher getriebene Leben hervor zu vollem Leben, darin sich's mit des Sieges erfreut. — Und es ist ein eitler Wahn, wenn verlangt wird, wir sollen das Kranke im Nächsten um des Gesunden willen, das er hegt, — schonen. Schonung des Kranken ist das Verderben des Gesunden, — und die rechte Liebe zum Nächsten thut, wie Christus uns that und achtet des nicht, daß der Nächste, wohl auch in bitterm Kampfe, uns das weigert. Adam will nie sterben; und doch ist erst über seinem Grabe das unterdrückt gewesene göttliche Leben fähig, seiner Freiheit im Danke zum Befreier froh zu werden.

Nehmt das Schwert, — und ob's ein Mensch sei, ob's sei eine Geistesrichtung oder Lebensansicht, die uns den Angriff auf dieselbe abzwingt; unterscheidet die Person von der Sache, und bleibt jener Freund, diese hassend, — und in der Sache wieder unterscheidet die Wahrheit in ihr von der Lüge an derselben: denn bei uns pflegt die Wahrheit sich in Gr-

tremen zu bewegen, und es ist das des Bösen Tücke, daß er der Kirche Gottes, und die ist jeder Mensch, seine Küche anbaut, da der Tod in der Sünde gebraut wird, und daß er der Herrlichkeit jeder Wahrheit, jeder Tugend — alsbald Trübung schafft, indem er persönliche Interessen anregt, und durch ihre Beachtung das Wahre verdächtig macht. Hiergegen ergreift das Schwert des Geistes — zu befreien das Wahre und zu Stande zu bringen den Frieden Gottes.

Das Schwert des Geistes aber ist das Wort Gottes. Es ist das nicht so gemeint, daß wir das Wort der heiligen Schrift aus unserm Gedächtnisse geistlos herplappern, wie eine Zauberformel, oder es durch's Loosen als Schutzwehr ausfuchen, oder nach dem äußern Klange es gedankenlos den eignen Gedanken oder eigner Gedankenlosigkeit voranstellen, als ein schützend Banner. Es ist hier die Rede vom Worte Gottes als einem Schwerte des Geistes, das Geistes-voll auch vom Geiste nur erfaßt wird, und nur so erfaßt, scharf schneiden und Mark und Bein scheiden kann. Wem das Wort Gottes den Geist erleuchtet und durchglüht, der redet, ob's auch nicht in Bibel-Citaten wäre, in Wort und That redet er Gotteswort, das lebendig ist, — und vor solchem Ausdrucke des lebendigen Geistes fliehen die — die Wahrheit trübenden Schatten der Lüge, schwindet die eisige Kälte der Selbstsucht und wird der Friede Gottes gewonnen für die Kämpfenden beide, über dem Grabe des eigentlichen Feindes, — welcher ist die Finsterniß.

So hat denn, edle Herren, der Apostel auch Euch heute ausgestattet mit der Rüstung Gottes für eine gute Ritterschaft. Thut sie an! Und, was die Väter thaten, wenn sie gewappnet auszogen zum Gottgeweihten Kampfe, das laßt

auch den Söhnen nicht fehlen. Beugt auch Ihr, im Bewußtsein, daß aus lauter Gottes Gnade wir sind, was wir sind, und wir taugen, was wir etwa taugen, — nach des Apostels Mahnung das Knie vor dem, der uns solche Rüstung gewonnen und darreicht aus der Rüstkammer seiner Stärke und Euch in ihr siegen läßt, selbst wenn Ihr kämpfend hinfinkt in das Grab der Helden.

Ja wir beten zu Dir, auch in unsres Landes Anliegen, mit Bitten und Flehen, nach dem Zeugnisse Deines Geistes, daß wir Deine Kinder sind und beten: Vater, der Du Vater bist über uns und alle Heiligen, die Du mit uns zu Deiner Kindschaft berufen hast, — heilige auch zu dem beginnenden Landtage uns vor allem ungöttlichen Wesen, und nimm uns an in Deinen Dienst und in die Reihe Deiner Kämpfer. — Laß Herr, unser Keinen selbstsüchtig suchen das Eigene, sondern was der Ritter- und Landschaft frommt; laß auch die Ritter- und Landschaft nicht in Selbstsucht nur das beschließen, was eben nur ihr selbst frommt, sondern auch denen unter Deinen Heiligen, über die Du sie gesetzt zum Haushalter, daß das ganze Land gedeihe; laß auch unser Livland sich nicht selbstsüchtig und engherzig abschließen gegen das übrige große Reich, dem es einverleibt ist, und freut sich mit ihm desselben geliebten Herrschers.

Wir bitten, Du wollest uns geben, Deinen Ruhm in Allem zu suchen, — und dazu unsere Kirche zu bauen in Glaubensstreue, und unser zeitlich Leben treulich zu weihen dem Kaiser, unserm Herrn, um nie zurückzubleiben, sondern alle Zeit zu seiner Seiten erfunden zu werden, bei seinem redlichen und mühevollen Sorgen für's Gedeihen seines Reiches. O segne unsren geliebten Kaiser und seine Gemahlin, die

geliebte Landes-Mutter, die Kaiserin-Mutter, den Thronfolger und das ganze Kaiserliche Haus. Schütze sie vor aller Fährde und laß Deine Gnade groß werden über ihnen. Segne den Kaiser mit weisen Rätthen und treuen Dienern, und mit sieghaften Kriegsheeren zu Land und Wasser, um die Gränzen des Reichs zu sichern und die Ordnung im Lande zu wahren. Hilf, daß auch in unsrer Heimath des Kaisers Wille treu erfüllt werde, und siehe dazu in Gnaden an alle unsre Vorgesetzten, und führe den obersten Vorgesetzten dieser Provinz wieder heim in unsre Mitte mit erwünschter Gesundheit und gewohnter Liebe für uns. Segne unser Tagen über des Landes Wohl, daß vor Allem Dein Ruhm unter uns wüchse, und Dich um unsrer Treue willen preisen könnten Alle, die Du uns vertraut hast. Du, unser Herr und Gott, hast auf Golgata die Siegerkrone errungen und hast selbst uns zu Deiner Nachfolge berufen im Gotteskampfe gegen die Finsterniß. Gieb denn uns, Glauben zu halten und des Heils am Kreuze nicht zu vergessen, damit wir in Wahrheit frei und in Gerechtigkeit furchtlos und in Liebe treu dem aus Dir Gebornen beispringen, allwo es bedroht ist, und dazu handhaben das Schwerdt des Geistes gegen Alles, das wider Dich sich erhebt, um einst Miterben sein zu können, wie wir hier Mit-Kämpfer und Sieger werden in der guten Ritterchaft durch Deine Gnade. Vater unser u. j. w.

Amen.

Liivländische Landtagspredigt

am 21. November 1860

in

der St. Jacobi-Kirche zu Riga

gehalten

vom

Bischof Dr. Walter,

Liivländischen General-Superintendenten.

Nr. 1938.

Gegen den Druck dieser Predigt ist, nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Rtbl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga=Schloß, den 29. November 1860.

Dr. C. A. Bertholz, geistl. Assessor.

A. Buch, Notar. Cons.

Der Druck wird gestattet.

Riga, den 29. November 1860.

Censor: C. Kästner.

Die Liebe Gottes des Vaters, die Gnade unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen. Amen.

Edle Ritter- und Landschaft Livlands! — sei herzlich begrüßt an dieser heiligen Stätte, da durch manch' Jahrhundert schon den zu eröffnenden Landtagen 'die Weihe gespendet ward, ob der auch heute Du Dich hier versammelt hast. O, daß Dir hier zu Theil würde, was Du berechtigt bist, hier zu suchen, — daß Guer Jedem, edle Ritter und Landsassen, hier Heiligung würde für Guer Tagen!

Gegrüßt seist auch Du, Gemeinde Gottes, daß Du Dich zu so ernster Stunde gesammelt hast um die Gemeinschaft, der das Patronat in Land und Kirche bei uns zusteht, auf daß Du sie und ihr Tagen Gott befehlen und Dich mit ihr fester gründen möchtest in Gottes Wort.

Und Ihr auch, seid heute hier bestens begrüßt, hohe Vorgesetzte unserer Landes-Regierung und ihrer Behörden, daß Ihr vor Gott Euch Denen einet, die nur im Frieden mit Euch, dem Lande zum Segen, des Berufes pflegen können, den sie haben in unserer Heimath.

Gegrüßt seist aber in's Besondere Du, Durchlauchter Fürst und oberster Vorgesetzter unserer baltischen Lande, —

dessen Gegenwart unser letzter Landtag entbehrte, Genesung und gesunde Heimkehr aus dem Süden von Gott Dir erfliegend, und dessen treue und aufopfernde Vertretung unseres Landes und seiner Ordnungen uns täglich herzlichster beten lehrte, daß der Herr Dich uns lange erhalte und heute uns darob danken macht, daß auch Du Dich uns eineß zu dieser, Gottes Weihe suchenden Stunde.

Seid Alle begrüßt zum ernstesten Werke der Erbauung, und hört dazu die heutigen Textesworte Ephes. 5, 16 u. 17

Der Apostel Paulus mahnt die Epheser, die Zeit, von der er behauptet, daß sie böse sei, — auszukaufen (so sagt der Urtext), und zwar als die verstehen den Willen des Herrn. Können wir nun nicht umhin, einzugestehen, daß auch unsere Zeit eine böse Zeit ist, und es ist in ihr, wie damals so heute noch, die Vergangenheit und die Zukunft zusammengefaßt, dann gilt uns auch die Mahnung, die Zeit auszukaufen, und die Anweisung, daß wir, als die Verständigen, sie auskaufen mögen, d. h. als die verstehen des Herrn Willen. Geben wir drum der Mahnung des Apostels Raum, und kaufen die Zeit aus und betrachten wir hier dazu, wie dieser Mahnung nachzukommen, und in's Besondere nachzukommen sei vom heurigen Landtage.

Du aber, Geist des Vaters und des Sohnes, erleuchte uns in Deiner Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

A.

Zuvörderst also betrachten wir ganz allgemein das Auskaufen der Zeit in diesen bösen Tagen. Was das heißt, die Zeit auskaufen in diesen bösen Tagen, diese Frage kann

unserer Beantwortung erst vorgelegt werden, wenn wir zuvor erkannt haben die vom Apostel behauptete Thatsache, daß die Zeit böse sei; und hernach erst kann die Frage beantwortet werden, wie in ihr die Zeit auszukaufen sei?

I. Die Zeit ist böse, schreibt der Apostel den Ephesern, und sie war's der kleinen schwerbedrängten Christenschaar zu Ephesus unter den damaligen und den darauf folgenden Herrschern Roms. Die Zeit ist böse, — gilt das auch unserer Zeit, — daß wir die den Ephesern ertheilte Mahnung, darum die Zeit auszukaufen, auch auf uns beziehen? — Auch unserer Zeit gilt es! und zwar in den weitesten wie in den beschränktesten Beziehungen unseres Lebens.

Oder finden wir nur in China eben die böse Zeit oder nur in Central-Amerika's sich aufreibenden Staaten, und in dem, was die Sklavenhalter in den Vereinigten Staaten eben bereiten? Oder müssen wir die bösen Tage erst suchen bei Syriens unbarmherzig gemordeten Christen, die wohl den Anfang des Jammers nur zeigen, den Europa's christliche Herrscher dadurch hervorgerufen haben, daß sie den sterbenden Mann nicht sterben ließen, weil Keiner dem Andern das Erbe gönnte? — Böse Tage erlebten ja auch die ihren Völkern entfremdeten Herrscher Italiens, die in neuester Zeit einer nach dem andern Kronen und Länder verloren. Und wird mit dem Umwerfen der heilig beschworenen Tractate, je nachdem sie unbequem wurden und die Macht dazu da war, gegenüber der Finanznoth der übrigen Fürsten, — und wird mit dem neuen Principe in Bezug auf die Berechtigung auf die Kronen der Herrscher es der bösen Tage nicht auch in anderen Ländern noch geben und zwar, die leicht böser werden können, als Italien sie sah, bei der dies Mal we-

nigstens vielleicht beispiellosen Achtung der öffentlichen Ordnung daselbst? und doch floß da schon Blut in Strömen!

Das ist doch eine böse Zeit, wenn hier unter der Sucht nach Centralisation und dort nach Annexion (das Ding ist alt, der Name nur neu), und wenn unter Nichtachtung der Verträge mit den Völkern, und dort unterm Brechen der von den Fürsten unter einander geschlossenen Tractate Throne zusammenstürzen, — und die Völker in feigem Murren und heimlichem Conspiriren, die Treue der Unterthanen verleugnend, endlich den Blutströmen der Revolution und noch nicht gesehener Gewaltthat und Gewaltherrschaft verfallen; und unter den Augen des christlichen Europa's die syrischen Christen gemordet werden, wie im fernen Indien von der Heiden Wuth? Wir leugnen es ja nicht, daß auch hier Gottes gerechter Wille waltet, der auch der Sünde Gräueltthat zu seinem Dienste zwingt, und der sich nicht spotten läßt und auch hier sich nicht wird spotten lassen, ob sein Gericht auch auszieht und namentlich von den Menschen als solches noch nicht verstanden wird, wenn gleich es schon einbrach. Wir leugnen es ja nicht, daß derselbe göttliche Wille, der Tausende den Tod finden ließ in ihrem Dienste vor dem goldenen Kalbe, das gegossen war aus dem in Aegypten gestohlenen Geschmeide, — auch Ludwig's des XIV. Centralisiren in der noch heute nicht abgeschlossenen Revolution Frankreichs, und sein Egalisiren in Egalité und Consorten seine Frucht tragen ließ, — und daß Oesterreichs Staatenbund glückliche Unterthanen der verschiedensten Confession und Nationalität und geliebte Herrscher hatte, bis die Sucht nach Centralisation der Sonderstaaten Rechte und Ordnungen, die Nationalitäten und Confessionen gegen Eid und Vertrag

verlehte, und, als Gottes Gericht folgte darauf (ob auch die lenkenden Menschen Anderes als Gott dabei dachten) Ungarn's Aufstand, der Verlust der Lombardei, und, wer steht dafür, daß das jetzige Einlenken der Regierung nicht zu spät sei? Wir leugnen es ja nicht, daß auch in diesen bösen Tagen Gottes Hand regierte; aber böse Tage waren's und sind's darum doch und wir sind darum berechtigt, des Apostels Mahnung auch auf uns zu beziehen: kauft die Zeit aus, denn es ist böse Zeit! und um so mehr, als wir eben selbst Throne zusammenstürzen sahen, weil, die darauf saßen, die Zeit nicht auskauften, in dieser ihrer Zeit nicht verstehen wollten, was zu ihrem Frieden dienen konnte.

1) Sprecht Ihr, daß diese bösen Tage, Gott Lob, uns ferne stehen, so will ich das nicht ganz in Abrede stellen; kann aber zugleich nicht unterlassen, darauf zu weisen, daß wir doch noch zu Europa gehören, und Europa's böse Zeit mit erfahren, und daß wir doch Syrien's Christen, welcher Confession sie auch gehören, noch Mitchristen achten, und darum ihre böse Zeit mitfühlen sollten. Aber auch abgesehen davon, und bei aller Dankbarkeit dafür, daß wir, außerhalb des Kaukasus, Gott Lob, Frieden haben, — können denn uns die bösen Tage nicht auch nahe sein? und ist die auszukauvende Zeit nicht die Zusammenfassung des Vergangenen und Zukünftigen? Wer von uns durchschaut denn, was selbst der Fürsten Cabinette nicht wissen über die Politik der kommenden Tage? Wer durchschaut unsere eigene und selbst die nächste, in der Vergangenheit begründete Zukunft? Die jetzt, Gott Lob, überwundene Bewegung im Schwesterlande? und des Bauern Zug nach Samara? und manch' noch Schwereres? Was wird darauf folgen? Und

wenn der große Entschluß unseres geliebten hochherzigen Kaisers, die Emancipation der Bauern im großen Reiche, dies Riesenwerk, zur Ausführung kommt, neben den vielen großen Gedanken, die unser Kaiser, Gott lohne ihm's. schon ausgeführt, — und zwar, trotz der Finanznoth, die auch unser Reich, wie sonst Europa, drückt, schon ausgeführt, werden dann keine bösen Tage kommen? Gott wolle unsern hohen Kaiser und uns mit ihm davor gnädig bewahren. Aber ableugnen können wir uns die Möglichkeit derselben nicht, und wir sollen's auch nicht, auf daß die bösen Tage über uns nicht kämen, ohne daß wir wissen, wie in ihnen die Zeit auszukaufen ist, und daß wir sie möglichst auskaufen, noch ehe sie einbrechen!

II. Wie wir in diesen bösen Tagen die Zeit auskaufen sollen? Die Frage kann erst zur Beantwortung kommen, wenn wir wissen, warum wir die Zeit, von der wir als Thatsache mit dem Apostel behauptet, daß sie böse sei, eine böse heißen, und was darum bedeutet das Auskaufen derselben? Die Zeit an sich kann nicht böse genannt werden, wie sonst Nichts, das Gott geschaffen hat und geordnet, und eben so wenig ihr zugeschrieben werden, was der Zeit selbst von Anfang an nicht als Mangel eigenthümlich ist, ihre Flüchtigkeit oder ihr träges Dahinschleichen, je nachdem die Menschen ihr Schuld geben, das Eigene auf sie ladend. Heißt's doch in der heil. Schrift, daß alle Creatur harret, entgegengeht der Erlösung, fintemal auch sie der Eitelkeit ist hingegeben, aber nicht aus eigener Schuld. Die Zeit, als Gott, der Ewige und Zeitlose, sie ordnete, war gut, wie Alles, was aus Gottes Gedanken durch sein ewiges Wort hervorging. Und gut war sie, als der Hauch, den Gott von

sich aus als ewigen und unsterblichen Geist dem Menschen eingehaucht, herrschte im Menschen und über die Erde und auch über die Zeit derselben. Der Mensch wandelte vor Gott und Gott vor dem Menschen, und die flüchtig hineilende Zeit mußte ihm dienen, Schätze zu sammeln für die Ewigkeit, in der er schon lebte in Mitten der flüchtig hinströmenden Zeit. Als aber der gottgeborene Geist des Menschen unterdrückt ward von seinem, zu Dienst und Gehorsam bestimmten creatürlichen Theile, das genommen war von der geschaffenen Erde, daß es vom Geiste beherrscht, die Handhabe böte zum Beherrschen der Erde, — als der Mensch nicht wollte wie Gott sein, sondern von Gott sich lossagend wollte gleich sein der Creatur des Feldes, da hörte er auf der Erde Herr zu sein; die Erde widerstrebte ihm, die Creatur des Feldes feindete ihn an und die Zeit, die ihm dienstbar gewesen für sein ewiges Leben, ward auch sein Herr wie aller übrigen Creatur, und zehrte an ihm bis er dem Tode verfiel. So ward die Zeit böse, weil böse ward, was sie nun mit sich reißt in die Vergänglichkeit des Lebens und in die Eitelkeit, die der Mensch über sie gebracht.

2) Soll darum, in einer bösen Zeit, die Zeit ausgekauft werden, so soll sie errettet und erlöst werden vom Fluche der Eitelkeit, nur da zu sein, — um, was in ihr lebt der Vergänglichkeit zuzuführen; — dann muß, der sie mit dem Stempel der Eitelkeit ohne ihre Schuld entwürdigt, — wieder in sie hineinstellen Ewiges, dem sie dienen könne, selbst vergänglich, zu der Herrlichkeit des Ewigen das Ihre schaffend. Und das kann geschehen, wenn sie in wilder Flucht hinstürzt über die Trümmer der Reiche und Throne, und wegwäscht in ihre ausgetretenen Fluthen die Blutlachen und die Asche

der Scheiterhaufen und was sonst der Menschen blinde Wuth bezeichnet, — wie's geschehen kann, wenn sie still dahinfließt durch die blühenden Fluren des Friedens; — es kann in der sogenannten bösesten Zeit, wie in den sogenannten guten Tagen, die doch böse Zeit sind, wie Israels Sitten an den Fleischtöpfen Egyptens böse Zeit war, — geschehen, und ist geschehen, so oft das Ewige, das Göttliche im Menschen wieder zur Herrschaft erwachte, und über den Trümmern und aus der Blutsaat Gottes Ehre verkündete, — das geschah in sogenannter böser Zeit öfter, als in den Tagen, da die Leute sprachen: sie gefallen uns! — Darum mahnet der Apostel: „Kauft die Zeit aus: denn es ist böse Zeit,“ und die bösen Tage sind die rechte Zeit dazu!

III. Wie aber kommen wir dazu, dies göttliche Gebot zu erfüllen: Kauft die Zeit aus? Ist's Gottes Gebot? — Wir haben's gelesen. Dann fehlt auch die göttliche Anweisung nicht, wie dem Gebote nachzukommen sei. Ihr thut's, — sagt der Apostel: wenn ihr verstehtet, was des Herrn Wille sei.

Es ist hier nicht die Rede vom Willen Gottes, wie das Gesetz ihn uns kund thut. Das hilft uns nicht, die Zeit auszukaufen; — das Gesetz kann, — thut's an uns, was sein Zweck ist, — uns nur noch dringlicher fragen machen: wie fangen wir's an, die Zeit auszukaufen: dieweil das Gesetz Keinen gerecht macht, sondern ledig Sünder schafft. Und doch bleibt's bei dem Worte: Ihr thut's nur, wenn Ihr versteht, was des Herrn Wille ist. Das verstehen wir aber so lange nicht, als Gottes Wille uns ein äußerer Wille ist; wir verstehen's dagegen, wenn Gottes Wille uns in's Herz geschrieben ist. Und das hat Gott gethan durch Jesum Christum und in Jesu Christo, daß wir nachkommen möchten

der Mahnung, mit der er den Erstgeborenen in die Welt führte: Dem folgt nach! —

1. In Christo trat Gott selbst in die Welt und einte sich dem Maria-Geborenen, in ihm nahm er Wohnung und Knechtsgestalt an, — und stellte sich hinein in die eben wild fluthende Zeit: denn es war böse Zeit. Doch, ob auch die Fluthen der alles begrabenden Zeit an ihn hinanbrausten, in Herodis Mordlust und der Jünger Feigheit und Unverstand, in der Pharisäer Hochmuth und der Sadducäer Spott, in Pilatus Feilheit und des Bösen Anfechtung in der Wüste und in Gethsemane's Ringen und — unter dem Spott und Frevel der Juden: „sein Blut komme auf uns und unsere Kinder,“ — und „Du halfst Allen, hilf Dir nun selber,“ — und unter der Mutter Jammer, — in dem Schreckensrufe: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen;“ — Er stand in den wildtobenden Fluthen der bösen Zeit da wie ein Fels, der nicht mit dem Strome schwimmt und nicht wanket. Und — „Vater, ich befehle meinen Geist in Deine Hände“ war der Siegesruf, — und, die Zeit zog still dahin, ledig der Eitelkeit, mit der sie gebrandmarkt gewesen, — als Dienerin Gottes hinfort von Jahr zu Jahr und von Jahrhundert zu Jahrhundert und von Jahrtausend zu Jahrtausend in alle Welt es hinauspreisend, daß die böseste Zeit zur Gnadenzeit, der Kampf zum Sieg, der Tod zum Lebensengel worden, — daß Gethsemane und Golgatha in dieser bösesten Zeit zu den heiligsten Stätten und das Kreuz zum Lebens- und Friedensbaume geworden, unter dem hinfort alle Völker sich sammeln zum Leben und Frieden. —

Seht, da ist die Zeit ausgekauft aus den bösen Tagen, denen keine böse Zeit gleich kam auf Erden: und, darauf

weisend, spricht die Schrift: „Dem folgt nach,“ — und er selbst spricht: „dazu bin ich gekommen in die Welt, daß ich thue Deinen Willen!“ Hier können wir verstehen, was des Herrn Wille ist, — und sollen ihn thun, als die auch die Zeit auskaufen in der Nachfolge Jesu, nicht in Selbstsucht das Unjere suchend, sondern uns Gott zu Dienst stellend und dem, was uns Gott befohlen!

2) Sprecht Ihr aber: das können wir nicht; wir, wie sollen wir dem nachfolgen, in dem Gott selbst wohnte? — so mag ich Euch darin nicht widersprechen, daß Ihr von Euch selbst auch wirklich Christo nicht nachkönnt; aber was uns selbst nicht möglich ist, das vermag Gottes Gnade wohl in uns, wenn sie den Willen Gottes uns nicht von außen her nur kund thut, sondern durch Christi Blut ihn unverlöschlich in unsere Herzen schreibt, als hinfort unseren eigenen Willen. — Wer's nur glaubt, daß Gott in Christo war, und in der Menschheit den Kampf gekämpft und den Sieg gewonnen über die böse Zeit, daß sie die heilige Zeit der Menschheit würde; wer die Sprache des Blutes vom Kreuze her vernimmt und den heiligen Willen des Herrn versteht: also habe ich Euch, — habe ich Dich und auch Dich selbst geliebt, der Du in Deiner Sünde selbst Dir ein Greuel geworden, und dem die anderen Menschen als einem Greuel ausweichen, auch Dich geliebt, daß ich aus der bösen Zeit Dich rettete für's ewige Leben, darin auch Deine böse Zeit zu heiliger Zeit gewandelt wird, — wer solcher Rede des Blutes vom Kreuze her glaubt, — dem zwingt Gott es ab, daß er den wiederliebe, der ihn zuvor geliebt; — in dem erwacht der unterdrückt gewesene Gottesgeist wieder zu neuem Leben, — und der spricht nicht mehr: ich kann Jesu nicht

nachfolgen; — der ringt vielmehr ihm nach, weil er eben nicht anders kann, und er weiß, daß das Haupt seine Glieder nicht läßt, und daß er endlich, — so lange er auch die Gnade getragen in irdenem Gefäße, und so oft er auch noch, — unter Seufzen und Thränen, wieder gefallen, — doch das Ziel gewinnt und sein ganzes Leben, auch die böseste Zeit, ausgekauft findet für's ewige Leben. —

So haben wir also des Apostels Wort, daß diese Zeit böse sei, — auch für unsere Zeit als berechtigt anerkannt, sowohl im Blicke auf das übrige Europa und die Christenheit, als auch im Hinblick auf unsere eigene Heimath. Wir können darum auch der Mahnung des Apostels uns nicht entziehen, die Zeit auszukaufen, — und wissen aus dem letzten Theile der Betrachtung, daß wir die Zeit nur dann recht auskaufen können, wenn auch wir von Gottes Liebe überwunden, ihn wiederlieben und darin der Erfüllung seines Willens, als hinfort unser Willens, gewiß sind. —

B.

Zum dritten Male war mir's heute vergönnt, Euch, edle Ritter und Landsassen Livland's, zu Guerem Landtage den Weiheruf zu verkünden. Im ersten suchte ich die altadelige Devise: „Noblesse oblige,“ d. h. „Adelsrecht bringt mit sich Adelspflicht,“ Euch klar und heimisch zu machen in dem allgemein christlichen Lehrsatze von der Haushaltertschaft, der von Euch, als von Haushaltern vor Gott und dem Kaiser, Treue erheischt in Bezug auf Land und Leute, über die Gott und der Kaiser Euch gestellt hat. — In der zweiten Landtagspredigt mahnte ich Euch, das Rüstzeug anzulegen, das Paulus der Apostel Euch empfiehlt, um in guter Ritterchaft,

von der Sünde in Euch selbst und in Eurer Mitte ungehindert, den guten Kampf zu kämpfen und siegreich zu beenden, in dessen gemeinsamer Aufnahme alle Privatfehden und Meinungskämpfe zum Schweigen gebracht werden.

Unsere heutige andächtige Betrachtung ist nicht in Euch selbst, noch in Eurem Berufe unmittelbar begründet, sondern in der äußeren Stellung unserer Tage bedingt, die der Apostel die böse Zeit nennt, aus der wir die Zeit, Christo nach, auskaufen sollen. — Doch aber muß auch diese Predigt, soll sie sich als Landtagspredigt ausweisen, uns wieder hinführen auf Euern Beruf vor Gott und Kaiser, — und darum vergönnt mir noch Raum für die Frage, — wie möget Ihr bei Eurem heurigen Tagen die Zeit auskaufen im Bewußtsein, daß die Zeit böse ist? wie in Bezug auf den Kaiser und auf Euch selbst, und auf die Eurer Vertretung Anvertrauten: denn in Bezug auf das Land und die agrarischen Verhältnisse desselben kann billig hier nicht die Rede sein, bevor in Anlaß der kräftigst vertretenen Propositionen der letzten Landtage die Kaiserlichen Bestimmungen emanirt sind.

I. Fragen wir darum, wie möget Ihr, in Christo geweiht, die Zeit auskaufen in dieser bösen Zeit, und zwar in Bezug auf unsern Kaiser? Dann möchte ich Euern Blick auf Eure Väter weisen, die neben dem Worte: „Ihr sollt unterthan sein der Obrigkeit, welche Gewalt über Euch hat,“ zu wiederholten Malen ihre Herrscher gewechselt, und Ihr braucht Euch ihrer nicht zu schämen.

1) Als der deutsche Kaiser nicht mehr die Gewalt hatte, um die Sidländer als seine Unterthanen zu schützen, und, wiederholt in schwerer Kriegsbedrängniß darum angegangen,

wiederholt ihnen gerathen, anderswo sich Hilfe zu suchen, — da wurde das Herzogthum Livland Polen vereinigt und zwar unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß keinerlei Untreue an ihrem angestammten Herrscher den Livländern vorgeworfen werde. —

Und als Polen die Verträge der Unterwerfung, die ausbedungenen kirchlichen und weltlichen Rechte und Ordnungen mit Füßen trat, da war nicht feiges Murren und heimliches Conspiriren der Livländer Thun, — in freier Mannesrede baten sie um Erfüllung der Tractate und — trugen dertweil das Unvermeidliche, — bis — Gott den Polen die Gewalt über sie nahm und sie dem Schweden gab, — und Livland wurde Schweden verbunden, und es war, so sehr auch es durch der Polen Verletzung seiner Tractate dazu versucht geworden, seinem Könige nicht treulos worden, also daß Gustav Adolph nur solche Treue für Schweden in Anspruch nahm, wie Riga sie Polen bis zur Capitulation bewiesen.

Und als Schwedens Herrscher wieder die Capitulations-Artikel verletzten, konnte doch keine Untreue ihren Livländischen Unterthanen vorgeworfen werden, — vielmehr haben dieselben Livländer, die vergeblich in aller Demuth freies Manneswort durch Patkul und Buddberg vor den König brachten, doch treu zu ihrem Könige gehalten, bis Gott ihm die Gewalt über sie nahm, — und sie — die Kugel am Gewölbe dort oben bezeugt es¹. — nicht feige noch treulos, Peter dem Großen unterthänig wurden, und, als das protestantische Fürstenthum Livland, in den Schutz des russischen

¹ Eine im Gewölbe der Kirche stekende Bombe, die Peter der Große bei der Belagerung Riga's in die Kirche warf.

Reiches mit allen für Kirche und Land ausbedungenen Rechten und Ordnungen aufgenommen wurden. —

Drei Regierungen also mußte Gott die äußere Gewalt über uns, die Gewalt des Schwerdtes, nehmen, ehe Livland von den Herrschern ließ, die längst schon verspielt hatten die innere Gewalt, die in der Liebe der Unterthanen den Fürsten gegeben ist. Unter der vierten Regierung leben wir jetzt, und zwar zum ersten Male, so lange wir von Livland wissen, hat unser Land seit 150 Jahren Frieden genossen, und es ist zu einem Wohlstande gediehen, wie nie zuvor. — O daß wir dies nie aus den Augen verlieren und Gott den Dank dafür nicht weigerten, daß er im Schutze des großen Reiches uns durch so viele Jahre dieses Segens theilhaft werden ließ, und daß er, Rußlands Kaiser, nicht nur die äußere Gewalt über uns erhalten hat, daß er unserm Kaiser auch die weit größere, die innere Gewalt, die der Liebe unserer Herzen zu ihm, gegeben, welche ein Volk dem Herrscher treu erhält, ob auch die äußere Gewalt des Schwerdtes ihm fehlte; — und auch sie soll unserm Kaiser mit Gottes Beistand nie fehlen.

2) Es ist böse Zeit, sagt der Apostel. O laßt uns darum um so mehr die Zeit auskaufen, — uns kräftigend, gleich unseren Vätern in Gottesfurcht zu Treue und Unterthänigkeit, zu Gehorsam und Liebe für unsern Kaiser bis zum letzten Lebenshauche. Und sollten durch die Rätthe und Diener unsres hohen Kaisers, die eben so wenig als wir selber auf Infallibilität Anspruch machen können, und die der Kaiser doch haben muß, — Regierungsmaßregeln uns betreffen, durch die unsere vertragsmäßigen Rechte und Ordnungen bedroht erscheinen, — auch dann laßt uns die treue

Unterthänigkeit unsrer Väter nicht verleugnen, und in freier Mannesrede, die unser Kaiser achtet und die ihn nur ehrt, bei aller Demuth zu ihm reden, und reden zum obersten Vorgesetzten unsres Landes, der in seiner Treue zum Kaiser und in seiner aufopfernd freundlichen und kräftigen Vertretung unserer Heimath wohl bewährt ist; vertrauensvoll laßt uns sprechen und festiglich hoffen, uns werde alle Hilfe werden, die Menschen möglich ist. — Wer nicht frei zum Kaiser zu sprechen wagt, ob er gleich dazu berufen ist, — der giebt dem feigen Murren Raum und was daraus erwächst, — und vor solcher Schmach und Sünde wahre Gott unser davon unbeflecktes Land gnädig immerdar. —

Das ist darum das Erste, edle Ritter und Landsassen, worin Euer Landtag in diesen bösen Tagen die Zeit auskaufen möge, — daß Ihr in freier Mannhaftigkeit Euch festigt zu unverbrüchlicher Treue und Liebe für unsern Kaiser und sein Haus, und das um so getroster, als durch unsres hochgeliebten Kaisers große Gnade sein Erstgeborner, unser Thronfolger Cesarewitsch, vor Kurzem noch in unsre Mitte kam und uns zeigte, zu welcher schönen Hoffnung auch für unsre Kinder er uns berechtigt. —

II. Das Andere aber, womit dieser Landtag die Zeit auskaufen möge in diesen bösen Tagen, ist, daß Ihr auch treu möget erfunden werden an Euch selbst und an denen, die zu vertreten Ihr berufen seid. Und es fällt dies Andere mit dem Ersten zusammen: denn eben die Treue zum Kaiser erheißt von Euch, daß Ihr treu wäret Euerm Glauben und dem Rechte des Landes, für Euch selbst und Euer eigen Fleisch und Blut und Alle, für die sonst Ihr zu Vertretern berufen seid. —

a. Ja, seid Euerm Glauben treu, — sonst könnt Ihr nimmer treu sein dem Kaiser noch der Heimath. Wer Gott nicht treu ist, ja wer auch nur gleichgültig ist in Bezug auf Gott, der ist dem Kaiser nimmer sicher. — Drum haltet fest an Euerm Glauben und scheuet keine Opfer, die er zur Pflege unsrer Kirche, also Eurer Kirche und der Kirche derer erheischt, die Ihr vor Gott und dem Kaiser vertreten sollt. Aus der Wurzel wächst auch ihre, wie Eure eigene staatliche Tüchtigkeit. — Ihr seid von den Vätern her die Patrone unsrer Kirche und habt — Gott Lob, — das an Euern Stand und Besitz gebundene Patronat in derselben noch nicht von Euch abgelehnt, und könnt es auch rechtlicher Weise nicht. O daß unsre Kirche und also auch Eure Kinder in ihr, sammt Allen, die zu Ihr gehören, Euerm Patronate ein gut Zeugniß gäben!

b. Seid Euren Rechten und also vor Allem Euren Rechte treu; denn auch in der Rechtspflege des Landes ist Euch das Patronat zuständig. — Ihr habt das Vorrecht, die Richterstellen des Landes zu verwalten und Recht zu sprechen, selbst nicht nur über Eure eignen Standesgenossen. — O daß Euer Vorrecht Euch nicht zum Vorwurf würde! Darum forget, daß es nicht fehle an Rechtskunde zum Recht sprechen, und daß, je höhere und schwierigere Richterstellen zu bekleiden sind, — auch Männer da wären, die der Rechtswissenschaft obgelegen und zu der sich auch Erfahrung gesammelt, — und daß ihnen, auch wenn sie kein eigenes Vermögen haben, doch die Möglichkeit geboten bleibe, dem Lande in treuer Rechtspflege zu dienen. — Seht rechts und links hin auf Eure Nachbarn, und Ihr werdet Euch nicht weigern

mögen, was gut ist, auch bei uns zu pflegen, und was schlecht, zu meiden.

c. Eure Bevorrechtung im Staats- und Heeresdienste ist Eure Verpflichtung, und zwar nicht bloß für die engen Schranken unsrer Heimath, sondern für's ganze große Reich, dem wir den 1^{1/2} Jahrhundert schon währenden Schutz unsres Landes verdanken. Daß sie darum nie ausginge, die Schaar der Civilländer, die im Civil und im Militaire sich dem Reiche nützlich machen, und auch in des Kaisers Nähe tretend, ihm es bezeugten, daß das Land nicht müde ward, intelligente Diener, und die wiegen mehr als Gold, in seinen Dienst zu stellen.

d. Dazu aber pflegt auch die Anstalten der Intelligenz, die Landes-Universität und die Schulen, die Eure eignen Kinder bilden und zugänglich werden müßten auch für die Kinder Eurer ärmeren Standesbrüder. — Pfl eget die Schulen bis hinab zu den Schulen des Bauernstandes — die eigne Intelligenz in der Förderung derselben in allen Ständen bezeugend, als der Macht, die den Wahn scheucht und die Knechtung durch denselben. —

e. Gedenket auch der Pflege der Gefangenen, — der Aerzte und Arzneien für die Kranken, der Besserung der dem Wege des Verbrechens nicht mehr Fremden, — und der großen Anzahl Geisteskranker, für die Heilanstalten ein unabweisbar Bedürfniß sind, und deren die Ostseelände 1348, Livland allein aber 764 zählt.

Das edle Herren, und ein Heer noch anderer Anforderungen stellt sich heute vor Euch auf, als die Euch mahnen, Eurer Vorrechte und der damit verbundenen Pflichten zu gedenken, — und in deren Erfüllung auf diesem Landtage die

Zeit auszukaufen zu besserer Repräsentation Eures Standes, als alle maß- und zwecklose Verschwendung des Gutes bietet, daß billig den Nachkommen die Last erleichtern sollte, sollen sie anders nach Euch sie noch tragen, die Last, die in dem Worte liegt: Noblesse oblige. —

Es ist böse Zeit, drum kauft die Zeit aus, als die verstehen des Herrn Willen! Kaufet sie aus, Christo nach, Gottes Willen in Euch tragend, und von der Selbstsucht los, auch auf diesem Landtage in Euch kräftigend die Treue zum Kaiser und Eurem Berufe. Amen.

Livländische Landtagspredigt

am 12. Februar 1862

in

der St. Jacobi-Kirche zu Riga

gehalten

vom

Bischof Dr. Walter,

Livländischen General-Superintendenten.

Gegen den Druck dieser Predigt ist nach gechehener Durchsicht von Seiten des Civl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga-Schloß, den 15. Februar 1862.

Consistorialrath Dr. C. H. Bertholz.

H. Buch, Not. Cons.

Der Druck wird gestattet.

Riga, den 15. Februar 1862.

Censor Dr. C. G. Napieráky.

Die Liebe Gottes des Vaters, die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch. Amen.

„Wenn ich Ihn nur habe“ — so sang, nun bereits vor mehr als einem halben Jahrhunderte, der innig fromme Freiherr von Hardenberg, — und er sang so in einer Zeit, da die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse seiner Heimath sich in einer Zerrüttung befanden, welche, scheinbar wenigstens, alles Bestehende seiner Auflösung zuführte. Und darum weist sein Lied zunächst allerdings wohl auf die Zuflucht hin, in die er aus der allgemeinen Verwirrung sich zurückzog und rettete, indem er in der Gemeinschaft seines Herrn und Gottes des ewigen Friedens sich getröstete. Zugleich aber leuchtete auch aus seinem Liede am dunkeln Horizonte der Zukunft die Morgenröthe auf, die den neuen Tag verkündete, den Tag der Befreiung und Rettung seiner Heimath, den Tag, zu welchem Alle, die in Novalis' Lied herzlich einstimmten, mit ihm in gleich inniger Sehnsucht und der festen Zuversicht sich bereiteten, daß, wenn wir Ihn nur haben, auch Kirche und Vaterland Freiheit und Frieden wiedergewinnen werden.

Wenn ich Ihn nur habe und innerlich frei werde in Ihm, der die Wahrheit ist, welche frei macht; wenn ich Ihn nur habe und liebend erglühe in Ihm, der die Liebe ist, — liebend Ihn, der mich lieben gelehrt, als er mich zuvor geliebt — und liebend die Brüder, die er in derselben Liebe auch mir gewonnen, daß ich mit ihnen gemeinsam siegend eindringe in die Eine Gotteskindschaft und in das Eine Erbe der ewigen Heimath; — wenn ich so Ihn nur habe, — dann muß auch hienieden in dieser irdischen Heimath Freiheit und brüderliche Gemeinschaft wiedergewonnen werden. So erweckte der fromme Sänger sein zertretenes Deutschland zu lebendigem Glauben und dadurch zu freudiger Hoffnung und zu mannhafter Erhebung endlich gegen den Unterdrücker.

Auch wir stimmten heute mit ein in Novalis' innig gläubiges Lied, — und wir thaten's wie er, um aus der gewaltigen Gährung, die auch in unseren Tagen alle Ordnungen aufzulösen droht, uns zu flüchten in die sichernde Gemeinschaft Gottes, und um in ihr uns zu kräftigen für rüstigen Kampf und Sieg auf dem Boden von Staat und Kirche, welche beide in dieser Zeit, wo wir auch hinschauen mögen, in allen Ländern viel gefährdet erscheinen, — und welchen auch dieses Landtages Berathungen gelten.

Und eben darum wird, edle Ritter und Landsassen, dies Lied zur Eröffnung Eurer Berathungen Euch nicht befremden, es wird Euch um so weniger befremden, wenn Ihr irgend die Zeichen unserer Zeit beachtet, wenn Ihr trotz den Forschern in der Offenbarung, die aus ihnen den letzten Tag schon erschauen, und trotz der Rechnungen der Politiker, die in ihnen den baldigen Sturz aller Staaten erkennen und trotz den Träumern, welche, aus diesen Zeichen auf das

Grab der Neuzeit schließend, bereits hier aus Sandwüsten, dort aus Trümmerhaufen hervorragende Ruinen und nicht zu entziffernde Schriftstücke von einer Nachwelt schon durchstöbert träumen, der unsere Zeit eine ganz fremde ist, — wenn Ihr, trotz allen solchen Klängen der Klage, in dem Weltschmerz unserer Tage, den der nach der Herrschaft ringende Materialismus dieser Zeit keineswegs schon verstummen machte, wenn Ihr in ihm nicht den Grabgesang, sondern das Kreischen unserer Zeit erkennt, die — ob auch unter viel Kampf und Noth — ein neues, frisches Leben gebähren will. Wenn Ihr so die Zeichen unserer Zeit versteht, dann wird es um so weniger Euch befremden, daß ich mit diesem Liede die andächtige Betrachtung eingeleitet, mit welcher ich auch dies Mal Euch zu Euerm Tagen begrüße und Euch mit Gottes gnädigem Beistande helfen möchte, Gott zur Ehre und dem Kaiser zu Dienst, wie Euch selber und dem Lande zum Heile zu tagen, — und wenn ich, im Einklange mit dem Liede, als Text der heutigen Betrachtung zu Grunde lege das Wort des Herrn und Meisters, das er zu Pilatus sprach, wie Joh. 18, 36 geschrieben steht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Was die Gegenstände sind, über die der heurige Landtag soll rathen und thaten, das wird, edle Ritter und Landsassen, Euere Landmarschall Euch vorlegen; — was das Vaterland aber zum Gedeihen unseres staatlichen und kirchlichen Lebens von Euerm Tagen erwartet und für dasselbe erbetet, das kann Euch die Ihr Alle inmitten unseres vaterländischen Lebens steht oder doch stehen solltet, nicht verborgen sein: denn, selbst wenn Ihr's Euch nicht selbst schon gesagt, so ist's doch zu Euch gedrungen, hier aus der Nähe und dort aus

der Ferne, hier in leisen Bitten und dort in laut drängender Forderung Euch nahe tretend. — Mit Beidem haben wir drum hier nicht zu schaffen; Unsere Aufgabe ist hier, zu sehen, was das Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, Euch, die Ihr Alle Theil habt oder doch haben solltet am Reiche Gottes, wie am staatlichen und kirchlichen Leben unserer Heimath, darbringt zu gedeihlichem Tagen.

Doch ehe wir dazu schreiten, ziemt's endlich noch zu fragen, wie es um Euch selber steht, die das Lied zum Ausbeuten dieses Textes sammelte, daß Ihr recht tagen könntet über die Vorlagen des Landtages. — Vor Jahren wollte meine Bitte an Euch, bei der Wahl des neuen Landmarschalls einen Mann zu wählen, der gekämpft inmitten der Parteien, bei Vielen unter Euch nicht anklingen. Doch wählte Ihr so, nicht weil ich's bat, sondern meine Bitte zeigte nur, daß ich den in Euch herrschenden Sinn erkannt gehabt. Und die Wiederwahl desselben Landmarschalls hat's bezeugt, daß Euch die Wahl nicht gereute. — Mich dünkt, heute kann ich nicht bitten: wählt einen Parteimann! denn der möchte meines Erachtens unter den Wählbaren nicht mehr zu finden sein.

„Liberalismus“ und „Reaction“, das sind die Feldbruse, unter denen das staatliche Leben Europas seit fünfzig und mehr Jahren schon zerfleischt wird. Und zwar identificirt man in diesem Kampfe den Liberalismus mit dem Fortschritte, und die Reaction mit dem Rückschritte, und überläßt den Stillstand, der bei allem organischen Leben der Tod ist und nur in der Verwesung desselben Spuren fremden Lebens an sich zeigt, — dem Conservatismus.

Daß aber vergeblich gekämpft wird zwischen diesen beiden einander feindlichen Heerlagern, das liegt vornehmlich daran,

daß die Namen, unter denen man kämpft, irrthümlich gewählt sind für das, was sie nicht ausdrücken. Ist nämlich das Leben Bewegung, so können Fort- und Rückschritt gegenüber dem todten Stillstande, als verschiedene Formen der Bewegung, also des Lebens, allerdings einander entgegengesetzt werden; mit Unrecht aber heißt man den ersten nur liberal und den zweiten reactionär. Die Reaction ist nämlich immer ein von einer Einseitigkeit hervorgerufenes Bekämpfen derselben durch die entgegengesetzte Einseitigkeit; sie kann eben darum dem einseitigen, abstracten Fortschritte eben so vorgeworfen werden, wie dem die Gegenwart nicht beachtenden Rückschritte; — liberal dagegen reagirt sehr oft der Rückschritt gegen illiberalen Fortschritt.

Fragen wir drum, was — wenn sie nicht als Liberalismus und Reaction einander entgegenstehen, — wir unter einseitigem Fortschritte und Rückschritte denn eigentlich verstehen, so meinen wir unter ersterem das Vorwärtsschreiten, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit und unter dem anderen das Zurückgreifen in die Vergangenheit, ohne Rücksicht auf die Forderungen der Gegenwart. Jenes baut willkürlich phantastische Theoreme in die Wolken und ist eigentlich Revolution, gleichviel ob vom Volke oder von der Regierung ausgehend; — dieses dagegen sollte rechtlich nur Repristination genannt werden, kann indeß gleichfalls revolutionär sein, wenn es dem Volke Formen aus einer demselben fremden Vergangenheit aufzunehmen zumuthet, die nicht zusammenklingen mit den Rechtsbegriffen desselben, welche in jedem Volke, das sich als Volk behaupten soll und kann, aus seinen religiösen Ideen oder Anschauungen, wie aus seiner Geschichte erwachsen. —

Beide diese Richtungen sind krank durch ihre Einseitigkeit und das Gesunde ist die Vereinigung beider, — nämlich die Forderungen der Gegenwart befriedigt werden durch die Fortentwicklung des geschichtlich Gegebenen, — und das ist der eigentliche Sinn des Conservatismus, da wohl nur ausnahmsweise einem oder dem andern sogenannten Conservativen in den Sinn kommen könnte, sich todtem Stillstande hinzugeben, in welchem die Vergangenheit weder fortlebt in der Gegenwart, noch diese sich fortgestaltet für die Zukunft.

Der abstracte, aller geschichtlichen Grundlage entbehrende und den Rechtsbegriffen des Volkes fremde Fortschritt des sogenannten Liberalismus verschwindet spurlos, wenn, und dem entgeht er nicht, ein tüchtiges Donnerwetter dreinschlägt und es in herabströmendem Regen die Luft reinigt von den Wolken, in welche er seine Luftschlöffer gebaut hat; falls er nicht in sein Gegentheil umschlägt, und zu unerträglicher Despotie wird, in Blutströmen die Erde düngend. Die Arbeit beginnt dann von Neuem da, wo der geschichtliche Boden verlassen ward.

So verschwinden auch jene Gespenster endlich, welche die den Fortschritt der Menschheit hemmende Repristination aus dem Grabe vergangener Zeiten heraufbeschworen und müssen Raum geben entweder chinesischem Stillstande und seiner Fäulniß, oder, wenn's gut geht, einer maßlosen Reaction, in welcher die Menschheit gezwungen wird, schon einmal Durchlebtes und vielleicht schmerzlich unter Thränen und Blutströmen Durchkämpftes nochmals durchzumachen.

So wurde unter dem Feldruse der Freiheit und Gleichheit Griechenlands Volksregierung auf den derselben fremden

Boden christlicher Rechtsbegriffe verpflanzt und schlug um zur wildesten Volksdespotie, mit der gleichmachenden Guillotine dem Cäsarismus den Weg bahnend. So ward aus Rom nach Frankreich und nach Napoleon's Muster in die europäischen Staaten der unbeschränkte Cäsarismus verpflanzt, und noch kämpfen die aus dem Christenthum erwachsenen Rechtsbegriffe der Freiheit und Gleichheit dagegen, um dem Conservatismus auf dem christlichen Boden Raum zu schaffen.

Es taugt darum nicht, wenn einseitig vertreten sind hier die Zukunft und dort die Vergangenheit: jede Einseitigkeit erzwingt die Reaction des Gegentheils. — Die Schwingungen des Pendels durchlaufen hin und zurück große Spatien, der Zeiger aber zeigt nur geringen Fortschritt an. Wo dagegen der Fortschritt sich aufthut, ohne den geschichtlich errungenen Rechten und Besizthümern, moralischen oder weltlichen, Gewalt anzuthun, und wo die geschichtlichen Errungenschaften sich selbst fortentwickeln nach den Forderungen der Gegenwart, — da werden die Kraft und Zeit verschwendenden Rückschläge erspart; da ist liberaler Conservatismus.

Unter den verschiedenen einseitigen Feldrufen ist auch bei uns zu Lande manch harter Strauß, und zwar zu manch erklecklichem Schaden, ausgefochten worden. — Hin und her durchflog der Pendel seine Schwingung: was er aber gefördert, zeigt der Zeiger an. Und auf welcher Stunde steht der jetzt? Es ist hoffentlich eine gesegnete Stunde: denn unter den Kämpfen ist allgemach die eigentliche Meinung der Kämpfenden zu Tage gekommen und anerkannt worden, und auf beiden Seiten hat Einer und der Andere dem Gegner persönliche Achtung abgedrungen und damit mehr Achtung für das, was der geachtete Gegner vertrat; darob sind die

Härten wie die Einseitigkeiten im Kampfe verschwunden, und, ohne daß sie der eigenen Ansicht wären untreu geworden, und auch ohne schon in die Waagschale zu legen, daß andere Zeitverhältnisse zu anderen Maßnahmen drängen, heißen heute Fortschrittsmänner oder Liberale, welche früher Reactionäre hießen und umgekehrt. Sie sind zu dem gelangt, was sie, nur unter falschem Namen, von Anfang an eigentlich angestrebt, und vereint mit ihren Gegnern erkennen und begegnen sie sich zumeist alle in liberalem Conservatismus, — und in ihm möge Gott unser Herr Euch, edle Ritter und Landsassen, auch durch das verlesene Texteswort kräftigen, daß Eures Landtags Berathungen und Beschlüsse dem Lande zum Segen und Euch selbst zu innerster Befriedigung ausschlagen. — Du aber, Geist Gottes: leite uns in Deine Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Den feigen Pilatus hatten Jesu Feinde hinterlistig dadurch für ihre Mordpläne zu stimmen gesucht, daß sie ihm zutrug, das Volk halte Jesus für den den Juden verheißenen König, und er selbst halte sich auch dafür; — und Pilatus fragte ihn drum: Bist Du ein König? Jesus antwortete ihm: „Du sagst es. ich bin ein König.“ Aber zur Beruhigung des Zeiglings setzt er hinzu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Die Wahrheit zu verkünden bin ich gekommen in die Welt, und wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.“

1) In dies Reich der Wahrheit, das, weil es nicht ist von dieser Welt, nicht kommt mit äußerlicher Geberde, sondern innerlich in uns ist, haben auch wir heute mit Novalis in seinem Niede uns geslüchtet, sofern wir sind aus der Wahr-

heit; und ich wünschte herzlich annehmen zu dürfen, daß wir's Alle gethan, — daß unter uns nicht wären, die mit Pilatus achselzuckend sprechen: Was ist Wahrheit?!

Weil Pilatus nicht war aus der Wahrheit, darum bedünkte ihn ein Reich der Wahrheit eitel Einbildung, und den König desselben bemitleidete er als armen Schwärmer, den er weiter nicht zu fürchten brauche und den er darum, trotz der warnenden Stimme seiner Frau und wider besseres Wissen in feiger Furcht vor den drohenden Pharisäern hingab zum Kreuzestode.

Auch heute werden die feigen und käuflichen Pilatusseelen, weil sie nicht aus der Wahrheit sind, nicht nur die eigne Wahrheit bezweifeln, sondern auch an Recht und Wahrheit in aller Welt verzweifeln, und darum mitleidig und über die Achsel hin die ansehen, die nach Wahrheit streben und nach Allem, das sonst noch Tugend heißt. Auch heute noch wird, wer den Himmelsfunken, den Geist aus Gott, vom fleischlichen, dem Materiellen nur verfallenen Wesen unserer Tage in sich selbst hat unterdrücken lassen, weiter gehen und sich gar dessen rühmen, an keinen Gott zu glauben, der selbstbewußt, also ein persönlicher Gott ist, und nicht zu glauben an das Gottesreich, das innerlich in uns ist, und er wird, wie Pilatus, Christi Wort und den Eindruck, den es machen könnte und sollte, von sich schütteln und die Kräftigung für Eure Berathungen von sich weisen, die entbehrend — er nur zu leicht Gefahr läuft, trotz aller Warnung und gegen besseres Wissen sich der Furcht vor Menschen oder vor irdischen Verlusten Preis zu geben, — und zwar zu gleichem Ende mit Pilatus.

2) Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Christi

Reich, das innerlich in uns ist, ist das Walten seines Geistes in uns. Das kommt nicht in den äußerlichen Geberden dieser Welt, es geht nicht um mit ihren Mitteln, es trachtet nicht nach ihrem Reichtume und Ansehen, nach ihrer Macht und Herrlichkeit, und wo die Kirche je darnach trachtete, da ist sie eben soviel des Gottesreiches, des Christenthumes ledig worden, als ihr's gelang, ein Reich zu werden, das ist von dieser Welt.

3) Das Christenthum ist nicht von dieser Welt, und es ist darum, eben so wenig als es trachtete nach den Schätzen derselben, je in Opposition getreten wider die Reiche dieser Welt und wider ihre Ordnungen und Formen, gleichviel ob sie Theokratien oder Republiken, Monarchien oder Oligarchien heißen, ja gleichviel auch, ob sie ein mildes oder ein hartes Regiment mit sich brachten. Daher werden selbst die, welche wie Pilatus sonstigen Grund haben, sich vor den Mächten und Kräften dieser Welt zu fürchten, ob denen, in welchen das Christenthum waltet, also der Geist Gottes einwohnt, keine Unruhe oder Besorgniß fühlen, weil sie entweder dieselben als eitel Schwärmer bemitleiden, oder sie als ihnen unschädlich erachten um dessentwillen, daß der Christ allezeit dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, und aller Obrigkeit unterthan ist, welche Gewalt über ihn hat und die darum ihm von Gottes wegen Obrigkeit bleibt, bis es Gott gefällt, ihr die Gewalt zu nehmen, und weil das Christenthum in seiner universellen Stellung unter den verschiedensten Staatsverfassungen die Unterthanen zu treuem Gehorsame heiligt, wenn auch ohne der einen oder der andern dieser Verfassungen je dienstbar zu werden; die werden aber leider auch wie Pilatus gegen Christus eher versucht werden, sie unrechtlich

zu behandeln, und werden die Frucht davon ernten, wie Pilatus.

II. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Darum trachtet das Christenthum nicht nach weltlicher Hoheit, aber eben darum wird es auch stets sich frei erhalten von aller Dienstbarkeit unter der weltlichen Macht und so sehr es die Unterthanen der weltlichen Reiche mahnt, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, mahnt es dieselben auch als Unterthanen des ewigen Königs im Gottesreiche, weil sie aus der Wahrheit sind, auf sein Wort zu achten und Gott zu geben, was Gottes ist, und dadurch, was ihr inneres geistiges Leben betrifft, aller äußeren Macht gegenüber frei zu bleiben.

1) Und diese andere Seite des Wortes, das Christus zum Pilatus sprach, hat nicht nur er überhört und zwar zu seinem Verderben; das hat nach ihm so mancher Machthaber mit sicherer Aussicht auf denselben Erfolg übersehen, der thut und gethan, wie die Napoleone einst und jetzt, die, obgleich sie sonst in Allem die Revolution beerbten, im Widerspruche mit ihr es gerathen hielten, das Christenthum, weil es dem Kaiser ungeweigert geben heißt, was des Kaisers ist, in des Kaisers Dienst zu ziehen, es, und wäre es nur durch güldene Ketten, der weltlichen Macht und Verfassung dienstbar zu machen. Da hat man Gotteshäuser gebaut und sie und die drin zu haltenden Gottesdienste köstlich ausgestattet und die Diener Gottes an denselben die Geistlichkeit, reich gepflegt und mit hohen Ehren überschüttet und man meinte irrthümlich, so die Kirche für sich zu gewinnen, zu der Kirchen und Gottesdienste und die Geistlichkeit allerdings gehören, die sie aber allein nicht ausmachen. Da wurde wohl auch die äußerlich constituirte Kirche allgemach so sehr verweltlicht,

daß sie drein willigte, sich der Staatsmacht zu Dienst zu ergeben; aber irrthümlich meinte man damit das Reich Gottes, das Christenthum, das in uns ist und nicht ist von der Welt, der Staatsmacht dienstbar gemacht zu haben. Man übersah es, daß, was nicht von der Welt ist, aber aus der Wahrheit ist, welche frei macht, sich von der Welt zu ihrem Dienste nicht kann bestechen noch knechten lassen und daß, so gewiß die Kirche durch das in ihr waltende Christenthum eine Macht ist, an der schon mancher Staat, wenn er sich an ihr stieß, zerfiel, eine geknechtete Kirche dieser Macht, weil des freien Christenthums, entbehrt und also auch der Staatsmacht keine Dienste leisten kann; — man übersah, daß das Christenthum, also das Einwohnen des Geistes Christi in uns, wohl ein festes Fundament ist, darauf der Staat sich stützen kann, daß das Fundament aber zur Hand zu nehmen, es zu handhaben, jeder Staatsverwaltung zu schwer und unmöglich werden muß.

2) Oder thaten die Klüger, die, diesen Mißgriff zu vermeiden, doch aber den Staat der Gefahr zu entziehen, in die er unausweichbar fällt, wenn er in Kampf geräth wider das Christenthum, — den Staat hingaben in den Dienst der Kirche und ihn in Formen und Ordnungen zu constituiren strebten, welche den Urkunden des Christenthums sollten entnommen sein?

Die vorchristlichen Staaten constituirten sich zu Theokratien und Despotien, zu Oligarchien und Demokratien je nach den Vorstellungen der Völker von ihren Göttern; die Götter derselben aber waren Personificationen des Volksgeistes und seiner Helden. Darum fielen Cultus und Staatsverfassung bei ihnen zusammen. Mit ihren Göttern fielen

die Verfassungen und diese mit jenen. — War es drum schon thöricht, wenn in christliche Lande die Verfassungsformen hinübergepflanzt wurden, die bei jenen Völkern einst geblüht, ohne doch die Götter Griechenlands und Roms wieder anzubeten und ohne für ein jüdisches Königthum und Hierarchie dem Geiste des Judenthums zu Liebe das christliche Bewußtsein in den christlichen Staaten zurückzudrängen (ob's gleich schon Gelüste darnach gab —); so mußte der Mißgriff noch thörichter und schädlicher sein, wenn nach Staatsformen und Ordnungen in den Urkunden des Christenthums gesucht ward, während es von seinem Meister das Zeugniß hat, nicht von der Welt zu sein, — also auch sich weder in Formen der Welt kleiden, noch der Welt Formen für ihr weltliches Leben geben zu können gelte es nun der Chemie oder sonst einer Wissenschaft der Welt, oder der Verfassung des Staates in dieser Welt.

3) Und doch muß was geschehen, um die Reiche dieser Welt vor dem Conflict mit dem Christenthum zu bewahren, an dem alle Reiche der Welt zu Grunde gingen, die ihm widerstrebten; doch muß was geschehen, um den Regierungen und Machthabern eine Macht zu besorgen, die trotz dem treuesten Gehorsame unter der Obrigkeit, die dem Kaiser nie weigerte, was des Kaisers ist und in nur passivem Widerstande der Obrigkeiten Ansprüche an das, was Gottes ist, ablehnte, — doch die Welt und ihre Reiche überwindet. — Und wie mag das anders geschehen, als indem die Machthaber in dieser Welt selbst Theil gewinnen am Reiche Gottes und selbst in ihm sich durchleuchten lassen von den Ideen des Christenthums, aus denen die Rechtsbegriffe der christlichen Unterthanen erwachsen, die diesen Kraft geben und

Siegesmuth, und aus denen auch die Herren in dieser Welt es lernen können, keine Anforderungen an die Völker zu thun und ihnen keine Gesetze zu geben, als die mit diesen Rechtsbegriffen der Völker zusammenstimmen.

III. Wahrheit und Liebe, die heiligen Namen Gottes, sie sind die ewigen Ideen des Christenthums. Aus ihnen nur werden gute Herrscher, aus ihnen treue Unterthanen geboren. Und die Rechtsbegriffe, die aus ihnen den christlichen Völkern erwachsen, als die Macht, vor der die Staaten verschwanden, welche dem Christenthume widerstanden, und die auch heute noch allein fähig ist, die Staaten vor dem Untergange zu sichern, — diese Rechtsbegriffe, — die das Christenthum geboren und die von ihm aus als Strahlen des himmlischen Lichtes in die Reiche dieser Welt scheinen und ihnen Licht und Kraft schaffen, sind die Begriffe der Freiheit und der Gleichheit oder Brüderlichkeit auch der Staatsbürger.

Laßt dies Wort Euch nicht erschrecken, edle Ritter und Landsassen Livlands. Was ich meine, ist nicht, was die Geschichte zum Schreckbild gestempelt, es ist vielmehr, was der Christenheit jene Greuelsen erspart hätte, hätte sie sich ihres Christenthums entsonnen, hätte sie zum Gottesreiche ihre Zuflucht genommen, wie uns heute der fromme Sängerkönig angeleitet.

1) Die Freiheit des Gewissens gegenüber den Gesetzen des Staates, sie mußte Sokrates mit dem Giftbecher entgelten — und Tausende derselben Christen, die unter den verschiedensten Staatsformen, ja selbst als leibeigene Sklaven in treuem Gehorsame Alles der Obrigkeit darbrachten, worauf sie ein Recht hatte, — ließen die Freiheit ihres Gewissens

sich nicht antasteten, — und ob auch nicht mit den äußerlichen Geberden dieser Welt, und ob auch nur leidende Weigerung der Gewaltthat entgegensetzend, haben sie's doch allen Staaten mit ihrem Blute besiegelt, daß Gottes Reich höher steht, als alle Reiche dieser Welt, daß die Freiheit des Gewissens, die individuelle Freiheit des Menschen, höher steht, als der Welt Herrlichkeit und stärker ist als sie, — sie haben's besiegelt in Schaaren von Märtyrern, deren Blut, selbst unter'm Henkerbeile und auf den Scheiterhaufen, den Sieg gewann über die Reiche der Welt.

Und was war das doch eine andere Freiheit, als die der Spartaner und Athenienser, wo der Freibürger nicht nur selbst Menschen als Sklaven knechtete, sondern selbst auch Sklave war unter der überstimmenden Masse seiner Mitbürger, die auch seinen Glauben und seine Ueberzeugung unter ihren Willen beugte. — Und was war's doch eine andere Freiheit als die, welche Frankreichs Revolution verkündete, wo, blutdürstiger als je ein einzelner Despot, die Volksmasse das einzelne Individuum knechtete.

War das Freiheitsgefühl aber mit dem Christenthum in den Christen heimisch geworden, also daß Nichts den gottgebornen Geist und seine Zeugnisse in ihnen dämpfen konnte, dann war's ja nicht zu wundern, daß sie, im Bewußtsein, auch Bürger zu sein im Reiche der Welt, dieses dahin zu formen strebten, daß es Schutz gewähre der individuellen Freiheit seiner Bürger, also auch in ihrem sittlichen wie weltlichen Besitze und in möglichst freier Verwendung derselben, wo sie nicht selbst sich darin schützen konnten, sie schützte.

2) Gleichheit oder Brüderlichkeit war der andere Rechtsbegriff, in dem die Christenheit die Welt besiegte. Daß sie

sich Nachkommen wußten desselben Elternpaares, sich gleich wußten unter einander als Sünder und gleich als Erlöste desselben Heilandes, und daß sie Kinder und Erben sich wußten desselben Gottes, — das brachte die Unterschiede der verschiedenen Stände und Völker als trennende Schranken zu Grabe, und sie erfreuten dieses Bewußtseins als Brüder in derselben Kinderschaft Gottes sich, ohne der Freiheit zu vergessen und der mannigfachen Unterschiede, welche diese, innerhalb der brüderlichen Gleichheit, heiligt.

Die vorchristlichen Völker kannten die Gleichheit oder die brüderliche Stellung der Menschen unter einander nicht, es sei denn innerhalb derselben Volksthümlichkeit, der gegenüber alle anderen Völker wilde Barbaren hießen, und es sei denn innerhalb derselben Rasse, wozu jeder besondere Stand durch den Mangel der brüderlichen Liebe, der individuellen Freiheit, sich versteinern mußte. — Und als in Frankreichs Revolution die Gleichheit ausgerufen ward, so wurde sie, obgleich herbeigezogen zur Ermöglichung der Freiheit, die Mörderin aller erstrebten Freiheit, wie sie den eigenen Tod schon selber in sich trug. Keiner soll mehr haben als der Andere, Keiner mehr Ansehen, mehr Einfluß, mehr Vermögen &c. Dazu hätte Keiner Verstand, Rechtlichkeit noch sonst eine Tugend, Fleiß, Gesundheit &c. haben dürfen, um nicht im Vortheile zu sein vor dem Dummen und Ungeordneten, dem Trägen, Vergewer &c. Da mußte die letzte Spur der Freiheit des Individuums verschwinden! Und sie trieben es darnach — bis die Guillotine auch sie gleich machte denen, die sie auf demselben Wege zur Gleichheit des Todes gefördert.

Die Gleichheit der Christen dagegen ist Brüderlichkeit und wird zu Stande gebracht durch das gleichmachende Gebot der Liebe, die den Nächsten liebt als sich selbst, im Nächsten also Nichts sieht, als einen Mit-Sünder und Mit-Erlösten, als einen derer, in denen Gott sich von uns will dienen lassen. Diese Liebe fragt nicht nach der Nationalität, wenn's zu lieben gilt, aber sie unterdrückt sie auch nicht, wie eine Rasse; sie fragt nicht nach Armuth oder Reichthum und anderen Vorzügen, aber nutzt dieselben und läßt sie nutzen im Dienste Gottes und zu um so innigerer brüderlicher Vereinigung, je mehr Dieser geben und Jener danken und Beide Gott loben können.

Was ist's drum zu wundern, wenn solche Fassung der Gleichheit im Gottesreiche durch die Bürger desselben, die zugleich Staatsbürger waren, auch Raum suchte im Reiche dieser Welt, und wenn sie ihn nicht anders gewinnen konnten, als indem sie von der Staatsgewalt Schutz verlangten, um nach eigenem besten Gewissen das Ihre auf's beste zu verwenden, alle gleich im Dienste Gottes mit dem ihnen Vertrauten.

3) Freiheit, aus der Wahrheit, und Gleichheit, aus der Liebe geboren, sind die weltbeseigenden Rechtsbegriffe der Christen: und ein Staat, der in seinen Unterthanen, und ein Machthaber, der in seinen Untergebenen will stark sein, hat ihnen nur solche Ordnungen und Gesetze zu geben, die gegen diese ihre Rechtsbegriffe nicht verstoßen; sonst scheitert er an ihnen.

Welche Staatsform oder Verfassung ein Land auch habe, die Sicherheit der Unterthanen und die Kraft der Regierung ist in der Achtung dieser Begriffe zu suchen, im Christenthum

also, aus dem sie in die Welt geboren sind. Mit dem Christenthume stehen und siegen sie; sie fallen aber beim Abfalle vom Christenthume — ja, sie schlagen wohl um in jene glaubenslose Hingabe an den Materialismus, der zu Noahs Zeit sie essen und trinken und freien ließ, bis die Wasserfluthen sie begruben, und der zur Zeit der Revolution sie fremdes Gut verzehren und an den geopferten Mitbürgern ihren Blutdurst stillen machte, bis sie unter der Guillotine Blutfluthen ihr Ende fanden, — und der auch heute wieder, — als wäre er eine neue Erscheinung, in der That aber ein Gespenst aus jenen Gräbern — die Welt bedroht, im Geleite des krassesten Unglaubens, der sich nicht genügen läßt an der eigenen Geistlosigkeit, den Geist in sich ableugnend, sondern auch Gott keinen selbstbewußten Geist, keine Persönlichkeit zugesteht, um an den Gemeinplätzen von Gottheit, Vorsehung, Zufall u. dergl. sich zu ergehen, und das aus Liebe angeblich für die Civilisation, in der That aber aus Knechtschaft unter das Materielle, das goldene Kalb unserer Tage.

So war's denn an der Zeit, daß wir mit Novalis „Wenn ich Ihn nur habe“ fangen, und aus dem wirren Treiben dieser Zeit uns flüchteten in den Frieden und den Siegesmuth des Gottesreiches; so war's an der Zeit, daß ich dies Gottesreich nach des Heilands eigenen Worten in seinem Reichthum an Wahrheit und Liebe Euch vorführte, und den Gegensatz, den es einnimmt gegenüber den Reichen dieser Welt, und die Kraft, die es seinen Anhängern giebt zu treuem Dienste unter der Obrigkeit dieser Welt, und die weltbestehenden Begriffe, die es in sie pflanzt, für den Tag der Ver-

theidigung des Gottesreichs und zum Heiligen der Welt mit dem Lichte des Reiches, das in uns ist. Wolle Gott der Herr Dir, edle Ritter- und Landschaft meiner theuern Heimath, geben, daß auch Du, durchdrungen von des Christenthums innerstem Feuer, rathen und thaten möchtest und beschließen, was, — zusammenklingend mit den unvertilgbaren Rechtsbegriffen der christlichen Völker, stark macht die Obrigkeit in den Unterthanen, stark den geliebten Kaiser und sein Haus und seinen Stellvertreter in unserm Lande, — stark auch Euch in gesegnetem Verbande mit dem übrigen baltischen Lande, und im Vertreten unserer väterlichen Kirche, die Gott gnädig hat läutern lassen von Allem, das das lautere Christenthum in ihr zurückgedrängt, und zu deren heiligem Priesterthume, zu deren gedeihlichem Ausbaue, um ein wahrer Tempel Gottes zu werden, auch Ihr, betraut mit dem Patronate derselben, berufen seid, und darin Ihr Euch und den Euren, und Allen die Euch befohlen sind, allezeit möget bewahrt sehen das innerliche in uns wohnende Christenthum, und dessen Frieden und Kraft und Siegesmuth zu allem Kampfe im Leben und im Sterben. Amen.

Livländische Landtagspredigt

am 9. März 1864

in

der St. Jacobi-Kirche zu Riga

gehalten

vom

Bischof Dr. Walter,

Livländischen General-Superintendenten.

Gegen den Druck dieser Landtagspredigt ist nach vorgängiger Durchsicht von Seiten des Livländischen Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga-Schloß, den 12. März 1864.

R. Baron Ungern-Sternberg, Assessor.

H. Buch, Notrs.

Von der Censur erlaubt.

Riga, den 13. März 1864.

Gnade und Friede von Gott unserm Herrn und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch, edle Ritter und Landsassen Livlands, zu gutem Ein- und Ausgange Eures heurigen Landtages, sei sammt Euch mit uns Allen. Amen.

Joh. 4, 36—38.

Ob die heurigen Landtags Berathungen sich nun mit dem Stande oder dem Stamme oder dem Glauben beschäftigen mögen, dem Ihr angehört, — oder ob sie ansehen mögen das Land, das Euch gehört und seine Rechtspflege und seinen Bodencredit, — in Allem gebe Gottes Gnade Euch, so treu und wahr, so gerecht und weise und reich an christlicher Liebe zu tagen, daß dieser Landtag eine That werde, werth, den segensreichen Thaten der Livländischen Ritter- und Landschaft von 1804 und 1819 und 1849 zugezählt zu werden, und daß Euer Rathen zu Thaten erwachse, die fähig sind, unseres hochgeliebten Herrn und Kaisers Zufriedenheit und Achtung, und Eurer Standes- und Stammes- und Glaubensgenossen Dank Euch zu erwerben, ob dem von Euch geförderten Gedeihen des Landes und seiner Rechtspflege und seines Glaubenslebens — zu Thaten, ob denen Tausende unserer Zeitgenossen und aber Tausende, die nach uns leben werden, auf Eueren Gräbern noch Euch segnen mögen.

Ein Saattag werde Euer Landtag für Euch, zum Besten derer, die nach Euch kommen, zu erndten von Eurer Arbeit, gleichwie auch Ihr erndtet und geerntet habet, was Andere säeten. Sei sie eine Segensfaat, Eure Arbeit, damit nach den verlesenen Textesworten sich mit einander freuen könnten, der da säet und der da erndtet, wenn dieser Lohn empfängt und Frucht sammelt zum ewigen Leben von Eurer Arbeit. Das schaffe reich der Landtag, dazu erbaue uns reich des Heilands Wort über das Erndten von Anderer Arbeit. Du aber, heiliger Geist, leite uns in Deine Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit. Amen.

I. „Hier ist das Sprichwort wahr, spricht der Herr: Dieser säet, der Andere schneidet“, — und er spricht's, als er die Seinen zum Schneiden sendet, wo nicht sie gesäet hatten, sondern wo Moses und der Propheten Wort und das Leben die Garben gezeitigt hatte zur Erndte. — Sonderlich bedünkt auf den ersten Blick gar Viele sowohl dies Sprichwort, als auch, daß der Herr selbst es ein wahres heißt; obgleich, sieht man das Leben der Menschen genauer an, wir es nicht leugnen können, daß dies Wort in der Regel ein wahres ist. Was wir nämlich sind und haben, ist in der Regel die Erndte davon, was unsere Vorfahren und sonst Andere erarbeiteten, und nie ist es Erndte nur von unserer eigenen Arbeit, das Erfreuliche sowohl als das Betrübende, das wir für unser Sein und Haben erndten: da schon unser Arbeiten selbst Resultat ist der uns gestaltenden Thätigkeit Anderer.

1) Oder saget selbst, edle Ritter und Landsassen Sidlands: — der Stand, dessen Mitglieder zu sein Ihr Euch freuet, und die Rechte, die Ihr in ihm genießt, daß Ihr Recht

sprechen im Lande, welches Ihr besizet, und die Richter wählet aus Euerer Mitte und sie unterhaltet aus Eueren Mitteln, — daß Ihr für Kirche und Schule und was sonst vom Gemeinwohl erheischt ist, Euer Land belastet, sie und die Bewohner des Landes nach Innen und nach Außen hin vertretend, als der, neben der sich selbst vertretenden Stadt Riga und neben den nur zum Theile sich selbst vertretenden übrigen Städten des Landes, — derzeit wenigstens factisch einzig dazu berufene Stand hier zu Lande, — ist das Euer eigen Verdienst, oder ist's nicht Euer Erbe, Erndte also von Anderer, vornehmlich von Euerer Vorfahren Arbeit?

2) Und wieder, wenn in der Neuzeit Euer ausschließlicher Besiz selbst von den selbstwillig noch unbefizlich gebliebenen Rationalen unter den Bauern des Landes bemäfelt wird, obgleich doch der Landtag von 1849 das Unrecht, welches 1819 gegenüber der Bauerverordnung von 1804 ihnen that, zurechtgestellt und gegenüber eben diesen Bauern den ausschließlichen Landbesiz aufgegeben und ihnen die Möglichkeit geboten hat, neben Euch Besizer des Landes zu werden, — und wenn sie, statt den ihnen zugänglich gemachten Besiz auf demselben Wege des Kaufes, dem Ihr selbst oder Euer Väter doch Eueren Besizstand verdanket, sich zu erwerben, — von böslischen Wühlern durch Erzählungen über die der jetzigen Generation ganz fremde und im Lande längst vergessene Leibeigenschaft der Väter, oder gar über die vor 700 Jahren vollzogene Eroberung des Landes und über die im übrigen russischen Reiche in diesen Jahren vorgenommene Freilassung und Frohn-Ablösung sich haben irre leiten und zu thörichten Hoffnungen sich haben verleiten lassen, deren Nicht Erfüllung sie als ein ihnen gethanes Unrecht Euch

vortwerfen; und wenn eben so, selbst aus dem Kreise der Stammesgenossen im Lande und in den Städten, dieser Guer und des Bauernstandes ausschließlicher Landbesitz, als staatswirthschaftliches und geschichtliches Unrecht angegriffen wird, weil er auf nicht patriotischer Beseitigung eines, von ihm nicht, wie gebührte, überwachten Anrechts des Bürgerstandes am Besitze begründet sei, und wenn der auch ausschließlich von Euch im Lande besorgten Rechtspflege in gleicher Weise ihre Ausschließlichkeit und die darin begründete Unzulänglichkeit ist vorgeworfen worden, ohne in Anschlag zu bringen, daß der Vollkommenheit keine auch anders besorgte Rechtspflege sich rühmen kann, — und wenn die schweren Seufzer und bedenklichen Klagen der vom Glaubenszwange bedrückten Gewissen lässiger Wahrnehmung Eures Patronats in unserer Kirche sind zugeschrieben worden, ohne dem Rechnung zu tragen, was darin bereits geschehen ist, — ist das Alles von Euch verschuldet, — oder ist es nicht, so weit Wahres in diesen Vorwürfen liegt, Guer Erbe, die Erndte also, die Euch da zugewiesen ward, wo Ihr nicht gesäet hattet? Es gilt einmal die Regel, daß, wer des Vaters Güter erbt, auch seine Schulden zahlen müsse, und wer seinen guten Namen und seine guten Rechte (und das sind sie ihrer Zeit wenigstens gewiß gewesen) erbt, sich auch den bösen Gerüchten nicht entziehen kann, die ihnen, ob mit Recht oder Unrecht, nachgerebet werden! — Auch hier also ist das Sprichwort wahr: Dieser säet und jener schneidet.

II. Konnten wir aber somit selbst uns dem Befehle des Heilands nicht entziehen, daß wir hingehen zu erndten, wo wir nicht gesäet haben, und haben wir allesammt darum wohl auch Manches erndten müssen, das nicht uns nur,

mehr vielleicht die noch drückt, die uns solche Erndte bereitet haben, — dann sollten wir billig auch nicht vergessen, daß derselbe Befehl des Heilands auch in Bezug auf unser Arbeitsfeld, auch unseren Kindern und denen gegeben ist, die nach uns kommen. Solchen Bewußtseins laßt uns, die- weil es noch Zeit ist, gute und nur gute Saat streuen, auf daß die nach uns kommen, ihrer Zeit Lohn empfangen und Frucht sammeln könnten, deren sich mit einander freuen können, die da erndten und die da säeten, mag auch dieser letzten Freude theils hier nur in Hoffnung genossen werden, theils ihnen erst zu Theil werden, wenn sie schon ruhen von ihrer Arbeit und eingegangen sind zu Gottes Ruhe und zur ewigen Seligkeit.

1) Livlands Ritter- und Landschaft ist zuvörderst als protestantische Ritter- und Landschaft bei Aufhebung der katholischen Stifte und des geistlichen Ritterordens in deren Besitz und Macht getreten, und ist bis heute, ob sie auch einzelne Glieder anderer Confessionen in sich aufgenommen, wesentlich protestantisch und Patron der protestantischen Kirche dieses Landes geblieben. — Das ist Euer heiligstes Erbe von den Vätern her, edle Ritter und Landsassen Livlands. O daß es auch Euer theuerstes Erbe wäre, und Ihr es als Eure heiligste Pflicht erachten möchtet, dies Kleinod unverkürzt denen zu erhalten, die nach Euch kommen, Eueren Kindern und allen Glaubensgenossen aus dem Stande des Bürgers und Bauern, die zur Ritter- und Landschaft aufschauen als zum Patron ihrer Kirche.

Heilig sei unser evangelischer Glaube darum Euch selbst: denn lebt er nicht in Euch, gestaltet er Euch nicht Haus und Leben, — dann wird von Eurer Lebens- = Arbeit die

Glaubens-Erndte denen nie erwachsen, die in Euere Arbeit kommen und erndten sollen. Ja selbst die äußere Vertretung unseres Glaubens gegen jeden Eindrang und Gewissenszwang, läßt sich als bloße äußere Ehrensache nicht durchführen; auch sie will als Gewissenssache betrieben sein. Als solche aber helfe Euch Gott sie ritterlich, unverzagt und unverdrossen zu betreiben, allwo sich Glaubenszwang gegen Livlands Protestanten erheben mag; als in solcher ruhet offenen Auges und Herzens auch unseres gnadenreichen Herrschers Beistand an, — auf daß Ihr guten Gewissens, also freudiger Hoffnung, der Erndte gedenken möget, welche, noch an Eueren Gräbern Euere Mühen segnend, die gewinnen sollen, die in Euere Arbeit kommen, — und auf daß unser hochgeliebter Kaiser, der noch vor Kurzem Euch als Patrone unserer Kirche anerkannte, Euch, selbst trotz etwa unbequemer Stunde, seine Achtung und Vertrauen nicht weigern möchte, weil auch für den Kaiser auf den nur Verlaß ist, der Gott und seinem Glauben treu ist.

2) Livlands Ritter- und Landschaft ist anderen Theils deutschen Stammes und ihre Glieder, theils eingewandert aus Deutschland, theils hier von deutschen Eltern geboren, haben sie deutsch erhalten bis zum heutigen Tage. Hat nämlich auch hier und da eine andere Nationalität ihr Mitglieder geboten, so sind doch diese, oder wenigstens ihre Nachkommen, lebten sie anders in Livland, durch die Macht der deutschen Sitte und Bildung Deutsche geworden, — und sie werden, eben so wenig als die aus dem Wenden-Stamme entsprossenen Altenburger in Deutschland sich die deutsche Nationalität werden streitig machen lassen, eben so wenig sich Holländer oder Esthen, Dänen oder Letten, Schweden oder

Liven, Ruffen oder Schotten heißen, weil ihre Vorfahren etwa jenen Völkern angehörten. Sie sind Deutsche geworden, wie ein großer Theil unserer deutschen Bürger und ein großer Theil der jetzigen deutschen Bevölkerung Deutschlands, und wahrhaft deutsche Männer boten ihre Geschlechter unserer Ritterchaft, wie als glänzendes Beispiel zwei wahrhaft deutsche Männer eben jetzt an der Spitze der baltischen Provinzen und an der Spitze der Livländischen Ritterchaft stehen, die beide ihre Ahnen in dem ausgestorbenen Volksstamme haben, der vor den Deutschen Livland inne hatte. Die Ritter- und Landtschaft, wie die Bürgerschaft Livlands ist deutsch, — und daß wir heute nicht sagen können, ganz Livland sei deutsch, ist von uns selbst vornehmlich verschuldet, als wir, in unklarer Pietät gegen die Bruchtheile aus der Geschichte verschwindender Volksstämme, ihre Nationalität zu erhalten uns bemühten, gegenüber ihrem, in der Natur und Lage derselben begründeten Drange zur Germanisirung, und damit auch zur nationalen wie bereits zur confessionellen Gleichstellung mit ihren Herren.

Wenn's noch möglich ist, wolle Gott das Versäumte, namentlich durch die bereits ehrlich gepflegten und fortzupflegenden Schulen für sie nachzuholen, uns genügende Liebe für sie geben; — jeden Falls aber bleibe, neben den an Kopfszahl sie weit überragenden deutschen Bürgern, die Ritter- und Landtschaft deutsch, — sich dazu kräftigend durch möglichst erneute Berührung mit dem väterlichen Volksstamme in dessen Heimath und durch nicht zu fliehende Berührung mit den verschiedensten Schichten der Stammesgenossen in dieser unsern Heimath, die jede in ihrer Stellung Tugenden des deutschen Volksstammes entfalten, welche in

anderen Schichten der Gesellschaft nicht hervortreten, — die in ihrer Gesamtheit aber den Volksgeist bilden, den jedes Volk, auch der deutsche Livländer, in den zu seiner Vertretung Berufenen sucht, soll er anders ihrer Vertretung auch sein Wohl getrost vertrauen. — So, als deutsche Ritter- und Landschaft ausdauernd, mögt Ihr getrost auf die schauen, die nach Euch in Eure Arbeit kommen werden, und möget Ihr Euch jetzt schon dessen erfreuen, daß sie ihrer Zeit mit Dank für Euch werden froh werden ihrer deutschen Sprache und Bildung, Sitte und Treue, und so Gott will, einst auch einer ganz deutschen Heimath, und werden froh werden ihrer Theilnahme an unseres Herrschers Vertrauen auf seine deutschen Unterthanen und auf ihre Bereitwilligkeit zu seinem Dienste, wie hier in der Heimath so im großen russischen Reiche, und hier wieder nach dem eigenthümlichen Verufe des deutschen Stammes, als — wenn auch jetzt eben ungern gemochter — Sauerteig für andere Völker.

3) Livlands Ritter- und Landschaft ist endlich Besitzer des Grundes und Bodens in Livland, und darum der Vertreter desselben und seiner Bewohner, Recht sprechend auf demselben und die Richter wählend aus seiner Mitte, und dem Gesetzgeber Gesetzes-Vorlagen unterlegend. Sind nämlich gleich die Städte Livlands vom ausschließlichen Besizrechte der Ritter- und Landschaft ausgenommen, und haben sie auch demgemäß, außer der höchsten Justiz-Instanz, und die Stadt Riga, die in Allem sich selbst vertritt, auch in Bezug auf die, ihre eigene Gerichtsbarkeit, so bezieht sich das doch eben nur auf die Städte und ihre Marken. Die Landgüter der Städte aber und der hohen Krone und sonst nicht zum matrikulirten Adel gehöriger Besitzer sind in der Landschaft

vertreten, seit die ehemalige Landschaft, welche neben dem Ritterorden in Livland besitzlich war, den Namen der Ritterschaft auf sich übertrug und Raum gab in der Landschaft allen nicht zur Matricul oder zur Ritterschaft gehörigen Gutsbesitzern.

Factisch ist die Ritter- und Landschaft also im Besitze des Landes, das sie ererbt oder erworben hat auf dem Boden ererbten Rechtes und Gesetzes. Hört ihr Besitzstand in Livland auf, dann hören auch die auf demselben gegründeten Rechte und Pflichten, dann hört die politische Bedeutung der Ritter- und Landschaft in Livland auf. — Darum, — sollen die, welche Euch folgen, in Freuden erndten von Eurer Arbeit, dann erhaltet ihnen, was Ihr von den Vätern ererbt habt, den Landbesitz in Livland.

Das geschieht aber nicht durch's Festhalten oder Erwirken ausschließlichen Besitzrechtes. Die Erfahrung hat das genügend bewiesen, indem sie zeigte, daß trotz dieses factisch eben bestehenden Rechtes — viele Familien besitzlos geworden sind zur Vergrößerung nur der — dem Lande und diesen Gütern selbst zum Nachtheile einherrig gewordenen großen Güter-Complexe, — und daß neben dem neuerdings abgetheilten bäuerlichen Besizthum der Güterbesitz Seitens des Adels nicht verkürzt ward.

Prüfet dies Recht des ausschließlichen Güterbesitzes drum immerhin ernstlich und vor Gott, dem jedes Unrecht ein Greuel ist; — prüfet es und sehet zu, ob es wirklich, wie man ihm vorgetworfen hat, vor Euch, als denen, die auf geschichtliche Entfaltung alles politischen Lebens halten, von einem Unrechte gegen Anderer geschichtliches Recht behaftet sei, — und erfindet Ihr's also: dann machet Euern Besitz

von einem Rechte frei, das als Unrecht je gewiß Euren eigenen Besitzstand untergraben muß. Dies Recht aber, ob es nun nur vorgeblich oder wirklich durch ein Unrecht getrübt sei, — achtet es nicht die Macht, die Eure Erben im Besitzstande und damit in der politischen Bedeutung der Ritterschaft zu erhalten vermag. Dazu thut ganz Anderes Noth!

Es thut dazu aber Noth, daß Ihr Land und Leute kennen und lieben lernt und Euch von ihnen, als vom Heimathsbande, umschlingen laßt, damit die Versuchung, um größern oder geringern, nur gar zu leicht verausgabten Vortheils Willen, Eure Güter zur Marktwaare zu machen, oder das Gelüste nach sinnlosem Luxus, oder die Lockung des grünen Tisches und des noch gefährlicheren Börsenspieles, — Euer und Eures Besitzthums und Besitzstandes nicht Herr werde. — Es thut Noth, daß Ihr als gute Haushalter des Euch vertrauten Pfundes viel Frucht aus ihm zu schaffen sucht, — daß Ihr Euer Besitzthum rationell zu bewirthschaften lernt und die Euren es lehren laßt; — daß Ihr dem Boden einen besseren Credit eröffnet, der, so lange der Reiche ihn nicht zur Finanzoperation ausbeutet und — zuletzt zum Verschlingen der Armsten, — den Segen hat, daß er den ärmeren Gutsbesitzern Betriebs-Kapitale in die Hand legt; daß Ihr den Verkauf des Bauerlandes und damit die nur von denen, die sich drin nicht versuchten, geleugnete Vereinfachung der Wirthschaft und die Befreiung der Güter von vielen Lasten erleichtert, — daß Ihr so die Frucht und den Werth Eurer Güter steigert und an Eurem Theile auch den Wohlstand des Landes, Gott zum Lobe und zum Heile auch der Armen, die dabei auch zum Brode kommen, fördert. — Das thut Noth zur allgemeinen Erhaltung Eures Besitz-

standes in Livland. So werdet Ihr es Euch und Euren Erben möglich machen, die beim alten Schlenbrian der Wirthschaft und des Lebens nicht mehr erschwingbaren Lasten der Güter zu tragen, — statt entweder das Besizthum nothgedrungen zu verkaufen, oder die von den Besizhenden erheischten Opfer auch nothgedrungen nicht zu verwilligen. —

Diese Lasten aber wachsen, ganz abgesehen von den maaslos steigenden Ausgaben für die Kindererziehung und die häuslichen Bedürfnisse, — sie wachsen eben — für die ausschließlich Berechtigten und damit auch ausschließlich Verpflichteten jährlich höher an, hier durch das immer mehr zu Bewußtsein kommende Bedürfniß nach besserer Versorgung der Geisteskranken und anderer Kranken, der gefangenen und verschickten Verbrecher, des Volksschulwesens und der zu höherer Bildung zu fördernden Kinder verarmter Standesgenossen, und namentlich der der Rechtskunde sich Widmenden, damit es an rechtskundigen Richtern nicht fehle, — und dort, um die aus eigener Mitte erwählten Richter nicht unter Nahrungsorgen verkommen zu lassen, — und um all' den Bedürfnissen der Wege-Communication und anderer publiken wie privaten Nothstände zu genügen.

Möchte die Justiz-Reform, die auch in diesen Tagen Eurer Verathung vorliegt, diese Lasten vermindern und sie nicht steigern. Möchte diese Justiz-Reform aber, die mich mit die wichtigste und auch bedenklichste Eurer Verathungen bedünkt, — möchte sie, dieweil sie Euren Händen noch vertraut ist, erwachsen aus dem Rechtsbewußtsein und der Rechtsgewohnheit unseres Landes, nicht aber ohne Zusammenhang mit denselben hingestellt werden, um unvermeidlich Anstoß und Verwirrung zu bewirken. Daher ich denn, —

so oft ich auch beim Vergleichen der Neuzeit mit der Zeit vor 100 Jahren unserm Gott gedankt, daß ich in allen Beziehungen großen Fortschritt zum Bessern anerkennen konnte, und so wenig ich denen beistimmen kann, die die Langsamkeit dieses Fortschritts beklagten, während er in vielen anderen Ländern Europas sich viel langsamer bewegte, — ohne daß er doch bei uns je was überstürzt hat; — und so wenig ich als ein mit allen Fasern seines Lebens in Livland und seine Zustände verwachsener und die Förderung derselben herzlich wünschender Beobachter, weder in den kleinen Städten, wenn dort der gelehrte Rechtskundige in die Anschauungsweisen der Bürger einzuleben sich herabließ, — noch in den Bauern-Gerichten, deren Richter sich mit der Bauern-Denkweise vertraut gemacht, — von solchen Mängeln es wimmeln gesehen, als man neuerdings behauptet hat, und so sehr ich zweifle, daß die vielen unleugbaren Mängel in unserem Rechts- und kirchlichen Leben, wie in der Armen-, Kranken- und Gefängnißpflege, plötzlich und ohne organischen Zusammenhang mit dem Dagewesenen und Daseienden in unserem Livländischen Leben sich wegräumen lassen; und so unüberwindlich mir, auch wenn ich mich aller eigenen armen Erfahrung in diesen Dingen bescheide, — eine Besorgniß sich aufdrängt, — und zwar nicht die, daß beim Reformsturme unserer Tage — denn Umstürzen ist leicht — viele alte Formen und Ordnungen zusammenstürzen werden: — können sie sich nicht halten, — so mögen sie fallen; auch die nicht, daß neue Ordnungen und Formen, so schwer es ist Wohnliches aufzubauen, an die Stelle treten werden; die alten Ordnungen waren auch einmal neu; die Besorgniß aber, daß, während die Gewohnheiten und, daß ich so sage, die Traditionen, die gewohnte Liebe

und Nachsicht und Opferwilligkeit, selbst die schwächsten der alten Formen und Ordnungen ertragen, ja sogar zum Segen ausbeuten machten; dem ganz Neuen, fehlt ihm dieser es tragende und heiligende Geist, — nur ein schwerer Eingang bevorsteht; daher ich also trotz alledem, was ich, vor jedem Uebersturze warnend, hier hervorgehoben, — doch Euch, edle Ritter und Landsassen, dringend bitten muß: muß den Reformforderungen der Neuzeit wie der Regierung Eure Aufmerksamkeit zugewandt werden, — so macht, von erfahrenen Rechtskundigen unseres Landes berathen, Euch selbst daran, und thut das Unabweisbare und Nothwendige selbst und bald, bevor anderstwoher unserem Leben Fremdes und Schädliches uns zukommt, das, ob es auch ein Muster der Vollkommenheit dünkte, ohne organischen Zusammenhang mit unserem Leben auch uns nur Schwarzes auf Weiß besitzen macht, das nie in's Leben dringt. Laßt Euch dabei den Schein nicht irre führen, als blieben wir so gegenüber den reißenden Fortschritten des russischen Volkes im Rückstande; vielmehr wollet, was Ihr begonnen, bevor in Rußland von Reformen die Rede war, zu Ende führen: die bauerlichen Verhältnisse nämlich, die, sind sie wie begonnen, so durchgeführt, lange noch Rußland als Vorbild werden dienen können.

Lasset fallen die letzten Frohnen, denen Ihr schon vor 20 Jahren das Urtheil gesprochen, — daß das ganze Land nicht Schaden leide durch einige Säumige. — Laßt auch die Pachten, deren Steigerung nicht, wie die der Frohne, in bestimmte Grenzen geschlossen werden kann, — bald dem Verkaufe des Bauerlandes weichen; — daß ungetrübtes Wohlbehagen wieder einziehe in der Bauern Häuser, und, während das Nehmen und Gebenmüssen immer noch, selbst bei den

Pächtern, ein unfreundliches Verhältniß aufrecht erhält, — die Bauern, die durch Kauf zum Landbesitze gelangten, als die Kleinbesitzer, um die reicheren und mächtigeren und erfahrenen Großbesitzer sich sammeln möchten, nicht mehr weil sie müssen, sondern weil sie wollen. — Ja laßt uns dem selbstgesteckten Ziele entgegenringen, dieweil es noch in unserer Hand ist, — damit, statt wüster Wirren und statt des Murrens auf einer und der Unsicherheit auf der anderen Seite, — die, welche in Eurer Arbeit kommen, als Erndte Eurer Mühen, als Euer Erbe überkämen geordneten Besitz des Herrn und des Bauern und geordnete Rechtsverhältnisse, die der Kaiser wieder den übrigen Provinzen des Reiches als Muster vorstellen könne.

III. Und wenn Ihr nun berathet über diese Agrar- und über die Justiz-Reform, und über den Besitzesstand im Lande und den Boden-Credit, und wenn Ihr berathet den deutschen Fortbestand der Ritter- und Landschaft, und die Seufzer der unterm Glaubenszwange verzagenden Glaubensgenossen und deren Vertretung, — dann gedenket der Mahnung des Apostels Paulus (an die Phil. 2, 1 u.): „Ist bei Euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit bei Euch, dann erfüllet meine Freude, daß Ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seid; Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet Euch einander Einer den andern höher als sich selbst, und ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist; ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war.“ Ja werfet von Euch alle persönliche und familielle Feindschaft und Freundschaft beim Wählen und Rathen, — bleibt bei

der Sache und sucht Nichts zu fördern durch Schönrednerei, sondern nur durch Betweisung des Geistes und der Kraft sucht das Recht zu fördern, und achtet Euch selbst in jedem Antragsteller, und die Wahrheit in jeder Rede, wessen Mund sie auch ausspreche, — und auch dieser Landtag wird als edle That der Ritter- und Landschaft dastehen, — Gottes Lob verkündend und neue Treue betweisend für Kaiser und Vaterland, und Freude auch in ewiger Seligkeit bietend beiden, dem, der da säet und dem, der erndtet. Das walte Gott in Gnaden! Amen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.
